





Kulturgeschichte
des
Mittelalters.

Von

Georg Grupp.

III. Band.

Zweite, vollständig neue Bearbeitung.

Mit 21 Illustrationen.



Paderborn.
Druck und Verlag von Ferdinand Schöningh.
1912.

Vorwort.

Nach einem langen, gut ausgenützten Zwischenraum von über vier Jahren erscheint der dritte Band, dem ein innerlich damit eng zusammenhängender vierter Band bald nachfolgen soll. Der vorliegende Band reicht über das zwölfte Jahrhundert nicht hinaus, obwohl oft Nachrichten des dreizehnten, ja sogar manchmal noch späterer Jahrhunderte verwertet sind. Eine genaue Zeitbestimmung läßt sich bei kulturhistorischen Darstellungen unmöglich festhalten, und die Verbindung der Chronologie und Systematik bietet fast unüberwindliche Schwierigkeiten. Wenn die Staats- und Kirchenhistoriker die Kultur berücksichtigten, pflegten sie sie meist in einem Anhang zu behandeln und nach den einzelnen Perioden Gruppen zu bilden: Religion, Recht, Wirtschaft und Sitte, Kunst und Literatur. Verführe ein Kulturhistoriker nach diesem Plane, so entstände eine trockene, dürre, langweilige Archäologie. Lenkt er aber das Hauptaugenmerk auf die zeitliche Entwicklung, so muß das Zusammengehörige unwillkürlich auseinandergerissen werden. Die Masse der Einzelheiten widerstrebt einer Eingliederung, und nur wenn man entschlossen darauf verzichtet, das wirkliche Leben in seiner Mannigfaltigkeit sich genau widerspiegeln zu lassen, gelingt es zur Not, logische und psychologische Zusammenordnungen zu gewinnen. Gewiß tauchen in der Geschichte Ideen auf und nieder, und ich habe nicht versäumt, darauf aufmerksam zu machen, wo sie sich von selbst aufdrängten, aber allumfassende Schemata hat man bis jetzt nicht entdeckt. Man muß die Tatsachen vergewaltigen, wenn man sie alle unter einen Nenner bringen, und die Charaktere verzwingen, wenn man sie in eine Uniform stecken will. Am ehesten geht es noch bei der Wirtschaftsgeschichte. Daher

waren auch Wirtschaftshistoriker die Erfinder der sich in der Geschichte scheinbar ablösenden Gefühlstypen; sie haben aber bei der älteren idealistischen Richtung wenig Beifall gefunden, besonders wenig auf der dem Verfasser befreundeten Seite. Um so auffallender war es, daß ein den nämlichen Kreisen angehörender Kritiker in der Sozialen Revue 1909 S. 113 diese Abneigung auf einmal überwand und einen ungerechten Vorwurf erhob.

Noch ungerechter ist ein anderer Vorwurf, der sich hie und da hervorwagte, als ob ich dem Mittelalter nicht unbefangen gegenüberstände. In Wirklichkeit fehlt mir bei aller Vorliebe für das Mittelalter jegliches Vorurteil. Mehr ungünstige Nachrichten und Tatsachen lassen sich kaum zusammentragen, als der zweite bis vierte Band enthält, wohl aber ließen sich noch mehr günstige Seiten herausstellen. Daher ziehen auch die Freunde des Mittelalters schönere Darstellungen vor, zumal wenn sie mit Stoff weniger überladen sind. Sie haben viel weniger unrecht, als die Feinde des Mittelaltes, denen man es nicht düster und schwarz genug malen kann. Die reine, leidenschaftslose Objektivität ist die Sache weniger Gebildeter, Gelehrter und Lehrer, und diese, auf die ich besonders rechnen muß, haben zumeist ein gewisses Vorurteil gegen allgemeine Darstellungen, weil sie nie erschöpfend sein können. Vorurteile haben also auch sie, denen es am wenigsten ansteht. Doch werden sie sich der Einsicht nicht verschließen können, daß wenigstens für die Sittengeschichte keine wesentliche Nachricht übersehen wurde, daß die Werke von A. Schultz und M. Heyne eine vielfache Ergänzung erfahren und daß manche Partien mit monographischer Ausführlichkeit behandelt sind, z. B. der Aberglaube, die Kirchenreform, der Cistercienserorden. Über das Wirtschaftsgeschichtliche kann erst am Schlusse des Mittelalters geurteilt werden. Zunächst bitte ich die Kritiker darauf aufmerksam zu machen, daß das vorliegende Werk eine wirkliche Neubearbeitung ist, keine bloße Neuauflage der vor bald zwanzig Jahren erschienenen zweibändigen Kulturgeschichte des Mittelalters; denn viele führt der gleiche Titel irre. In Wirklichkeit retteten sich nur wenige Sätze vom alten ins neue Werk herüber.

Es wird kaum ein wichtiges Quellenwerk geben, das nicht ausgebeutet wurde. Am Schlusse des Werkes hoffe ich darüber Rechenschaft ablegen zu können. Vorläufig muß ich wegen der

Zitate auf Potthast und Chevalier verweisen. Im Unterschied von den zwei ersten Bänden habe ich für Migne statt M. vielmehr die Abkürzung P. l. (P. g.) gewählt.

Zweimal hat mir der Druckfehlerteufel bös mitgespielt, ohne daß mich eine Schuld träfe: S. 7 verwandelte er eine Martinsgerte in eine Martinsgrete und S. 289 Z. 1 muß es natürlich heißen abendländisch, wie auch in der Korrektur stand.

Bei der Korrektur haben mich durch Aufschlüsse unterstützt die Herren Dr. P. Pius Eichinger und Germain Morin, Dr. Freys, Dr. Glauning und stud. phil. Fritz Heiler in München. Ihnen sei bester Dank gesagt!

Abbildungen habe ich noch weniger aufgenommen als in die früheren Bände trotz fortgesetzter Mahnungen der Kritik, und ich beschränkte mich auf besonders belehrende und zur Veranschaulichung notwendige Bilder; denn ich wollte kein Bilderbuch und kein Illustrationswerk liefern, das in großen Massen hergestellt wird, sondern eine ernste wissenschaftliche Arbeit, die nicht nach jedermanns Geschmack sein kann.

Maihingen, Juli 1912.

Dr. Georg Grupp,
f. Rat und Bibliothekar.

Inhaltsverzeichnis.

Verzeichnis der Abbildungen.

Fig. 1* stammt aus Meitzen, Siedelung und Agrarwesen. — 2*, 3* aus Bohault de Fleury, La messe — 4* aus Schlumberger, L'epopée byzantine III, 827 — 5* aus der Mg. v. Paulus — 7*, 8*, 16* aus Beda Kleinschmidt, Lehrbuch der christl. Kunstgeschichte — 9*, 14* aus Ernst Förster, Denkmale — 11* aus Essenwein, Kulturhistorischer Bilderatlas — 13* aus Meyers Konversationslexikon — 15*, 19* aus Weiß, Kostümkunde — 17* aus Schultz, Höfisches Leben (Kraus Miniaturen der Manessischen Liederhandschrift) — 21* aus Wright, History of Caricature 71. — Die Herkunft der übrigen Bilder ist an Ort und Stelle vermerkt.



LIX. Naturkultus.

1. Naturkultus und Aberglauben.

Das Christentum ist eine Jenseitsreligion; alles in ihm zielt ab auf eine jenseitige Vollendung und Verklärung, auf die Ruhe in Gott. Sein Gebiet ist die Seele, das Unendliche, Unsterbliche am Menschen. Der Seele gießt die Religion eine neue Lebenskraft ein, erleuchtet den Verstand und stärkt den Willen. Diese Erleuchtung und Stärkung, mit einem Wort, die Gnade Christi tritt aber nicht als etwas Unvermitteltes, Unvorbereitetes, mit einer plötzlichen, stoßweisen Wirkung an den Menschen heran, sie ist nichts Magisches, sondern sie knüpft an das natürliche Erkennen, an den menschlichen Willen an, hebt ihn aber über sich selbst hinaus und gibt ihm eine Richtung auf das Jenseits.[1]

Ganz anders wirkt das Heidentum, die heidnische Religion. Sie dient fast ausschließlich dem Diesseits und bedient sich wesentlich der Magie, der Zauberei. Das menschliche Tun und die daran geknüpften Erwartungen göttlicher Hilfe stehen in keinem Verhältnis zueinander. Hier herrscht reine Willkür und Laune wie beim Wetter; waren doch die Götter selbst nur vermenschlichte Naturgewalten. Wem es gelingt, die Götter zu bestechen, den überhäufen sie mit Glücksgütern, selbst wenn er noch so schlecht ist. Auch nach ihrer Bekehrung haben nun die Völker, die Germanen noch mehr als die Römer und Griechen ähnliche Vorstellungen

---

[1] Omnipotens Deus non opera sed devotionem operum, nec actus sed voluntates actuum, nec res sed causas rerum, nec quisquis faciat, sed qua mente id faciat, plerumque aut probat aut improbat; Libri Carolini 3, 22; P. l. 98, 1161.

bewahrt und sie auf Gott, seine Engel und Heiligen übertragen. Sie stellten sich den Himmel menschlich vor wie einen großen Hof, an dem die Gaben und Geschenke viel vermögen, wo Geschenke ihr Ziel nicht verfehlen, und wo umgekehrt die Herrscher ihre Gunst durch Geschenke betätigen. Den Herrschern liegt nichts an strenger Gerechtigkeit, sie folgen ihren Launen und vermögen sich zu keiner rein objektiven Unparteilichkeit zu erheben. Von dieser Stimmung rettete sich ein guter Teil durch allen Wandel der Zeiten hindurch, und selbst viele christliche Theologen arbeiteten ihr in die Hände.

Glaube und Aberglaube berührte sich sehr nahe, und auch das schärfste Auge vermag keine genaue Grenzlinie zu erkennen. „Da das Volk," klagt ein Schriftsteller, „besonders die gemeinen Leute, noch schwach im Glauben war und nur mit Mühe gänzlich von seinem heidnischen Irrtum losgerissen werden konnte, indem es sich heimlich immer wieder der Ausübung einiger angeerbter heidnischer Gebräuche zuwandte, so sah ein heiliger Mann in seiner großen Klugheit ein, daß es am leichtesten von seinem Unglauben bekehrt werden könnte, wenn der Leib eines berühmten Heiligen herbeigebracht würde, der, wie es zu geschehen pflegt, durch Wunder und Zeichen und durch Heilungen Aufsehen erregen würde, so daß das Volk anfinge ihn zu verehren und sich daran gewöhnte, seinen Schutz anzurufen; besonders weil jene, die den Worten der Prediger über die Kraft Gottes nicht glaubten, doch dem, was sie vor Augen sähen und was sie zu ihrem Besten fühlten, den Glauben nicht versagen könnten."[1] Aber was war das für eine Bekehrung! Das rauhe harte Landvolk ist noch halb heidnisch, verkündigt ein Schriftsteller des neunten Jahrhunderts, und macht sich kein Gewissen daraus, Heiligenfeste unwürdig zu begehen.[2] Gab es doch selbst noch im dreizehnten Jahrhundert nicht nur Bauern, sondern auch Kaufleute, die nicht einmal das Vaterunser kannten.[3] Daher war der Aberglaube unausrottbar. Das Volk vertraute blind auf die Macht der Reliquien, richtete seine Entscheidungen nach Gottesurteilen, gebrauchte Zaubersegen aller Art und erwartete, wo nicht von den Kirchendienern, so doch von den Kirchenherren Zauberwirkungen.

[1] Transl. s. Liborii 7; M. G. ss. 4, 151.

[2] Mirac. S. Bened. 5, 12; Boll. Mart. III, 339.

[3] Lecoy, La chaire française, 2. éd. 424; Köhler, Kleinere Schriften II, 496.

Daß die Religion sich vor allem durch irdischen Segen empfehlen und bewähren müsse, dachten nicht allein die Bauern, sondern auch hochstehende Laien und ein großer Teil des Klerus. Erleuchtete Theologen sahen tiefer und verachteten den äußeren Glanz und Erfolg, und unzählige wählten den schweren Weg der Entsagung. Aber wie die entsagenden Priester und Mönche oft rasch zu Reichtum und Glanz gelangten, so schlug die Stimmung oft unberechenbar um; ja oft laufen die verschiedensten Strömungen unentwirrbar durcheinander. In den großen Volksbewegungen, in den Wallfahrten, in den Kreuzzügen sind die höchsten Antriebe verwoben mit den niedersten Instinkten. Auch im Leben einzelner sehen wir, wie oft große Leidenschaften mit starker Frömmigkeit Hand in Hand gehen. Besonders oft verbindet sich die Herrschgier mit ernster Lebensauffassung; aber auch die Sinnlichkeit schlägt oft unvermittelt in tiefe Inbrunst um. Da ist es kein Wunder, daß der Aberglaube sich ganz wohl mit aufrichtiger Gläubigkeit vertrug. Der Aberglaube begleitet ohnehin wie ein Schatten den Glauben, er ist des Glaubens liebstes Kind; die Verbindung scheint beinahe unlösbar zu sein. So dürfen wir auch die verschiedenen Äußerungen des Aberglaubens, die im folgenden aus verschiedenen Jahrhunderten zusammengestellt sind, nicht allzu strenge beurteilen. Die Zusammenstellung selbst schafft ein falsches Bild. Denn im großen ganzen verlieren sich diese Äußerungen in der überwältigenden Masse christlicher Gebräuche. Die Zusammenstellung selbst aber ist notwendig, weil sich nur so der Zusammenhang mit dem Heidentum erkennen läßt. Es zeigt sich hier, welche starke Macht das Heidentum noch ausübte.

2. Volksfeste.

Die alten Jahresfeste, die sich dem Kreislauf der Natur anschlossen, saßen so tief im Volke, daß die Kirche für einen Ersatz sorgen mußte. Denn von ihrer richtigen Feier hing das Gedeihen der Viehherden und der Feldfrüchte ab. Bald ist es nun der Funkensonntag im März, bald Ostern, bald St. Georg, St. Walburg, dann das Himmelfahrtsfest und Pfingsten, besonders aber das Mitsommerfest, wo die Opferweihe stattfand.

Zum Opferfest des Sommers trieben die Germanen alle ihre Herden; der Oberhirt schlug die einzelnen Tiere mit einem Zauber-

besen gegen böse Geister, band heiliges Reisig an den Schweif, ließ die Kühe melken und Opferfladen backen. Die auserlesenen Opfertiere bekränzte man mit Blumen und Bändern und trieb sie in die Feldmark, machte viermal Halt und sprach Gebete oder Segen. Ein solcher Segen aus späterer Zeit lautet: „Ich treib' heut aus in unser lieben Frauen Haus, in Abrahams Garten; der liebe St. Marten, der soll heut meines Viehes pflegen und warten. Und der liebe Herr St. Wolfgang, der liebe Herr St. Peter, der hat den himmlischen Schlüssel, der versperrt dem Wolf und der Fohin (Füchsin) ihre Drüßel, daß sie weder Blut lesen, noch Bein schroten. Das helf mir der Mann, der kein Übel hat getan, und die heiligen fünf Wunden behüten mein Vieh vor allen Holzhunden!"

Noch vor kurzem führten am Johannesfest in Oberbayern eine Anzahl von Hofbesitzern einen Widder mit einem grünen Buchskranz und vergoldeten Hörnern zur Opferweihe.[1] Zur Opferweihe gehörte notwendig ein Opferstein. Auf einer Anhöhe wurde ein Holzstoß gehäuft, zu dem die Kinder von jedem Haus allerlei Gaben gebettelt hatten, hier wurde das Tier geschlachtet und die Opferteile auf den Holzstoß gelegt. Die Jünglinge entzündeten das Notfeuer, Wildfeuer, nahmen brennende Scheite und trugen sie schwingend, radschlagend, scheibentreibend,[2] mit Peitschen knallend und mit Schellen läutend, durch die Felder, um die Dämonen zu vertreiben. Darauf tranken die Teilnehmer die Götterminne und verließen erst spät, wenn es schon in den Morgen hineinging, die Opferstätte. Jeder nahm noch ein heilbringendes Stück vom Opferfeuer mit. „Wenn der Mensch am Funkensonntage keine Funken macht," heißt ein schwäbisches Wort, „so macht sie der Herrgott durch ein Wetter." Pirmin spricht daher von Vulkanalien.

Je mehr die Viehzucht zurückging, eine desto stärkere Bedeutung erlangte der Flursegen mit Flurgängen, Eschprozessionen, wobei in alter Zeit Götterpuppen um das Feld geführt wurden.[3] Der erste

[1] Stieler, Kulturbilder aus Bayern 110.

[2] Jul, gotisch Rad. Über die geheimnisvolle Bedeutung des Sonnenrades, worin sich verschiedene Vorstellungen über die Welt- und Menschenerzeugung verbanden, vgl. Kultur der alten Kelten und Germanen, S. 58, 60, 156 N. 3, 170.

[3] Daher heißt es im indiculus superstitionum: de simulcro quod per campos portant; unmittelbar zuvor heißt es, das simulcrum werde gebildet de conspersa farina oder de pannis. M. G. Cap. 1, 223.

Pflug, das Sinnbild der Fruchtbarkeit wie das erdaufwühlende Schwein, lief über eine Opferspende, ein Brot, ein Ei, und voraus ging ein Zaubersegen. Mit jeder Aussaat verbanden sich Opfergebräuche und diese häuften sich am ersten Mai. Ein Flurkult war der Maienritt. Der Maientau erschien den Germanen wie den Griechen als die Milch der mütterlichen Erde. In ihm sich zu baden oder ihn zu trinken, brachte Segen. Daher kommt die Bedeutung der Maienfahrt, des Maibaumes, der Walburgisnacht; auch Mariaschnee kann darauf bezogen werden.

Der Maibaum versinnbildet wie der Lebensbaum der Weihnachtszeit und der Ostermann die wiedererwachende Natur und es verbanden sich damit immer Bekränzungen der Häuser.[1] Die Heiden erkannten in Bäumen menschenähnliche Wesen, versahen sie mit Kleidern und reichten ihnen Speise und Trank.[2] Den Ostermann, eine übermenschliche Puppe, verbrannten die Bauernburschen und streuten die Asche in das Feld.[3] Ebenso wurde der „Pfingstel“ oder Pfingstlümmel hingerichtet und der Maibaum im Walburg- oder Johannisfeuer verbrannt als Opfergabe, die der Flur die Reife sichert, zugleich mit Hunden, Katzen, Eichhörnern; man nennt die Handlung Bockshorn, Hexenbrand, Walper.[4] Um den Maibaum fanden Maitänze statt, die einen besonders bedenklichen Charakter in den Widder-, Hammel- und Hahnentänzen annahmen. Noch im dreizehnten Jahrhundert hören wir, daß die Tanzenden sich vor dem Widderkopf verbeugten, und daß alle Ermahnungen der Geistlichen nichts fruchteten.[5] Manchen Ortes verband sich damit Nachäffungen der Messe.[6] Diese Feierlichkeiten erregten sogar das Aufsehen der

[1] Le Roman G. de Dôle ou la rose 4363. Maien an Ostern Flamenca 2664; Langlois, La société française 157.

[2] Mannhardt, Wald- und Feldkultus I, 161.

[3] Und zwar in Bayern und in altsächsischen Gebieten; Panzer, Bayrische Sagen II, 79, 53.

[4] Daher erklärt sich der Ausdruck „ins Bockshorn jagen“. Vgl. Jahn, Die deutschen Opfergebräuche 123.

[5] Caes. Dial. 4, 11; Kaufmann, Cäsarius von Heisterbach, 1862 (2. Aufl.) 188; Annalen des hist. Ver. f. d. Niederrhein 1887, (34) 26, 66.

[6] Cantant eis et benedicunt histriones, sacerdotes Baal i. e. diaboli, preveniunt, comitantur et sequuntur loco sacerdotum cum cauda iumenti super bodellos sive intestina arietis, cantant eis missas et faciunt garciones et garcias ibi quasi insanas saltare et altisone clamare in missa diaboli, quasi clericos et scolares in missa dei; Bertold. Ratisb. Rusticanus De sanctis,

Franzosen.[1] Die Ausgelassenheit der Walburgisnächte, die einen schwachen Nachklang in den „Walperzügen" hinterließen, gaben den Anlaß zur Sage von den Blocksbergfahrten der Hexen.[2]

Eine Zeit der Lust war ferner das Sonnwendfest — das Wort des Johannes: „Jener (Christus) muß wachsen, ich muß abnehmen" wurde auf die Sonne bezogen.[3] Die Jünglinge entzündeten die Notfeuer, sprangen darüber, jeder mit einem Mädchen,[4] und drehten mit den Scheiten das Sonnenrad. Die St. Johannesnacht war Freinacht.[5] Sogar die kirchlichen Vigilien wurden befleckt.[6] Da badete in ältester Zeit alles durcheinander in heiligen Quellen im Dunkel der Nacht und trank Johanneswein. Noch im späteren Mittelalter wallfahrteten Frauen und Mädchen zu den Flüssen und murmelten einen Zauberspruch.[7] Auch die Tiere vergaß man nicht. Nach dem Vorgang der alten Kelten sammelten die französischen Bauern zwölf Heilkräuter und durchräucherten den Stall.[8] Teilweise geschah es schon am Gründonnerstag, der seinen Namen davon hat, daß Grünes — „Gren" sagen die Franken —, neunerlei verschiedene Kräuter gekocht wurden, darunter namentlich die Donnernessel.[9]

Die eigentlichen Kräutertage aber waren zwei andere Donnerstage, Christi Himmelfahrt und später das Fronleichnamsfest — diese Wahl verrät deutlich einen Zusammenhang mit dem Donarkult. In diesen Tagen sammeln die Bauern den Thymian, die Mauer- und Gartenraute, das Ruhrkraut, die Dreifaltigkeitsblume, Zweige vom Buchs-, Sevenbaum, der Eberesche und der Haselstaude.[10] Dem

---

Schönbach Studien II, 108. Über diese ballationes, saltationes, lusa diabolica vgl. Dicta Pirmini (Caspari, Anecd. I, 176).

[1] Vgl. die ausführliche Beschreibung eines Mainzer Maifestes im Roman G. de Dôle ou la rose 4145.

[2] Reichardt, Volksfeste 138.

[3] Beleth Rat. d. off. c. 137.

[4] Daher der Ausdruck „mit einem durchs Feuer gehen".

[5] Bronner, Von deutscher Sitte und Art 185.

[6] Beleth l. c.

[7] Als Petrarca 1333 Cöln besuchte, sah er schöne Frauen in festlicher Schar zum Rhein wallen: candidas in gurgite manus ac brachia lavabant, nescio quid blandum peregrino murmure colloquentes; Ep. 1, 4.

[8] Kultur der alten Kelten und Germanen 151; vgl. Beilage zum Staatsanzeiger für Württemberg 1903 S. 193.

[9] Katholik 1902 (82) I, 363.

[10] Katholik a. a. O. 559.

Wodan gebührt die Haselnuß, die Eichel, der Alant,[1] dem Tor das Donnerkraut, dem Balder der Baldrian, der Freja Rainfarn, Labkraut und Thymian, die späteren „Marienkräuter". Aus ihnen bereitete nach der Legende Maria dem Jesuskind ein Lager, und so erhielten sie den Namen „Unsrer Lieben Frau Bettstroh" schon zur Zeit des hl. Bonifatius.[2] Auf die Ermahnung der Glaubensboten hin ließen die „Guten" sie segnen auf Mariä Himmelfahrt, zu Mariä Kräuterweihe.[3] Eine Fenchelweihe fand am Tage des St. Ägidius, eines Tierpatrons statt, weil die Frucht gegen Tiererkrankungen angewandt wurde, eine Haberweihe am Stephanstag, eine Rettigweihe an Petri Stuhlfeier oder am Aschermittwoch. Zu jeder beliebigen Zeit konnte die Raute, die Betonie, der Alraun gesegnet werden.[4]

Auch die Erstlingsopfer von Feldern und Weinbergen fielen auf verschiedene Zeiten. Bei der Ernte wurde in alter Zeit die erste Garbe dem Drachen, in christlicher Zeit den Engeln geweiht, mit Salz und Brot gemischt und mit Johanneswein besprengt. Beim Erntedankfest werden noch heute Ähren und Früchte auf den Altar gestellt und Ähren an die Leuchter gebunden. Daneben erhielt sich die Sitte, dem Wodan, den Holzfräulein von jeder Frucht eine Opferspende übrig zu lassen, das Wutfutter, Wodl-, Waudlfutter. In Altbayern ließen die Bauern drei Ähren stehen — nach späterer Deutung zu Ehren der hl. Dreifaltigkeit — und nannten sie Oswald oder Nothalme und umtanzten sie mit Jauchzen und Händeklatschen. Auch die Niederdeutschen ließen einen Büschel Getreide zurück zur Ehre des Fro Wodan und hießen ihn daher Fro Goden Deels Strauß, Vergedendeels Struß. Waren es ganze Garben, so erhielten sie andere bezeichnende Namen: Wolf, Feldmann, Erdmännlein, Wichtelmännlein, Bärmandl. Ähnlich hieß auch die letzte Garbe, die auf das Gehöft eingebracht wurde, die Alte, der Wolf, der Bock, die Roggensau, der Roggenhund, die Habergeiß.

An Martini endigte in vielen Gegenden die Weide im Freien und der Eintrieb des Viehes mit der Martinsgrete. Bei vorherrschen-

---

[1] Das Ei, die Eichel, die Nuß waren Symbole der Fruchtbarkeit.

[2] De petendo, quod boni vocant sanctae Mariae; Beissel, Marienverehrung 46.

[3] Franz, Benediktionen I, 398.

[4] Franz, Benediktionen I, 361 ff.

der Viehzucht fiel auf diese Zeit die Herbstfeier, und daher behielten viele Gegenden sie als ihr Erntefest bei. Martin ritt auf einem weißen Schimmel und voraus zog die Krähe, der Martinsvogel. „Wenn der Schimmelreiter erscheint, schneit es.“ Doch sorgte der Bauer, daß er noch etwas Futter fand. Am Lechrain sagt man: „St. Martin muß noch Heu finden für sein Rößlein.“ In anderen Gegenden schreien die Schnitter: „Wode, Wode, hol deinem Rosse nun Futter! Jetzt Distel und Dorn, zum anderen Jahr besseres Korn.“[1] Ein anderer Spruch sagt: „Martin soll der Tiere walten, daß sie weder Wolf noch Wölfin zu Schaden bringen mögen, daß sie sich nicht auf Wald, Wegen oder Heiden verlaufen, und am Abend allgesamt heimbringen.“

Solange die Stallfütterung nicht überall bestand, mußte um diese Zeit, im Blutmonat, wie die Angelsachsen sagten, viel Vieh sterben. Man schlachtete Rinder und Rosse, besonders aber Gänse und Schweine — daher erhielt der Martin eine Gans als Abzeichen (1171 stiftete ein Abt in Corvey seinen Mönchen eine silberne Martinsgans) und sprach das Volk vom Speck-Märte — man sang und tanzte wie zu anderen Festzeiten.[2] Das übrige Vieh empfing die Weihe an den Tagen der Viehpatrone: an St. Leonhard, Wendelin, Wolfgang, Eligius, Stephan, Blasius, Antonius.

Nach der stärkeren Verbreitung des Getreidebaues verdrängte die Sichelhenke und die Drischellege, die Niederlegung des Drischels oder des Dreschflegels, einen Teil der alten Schlachtfeste. Bei der Drischellege wurde dem Erntegotte Fro zu Ehren ein Gebildbrot in der Gestalt eines Ebers gebacken, das wohl an Stelle eines ursprünglich geschlachteten Ebers trat, und davon erhielt den Ehrenanteil der, der den letzten Schlag auf das letzte Büschel Getreide getan hatte.

Viele Gebräuche erklären sich daraus, daß der elfte November der Anfangstermin des Winters bei den Römern war, daß die

[1] Andere Sprüche s. bei Reichardt, Volksfeste 14 ff.

[2] Im Jahre 1216 soll nach Thomas von Chantimpré ein Teufel, der eine vornehme Jungfrau plagte, offen erklärt haben: Cantum hunc celebrem de Martino ego cum collega meo composui et per diversas terras Galliae et Theutoniae promulgavi (De apib. 2, 49, 22). In seiner Geschichte des hl. Olaf schreibt der Mönch Oddur, am Martinstag pflegen die Norwegen in memoriam Thoreri, Odini et aliorum Asarum scyphos evacuare (c. 24). Andere Stellen s. Du Meril, Poésie lat. populaire 208.

gallische Kirche diese Rechnung annahm und damit vielleicht ein Totenfest verband.[1] So erhielt auch Jakobi als Sommer-, Georgi oder Walburg als Frühjahrsanfang eine weit über die Heiligenfeste hinaus gehende Bedeutung. Aus ähnlichen Gründen gelangte der hl. Urban, dessen Fest auf den 25. Mai fiel, in Weingegenden und der hl. Antonius der Einsiedler in Italien zu Ehren, weil an seinem Tag, 18. Januar, der Karneval begann.[2]

Eine wichtige Festzeit war Weihnachten, wo die Bauern überflüssige Zeit hatten zu Freude und Lust. Fast in allen Ländern erinnert in dieser Zeit irgendeine Handlung oder ein Symbol an die wiedererwachende Natur: der Lebensbaum, Barbarabaum, Weihnachtsbaum, der Christklotz, Mettenblock, Julblock, das Julscheit, der Ceppo.[3] Selbst im Orient wurde das Haus mit Baumgrün geschmückt und offene Tafel gehalten. Da die bösen Geister ihr Unwesen trieben, suchte man durch Anklopfen und Lärmmachen ihnen zu wehren. Alles freute sich und ergab sich frohen Mahlen, Tänzen, Maskeraden. Besondere Backwerke in der Gestalt von Tieren und Wagen wurden zu Ehren der Julzeit verschenkt: der Julkus (Puppe), der Julkalf, der Julgalt und Julgris (Schwein), der Gullwagen. Die Menschen vermummten sich als Schimmelreiter, Rupprechte, Nikolause, Brechten und führten die Glücks- oder Lebensrute mit sich.[4] In den Schulen wurden Rutenfeste und in der Kirche Eselsfeste gefeiert.[5] An Neujahr, am „Ebenweihtag", pflegten Vermummte und Nichvermummte zu lärmen, zu singen und Bekannte zu „pfeffern", zu „dingeln", „fizeln", „futeln"[6] und damit Glück-

[1] Bilfinger, Beilage zum Staatsanzeiger f. Württemberg 1902 S. 533.

[2] Bilfinger, Beilage zum Staatsanzeiger 1905, 136.

[3] Von diesem Ceppo, dem bei diesem Anlaß verbrannten Wurzelstock der Reben, hießen die der Jugend gemachten Geschenke Ceppi (Muratori Ant. V, 77). Wegen ihrer Größe nannten die Franzosen die bûche de Noël, den calendeau herdüberschattend: transfocalis, tréfouel, trifocalium, treffau.

[4] Annales Colmar. 1304 M. G. ss. 17, 229; Reiske, Comm. ad Const. Porphyr. de caer. (1, 83 p. 222) II, 112.

[5] Larvati . . . . monstruosi vultibus aut in vestibus mulierum aut lenonum vel histrionum choreas ducunt in choro, cantilenas inhonestas cantant. Eustach. de Mesnil Ep. contra fest. fatuorum, P. l. 207, 1169; Ducange s. v. kalendae.

[6] Quidam eorum est larvatus cum maza in collo; sibilando sonant timpanum, eunt per domos, circumdant scutum, timpanum sonat, larva sibilat etc.; Ducange suppl. s. v. kalendae.

wünsche zu verbinden z. B. „Heil und Freude sei mit diesem Hause! Wir wünschen euch so viel Kinder, so viel Ferkel, so viel Lämmer".[1] Dafür erhielten sie dann Geschenke und Speisen vorgesetzt, namentlich Honig, damit das Jahr süß verfließe.

Die Vermummungen der Zwölfnächte steigerten sich noch mit dem Frühjahrsanfang und zwar im Osten wie im Westen, zu Rom wie zu Konstantinopel;[2] kamen doch auch bei den Juden am Purimfest ähnliche Vermummungen vor. Männer verkleideten sich als Frauen, Laien als Kleriker, Kleriker als Laien;[3] die niederen Stände spielten bei der Saturnalienfreiheit die Rolle höher stehender. Andere verkleideten sich als Tiere, eine Sitte, die sogar Sprichwörter widerspiegeln, wie das Hirschchen, die Hindin, den Kahlkopf machen.[4] In der Vorzeit geschah das zu Ehren der Götter und auch jetzt noch traten viele als Rupprechte, Frejas und Berchten auf,[5] in den Alpenländern noch heute. Perchten nennen sich hier junge Männer mit einem gewaltigen Kopfschmuck, der Perchtenhaube, nach deren Form man unterschied den Vogel- und Tafel-

---

[1] Gaudium et laetitia sit in hac domo; tot filii, tot porcelli, tot agni.

[2] Vgl. das Verbot der Trullanischen Synode 692 c. 62, 79.

[3] Si quis in calendas Ianuarii in cervulo aut vetula vadit, id est, in ferarum habitus se commutant et vestiuntur pellibus pecudum et assumunt capita bestiarum, qui vero taliter in ferinas species se transformant, tres annos poeniteant, quia hoc daemoniacum est. Poenit. Pseudo-Theodori 12, 19 (Wasserschleben, Bußordnungen 597). Cervulos et vetulas in calendas vel aliud tempus nolite ambulare. Viri vestes femineas, femine vestes viriles in ipsis calendis vel in alia lusa quam plurima nolite vestire. Dicta Pirminii (Caspari, An. I, 175). Induti faciem larvis bachari; M. G. ss. 9, 102; Burch. Dec. 10, 39.

[4] Cervulum, hinniculum, calvaricum facere (von calvaricum kommt Charivari); correr la tora. Auch die Bezeichnung „Eselsfest" kommt daher nach Chambers, The mediaeval stage I, 332, 260. Beim Algäuer „Eggespiel" traten die Burschen als Rosse auf; Bavaria II 2, 834.

[5] De pagano cursu, quem yrias vocant scissis pannis vel calceis, heißt es im indiculus superstitionum. Statt yrias wird Frias gelesen. In einem spanischen Bußbuch heißt es: Qui in saltatione femineum habitum gestiunt et monstruose se fingunt et majas (das spanische majo, junge Stutzer vom Lande) et orcum (orco, der wilde Mann) et pelam (Knabe, der am Fronleichnamsfeste auf den Schultern eines Mannes herumgetragen wird) et his similia exercent, unum annum poenitent (Friedberg, Bußbücher S. 65; vgl. P. l. 39, 2062).

percht.[1] Bei ihren Aufzügen pflegen sie das „Aperschnalzen" mit ihren Geißeln, wohl mit dem ursprünglichen Zwecke, die bösen Geister zu schrecken; denn diese lieben das Knallen nicht. Aper hat eine ähnliche Bedeutung wie April und bezieht sich auf die Öffnung des Bodens; nur fällt die Übung der Sitte schon in die Fastnachtszeit. Ebenfalls in den Alpen führen die Bergknappen uralte Schwertertänze auf, von denen schon Tacitus berichtet; in den Weinländern tun es die Rebleute, in den Städten die verschiedenen Handwerker.[2] Wegen der mit der Festnacht verbundenen Ausschreitungen nannte die Kirche diese Zeit die Sporkelzeit, und daher nannte das Volk den Februar den Sporkelmonat.

Wenn die Germanen sich freuten, dann sangen sie Totenlieder, Dadsisas, so im Frühjahr wie im Herbst. Der Sporkelmonat war zugleich die Zeit der Dadsisas, der Totengesänge.[3] Die Winterfeste waren Hausfeste, und daher mußten auch die Hausgeister der Ahnen geehrt werden durch Vorsetzung von Speisen und andere Gebräuche.[4] Vielfach übernahmen die mittelalterlichen Spielleute die Aufgabe, die Leute mit derartigen „Narrentänzen" (morris-dances) zu erfreuen, wobei dann im Gegensatz zu Vermummungen Entblößungen den Reiz erhöhten.[5] Der Sonntag Lätare hieß Totensonntag, weil der Winter starb; ihn feierten sogar Mönche mit Spiel und Scherz. Auf den März fiel die Zeit der Todesgöttin Gertrud, deren Todesboten Kuckuck, Specht und Schnecke zugleich Todestiere waren. Eine andere Todeszeit fiel in den November.

---

[1] Iuvenes pelliceis induti cornuti in fronte, vultus fuligine atrati, intra dentes carbones vivos tenentes; Reiske l. c., Schmeller, Bayrisches Wörterbuch 1872 S. 270.

[2] Flandrische Weber veranstalteten ein solches Fest mit einem auf Räder geladenen Schiffe. Concrepabant ante illud, nescio cuius potius dicam, Bacchi an Veneris, Neptuni sive Martis, sed ut verius dicam, ante omnium malignorum spirituum execrabile domicilium genera diversorum musicorum, turpia cantica et religioni christianae indigna concinentium . . . . Dazu kamen Tänze nackter Weiber; M. G. ss. 10, 310. Vgl. Müllenhoff in der Festgabe für Homeyr 1871 S. 120; Ztsch. f. dtsch. Altertum 1890 S. 489.

[3] Der indiculus superstitionum führt auf de sacrilegio super defunctos i. e. dadsisas, de spurcalibus in Februario. Burch. Dec. 10, 34.

[4] Thesaur. pauper. Venet. 1500 s. v. superst; Conc. Turon. 567 c. 22; Jahn, Opfergebräuche 282.

[5] Chambers, The mediaeval stage I, 183.

Tote und Heilige glaubt das Volk am besten zu ehren, wenn es ihnen die Ehre der Götter erwies,[1] ihnen Opfer schlachtete, an ihren Gräbern schmauste unter dem Vorwand der Agape (Pitanz).[2] Die Priester tranken Götterminne und Königsminne, nahmen teil an den Biergilden, die sich zu Ehren der Götter, des Königs um den Sudkessel versammelten. Sie hörten den heidnischen Gesängen und Scherzen, schauten dem Spiel der Tänzerinnen zu und duldeten bei Umzügen Mummereien und Maskenscherz.[3]

Die Wochentage hielten bis heute die Erinnerung an die alten Götter fest, namentlich bei den Nordgermanen, abgesehen vom Sonntag und Montag. Der Dienstag hieß in Süddeutschland Ziustag oder Erchtag und der Mittwoch im Norden Wodanstag, im Süden wohl auch Gudentag, der Donnerstag Torstag;[4] der Freitag ist der Tag der Freja. Der Dienstag, der Ziustag oder Tingtag, dem Mars Tingsus geweiht, wurde zu Volks- und Gerichtsversammlungen gewählt, an dem auch Wehrhaftmachungen stattfanden. Noch übertroffen wurde der Dienstag durch den Donnerstag, einen Ruhe-, Fest-, Fron- und Fleischtag, wo sich die Bauern ein besonders reiches Essen gönnten, besonders solange die irische Tradition nachwirkte, die am Sonntag als dem Nachfolger des jüdischen Sabbats jede Lustbarkeit ausschloß.[5] Noch im vorigen

---

[1] Im indiculus superst. heißt es: de eo quod sibi sanctos fingunt quoslibet mortuos und de sacrilegio ad sepulchra mortuorum. Bonifatius gebot non licet in ecclesia choros saecularium vel puellarum cantica exercere nec convivia in ecclesia praeparari; stat. syn. 21; Hefele Konziliengesch. III, 585; M. G. cap. 1, 376; Burch. Dec. 10, 36.

[2] De sacrificio quod fit alicui sanctorum etc., ind. sup. vgl. S. 11 N. 3. Hostias immolatitias, quas stulti homines iuxta ecclesias ritu pagano faciunt sub nomine sanctorum martyrum vel confessorum; M. G. cap. 1, 25; Kemble, Die Angelsachsen I, 295.

[3] In sacris diebus Pascha, Natali Domini et reliquis festivitatibus vel adveniente die dominico dansatrices per villas ambulare . . . nullatenus fieri permittimus M. G. cap. 1, 3. In sanctis festivitatibus . . . isti miseri homines qui balationes et saltationes ante ipsas basilicas sanctorum exercere non metuunt nec erubescunt, etsi christiani ad ecclesiam venerint, pagani de ecclesia revertuntur; quia ista consuetudo balandi de paganorum observatione remansit. Caesar. s. 265 n. 4, P. l. 39, 2239.

[4] An den Zusammenhang erinnert das Schwurwort Donner und Tor (Doria); hierher gehört auch der Fluch „Donnerkeil" und das niederdeutsche „daß dich der Hammer."

[5] Cäsarius von Arles sagt: Audivimus quod aliquos viros vel mulieres

Jahrhundert galt den Schweden der Donnerstag als heilig, als besonders günstig für Zauber und Aberglauben und hieß Torshelgen.[1] Am Donnerstag aßen die Bauern dem Donar zu Ehren zum Specke Erbsen, die als Sinnbild der Weltkugel galten.[2] An den heiligen Donnerstagen vor Weihnachten warf die Jugend Erbsen an die Fenster. „Hochzeiten" dauerten oft von Dienstag bis Donnerstag. Außerdem wählte das Volk der Freja zu Ehren den Freitag, während die Geistlichen dagegen eiferten.[3] Freitagsheiraten, meinten sie, bleiben kinderlos, am Freitag heiraten die Lausigen d. h. rechtlose Knechte. In Italien galt weder der Freitag noch der Dienstag noch der ganze Mai als geeignet dafür.[4] Wenn nicht nur die Germanen, sondern auch die Romanen im Mittwoch und Freitag Unglückstage erblicken und die Deutschen sie Schwindtage, Hexentage nennen, so läßt sich diese Übereinstimmung nur dadurch erklären, daß die Kirche sie zu Bußtagen bestimmt hatte. An diesen Tagen, glaubte man, gehe alles schief, Prozesse gehen verloren, Kuren mißlingen, Neugeborene mißraten. Dagegen eigneten sich nach dem germanischen Glauben der Montag zum Säen und Pflanzen, der Montag und Freitag zum Nägelschneiden.[5] Den Sonnabend, der bald Samstag von Sabbat, bald Saturnstag,[6] vereinzelt Hollentag hieß, weihte die Kirche statt der Holle der Jungfrau Maria; sie ermahnte an diesem Tag zu früherer Einstellung der Arbeit. Der Magd, die in die Nacht hineinspann, wurde das Linnenzeug verdorben; bevor die Bäuerin spann, rief sie immer die Holle an;[7] wer am Samstag die Matten wässerte, mußte nach dem Tode fortwässern; wer ausging, dem versagte der Atem, denn die Hexen hatten Freinacht. Der Sonntag galt als

---

ita diabolus circumveniat, ut quinta feria nec viri opera faciant, nec mulieres lanificium (P. l. 39, 2240).

[1] Montelius, Kulturgeschichte Schwedens 1906 S. 314.

[2] Dagegen war der Montag Schnitztag mit Mehl und Brei, ebenso der Freitag; Rochholz, Deutscher Glaube II, 63.

[3] Dicta Pirmini, Casp. An. I, 173, 205.

[4] Ovid. Fast. 5, 490. Die Martis aut Veneris neque nuptias neque iter institue; Muratori Ant., V, 72, vgl. Ovid. a. a. 1, 406.

[5] Noch vor kurzem soll der Berliner gegen das Zahnwehe die Nägel am Stillen Freitag beschnitten haben; Rochholz I, 54.

[6] Bei den Nordgermanen Saturday, Saterdag.

[7] Dicta Pirmini, Casp. An. I, 172, 205.

höchster Glückstag, Sonntagskinder waren Glückskinder! Wir sehen hier, wie sich mit kirchlichen Lehren abergläubische Vorstellungen verflochten.

3. Naturgeister und Heilige.

Wenn die Bauern mit den christlichen Festfeiern uralte Sitten verbanden und selbst an jedem Wochentage ein besonderes Wesen erblickten, so erklärt es sich leicht, daß auch an die heiligen Gestalten der Kirche sich altüberlieferte Vorstellungen anknüpften. Der Bauer, der Viehzüchter bedarf des Schutzes von Naturgeistern. Da die alten Naturgötter entschwanden, sah er sich nach einem Ersatz im Heiligenhimmel um. In Gott selbst erblickte er vor allem den Beherrscher der Natur, von dem Regen und Sonnenschein, Stürme und Winde abhängen. Christus und die liebe Frau wandeln durch die Fluren, und die Heiligen wehren dem Kornbrand und den Viehseuchen. Solange die Viehzucht überwog, standen an erster Stelle die Beschützer der Tiere. Zu einem Schützer aber erkor der Bauer jeden Heiligen, der nur irgendwie mit ihnen zu tun hatte, so den hl. Ägidius, der eine Hirschkuh nährte, den hl. Eligius, einen Goldschmied, von dem man annahm, er habe auch Pferde beschlagen, den von Pferden geschleiften Hippolyt, den hl. Koloman, dessen Blut einmal einen Reitersmann heilte, besonders aber den hl. Wendelin, von dem wir nichts weiter wissen, als daß er ein Hirt und Einsiedler war — vielleicht hatte der Gleichklang Wendel und Wodel einen Einfluß —, endlich einen hl. Leonhard, Antonius, Stephanus. Doch geschah dies erst im späteren Mittelalter, im frühen spielten die Hauptrolle Georg, Michael und Martin.

Der hl. Michael ist der einzige Engel, der den Germanen große Achtung abnötigte. Sonst erlangte die Engelwelt keine große Bedeutung, gegen alle Erwartung; denn gerade die Engelwelt war es, die einst den Gnostikern dazu gedient hatte, den heidnischen Olymp unter christlicher Hülle wieder aufzurichten. Im Heliand fliegen die Engel im Federgewand, im Federhemd Lokis gleich den Schwanjungfrauen. Bei den Nordgermanen tragen auf erhaltenen Denkmalen Engel mit Vogelsköpfen Kreuze, oder es befindet sich auf der Rückseite des Kreuzes ein Weib mit einem Hundskopf. Da reihen sich um den Lebensbaum, um das Kreuz Wildschweine, Wölfe, Raben, oder fährt auf dem Lebensschiffe statt

des Petrus, wie ihn Katakombenbilder darstellen, vielmehr ein heidnischer Schmied mit dem Hammer, vielleicht Regin, der des Sigurds Schwert Gram bearbeitete.[1] Im Heliand hat das Wort Regin einen sehr weiten Umfang und bedeutet wenn nicht einen Gott, so doch etwas Göttliches, Engelhaftes.[2]

Indessen bot die Engelwelt doch zu wenig Anknüpfungspunkte für die Phantasie des Volkes, abgesehen davon, daß ein altes Gebot im Wege stand.[3] Die Engel waren viel zu unbestimmt, während bei den Heiligen ein Symbol oder eine Handlung genügte, um die Phantasie zu erregen, daß sie alle möglichen Geschichten ausspann. Die Kirche hat daran keine Schuld; sie hat sich immer bemüht, das, was Gott allein gebührt, von menschlichen Gestalten fernzuhalten, und sie hat immer gelehrt, daß die Heiligen nur Verehrung, nicht Anbetung verdienen, daß die Menschen vor allem den Heiligen nachahmen sollen; sie hat es als für einen Aberglauben erklärt und viele Theologen setzen sogar das Wesen des Aberglaubens darin, von Geschöpfen zu erwarten, was Gott allein leisten kann. Die kirchlichen Gebete wenden sich, auch da wo es sich um Heilige handelt, unmittelbar an Gott und verweisen Gott nur auf die Verdienste, auf die Fürbitten der Heiligen.[4] Aber das Volk hat sich damit nicht begnügt, es suchte einen Ersatz für die verschwundene Götterwelt und nahm es den Theologen übel, wenn sie die Macht der Heiligen herabsetzten, und erblickten darin, wie Alkuin sagt, geradezu eine Entehrung.[5] Andere Theologen waren nachgiebiger. Matthäus von Paris ersetzte einmal ohne Bedenken in einem lateinischen Verse „Götter" durch Heilige.[6]

---

[1] Bugge, Die Wikinger 178.

[2] Der Reginblind ist durch Gottes Urteil blind, der Reginscath ist ein überirdischer Schädiger, der Reginthiof ein Dieb unter den höheren Wesen gleich Loki.

[3] Kapitulare von 789 c. 16 und 802 c. 5. Danach scheinen noch andere Engel mit Götternamen belegt worden zu sein. M. G. cap. 1, 55, 102.

[4] R. Schröder, Glaube und Aberglaube in altfranzösischen Dichtungen 1886, geht viel zu weit und behandelt fast die Gottesverehrung selbst als abergläubisch.

[5] Illud commune et omnibus ubique, quod moleste ferant suos dehonorari sanctos (ep. 195; Dümmler 249).

[6] Pro hoc nomine deorum poni potest catholice loquendo sanctorum (h. A. ad a. 1224).

An Stelle des höchsten Gottes Wodan trat vor allem Michael und Georg.[1] Die vielen Michaelsberge in Deutschland waren alte Kultstätten Wodans. Am deutlichsten zeigt sich das am Godesberg am Rhein, der noch im dreizehnten Jahrhundert Wodansberg hieß. Als hier ein Bischof eine Burg erbaute, sahen Leute den Erzengel Michael mit ausgebreiteten Flügeln hinüber auf den Stromberg oder Petersberg fliegen.[2]

Ein flotter Reitersmann war der hl. Martin, der Frankenbekehrer, den das Volk, wie wir schon oben hörten, den Schimmelreiter nannte; sah es doch im Raben, dem Teufelsvogel, seinen Vorläufer.[3] Wodan hatte einen Beinamen Chruodbrecht, Rupprecht, der die Rute, und einen anderen, Berthold, der Glänzende, abgekürzt Bärtel; ähnlich klang Bartholomäus, abgekürzt Bartel, und damit hängen wohl die vielen uralten Bartholomäuskirchen mit Märkten zusammen; denn Wodan war Gott der Märkte.[4] Auch unter dem hl. Hirmon oder Herman der Bayern verbirgt sich ein alter Gott. Ganz deutlich weisen auf den Gewittergott hin die Nägel und Fesseln, die den hl. Leonhard kennzeichnen, den Befreier der Gefangenen. Der Nagel, das Sinnbild des Blitzes, findet sich in den Händen des gallischen Gewittergottes, sowie der Schlägel oder Hammer. Im Anblick der Fesseln Leonhards dachte der Bauer an die Bande, womit er das Vieh an den Wagen spannte; Ketten umziehen die Göttergestalten des heiligen Wagens der Hallstattzeit. So laufen heute noch die Ketten um die Heiligtümer Leonhards, was an die Umhegung der heiligen Orte und Haine mittelst solcher Ketten erinnert. Das Volk erklärte später Ketten und Nägel als Zeichen der Not, woraus der hl. Leonhard befreien soll. Damit stimmen die eisernen Handschellen, Fußschellen, die sich in Verbindung mit Hufeisen, Trensen, Pflugscharen, Schlüsseln, Kröten in Leonhardskapellen finden. Um die Leonhardskapellen halten die Pferdebauern jetzt noch Umritte und stecken den Kopf des Pferdes nach dreimaligem Umritte in die Kapelle, um es vor Seuche zu bewahren. Vor

---

[1] Letzterer hatte schon im römischen Reiche Züge von Horus und Mithras angenommen. Ein hl. Merkur als Seelenführer kommt bei Johannes Malalas in der Geschichte Julians vor, die den Stoff ergab für ein französisches Mirakelstück. Julleville, Les mystères II, 257.

[2] Caes. Dial. 8, 46.

[3] Petr. Blesens. ep. 65 (avis s. Mart.)

[4] Sepp, Frankfurt das alte Askiburg; München 1882.

kurzem trugen die Bauern in Bayern lebende Gänse, Enten und Hühner dreimal um den Altar und schoben sie durch ein Loch in der Chormauer in den Kirchenstall; noch heute opfern sie Votivtafeln, Figuren von Rossen, Kühen und Schweinen und stellten sie auf Weihkasten.[1] Ganze heilige Familien aus Eisen standen in solchen Kapellen: neben dem Wirdinger, einem übergroßen geharnischten Ritter, der Männerlienel (Leonhard), ein Raunagel, die Weiberlienel, das Kolmännel, das Fatschenkind. Wer diese Gestalten über sich warf, brauchte keine Krankheit zu fürchten und durfte sich getrösten, sündenlos zu sein.

In Schwaben verehrten die Bauern den Balder als kühnen Reiter und opferten ihm Steine gegen die Fußverrenkung. Die Roßtritte Balders nannte das Volk später Herrgottstritte und bezog sie auf die Himmelfahrt des Herrn. Auf Wodans Rossen und mit Hilfe seines Wunschmantels versetzten sich die Ritter in ferne Gegenden und machten sogar Wallfahrten.[2]

Endlich muß auch der Name des hl. Wolfgang, der sich durch die Wildnis einen Weg bahnte und aus Felsen Quellen aufsprudeln ließ, an Wodan erinnert haben. „Daß dich der Gangerl hol" (der friedlose Waldgänger), sagen die altbayerischen Bauern.[3] Auch er wurde Viehpatron, und ebenso Antonius der Einsiedler, dem ein Schwein beigegeben wurde, weil er Dämonen, die ihn in der Gestalt von Tieren belästigten, mit dem Kreuzeszeichen verjagt hatte. Das Schwein, besonders das männliche, war in alter Zeit dem Fro (Frejr), dem Gotte der Fruchtbarkeit, heilig.[4] Bei der ungeheuren Bedeutung der Schweinezucht stieg der Heilige hoch in der Achtung. Man

---

[1] Drei Hufeisen an Kirchentüren befanden sich in der Stephanskirche zu Regensburg, in der Gangolfskapelle zu Neudenau; vgl. Sulzbacher Kalender 1895 S. 99; Schöppner, Sagenbuch d. bayer. Lande III 3, 72; Sepp, Religionsgeschichte Bayerns 1895 S. 17, Zu dem dort Angegebenen mag noch beigefügt werden, daß ein Leonhardusritt in Fremdingen und Raustetten im Ries heute noch stattfindet, daß um die Leonhardskapelle in Fremdingen eine Kette läuft.

[2] Caes. Dial. 1, 40; 2, 7; 5, 37; 8, 59; 10, 2; Alex. Kaufmann, Cäsarius von Heisterbach 1862 S. 133.

[3] Vgl. I, 258; Grimm, Mythol. 1093.

[4] Illi, qui equos aut porcos castrant i. e. testiculos enervant, in nomine domini invocant magnum sanctum Anthonium; Hämmerlin (Malleolus) Fel., De exorcismis 5. Ohne Verhüllung kam Fro-Priap noch im dreizehnten Jahrhundert in England bei Seuchen zum Vorschein; Kemble, Die Angelsachsen I, 295 (The Saxons I, 358); vgl. Adam Brem. 4, 26.

weihte ihm die Schweine und behing sie mit geweihten Glöckchen in dem Vertrauen, daß sie dann nicht in die Ställe ihrer früheren Besitzer zurückkehren würden.[1] Eine eigentümliche Wandlung erfuhr der Kreuzstab des Einsiedlers Antonius; das französische Volk erblickte darin einen Wurm, verin, und machte daraus einen St. Verin, der gegen den Rotlauf half.[2]

Je nach den Heiligen, die sich besonders hilfreich erwiesen, sprach man von der Krankheit des hl. Antonius, Firminus, Germanus, Fiacrius, Eligius, Ägidius u. a. Für viele Leiden und Anliegen setzte das Volk ein großes Vertrauen auf den hl. Ägidius, wie schon die vielen Ortsnamen St. Gilg,[3] St. Gilles beweisen. Vielleicht hat der Anklang an gil gellen, betteln oder an Ägis[4] ihm eine gewisse Bedeutung verschafft. Ein ähnlicher Fall liegt vor bei den Augenheiligen Lucia, Klara, Augustin, Odilia, bei Valentin, der vor dem fallenden Wehe schützt.

Oft kamen ganz merkwürdige Heilige zum Vorschein, was schon im frühen Mittelalter auffiel.[5] In Nordfrankreich gab es einen hl. Etton, der säugende Kühe beschützt, einen hl. Mor, den die Leute gegen Rheumatismus anriefen (wie den hl. Matthias), einen hl. Main oder Méen von Gael, der vor der Krätze schützte.[6] Bretonen verehrten einen hl. Cadoc, Iltud,[7] Conery, Renan oder Ronan. Letzterer, ein sonderbar launischer Heiliger, dem die Luft und die Meere gehorchten, umschwebte in der Phantasie des Volkes die Menhire. Bei den Slaven ersetzte der hl. Veit den Swantovit

---

[1] Franz, Benediktionen II, 131.

[2] Ein merkwürdiger Heiliger war St. Sement, Messent. In diesen Zusammenhang gehören wohl auch die drei goldenen Kugeln des hl. Nikolaus. Der Santeklas hieß auch Ruchklas, Polterklas, Herrscheklas, Ascheklas, Butter- oder Bullerklas, Butzegraul, Kindjes.

[3] Gillich.

[4] Sturm; Ägir, Meergott (?).

[5] S. S. 12 N. 1, S. 15 N. 3. 5. Stephan von Bourbon bemerkte eines Tages, daß die Mütter ihre Kinder an das Grab eines Heiligen Guinefort brachten, und seine Nachforschungen ergaben, daß in dem Grabe ein unschuldig getöteter Windhund lag (370, ed. Lecoy 326). Daher begreift man leicht, daß uns sogar eine hl. Venise (Venus) begegnet; Saint-Yves, Les saints successeurs des dieux 317.

[6] Le Moyen Age 1900 (13) 4.

[7] Gualter. Map. Nug. cur. 2, 10.

und Rosalia die Rusalken.[1] Der von den Seeleuten verehrte hl. Nikolaus und Phokas erinnert an einen Meergott, ähnlich wie der nordische Klabautermann und der hl. Urban an einen Bacchus.

Mit allem, was blüht, und mit den lieblichen Früchten setzt das Volk die Muttergottes in Verbindung. An Mariä Kräuterweihe segnet die Kirche die Heilkräuter.[2] An die Schneegöttin Holle erinnert Maria Schnee.[3] Holda hießen die Bauern geradezu Himmelskönigin wie Maria und weihten ihr an Weihnachten Opfermahle.[4] Wenn die hl. Jungfrau nach Mönchserzählungen an Turnieren teilnimmt, so erinnert sie deutlich an eine Walküre oder Holda[5] und noch deutlicher, wenn sie Ehebrecherinnen, Dirnen, entsprungene Nonnen, Spielleute, Raubritter in Schutz nimmt, die ihr einen wenn auch nur äußerlichen Dienst widmeten.[6]

Die bayerischen Bauern verehrten eine Edinga oder Edigna, die auf einem Wagen saß und die Verbrecher verfolgte, und stellten ihr an die Seite die Walburg und Ursula.[7] Walburg bedeutet Totenburg; ein alter Germane dachte dabei wohl an die Erdgöttin, die Brunhilde, zu der der Frühlingsgott nur durch Eis und Feuer gelangen konnte. Eisriesen hemmten den Zutritt; daher spricht das Volk von den drei Eismännern Mitte Mai, die auf den Walburgistag folgen. Ein Mannweibbild aus Stein am Steenport zu Antwerpen, Walburg genannt, beweist, daß ihre Verehrung weit ins Heidentum zurückreicht.[8] In der alten Mythologie berührte

[1] Vgl. II, 209, 212.

[2] Man denke an den Frauenschuh, Frauenmantel, Jungfrauenbettstroh.

[3] Grimm, Mythologie 243.

[4] In nocte nativitatis Christi ponunt mensam regine celi, quam dominam Holdam vulgus appellat, ut eos ipsa adiuvet; Rudolfus, De officio cherubyn, Tüb. Theol. Quartalschr. 1906 S. 427, 428.

[5] So nach der Auffassung des unverdächtigen Alexander Kaufmann, a. a. O. 135.

[6] Caes. Dial. 7, 35, 39; Gautier de Coincy, Miracles de Notre Dame 57, 310, 359; Jac. de Vorag., Legenda aur. 50. Besonders bezeichnend ist folgende Geschichte: Eine über die Untreue ihres Mannes betrübte Frau rief Maria um Hilfe gegen die Verführerin an; jene aber erwidert, sie könne nichts ausrichten, da sie täglich hundert mal die Knie vor ihr beuge; Guibert. Novig., Liber de laude s. Mariae 12; Gualter. Clun., De miraculis b. virg. Mariae 2; Iac. Vitr. Ex. 223; Mussafia, Studien zu den mittelalterlichen Marienlegenden 1887 S. 13.

[7] Boll. Febr. III, 669.

[8] Eine ähnliche Bedeutung hatten zwei Steinbilder zu Emmetsheim

sich Fruchtbarkeit und Tod sehr enge, und eine Geburtsgöttin war zugleich auch Todesgöttin.[1] So war Walburg Führerin eines Geisterheeres, gekennzeichnet durch Hund, Wagen und Schiff, umgeben von einer Schar befruchtender Truden, Windgöttinnen, die sich später in Hexen verwandelten und die Gestalten von Kehrwischen, Flederwischen und Besenreis annahmen. Besen und Ofengabel verbrannte der Bauer zur Freude nach überstandenem Winter. Wie diese Vorstellungen sich alle mit der geschichtlichen Walburga verbanden, läßt sich nicht mehr feststellen. Die Geschichte der hl. Walburg bietet nur wenige Anknüpfungspunkte, nur etwa ihre Wanderung zu Schiff und zu Wagen vom fernen England. Ein Hund erschreckte sie einmal, als sie in das Haus, nach späterer Vorstellung in die Burg eines reichen Mannes kam; daher erklärt sich ihre Verbindung mit dem Geisterhund.

Auch auf eine andere Gestalt mythischen Charakters übte die Sage von einer weiten Wanderung einen Einfluß aus, nämlich auf Ursula. Sie ist ebenfalls die Führerin eines Elfenheeres, der elftausend Jungfrauen. Klein und zierlich von Gestalt trägt sie goldene Schuhe, rote Strümpfe und ein schwarzes oder grünes Gewand und einen weißen Schleier. An ihrem goldenen Kettengürtel hängt ein Schlüsselbund, sie strickt mit goldener Nadel. Als Wind- und Wettergöttin hütet sie die Wolkenschätze, das Sonnengold und das unterirdische Gold. Es bedurfte nicht viel, daß die Wolkenjungfrauen, die Wolken- und Nebelgeister sich zu Hexen umgestalteten. Ein reizendes nacktes Weib, ein Hexlein, verfolgt der wilde Jäger, und das wilde Heer folgt ihm, so meint auch Cäsarius.[2] In einer belgischen Sage ist das junge Weib die Gattin des bösen Hacco, und dieser jagt ihr nach, weil sie einem Heiligen, dem Ebermar, zugetan ist.[3] Oder umgekehrt, eine alte Vettel, die Holla, folgt einem blühenden Jüngling.[4] Verwandt mit ihr ist die Laura, die Lora, die Lurlei (Lur ist ein elbisches Wesen, ebenso der Bergkönig Laurin).

In der hl. Gertrud wandelt sich wieder das böse Wesen in

---

nicht weit von dem Wirkungsfelde der geschichtlichen Walburga. Wolf, Beitr. z. d. Myth. I, 106; Sax, Eichstätt 287. Über Antwerpen s. Boll. Febr. III, 521.

[1] S. Band II, 210; Kultur der alten Kelten und Germanen 156.

[2] Dial. 12, 20; Vinc. Bellovac., Spec. hist. 29, 120.

[3] Liebrecht, Des Gervasius otia imp. 201.

[4] D. h. die Wintergöttin vertreibt den Sommergott.

ein mildes; sie ist Seelenherrin, gekennzeichnet durch das Mäusegespann; denn als Mäuse erscheinen im Glauben des Volkes abgeschiedene Seelen. Die weiße Frau selbst zeigt sich in der Gestalt einer weißen Maus. Sie fährt auf dem Wagen und auf dem Pferd, fährt aber auch ein Schiff mit und trägt Rockenstab und Spindel wie Freja, Holda und Berchta. Ihre Verehrung, die zuerst im elften Jahrhundert auftritt, knüpft an die Tochter Pippins von Landen Gertrud, die Äbtissin von Nivelles an, um deren frommen Tod sich viele Wundererscheinungen häuften. Gestorben erschien sie einer fernen Verwandten Wulftrudis; an ihrem Sterbebett, das lange aufbewahrt wurde, fanden viele Kranke Genesung. Nach einer späteren Legende entriß sie einen Ritter dem Teufel, dem er sich verschrieben, dadurch daß sie ihm Johannisminne verschafft. Die Gertrudenminne gesellte sich schon früh zur Johannisminne, sie kommt schon im Ruodlieb vor. Die Burschen tranken auf die Schönheit, die Mädchen auf die Stärke (daher „Schön- und Stärketrinken“). Im Norden dachte man bei dem Namen Gertrud an Gerdhr, die Traute, die Geliebte Fros, Frejrs.[1]

Einen leisen Anklang an Frejr, Freja hat der Name der Verena, der „Wehrerin“, einer Wasserheiligen und Geburtshelferin. Diese Auffassung knüpft sich an die Legende, wonach Verena sich aus Liebe zu dem Nächsten dem Dienste einer Wäscherin und Badefrau unterzog und einmal auf einem Mühlsteine sitzend den Fluß hinabfuhr. So wurde sie zur Patronin der Müller, Fischer und Schiffer. Der eigentliche Mühlenheilige ist aber Quirin, dessen Name an die alte Bezeichnung der Mühle Quirn, Kirn deutlich erinnert und der oft in Ortsnamen verunstaltet zu einem Kirein, Kerin erscheint (in Irland St. Fechin).[2] Aus verborgenen Quellen und Höhlen tauchen nach dem naiven Kinderglauben Kinder empor, und damit mag es zusammenhängen, daß man Verena, der zahlreiche Brunnen geweiht waren, um Kindersegen und Eheglück anrief.[3] Schon im neunten Jahrhundert wandten sich zwei Alamannenherzoginnen an sie um Kindersegen und zwar nicht ohne

[1] Zingerle, Johannissegen u. Gertrudenminne, Akademieberichte Wien 1862.

[2] Girald. Top. Hib. 2, 52 (Zaubermühle l. c. 51, 53).

[3] Verena ist mächtiger als Ottilia; denn diese kann den kinderlosen Frauen nur Mädchen verschaffen, Verena auch Buben (Boll. Sept. I, 169). Ihr Gürtel, der in dem ehemaligen Reichsstift Roth in Oberschwaben auf-

Erfolg.[1] Zu gleichem Zwecke wurde auch eine hl. Berta (Berchta) angerufen.[2]

Neben und in den Quellen erblickte die Phantasie weise Frauen, die sich darinnen badeten und ihre Haare kämmten; daher heißen manche auch Jungfernbrünnlein. Noch lange hielten die Bauern Bornfeste, reinigten die Brunnen (Brunnenfege), wallfahrten zu den Heilbrunnen und warfen Puppen, Steine und Kleider den Wassergeistern zur Freude in die Gewässer.[3] Ein solches Gewässer lag neben dem Heiligtum Marias in der Nähe vom Cambrai. Auf den Rat der Hexen badeten sich darin die Kranken, ehe sie die Marienreliquien verehrten. Nun gab gegen Ende des zwölften Jahrhunderts ein Bischof das Bad für etwas Teuflisches aus, und in der Tat fand man auf dem Grunde des Wassers, das man ausschöpfte, allerlei unreines Tiergebein.[4] Häufig gelang die Umwandlung in einen christlichen Heilbrunnen, Marienbrunnen. — In Berghöhlen hausen Zwerge, Kobolde: die Hänsel, Hänsle, Jockele, Kasperle, Poppele, Hölderle, Hämmerle, Nickel, unschuldige Gesellen, die den Menschen lieber helfen als ihnen schaden, später oft als Mönche, Kapuziner aber auch als Teufel gedacht, wie wir noch unten sehen werden.[5] In den Häusern spuken sie als Klopfer, Schlurker, Trapper und fetischartig als gebackene Hampelmännchen, Niklase, Ofenmännlein. In den Bergfelsen erscheinen die Riesen und Riesinnen. Dorthin hat sie mancher Heilige verbannt. Die Bergfelsen wichen auseinander, wenn ein Heiliger kam, und bewahrten den Abdruck ihrer Hände und Füße. Aber auch vom Teufel können solche Abdrücke herrühren.

Um die unausrottbaren Vorstellungen, die in Brunnen und Quellen, in Hainen, Felsen und im Feuer etwas Göttliches erblickten, abzulenken, weihte die Kirche diese Gegenstände Heiligen. Daher erklärt sich Maria-Eich, Maria-Buch, Maria-Linden.[6] In heiligen

---

bewahrt wurde, half den Gebärenden. Sie verlieh den Mädchen schönes Haupthaar. Über ihre Beziehung zu Frauenhäusern s. Bernouilli, Die Heiligen der Merowingerzeit 190.

[1] Nämlich Reginlinda, die Frau des Herzogs Heriman, und Gerbirga; Rochholz, Drei Gaugöttinnen 125.

[2] Württembergische Kirchengeschichte 1893 S. 7 und 226.

[3] Weinhold, Berliner Akademieabh. 1898 S. 20 ff.

[4] M. G. ss. 16, 537.

[5] Teufel als Mönche Pet. Ven. Mir. 1, 16.

[6] Notre Dame du chêne.

Hainen ließen sich Einsiedler nieder. Wo ein großer Heiliger wirkte, da sproßten nach dem Volksglauben Quellen auf; er brauchte mit seinem Zauberstabe, einer Art Wünschelrute, nur die Erde zu berühren. Den Heiligen zu Ehren erhoben sich über Heilbrunnen und Felsen und in Hainen Kapellen, die das Volk gerne aufsuchte. Da gab es Weihbrunnen, Klausenbrunnen, Meinhardsbrunnen ohne Zahl. Auch Frankreich kennt heilige Quellen und Seen, St. Cannat, Bourbaz, Seine, besonders aber viele heilige Berge, St. Guiral, Jal, Lary, Mars, Mesmin u. s. f.

An Götteropfern genossen die Teilnehmer vom Blut und setzten sich dadurch in Verbindung mit den Göttern. Gegen den Blutaberglauben kämpfte die Kirche ziemlich vergebens; sie ersetzte die Lust am Götterblut durch die Erinnerung an das Opferblut Christi. An vielen Orten tauchte heiliges Blut von Märtyrern, von Christus selbst auf, Blut, das aus Jerusalem gekommen oder aus entweihten Hostien genommen war. Heiliges Blut, Zauberblut, wie leicht vermischte sich das in der Phantasie des Volkes! Bettstroh, besonders Unserer Frau Bettstroh, benützten die Wöchnerinnen als Heilmittel.[1] In Konstantinopel machten sich die Leute zu Ehren der hl. Jungfrau Kindbettschenkungen, was die trullanische Synode verbot.

Nach derselben Synode war die germanisch-keltische Sitte, an Sonnenwenden das Notfeuer zu entzünden und die Scheiter zu schwingen, auch im Osten verbreitet. Die Kirche weihte das Feuer am Karsamstag. Das geweihte Scheit, das in vielen Gegenden Scharholz heißt und dem im Norden der Julblock, in Frankreich der Calendeau entspricht, schützte gegen die feurigen Pfeile des Bösen, vor allem gegen die Gewitter.[2] In Niederbayern lautet ein Spruch: „Hl. Florian, zünd uns das Feuer an; hl. Veit, gib uns a Scheit; hl. Mirl (Maria), gib uns a Bürl; hl. Jakob, gib uns an Hackstock; hl. Gang, gib uns a Stang; große Steuer kleine Steuer; kommt gewiß zum Sonnwendfeuer." „Hl. St. Veit, schick uns a Scheit; hl. Hans, a recht langs;[3] hl. Sixt, a recht dicks; hl. Florian,[4] zünd unser Haus nit an."

---

[1] S. S. 7 N. 2.

[2] Contra ignita tela inimici; Franz, Benediktionen I, 517; Höynk, Liturgie der Diözese Augsburg 216.

[3] Oder hl. Marks a recht starks. [4] Oder Koloman.

LX. Heidentum, Aberglaube und Irrglaube.

1. Gute und böse Geister und Hexen.

Daß Feuer, Luft, Wasser und Erde voll Dämonen seien, lehrte der Neuplatonismus noch im zehnten Jahrhundert (Psellos). Nach ihren Elementen oder Wesensbestandteilen unterscheiden sich die Dämonen durch ihre größere und kleinere Schwerfälligkeit, Furchtsamkeit, Klugheit. Es gibt grobe und feine, beschränkte und gescheite Teufel. Sie verwandeln sich in alle möglichen Gestalten und sie sprechen verschiedene Sprachen. Die feuchten Geister suchen sich mit tierischen Körpern zu verbinden, nisten sich in die Haut ein und erzeugen allerlei Krankheiten, erregen Phantasien und Träume. Die einen scheuen das Licht, die anderen die Kälte. Wer den richtigen Zaubertrank genossen und die Augen mit einer Salbe bestrichen hat, vermag sie zu schauen. In welchem Wahn wäre die Menschheit stecken geblieben, wenn der Neuplatonismus gesiegt hätte![1] Allerdings blieben hinter den Neuplatonikern viele Theologen des Westens nicht zurück. Nach ihnen durchschwirrt eine Unzahl von Teufeln die Luft, sie sind so zahlreich wie die Stäubchen im Sonnenstrahl. Immer umgeben sie die Menschen, nur daß die Engel ihnen wehren. Ihr Charakter schwankt auffallend; ein deutliches Zeichen, daß sie ursprünglich Götter oder Naturgeister waren. Auch der schlechteste Teufel entbehrt nicht der guten Seiten. Da gab es dumme und pfiffige, gutmütige und boshafte, ängstliche und kühne Teufel. In den späteren Mysterienspielen übernehmen die Teufel geradezu die Rollen der lustigen Personen und sind

[1] In der Historischen Zeitschrift 1902 (89) 483 sprach ein Philologe diesen Wunsch aus.

deutliche Verkleidungen alter Kobolde.[1] Aber auch in Mönchserzählungen älterer Zeit verleugnet sich ihre Natur nicht.

Ein sächsischer Ritter Albert Schothart war ein ebenso tüchtiger Krieger als frommer Mann, aber eben seine Ritterlichkeit reizte den Teufel, und er sprach aus einer Besessenen zu ihm: „Dieser ist mein Freund." „Was, du bist mein Freund?" fragte der Ritter. „Ja", sagte der Teufel, „du tust alles, was mir gefällt." Die Rede verdroß den Ritter, er verbarg jedoch seinen Unwillen und sagte: „Du bist ein dummer Teufel.[2] Wärest du klug, so würdest du mit mir zu den Turnieren eilen. Was quälst du ein unschuldiges Mädchen?" Der Teufel erwiderte: „Wenn du willst, daß ich mit dir ziehe, so laß mich in deinen Leib fahren." Als der Ritter ihm das verweigerte, erbat er sich einen Platz auf seinem Pferde; und da er ihn nicht erhielt, klagte der Teufel, er könne nicht zu Fuß gehen, er solle ihm wenigstens einen kleinen Platz um ihn anweisen. Da hieß ihn der Ritter auf einen Zipfel seines Gewandes sitzen, worauf der Kobold einging. Er begleitete den Ritter fortan zu allen Turnieren, die der Ritter ohne Ausnahme siegreich bestand. Überallhin ging er mit, auch in die Kirche; nur verlangte er vom Ritter, daß er ihn nicht mit Weihwasser besprenge, und wenn er eifrig betete, sagte er: „Nun murmelst du aber gar zu sehr." Schließlich entledigte sich aber doch der Ritter seines unbequemen Gefährten in einem Kreuzzuge.[3] — Einem anderen Ritter bot sich der Dämon als Knappen an, ohne daß ihn dieser erkannte. Er war nicht nur treu und klug, sondern auch immer aufgeräumt, heiter und witzig, so daß ihn alle liebgewannen. Er leistete Unglaubliches und verriet sich dadurch selbst. Als der Ritter ihn erkannte, fragte er ihn: „Wenn du ein Teufel bist, warum dienst du mir so treu?" Da antwortete der Dämon: „Es ist mir ein großer Trost, bei den Menschenkindern zu sein." Trotzdem entließ ihn der Ritter und bot ihm als Lohn sein halbes Vermögen an. Der Dämon nahm aber nur fünf Schillinge und gab sie dem Ritter

---

[1] In einer Weltgerichtsszene tritt einer auf und trägt einen Sack gefüllt mit Sünden aller Art; ein anderer schlägt ein zwerchfellerschütterndes Lachen an und lädt jenen, nachdem er sich erkundigt, ob auch das Laster des Zornes im Sacke sei, zu einem Schoppen ein; Wright, Hist. of caricature 73.

[2] Stultus et fatuus.

[3] Caes. Dial. 10, 11.

zurück, er solle damit eine Glocke für die arme Kirche in der Nähe anschaffen, damit die Gläubigen wenigstens an Sonntagen zum Gottesdienst eingeladen werden könnten. Ein anderer Teufel legte reumütig Beichte ab, weil er davon Befreiung von seiner Qual erhoffte, konnte aber die Buße nicht leisten.[1]

Einen Studenten, dessen Sünden aufrichtige Reue getilgt hatte, warnte nachts der Teufel, er solle sich künftig vor Verfehlungen hüten.[2] In einem Kloster weckte der Kobold die Mönche zum Gebete und schleppte die widerwilligen sogar in den Chor, half in der Küche beim Abspülen, unterhielt sich bei Tische freundlich mit den Mönchen; nur liebte er es, sich unsichtbar zu machen. Als seine Zeit um war, verließ er ruhig das Kloster: so zu lesen in einer sonst ernsthaften Chronik.[3] Einen in den Stock gesperrten Mönch befreite ein mitleidiger Teufel.[4] Ein andermal bot sich ein Kobold einem Klosterknecht, der nachts den Weingarten zu behüten hatte, zur Aushilfe an. Wenn er ihm einen Korb Trauben überlasse, versprach er, wolle er jedem, der in den Weinberg eindringe, den Hals umdrehen. In der Tat ging der Knecht darauf ein, und am anderen Morgen war der Korb Trauben verschwunden.[5]

Einer Nonne half ein Dämon, der sie lange belästigt hatte, gegen die Vergewaltigung eines in sie verliebten Jüngling, in dessen Mutterhaus sie eingekehrt war.[6] Umgekehrt leistete ein Teufel einem Jüngling Beistand, den eine hoffnungslose Liebe zu einer Jungfrau quälte, da ihre Eltern sie ihm versagten: er führte sie ihm zu und legte ihr Scheinbild als Leiche in ihr Bett. Als nun die Scheidung läutete, eilte der Jüngling in ihr Haus und bot sich an, das Mädchen wieder zum Leben zurückzurufen, wenn er sie zur Frau bekäme. Der Vater gab seine Einwilligung und verband das Paar, nachdem die Verborgene herbeigeholt war.[7]

Ein Ritter hatte infolge einer Krankheit einen unauslöschlichen

---

[1] Caes. 5, 36; 3, 26.

[2] M. G. ss. 17, 257. Ein Teufel versprach dem, der sich ihm zu eigen gab, er werde ihn einige Zeit vor dem Tode noch warnen, daß er noch Buße tun könne, was auch geschah. Gualter. Map., Nug. cur. 4, 6.

[3] Ioh. Vitoduran. Eccard. I, 1784.

[4] Keller, Erzählungen 93.

[5] Caes. 5, 43.

[6] Matth. Paris. ad a. 1225 (Luard III, 100).

[7] Thom. Cant. 2, 57, 20.

Haß gegen seine Gattin gefaßt, da erschien ihm der Teufel und versprach ihm, wenn er sich scheiden lasse, wolle er ihn nach Rom bringen, um vom Papste die Erlaubnis zu erbitten. Der Ritter nahm das Anerbieten an, und der Teufel führte ihn nicht nur nach Rom, sondern auch nach Jerusalem und an andere Orte, und als er zurückkehrte, war die Liebe zu seiner Frau wieder erwacht.[1]

Bei einem sehr gastfreundlichen Ritter kehrte einmal ein Teufel ein und stahl ihm seinen Mantel. Nun machte der Ritter eine Pilgerfahrt und sagte zu seiner Frau beim Abschied, wenn er in fünf Jahren nicht mehr zurückkehre, solle sie sich anderweitig verheiraten. Die Pilgerfahrt dauerte aber länger, als er berechnet, und er befand sich noch in weiter Ferne, als die fünf Jahre um waren. Da erschien plötzlich der Teufel und bot sich ihm an, ihn in dem gestohlenen Mantel in einem Augenblicke nach Hause zu schaffen. Mit Freuden ging der Ritter darauf ein.[2] Ein Glöckner wollte mit einer Frau eine Wallfahrt machen und bat sie, ihn zeitig zu wecken. Da kam statt ihrer ein Teufel und entführte ihn durch die Luft an einen Ort, wohin er nicht zu gehen die Absicht hatte.[3]

Die Teufel führen in die Irre oder zeigen einem einen Ausweg, sie machen einen schläfrig oder rauben den Schlaf. In der Gestalt einer Katze setzte sich einmal ein Dämon auf den Kopf eines psalmbetenden Konversen und brachte ihn zum Schlafe. Der Konverse half sich einfach dadurch, daß er sich schief setzte und so dem kleinen Kobold das Sitzen unmöglich machte.[4] Die Teufel schicken oder zerstören die Schönheit, verzerren die Lippen, machen die Nasen runzlig, füllen den Mund mit Schleim, erzeugen Blähungen und Schweiß.[5] Sie setzen dem Menschen so zu, daß es ein Wunder ist, wenn er noch lebt. Von ihnen kommen die beißenden und stechenden Insekten, die Stechfliegen, von ihnen das Jucken und Zucken im Körper, namentlich aber alle Geräusche. „Jedes Geräusch, das es gibt," sagt Richalmus, „ist ihre Stimme." „Wenn die Menschen husten, so ruft damit ein Teufel den anderen an,

---

[1] Caes. 5, 37.

[2] Caes. 8, 59. Die Teufel fliehen vor einem bösen Weib; Keller, Erzählungen 80; Hagen, Gesamtabenteuer III, 366.

[3] Caes. 5, 56.

[4] Caes. 4, 33.

[5] Richalm. De insid. daem. 12.

das Husten ist nur ein Gespräch der Teufel miteinander."[1] Das Niesen stammt vom Teufel; wer es gut meint, ruft daher: „Helf Gott." Wenn die Leute beten wollen, machen sie die Kehle trocken und heiser.[2] Alle Krankheiten und Unwetter rühren von bösen Geistern, Maren, Elben, Wichten her, die besonders nachts ihr Unwesen treiben.[3] War doch nach alter Anschauung der Tod, der Todesgott selbst ein Teufel. Der Tod und der Teufel waren wilde Jäger, Anführer unterirdischer Scharen, Heerführer, Schlachtgötter, aber beide erscheinen gelegentlich als lustige Spielleute.

Die Geister der Unterwelt sind nicht immer bös, sondern auch gut. Die armen Seelen helfen den Menschen, wenn sie können, und übernehmen Dienste, die die alten Germanen den Koboldden und Hausgeistern zuschrieben. Sie wecken den Hausherrn, helfen bei der Arbeit, bereiten Speisen; ja wir hören sogar, daß sie einmal einem frommen, von seinen Dienstleuten verlassenen Herzog bei einem Kriegszuge beisprangen. Es waren die Seelen, die er durch seine Stiftungen aus dem Fegfeuer befreit hatte.[4]

Ein andermal sind es wieder Engel, die solche Dienste leisten.[5] Engel und Heilige wehren den Teufeln, wenn sie den Menschen versuchen, besonders in der Sterbestunde. Sie kämpfen mit dem Schwerte, handhaben die Wage und greifen zur Not auch nach den Würfeln.[6] Daß Engel und Heilige zu den verrufenen Würfeln greifen, zeigt, wie die Vorstellungen bunt durcheinander liefen. Auch die Heiligen haben ihre schlimme Seiten[7] und zeigen dies namentlich bei Malediktionen, Verwünschungen. So konnten sie auch mit Erfolg gegen Feinde und böse Tiere angerufen werden.[8] Die Heiligen konnten Krankheiten erregen. Wer am Grabe eines Heiligen zu Dijon betete, den verletzten Schläge.[9] Der hl. Trudo

---

[1] L. c. 22, 28, 29.

[2] L. c. 1.

[3] Höfler, Der Dämonismus in der Volksmedizin; Allg. Ztg. 1899 Beil. 215.

[4] Thom. Cant. 2, 53, 30.

[5] Thom. Cant. 2, 54, 10. Bald sind es Engel, bald Teufel, die die Mannheit rauben; Petr. Dam. op. 51, 6; Caes. Hom. ed. Coppenstein I, 111.

[6] Fabliau de S. Pierre et du jongleur (Montaiglon V, 65); Gesta. Rom. c. 80. Luzel, Légendes 1, 325; Köhler, Kleinere Schriften I, 104.

[7] Omnis sanctus pertinax heißt ein späteres Sprichwort.

[8] Vgl. Boll. Sept. I, 171; Franz, Benediktionen II, 169.

[9] Amulo ad Theob. Lingonens., P. l. 116, 78; Boll. Mart. Ill, 337.

bestrafte einmal einen geizigen Grangienmeister mit Zahnwehe. Gegen einen Bauern, der gegen die Anordnung des Abts von St. Georgen aus einem Klosterwald Holz holte, rief der Abt, der ehrwürdige Theoger, den hl. Sebastian an und drohte, niemals mehr zu seinen Ehren ein Offizium zu halten, wenn er nicht helfe, worauf der Wagen des Bauern in der Tat stecken blieb.[1] Als ein armer Dienstmann einmal den hl. Anno auf Anstiften des Teufels schmähte, verlor er ein Auge und erlitt einen Schlag. Der dumme Teufel, mit dem er sich eingelassen hatte, half ihm zu rein gar nichts, rasch aber sprang ihm Anno bei, als er auf die Mahnung des Geistlichen in sich ging und seine Hilfe anrief, und stellte seine Gesundheit wieder her.[2] Auch sein Nachfolger Engelbert konnte seine Ungnade fühlen lassen. Besonders ungnädig waren die Heiligen gegen jene, die ihre Feste nicht ehrten. Als ein Mädchen am Tage des hl. Nikasius nähte, durchbohrte der Faden ihre Zunge. Und als ein gewisser Petrus am Magdalenentag pflügte, befiel ihn das brennende Fieber, obwohl er die Arbeit nur gezwungen von seinem Stiefvater geleistet hatte.[3]

Oft verwechselte die Sprache nicht nur gute und böse Geister, sondern auch die mit ihnen verbundenen Menschen, und daher weiß man oft nicht, wenn von Bilwisen, Elben, Truden oder Hexen die Rede ist, ob es sich um Geister oder Menschen handelt. An sich galten die Hexen, die Strigen, Holden nicht als schlimm, sowenig als die Dämonen; hieß sie das Volk doch geradezu die guten Dinger, buone robbe, bonnes choses, sei es im Ernste oder im Scherze oder aus Furcht, um es mit ihnen nicht zu verderben. Erst später nannte man die Holden Unholden.[4] Auch der Aufenthaltsort der Geister in Berghöhlen und auf Bergeshöhen schwankt in verschiedener Beleuchtung: bald sieht er aus wie eine herrliche Stadt reich an Marmorglanz oder wie die Gralburg, so in den Sagen vom Untersberg und Hörselberg; dann wieder ist die Walhalle herabgesunken zur Saufkneipe, zum Rollhafen, zum Nobiskrug[5] und dazwischen liegt die Walburgisnacht. Die Hexen konnten sich nach dem Volks-

[1] M. G. ss. 12, 459.
[2] Annolied 48 (837).
[3] Guibertus de Novigent., De laude S. Mariae 11, De vita sua 3, 18.
[4] Riezler, Hexenprozesse 17.
[5] Nobis = Obis = abyssus.

glauben in die Luft erheben; die Hexe hieß daher Windin, Wolkentrud, Nebelhexe. Das Wort Hexe selbst bedeutet Schlagwetter und wird lateinisch mit tempestaria, Wettermacherin übersetzt. Schon die alten Volksgesetze erwähnen Hexen, Strigen, die andere Menschen innerlich aufzehren, vampirartige, mit den kinderfressenden Lamien der Alten verwandte Wesen, nennen sie auch geradezu Lamien und sprechen ausdrücklich davon, daß sie zu gemeinsamen Menschenfleischschmäusen und Orgien zusammenkommen. Daß sie dabei fliegen, dürfen wir nach anderen Aussagen ohne weiteres voraussetzen. Zu einem Priester kam einmal ein altes Weib und sagte: „Ihr müßt mich lieben, da ich Euch vom Tode befreite; denn als ich mit meinen Genossen, den Bonä Res, nachts auszog, sahen wir Euch schlafend und nackt. Da bedeckte ich Euch geschwind, damit nicht die anderen Euere Blöße sähen und Euch zu Tode geißelten.“ Der Priester hatte aber eine andere Anschauung und verjagte das Weib als böse Hexe.[1]

Die Trude, Hexe fuhr im Nebelschiff im Wolkenheer mit Holla, Diana, Berchta, der Mann mit Wodan im wütenden Heer einher nach einem auch im Ostreich verbreiteten Glauben.[2] Das Wuotisheer, la mesnie furieuse, das „alte Heer“[3] nannten die Franzosen auch Hellekins Jagd;[4] es schlug förmliche Schlachten. Es stieg aus Berghöhlen und sauste dahin über die Römerwege, über die Saatfelder unter Peitschenknall und jauchzendem Gesang. Der Sturm, das Gewitter, das Schneewehen kam davon her, ebenso Brand und Dürre,[5] ganz besonders aber Sonnen- und Mondfinsternisse.[6] In

[1] Etienne de Bourbon 368 (ed Lecoy 323).

[2] I, 46, 375; conc. Trullan. 61. Femineo more equitabant et in muliebribus sellis sedebant, in quibus clavi ardentes fixi erant. Frequenter eas ventus spatio quasi cubiti unius sublevabat; Order. Vital. h. e. 8, 17. Credidisti quod quaedam mulieres credere solent, ut tu cum aliis diaboli membris . . . inquietae noctis silentio clausis ianuis in aerem usque ad nubes subleveris et ibi cum aliis pugnes et ut vulneres alias et tu vulnera ab eis accipias? Si credidisti, duos annos per legitimas ferias poeniteas; Burch., Dec. 19, 5; P. l. 140, 973. Andere Stellen bei Schmeller, Bayerisches Wörterbuch 1872 S. 270.

[3] Huesta antigua, oder echercito antiguo (spanisch).

[4] Stephan von Bourbon nennt die Geister arzei, flammigeri de familia Allequini vel Arturi; Anecdotes 365 (Lecoy 321); Grimm, Mythologie 893.

[5] Ährenschrate kennt die l. Baiuw. 13, 8; M. G. ll. 3, 315.

[6] Credunt quia femina lunam comedet (Ind. sup. 30). Si quis maleficus

England sagte man, der wilde König suche seine Frau, die die düsteren Erdzwerge geraubt hätten.[1] An den Luftfahrten beteiligten sich gute und böse Geister, große Helden,[2] ungetaufte Kinder, alte und junge Teufelstöchter,[3] aber auch Hingerichtete, Geräderte und Gehenkte. Ein alter Nachtsegen bittet Gott um Bewahrung vor allen Geistern der Nacht, den Nachtfahrern, „vor den schwarzen und weißen, die die guten sind genannt und zu dem Brokelsberg sind gerannt, vor den Bilwisen, vor den Menschenessern, den Wegschriten und Zaunriten (d. h. den umherschweifenden und auf den Zäunen reitenden), vor den klingenden Golden (Zaubersängerinnen), vor allen Unholden, vor den Gloßan (Feuerzahnen) und den Lodewanen (Zottelfahnen), vor den Trutan und Wotan. Wotansheer und alle seine Mannen, die die Räder und Widen (Stränge) tragen, geradebrecht und gehängt, d. h. alle Hingerichteten, ihr sollt von hinnen gehen. Alben und Elbelein, ihr sollt nicht länger bleiben. Des Albe Schwester und Vater, ihr sollt ausfahren ober dem Gatter. Albes Mutter, Truten und Maren, ihr sollt aus zu dem Firste fahren. Die Mare soll mich nicht tragen, die Trute nicht ziehen, die Mare nicht reiten und die Mare nicht beschreiten. Albe mit deiner krummen Nase, ich verbiete dir das Anblasen, ich verbiete dir, rauher Albe, das Kriechen [über den bloßen Leib] und das Aufhocken. Albes Kinder, ihr Wichtlein, laßt euer Tasten!" Nun kommt auch einmal wieder ein gutes Wesen; denn es heißt weiter: „Du Klagemutter (Ahnfrau), gedenke meiner zu guter Heerfahrt!"[4] Die Stimmung kehrt aber gleich wieder um: „Fahrt aus in ein anderes Land! Du ungetreuer Milchbehexer, du sollst meine Türe verfehlen. Das Fieber und der Fußkrampf bleibe mir davor! Du sollst mich nicht berühren, verwirren, entführen, den lebenden Fuß abmähen, das Herz nicht aussaugen und einen Strohwisch

---

immissor tempestatis fuerit; Poen. Merseb. 167; Bobiense 19. Dagegen sagt Pirmin: tempistarias nolite credere nec aliquid pro hoc eis dare (Caspari, An. I, 173). Der Wind war der Teufel selbst: ventus vehemens, immo ipse Satan, M. G. ss. 9, 124.

[1] Gualter. Mapes, Nug. cur. 1, 11.

[2] Girald. Sp. eccl. 3, 15 (ein Ritter hat gute Freunde im Wuotisheer). Ann. Brunw. 1140, Böhmer Fontes III, 386.

[3] Jubinal, Nouveau Recueil I, 284.

[4] Herbrot (Heerspitze) und Herbrant.

dareinschieben. Ich verachte dich, ich trete dich, wenn ich dich trage."[1]

Die Geister der Luft nahen den Menschen in Tiergestalt, als Adler, Falken, Raben, nach späterer Auffassung verwandeln sich nur böse Geister, böse Menschen in solche Tiere, in Wölfe, Böcke, Kröten, Ratten, Mäuse und Heuschrecken, Frauen mit Vorliebe in Katzen und Hasen, und daher hießen die Hexen auch Wetterkatzen, Donnerkatzen, und im Hexenbrand und Johannisfeuer mußten Katzen und Hunde ihr Leben lassen.[2] Wenn es hagelt, sagt man in Schwaben, es kitzebohnelt: die Kitzen, die Böcke, mit denen Wodan durch die Luft reitet, lassen etwas wie „Bohnen" fallen. Auf Böcken oder Ofengabeln und Besenstielen ritten die Hexen,[3] und ohne den Beistand eines Katers gelang kein Gericht.

In den Hexenküchen bearbeiteten die bösen Frauen mit Vorliebe die Herzen der Menschen, verzehrten sie und gaben sie anderen zu verzehren und setzten an Stelle des fleischlichen Herzens ein strohenes oder hölzernes.[4] Auch verwirrten sie das Gehirn, wie schon das westgotische Gesetz behauptet.[5] Gregor von Tours erzählt von einem Bischof, daß ihm ein Archidiakon, den er absetzte, den Wahnsinn anzauberte.[6] In einem jener vielen Träume, die die Wirklichkeit widerspiegeln, verleiteten die Dämonen den Bischof

---

[1] Ztsch. f. deutsches Altertum 1897 S. 336.

[2] Eine Hündin sah im fahrenden Heer ein Ritter nach Gervasius von Tilbury, Otia imp. 3, 70. Ein böser Hausgeist, ein Schratt wird von einem Seebären (einer Hauskatze) überwunden; Hagen, Gesamtabenteuer III, 257.

[3] Steph. de Borb. 364 (Lecoy 319).

[4] Credidisti quod multae mulieres retro Satanam conversae credunt et affirmant, verum esse, ut credas inquietae noctis silentio, cum te collocaveris in lecto tuo et marito tuo in sinu tuo iacente te, dum corporea sis, ianuis clausis exire posse et terrarum spatia cum aliis simili errore deceptis pertransire valere et homines baptizatos et Christi sanguine redemptos sine armis visibilibus et interficere et decoctis carnibus eorum vos comedere et in loco cordis eorum stramen aut lignum aut aliquod huiusmodi ponere et comestis iterum vivos facere et inducias vivendi dare? Si credidisti, quadraginta dies, id est carinam, in pane et aqua cum septem sequentibus annis poeniteas; Burch., Dec. 19, 5. Ut auferantur corda hominum de corporibus suis et reponatur stramen et huiusmodi multa, que dyabolus adinvenit, que nullam veritatem habent; Berthold. Ratisb. (S. 5 N. 6).

[5] Qui . . . mentes hominum conturbant; 6, 2, 3.

[6] H. Fr. 9, 37.

Thietmar von Merseburg, aus einer Schüssel zu essen, in der allerlei Kräuter gekocht waren; infolge davon stiegen böse Gedanken in seinem Herzen auf, die ihn lange quälten. Er bekennt schwach geworden zu sein und durch Einwilligung gesündigt zu haben, ohne freilich die Sünde genau zu bezeichnen.[1]

Besonders viel zu schaffen hatten die bösen Geister, vor allen Diana, Freja und Frejr mit der Zeugung, Empfängnis und Geburt. Darin stimmten Kelten, Germanen und Slaven vollständig überein mit den Griechen und Römern. Im griechischen Reiche teilten auch die Gebildeten, die sich vom Neuplatonismus geistig nährten, diese Anschauung. Psellos sagt, vor den Geburtswehen träumen die Weiber immer von Hexen und Dämonen. Während sich die griechischen Theologen ziemlich frei von einem abergläubischen Irrwahn hielten, neigten viele abendländischen Theologen stark zu solchen Vorstellungen und zwar im späteren Mittelalter viel mehr als im frühen. Sie beschäftigten sich oft mit den Incubi und Succubi, den Nachtmaren, Schratten, Alben, Truden, Berchten, den „Affen und Toren der Weiber“ mit ihren Verwandlungen und Luftfahrten.[2] Aus der Verbindung der Hexen mit bösen Geistern entsprossen nach dem Volksglauben Mißgeburten und Ungetüme aller Art, die viele Mären und fabelhafte Reiseberichte schildern.[3] Nach älterer volkstümlicher Anschauung, die uns in der Sage entgegentritt, hat die Verbindung von Erdentöchtern und Himmelsgeistern, wie sie auch die Hl. Schrift kennt,[4] viel bessere Folgen. Es entstehen daraus Riesen, Helden wie Tydorel oder Titurel oder der Seher und Barde Merlin. Den Elfenkindern aber, urteilte man allgemein, geht es nicht gut.[5] Die Elfen selbst, die Truden, Succubi waren zu luftige Wesen oder Gespenster[6] und entwichen, sobald sie etwas Unangenehmes erfuhren. Doch spielten die Succubi eine geringere Rolle als die Incubi; denn die Phantasie der Weiber war viel lebhafter als die der Männer. Daß die meisten derartigen Vorstellungen aus

[1] Chron. 8, 8.

[2] Vgl. Irregang und Girregar; Hagen, Gesamtabenteuer III, 62.

[3] Eine besonders abenteuerliche Geschichte erzählt der Mönch Heinrich der Taube von Rebdorf aus der Familie Egloffstein 1348. Maury, Croyances 380.

[4] 1 Mos. 6, 2.

[5] Sobolem felice fine beatam . . . aut raro aut nunquam legimus; Gualter. Map., Nug. cur. 2, 12; 4, 9 (Melusine).

[6] Vgl. II. Band 491 A. 2, Gualter. Map. 2, 13 über filii mortuae.

der Phantasie entspringen, wußten die Theologen wohl, wenigstens die klügeren, ein Wilhelm von Paris und Johann von Salisbury;[1] es lag um so näher, als die Leute selbst bei unruhigem Schlaf die Nachtgeister verantwortlich machten und alles Heil von einem kräftigen Nachtsegen erwarteten.[2] Andere tadelten die Leichtfertigkeit, womit Unglück und Unwetter durch Zauber erklärt wurde. So Gregor VII.[3] Die meisten aber waren leichtgläubiger z. B. Gervasius von Tilbury oder Guibert von Nogent, und der Spötter Walter Map gibt sich wenigstens den Anschein. Die Möglichkeit wunderbarer Dinge bestritt kein Theologe; denn die Hl. Schrift bot selbst viele Anhaltspunkte; man denke an die Hexe von Endor, an die Entrückung Habakuks, des Apostels Philippus, besonders aber an die Versuchungsgeschichte Christi, mit der sich die Theologen viel beschäftigten.

Selbst der nüchterne Eginhard erzählt von Offenbarungen des Dämons bei einer Beschwörung. Da sprach der Geist aus einem besessenen Mädchen zum Erstaunen des Priesters nicht in barbarischer d. h. deutscher, sondern in lateinischer Sprache, die der Besessenen doch vollständig fremd war. „Ich bin“, erklärte er, „ein Gefolgsmann und Schüler des Satans und war seit langem Türhüter in der Hölle, aber jetzt habe ich durch einige Jahre mit meinen elf Genossen das Reich heimgesucht; Getreide und Wein und alle anderen Feldfrüchte haben wir, wie uns befohlen ward, vernichtet und zerstört, das Vieh durch Krankheiten getötet, Seuche und Pestilenz unter den Menschen verbreitet, alle Unglücksfälle und alle Übel, die sie seit langem verdientermaßen erdulden, sind durch unser Tun und Treiben ihnen zugestoßen.“[4] Von der Rhonegegend berichtet Agobard von Lyon, Wettermacher haben die Leute verführt, daß sie ihnen viel Geld, ja statt der Kirche den Zehnten entrichteten, um durch sie die Wettergeister besänftigen zu lassen. Sie schwätzten den Leuten vor, aus dem Lande Magonia[5] fahren Schiffe in den

[1] Thom. Cant. 2, 57, 6 sq., 39; Hansen, Zauberwahn 143.

[2] Irregang und Girregar a. a. O. S. S. 31.

[3] In mulieres ob eandem causam simili immanitate barbari ritus damnatas quidquam impietatis faciendi vobis fas esse, nolite putare. Sed potius discite, divinae ultionis sententiam digne poenitendo avertere, quam in illas insontes frusta feraliter saeviendo iram domini multo magis provocare; Ep. 7, 21.

[4] Transl. Marcell. et Petri 5, 49; M. G. ss. 15, 253.

[5] Vielleicht von Mogounos (Apollo).

Luftgewässern und nehmen das Getreide auf, das die Geister durch Hagel und Unwetter zerstörten. Sie führten sogar einmal Menschen gefangen vor, drei Männer und eine Frau, die nach ihrer Aussage von den Schiffen herabgefallen waren, und luden die Umstehenden ein, sie zu steinigen. Doch haben diese sich wacker verteidigt.

Gegen den Zauberer, dachte das Volk, hilft nur der Zauberer, und es glaubte also, man könne den Teufel durch Beelzebub vertreiben. Selbst Geistliche neigten dieser Anschauung zu. Als zu Besançon einmal Leute, die zugleich Ketzer und Hexen waren, ihr Unwesen trieben, wußte sich der Bischof nicht anders zu helfen, als daß er einen Kleriker kommen ließ, der früher selbst Zauberer gewesen war, und ihn um Rat fragte. Dieser setzte sich mit dem Teufel ins Benehmen und brachte heraus, daß die Leute unter den Achseln die Urkunde des Teufelsbündnisses in die Haut eingenäht trugen. Wenn sie durch das Feuer schritten, versicherte der Teufel, würden diese Urkunden verbrennen. In der Tat widersetzten sich die Ketzer dieser Feuerprobe, und so kam ihr Irrtum an den Tag.[1] Ebenso erzählt noch im dreizehnten Jahrhundert Salimbene, daß ein schöner, kräftiger und großer, aber böser Mann über die Geister Macht gehabt habe. Aber ein Teufel, den er einmal aus einer Frau auszutreiben unternahm, drohte ihm mit Rache. Da ihn die Drohung nicht abhielt, fiel er in der Tat, wie ihm der Teufel vorausgesagt hatte, im Zweikampf.[2]

Aus der Anschauung daß gegen den Zauber wieder am besten der Zauber schütze, erklärt sich eine Verordnung Karls des Großen, worin er nicht die Zauberer, sondern jene, die Zauberer verbrannten und ihr Fleisch verzehrten, mit dem Tode bedrohte.[3] Denn nur der tote Zauberer konnte nach der Volksanschauung nicht mehr schaden.

Nachdem schon Karl der Große 790, das Konzil von Reisbach-Freising 799 verboten hatte, die Hexen willkürlich umzubringen, zu verbrennen, mahnte auch Piligrim von Passau, sie lieber zu bekehren als zu töten. Ähnlich dachte Gregor VII. Sie lehnten sich aber nur auf gegen blinde Wut; gegen ein geordnetes Strafverfahren hatten sie nichts einzuwenden. Im Gegenteil, Staat und Kirche

[1] Caes. Hom. III, 58; Dial. 5, 18.
[2] Chron. 1285 p. 333.
[3] M. G. Cap. I, 69.

stimmten darin überein, daß böse Zauberer als Götzendiener und Mörder den Tod verdienten, wobei sie sich auf die römischen Gesetze gegen das Malefizium berufen konnten, und so befahl auch Karl der Große ihre Verurteilung.[1] Demgemäß begegnen uns auch viele Hinrichtungen namentlich von Frauen auf die Anklage der Zauberei hin. So ließ Lothar I. 834 die Nonne Gerberga ertränken; 853 wurde wahrscheinlich eine Magd wegen Vergiftung einer adligen Jungfrau getötet, sicher aber 899 eine Frau, die den König Arnulf durch Zauberei getötet haben sollte, aufgehängt, ein mitschuldiger Mann enthauptet; ein dritter entkam durch die Flucht. Sodann mußte 1028 in Aquitanien eine Frau, die den Grafen Wilhelm verhext haben sollte, den Feuertod erleiden.[2] Beim Kölner Aufstand gegen Bischof Anno 1074 ergriffen die Empörer eine Frau, die im Verdacht stand, Menschen durch Zauberkünste um den Verstand gebracht zu haben, und warfen sie die Stadtmauer herab, daß sie den Hals brach. Von allem, was die Aufrührer taten, mißfiel dieser Vorfall dem Mönch Lambert von Hersfeld am wenigsten; nur meint er, sie hätten dieses Verbrechen zu angemessener Zeit und mit ruhigerem Gemüte ahnden sollen. Ganz anders aber stellten sich die Mönche von Weihenstephan gegen eine ähnliche Volksjustiz 1090: sie gewährten drei vom Volke verbrannten Hexen ein christliches Begräbnis.[3] Als im Jahre 1128 der Graf Theoderich von Flandern auf eine Insel übersetzte, kam ihm ein Weib entgegen, das ihn mit Wasser bespritzte. Da nun der Graf bald darauf sich unwohl fühlte, ergriffen es seine Begleiter und warfen es in die Flammen ohne Verhör und Prozeß.[4]

Als einmal ein Jüngling den Versuchungen eines üppigen Weibes widerstand, glaubten die Richter, dies könne nur mit Hilfe des Satans möglich gewesen sein, wie Cäsarius von Heisterbach erzählt.[5] Sie verurteilten ihn als Zauberer zum Feuertod, wobei allerdings die Privatrache mitspielte. Denn schon damals diente

---

[1] Ut cauculatores et incantatores nec tempestarii vel obligatores non fiant et, ubicunque sunt, emendentur vel damnentur, Cap. 789 c. 65 (l. c. 1, 59, 104).

[2] Hansen a. a. O. 117.

[3] M. G. ss. 13, 52.

[4] M. G. ss. 12, 614.

[5] Dial. 4, 99.

die Anklage auf Zauberei dazu, unbequeme Menschen fortzuschaffen. So gelang es den Gegnern des Bischofs Adalbert von Bremen, ihn dadurch am Hofe Heinrichs IV. unmöglich zu machen, daß sie ihn als Zauberer verklagten, eine Anklage, zu der er durch seinen Aberglauben eine Handhabe bot; denn er pflegte ängstlich auf Vorzeichen zu achten, wie der ihm ergebene, aber selbst sehr leichtgläubige Adam von Bremen zugibt.[1] Mit ähnlichen Anschuldigungen wurde Heinrich IV. selbst und sogar Gregor VII. verfolgt.

2. Sinnbilder und Heilmittel.

Nach einer schwedischen Sage wollte einmal der hl. Lars[2] eine Kirche bauen. Da bot sich ihm ein ungeheurer Riese, der Finn, an, ein Bauriese und Baumeister (ein anderer hieß Skalle und Troll) und versprach ihm, seinen Wunsch zu erfüllen, wenn er als Arbeitslohn Sonne und Mond und des Lars beide Augen erhielte. Lars ging darauf ein, wußte sich aber der bedungenen Gegenleistung zu entziehen. Aus Wut wollte nun Finn die von ihm gebaute Kirche, den Dom zu Lund, wieder einstürzen. Da machte Lars das Kreuzeszeichen und verwandelte den Riesen und seine Frau in einen Stein. So stehen sie noch heute unten in der Krypta, wie sich jeder Reisende überzeugen kann.

Auch in Deutschland werden solche Steinfiguren durch ähnliche Legenden erklärt, so ein Wolfsbild im Dom zu Aachen, ganz besonders aber herumliegende Steinblöcke.[3] An der Außenseite von Kirchen, manchmal auch innerhalb derselben, an untergeordneten Gliedern, trieben alte Göttergestalten ihren Spuk, darunter einer der unanständigsten, der Fro[4] und Phol, dessen Sinnbild ein Eber ist. An seine Stelle trat wohl der hl. Nikolaus, wie die vielen ihm zu Ehren vorkommenden Backwerke zeigen.[5] In einer englischen Legende begegnet einem Ritter während eines schweren Gewitters ein Jäger mit den Jagdhorn und erklärt, er sei der hl. Simeon, und über-

[1] G. Hamm. e. 3, 38, 63.

[2] Laurentius.

[3] Grimm, Deutsche Sagen Nr. 187 ff.; Wünsche, Allg. Ztg. 1894 Beil. 202. Auch viele fromme Legenden entstanden aus Bildwerken; Günter, Die christliche Legende 121.

[4] Württemb. Vierteljahreshefte 1903 (12) 62.

[5] Katholik 1901 (23) 473; vgl. die merkwürdige Erzählung Caes. Dial. 8, 76. S. S. 39 N. 8.

gibt ihn zum Schutze das Horn, das schon die alten Römer und Kelten mit ehrwürdiger Scheu betrachteten.[1]

Der Teufel in Person wurde nicht nur in Versuchungs- und Gerichtsbildern, sondern auch selbständig dargestellt. Häufiger als er selbst aber seine Symbole, vor allem die Schlange oder der Drache. Die Schlange war die allen verständliche Figur des Bösen. Sie prangte noch auf Fahnen, die bei Prozessionen an den Bittagen mitgetragen wurden;[2] sie verkroch sich an Sockeln und Säulenwinkeln. Sogar Schlangen- und Fischreliquien in Kirchen erinnerten an diese feindliche Macht.[3]

Schlimme Sinnbilder waren Hörner (Bockshörner),[4] feurige Riegel[5] und große Schwänze, worin die Teufel sich verhüllen. An ein glühendes Eisen erinnert das Scheltwort „Höllenriegel", „Hellriegel" und der angelsächsische Schlangenname Grendel. Der Teufelsschweif hat bald die Gestalt eines Wies- oder Windelbaums, bald eines Lanzenschaftes, bald eines Kuhschwanzes.[6] Wie der Schweif bedeutete die schmutzige Kröte im Glauben der Vorzeit etwas Unschönes, Unnennbares; daher begegnet uns auch ein Krötenteufel, der lüsterne Jungfrauen plagte.[7] Wenn üppige Leute sich an Enten und Hennen erquickten, konnte es geschehen, daß sie statt eines Geflügels auf einmal eine Kröte vor sich sahen. Weil ein Ritter einmal unbedachtsam eine Kröte zertrat, stellte der Teufel ihm in dieser Gestalt nach.[8] Das männliche Gegenstück zur Kröte ist der Bock. Der Teufel selbst hieß Höllenbock, Höllenhund, Höllenwolf, Höllenrabe[6] oder auch Hammer, Hämmerlein vom Torhammer.

---

[1] Gerv. Tilb. otia imp. 3, 70.

[2] Saint-Yves, Les saints 168.

[3] Darunter Reste von Krokodilen, Kaimans; Maury, Croyances 232; Salverte, Des sciences occultes II, 310.

[4] S. S. 5 Note 4.

[5] Ferrum candens, vectis, pessulus, repagulum, obex; Caes. Hom. 1, 102. Grimm, Mythologie 223.

[6] Caes. Hom. 1, 103. Einmal trägt ein Teufel einen nodus stramineus et lutosus, unde equi terguntur (Dial. 4, 34), ein andermal ein Messer, womit er einen Mönch zu schänden droht (Hom. 1, 111). Vgl. Grimm, Deutsche Sagen Nr. 222.

[7] Boll. Sept. III, 475.

[8] Caes. Dial. 4, 86; 5, 6; Thom Cant. 2, 7, 4; Caes. 10, 67.

[9] Der Teufel fährt als Rabe über der Hostie in Judas beim Abendmahl nach Bilderdarstellungen.

Auch als Kuckuck, Katze und Kater erschien der Böse, und in dieser Gestalt verehrten ihn die Stedinger. Der Kuckuck, ein der Freja heiliger Vogel, wurde zum Teufelsvogel, der alles weiß: „Das weiß der Kuckuck“, sagt man, oder „den soll der Kuckuck holen“. Aus der Zahl der Kuckucksrufe glaubten einfältige Leute die Zahl der Jahre zu entnehmen, die sie noch zu leben hätten.[1] Das Erscheinen des Kuckucks bedeutet Unglück.[2] Glück aber bedeuteten Adler und Hahn. Ein Adler oder Hahn auf einem Gebäude hatte die gleiche Bedeutung wie angeheftete Pferdeköpfe. Erzeugte die Donnerkatze den Blitz, so schützte vor ihm der Turmfalke.

Statt der den Göttern heiligen Tiere genügten auch nach alter Vorstellung Symbole, Figuren, Zeichen der Götter, ihre Gegenwart oder Kraft vorzustellen: Schlangenlinien, Spiralen, Kreise, der Eierstab, der Trudenfuß, das Henkelkreuz.[3] Wer um ein Gespenst einen Kreis zog, der bannte es; so brachte ein Ritter den fahrenden Geist einer bösen Frau zum Stehen.[4] Noch wirksamer waren Gebilde, Figuren aus Stein, Holz, Ton, Wachs, Gewebe, Teig. Manche dieser Gebilde erhielten sich, geduldet vom Klerus, durch alle Jahrhunderte hindurch. Besonders an Weihnachten und Ostern erfreute sich das Volk an solchen Gebäcken, an den Springerle,[5] dem Julbrot, dem Julgris (Schwein), Julgalt, dem Ostermann, dem Osterhasen.[6] Dazu kamen Heidenwecken, Bubenschenkel, Grittebenze, Dambedei,[7] Böcke, Hosenreiter, Gockelreiter, Seelchen, Totenbeinchen, ursprünglich Opfergebäcke.[8] Stollen und Stengel, Stritzel, Hörnchen, Spitzel, Kipfe und Wecken[9] verraten eine sinnbildliche,

---

[1] Caes. 5, 17; Grimm, Mythologie 640.

[2] Paul. Diac. 6, 55.

[3] Kultur der alten Kelten und Germanen 26, 60, 164, 170.

[4] Caes. 12, 20.

[5] Die Springerle wurden so genannt, weil ein Springer, ein Bock darauf eingedrückt war.

[6] Der Frühlingsgöttin Ostara war der Hase als fruchtbares Tier heilig.

[7] Domini dei, Printenmänner, Fochezen von focus.

[8] Der Name Grittebenze, altbayerisch Beingrattel, erklärt sich durch die unanständige Spreizung der Füße. Ferner die Mannokel, Nikolause, Klausmänner, Hanselmänner; in Niederdeutschland Sengterklas, Klaskerlchen. Nicht hierher gehören die Püsteriche, die ältesten Dampfmaschinen, wie aus Alb. Mag. Op. 1890, IV., 634 hervorgeht; Feldhaus, Anzeiger des germanischen Nationalmuseums 1908, IV 140.

[9] Cunei.

oft sehr sinnliche Bedeutung.[1] Das gleiche gilt von den Ringen, Kringeln, Baugen, Kränzen, Mutzen, Mutscheln, Flecken, Fotzen, vielleicht auch den Brezeln.[2] Auch Pferde, Fische und Vögel kamen in gebackener Form vor.

In älterer Zeit dienten diese Gebäcke und andere Puppen, auch Alraunmännchen, zu Zauberzwecken. Das Volk nannte die Alraunwurzel, die Mandragora, wegen ihrer menschenähnlichen Gestalt das Erdmännchen, Gugel-, Galgen-, Heckenmännchen, den Zigeuner.[3] Will man sie zum Guten gebrauchen, sagt die hl. Hildegard, so muß man sie im fließenden Wasser reinigen.[4] Die Bauern badeten daher die zugeschnittene Wurzel an Samstagen im Wasser oder Wein und setzten ihr bei jeder Mahlzeit einen Teil der Speisen vor und trugen sie wohl auch um die Flur. Kleine Götzen aus Mehl, Wachs, Tuchstücke, Hampelmännchen, Heinzelmännchen, Kobolde, die selbst wieder Anlaß gaben, allerlei Zwerge und Geister vorauszusetzen, trieben sich in den Bauernhäusern noch lange herum.[5] Puppen und Tierköpfe hefteten die Leute an Bäume und umtanzten sie.[6]

Puppen stellten auch die Idee, den Genius eines Menschen vor. Was ihnen zustieß, widerfuhr nach dem Volksglauben den Menschen selbst. Daher wandte sich ihnen bald die Liebe, bald der Haß zu, bald wurde Liebeszauber getrieben,[7] bald die Puppen

---

[1] Der Dichter Martial bezeugt es ausdrücklich (Kulturgesch. d. r. Kaiserzeit I, 48); vgl. Höfler, Weihnachtgebäck S. 48; Ostergebäck 11, 28.

[2] Der Name Brezel kommt von brachiale, italienisch brazatello, Semmel von simila, similago, Schönmehl, Mutscheln = Maulschellen, Maultaschen. Fotzen werden im mittelalterlichen Latein vocantiae genannt.

[3] Natur und Kultur 1908 S. 468; Kultur der alten Kelten und Germanen 151, 225. Die Wurzel wuchs nach dem Glauben der alten Deutschen unter dem Galgen eines reinen Jünglings. In der kirchlichen Symbolik bedeutet die Mandragora das Heidentum, dem Christus einen goldenen Kopf aufsetzte.

[4] Physica I, 56; P. l. 197, 1151.

[5] In Süddeutschland wurde es ein Scherz, vom mürben Herrgott mit seinem hölzernen Bischof, vom buchsbäumenen Pfarrer und hagebuchenen Küster zu sprechen.

[6] De cerebro animalium, Ind. s. 16.

[7] Imaginem ad formam virorum nunc de cera, nunc de pasta, nunc de rebus aliis faciunt et eas quandoque in ignem, quandoque ponunt in cumulos formicarum, ut earum amasii crucientur. Rudolfus, De officio cherubyn, Tüb. Theol. Quartalschr. 1906 S. 426.

den Heiligen geopfert, ebenso die Nachbildungen kranker Glieder in Holz, Leinwand, Mehlteig, Wachs,[1] nicht nur Figuren von Füßen und Armen, von Händen, Augen und Ohren, sondern auch von Lungen, Herzen, Geschlechtsteilen. Unter letzteren sind namentlich die Kröten hervorzuheben, auch Krötenalpen (Krotolfe), Kreteln, Höppen, Hötschen, Brotzen, Bradlinge, Mumeln genannt, die dazu dienen mußte, bei Frauenleiden zu helfen.[2] Durch das Taufen von Kröten und Fröschen, von Wachspuppen suchte das Volk Gebärenden zu Hilfe zu kommen, was Berthold von Regensburg immer und immer wieder scharf rügte.[3] Zu verwandten Zwecken diente die Opferung einer Kindspuppe.[4] Umgekehrt, wenn man einem Menschen schaden wollte, verletzte man seine Puppe.

Noch viel zauberkräftiger als das Abbild war das Gefäß, die äußere Form des Menschen, sein Leichnam. Von den Leibern der Verstorbenen gingen, je nachdem der Tote im Leben Gutes oder Böses getan, nach dem Glauben des Volkes Segen oder Fluch aus. Daher wurden bei Volksnot Leiber von Sündern aus ihrem Grabe gerissen, namentlich aus Kirchengrüften, und ins Wasser geworfen.[5] Umgekehrt erwartete das Volk von den Leibern der Heiligen Wunderwirkungen. Die Kirche gestattete nur eine Verehrung der Reliquien, wie sie überhaupt alle Christen anleitete, den Leib als nach Gottes Ebenbild geschaffen, als einen Tempel des Hl. Geistes hochzuschätzen, aber sie lehrte nie, daß eine Zauberwirkung von ihnen ausgehe, und erblickte immer die Hauptsache in der gläubigen frommen Stimmung. Dagegen meinte das Volk, eine Reliquie wirke unabhängig von der subjektiven Würdigkeit des Besitzers oder Verehrers, und es schrieb auch gestohlenen Reliquien Wunderwirkungen zu.[6] In seiner Unwissenheit verwechselte das Volk Reliquien mit Zaubermitteln. Daher hatten Reliquienhändler in ihren Taschen neben heiligen Gebeinen, wie Gregor von Tours erzählt, verschiedene Heilkräuter, Zähne vom Maulwurf, Mäuseknochen, Bärenklauen,

[1] De ligneis pedibus vel manibus; i. s.

[2] Viele Abbildungen s. bei Andree, Votiv- u. Weihegaben, Tafel 21 ff.

[3] Pfeiffer, Predigten I, 298; II, 71, 85; Schönbach, Studien zur altdeutschen Predigt 2, 28.

[4] M. G. ss. 15, 795, 1259.

[5] Man denke an Pilatus, der in den nach ihm benannten Berge noch immer rumort; vgl. Meyer, Aberglaube des Mittelalters 178.

[6] Caes. 8, 53.

Bärenfett zur Verfügung.[1] Schon Bonifatius muße vor Unserer Frau Bettstroh warnen. Alles, was mit heiligen Leibern in Berührung kam, der Staub auf den Gräbern, das Öl der brennenden Lampen, selbst das Wasser, empfing einen wunderbaren Gehalt.

Eine alle unsere Erwartung übertreffende Bedeutung hatte die Wasserweihe. Fast alle Religionen kennen heiliges, heilendes, reinigendes Wasser und empfehlen Wasserbesprengungen. Da blieb auch das Mittelalter nicht zurück. Auf der Insel Reichenau stellt ein Bild in Mittelzell eine förmliche Verehrung der Wassersitula dar — ein Kelch mit dem hl. Blut kann es kaum sein. Daher finden sich in allen Kirchen Weihbrunnen, Piscenen in der Vorhalle, im Chor, in der Sakristei, und für die Wasserweihe finden sich zahlreiche Formeln.[2] Da gab es ein Blasius-, Stephans-, ein Ulrichswasser, und nicht bloß das Volk, sondern auch die Theologen schrieben der heiligen Quelle merkwürdige Wirkungen zu, ganz besonders natürlich dem Taufwasser.[3]

Einen sehr hohen Wert in den Augen des Volkes hatte das Spülwasser, die Ablution, mit dem sich der Priester nach der Kommunion die Finger reinigte, nachdem die Waschung in dem neben dem Altar liegenden Brunnen, in der Piscene abgekommen war. Die Priester mußten oft mehrmals hintereinander die Finger waschen. Zur Not genügte auch das Lavabowasser. Die Geistlichen selbst pflegten mit den eben gewaschenen Fingern ihre eigenen Körperteile oder den Mund und die Augen von Kindern oder Frauen zu bestreichen.[4] Zu einem Priester kamen einmal Trunkenbolde, deren Augen von Weinseligkeit trieften, und begehrten zur Kühlung das Ablutionswasser. Da sagte er: „Tut Wasser in euren Wein, nicht in eure Augen".

Selbst in den heiligen Gefäßen, den Altartüchern, dem Kor-

---

[1] H. F. 9, 6. Im hohen Norden äußerte einmal ein Mann seinen Zweifel im Angesichte viel verehrter Reliquen; er wisse nicht, ob es die Gebeine heiliger Männer oder Pferdeknochen seien. Sturlungasaga 3, 33 bei Maurer, Bekehrung II, 415.

[2] Franz, Benediktionen I, 103 ff.

[3] Vgl., was Otto von Freising über die Nachbarn der Armenier erzählt, Chron. 7, 32.

[4] Kaufmann, Cäsarius v. Heisterbach 179. Ja schon die nachherige Berührung schien heilkräftig, Caes. 9, 24.

[5] Salimb. chron. 1247 p. 92.

porale, erblickte das Volk etwas Magisches und glaubte, schon das gläubige Ansehen des Kreuzes, der hl. Hostie bringe reichen Segen. Ja schon die Luft, die das Auf- und Zuschlagen des Korporale erzeugte, empfanden viele als Wohltat.[1] Die Kirche duldete die Zuhilfenahme der Korporalien, ja des Allerheiligsten selbst gegen Feuersbrünste. In den Cluniazenserklöstern lag deshalb immer ein Korporale bereit.[2] In das Korporale wurden die Opfergaben, die Oblaten gehüllt, so auch die den Klöstern dargebrachten kleinen Kinder, die Oblaten, die in der einen Hand einen Kelch in der anderen eine Patene halten mußten. Daran erinnert noch auffallend eine Sitte, die Burkhard von Worms als Aberglaube hinstellt, nämlich gestorbenen Kindern eine wächserne Patene mit einer Hostie in der einen und einen wächsernen Kelch in der anderen Hand mit ins Grab zu geben;[3] sie hängt aber offenbar zusammen mit dem altchristlichen Gebrauche, die Toten mit Hostien auszustatten.

Als ganz besonderes Heilmittel erschien natürlich das Allerheiligste selbst. Ganz naiv heißt es in einem bretonischen Volkslied: Allons à la grand'messe et aux vêpres qui conjurent beaucoup de mauvais sorts.[4] In ihrer Vermessenheit stahlen manche Hostien oder kommunizierten öfters oder bestachen die Priester, um die heiligen Gestalten für Feld und Stall und Liebeszauber zu verwenden. Besonders Fraueu unterlagen dieser Versuchung.[5] Wegen einer solchen Tat wurde ein Weib gelähmt.[6] Ein Bauer legte eine Hostie in einen Bienenkorb, um eine bessere Fruchtbarkeit zu erzielen. Da bauten die Bienen um die Hostie eine Art von Kapelle.[7] Zu dem gleichen Zwecke fing einmal am Rhein eine Frau das bloße Ablutionswasser mit einem Stück Brot auf

---

[1] Franz, Die Messe im deutschen Mittelalter 91.

[2] D'Achery, Spicil. I, 676; Mab. annal. V, 517; VI, 61, 168.

[3] Burch. d. 19, 5 (P. l. 975).

[4] Eine Variante heißt: Allons tous les deux à la messe, pour conjurer le mauvais sort; Luzel, Gwerziou 1, 361, 375.

[5] Kaufmann, Cäsarius 170.

[6] Caes. 9, 9. Eine ähnliche Geschichte erzählt Johann von Winterthur über Ehingen an der Donau. Chron. Eccard. I, 1809.

[7] Steph. de Borbone 317 (Lecoy 266); Caes. Dial. 9, 8; Petr. Venerab. De miraculis 1, 1; Herveus, De mirac. 3, 30; Mussafia, Studien zu den mittelalterlichen Marienlegenden 1, Wiener Akademieber. 1886 S. 932.

und wollte dieses in vier Stücke teilen und es an den vier Enden ihres Ackers verbergen, um ihn gegen Unwetter zu schützen. Doch das Brot zersetzte sich in Blut.[1] Noch häufiger hören wir, daß gestohlene Hostien bluteten.

Viel gebraucht wurde auch das heilige Chrisam.[2] Endlich knüpfte sich viel Aberglaube an Amulette, Bilder, Kirchenbücher und Glocken.[3] Von den Glocken, die die Missionare brachten, glaubte das Volk, daß sie die Geister vertreiben und daher gegen Gewitter helfen. Es betrachtete die Glocken als eine Art lebende Wesen und ließ sie taufen. Schon Karl der Große verbot 789, Glocken zu taufen und Inschriften auf Stangen gegen Hagelschlag aufzuhängen.[4]

3. Opfer und Zauber.

Wenn die Kirche den Zauber als Götzendienst betrachtete und die Zauberer demnach verdammte, so hatte sie nicht ganz unrecht; denn der Zauber war wirklich Götzendienst, Opferhandlung oder ging wenigstens daraus hervor. Sogar an Menschenopfer knüpft er an; nur ersetzte den Menschen meist eine Puppe aus Wachs, Mehl, Tuch, Holz und anderen Stoffen, und diese Puppen pflegten die Zauberer zu verletzen, zu durchbohren, zu verbrennen. Die Angelsachsen nannten das Stockung, Durchstechung, Steckentreiben.[5] Die Zauberer selbst haben wieder gegen andere Zauberer in dieser Art gewütet und zwar nicht bloß im Bild, sondern auch in Wirklichkeit. Das von Karl dem Großen verbotene Verbrennen der Zauberer,[6] der Hexenbrand[7] und in gewissem Sinne auch der Ketzerbrand waren eine Art Menschenopfer; knüpfte doch Karl unmittelbar daran das Verbot, Leichen nach Heidenart zu verbrennen und einen lebendigen Menschen den Heidengöttern zu

---

[1] Caes. 9, 25.

[2] Burch. Dec. 4, 80; 19, 5.

[3] Caes. 7, 38 (39); vgl. liber vagatorum der Bettlerorden.

[4] M. G. Cap. 1, 64.

[5] Invultuatio, Kemble Angelsachsen I, 355, 435.

[6] Si quis a diabolo deceptus crediderit secundum morem paganorum virum aliquem aut feminam strigam esse et homines comedere, et propter hoc ipsam incenderit vel carnem eius ad comedendum dederit vel ipsam comederit, capitali sententiae punietur. M. G. Cap. 1, 68.

[7] Die Hexen hießen Pfinzen vom Pfingstfeuer (ähnlich befanae von Epiphanie) s. S. 5.

opfern. Aber war die von ihm angeordnete Austilgung der Zauberer wesentlich davon verschieden? Sah das Volk darin nicht eine Art Opfer, nur dargebracht dem rechtmäßigen Gott? Auf diese Zusammenhänge wirft einiges Licht eine aus England berichtete Geschichte:[1] ein Ritter hatte in seiner Not mit dem Teufel einen Bund geschlossen, bekehrte sich aber noch rechtzeitig und erbat vom Bischofe Buße und Lossprechung, aber vergebens. Der Bischof zeigte ihm einen eben angerichteten Hexenbrand; den habe er verdient. Wirklich sprang er hinein und brachte sich zum Opfer. Auch der den Juden zugeschriebene Ritualmord hatte einen Opfercharakter.

Mit der Opferidee hängen endlich zusammen die Sagen von Blutheilungen, die Legende vom armen Heinrich und von Amelius und Amicus.[2] Neue Häuser, Schiffe, Brücken, die nicht ohne Mithilfe der Riesen, Kobolde zustande kamen, forderten Opfer, um so mehr, je mehr Teufelskunst notwendig gewesen war. Besonders schwierige Werke nannte das Volk Teufelsbrücken, Teufelsgraben, Teufelsdämme, Teufelsmauern, Heidenmauern, Teufelsmühlen.[3] Zum Lohne für seine Mithilfe verlangte der Böse immer eine Seele, die des Baumeisters, die des ersten Eintretenden. Oft wurde er dabei geprellt und ließ dann seine Wut an irgendeinem Gegenstande aus. Als der britische König Vortigern sich umsonst abmühte, ein Schloß zu bauen, denn über Nacht stürzte immer wieder ein, was tags geschafft worden war, rieten ihm zwölf weise Meister, in der Zauberkunst erfahren, dem Mörtel das Blut eines vaterlosen Jünglings beizumischen. Bei ihren Nachforschungen stießen die Boten des Königs auf Merlin, der, vor den König gestellt, ihm riet, zuerst den weißen und roten Drachen zu beseitigen, die in der Tiefe hausen. Nachdem dies geschehen, konnte der Bau vollendet werden.[4] Noch in christlicher Zeit finden sich Spuren dieser Sitte. Nach der Legende bot sich bei dem Kirchenbau zu Jona dem heiligen Columba freiwillig Odran zum Grundsteinopfer

---

[1] Gualter. Map. N. c. 4, 6.

[2] Ztsch. f. d. Philol. 23, 217. Vincent. Bellovac. spec. hist. 23, 162; Iubinal, Nouveau Recueil II, 387. Verwandte Legenden vgl. Gesta romanorum 230, 281; Köhler, Kleinere Schriften 2, 163; Romanische Forschungen 19, 595; Grimm, Rechtsaltertümer 172.

[3] Über die Bamberger, Regensburger und Frankfurter Brücke vgl. Grimm, Sagen Nr. 185, 336; Schöppner, Sagenbuch der bayer. Lande I, 113.

[4] Galfrid. Monmut. hist. Brit. 6, 17.

an, und Columba gewährte ihm seinen Willen.[1] Noch viel später sollen bei Burgenbauten Kinder eingemauert worden sein.[2] Damit hängt wohl der Zauber zusammen, den Kinder ausüben, die durch ausgegrabene Erde und gespaltene Stämme krochen. Oft mußte die Eingrabung eines Götzen, einer Puppe oder eines Tieres, eines Bockes, Stieres, Huhnes, oder eines Wundersteines genügen.[4] In gerodetes, neugepflügtes Land furchte der Bauer Tiere ein, oder er schüttete über die Wurzelstöcke des abgebrannten Waldes Wein und Getreide zur Entzauberung der Erdgeister.[5] Der Glaube, daß das Eingraben schwarzer Hühner besondere Wirkungen hervorbringe, erhielt sich noch lange,[6] ebenso die Sitte, bei Viehseuchen, Hungersnöten, Jahresfesten Tiere zu schlachten, aus den Eingeweiden zu weissagen und die Schädel an die Hausgiebel zu heften.[7]

An das Tieropfer erinnert das Kegelspiel, ursprünglich wohl nur an Wodansfesten gebräuchlich; der Kegel bedeutet einen Gelenkknochen von der Hand oder dem Fuß geschlachteter Tiere oder Menschen.[8] In Bayern hatte eine Kuchenart, die Ähnlichkeit mit dem Opfersteine für Schweine gehabt haben muß, den Namen Losbett, ein Name, den die nordische Bezeichnung Veohbed für Altar aufhellt. Überall verbreitet sind Haarzöpfe, Seelenzöpfe als Opferbrot; denn das Haar ersetzte bei Opfern den ganzen Menschen.[9]

---

[1] Elton, Origins of english history 274. Der niederländische Roman von Walwein erzählt, wie Isabella den Meister, der ihr einen Turm baute, ertränken ließ.

[2] Grimm, Mythologie 1095.

[3] Sub terra in diversis angulis et quandoque [in domo] suffodiunt retro larem; unde nec retro larem fundi quicquam permittunt et de cibis suis illuc quandoque proiciunt, ut habitantibus in domo propicietur. Rudolfus, De officio cherubyn, Tüb. Theol. Quartalschrift 1906 S. 428.

[4] Felicis hominis portendiculus lapillus (vielleicht Ammonshorn), Lamb. h. Ghisn. 109.

[5] Effundere super truncum frugem et vinum et panem in fontem mittere. Dicta Pirmini (Caspari An. I, 172, 204). Über Roggenkorngemmen des 9. Jahrhunderts s. Zsch. f. Ethnologie 1898 Verhdl. 40.

[6] Tricas ymagines (Haarpuppen) et nigros pullos in terram fodere . . . Lunam ante novam faciunt multas demonum irrisiones; Bertold. Ratisb. de fide 1. Vgl. Deutsche Gaue XI, 214.

[7] Jahn, Opfergebräuche 9, 14 ff.

[8] Vgl. Grimms Deutsches Wörterbuch unter Kegel.

[9] Archiv. f. Anthropologie 1904 (4) 130.

Ein besonders vollgültiger Ersatz des Opfers schien es zu sein, wenn das Körpergewicht des betreffenden Kindes, Kranken oder Hilfesuchenden abgewogen und eine gleichschwere Gabe an Naturalien, namentlich an Wachs, aber auch an Fleisch den Heiligen dargebracht wurde. „Sich wiegen oder messen zu lassen" bedeutete geradezu so viel wie Geschenke darbringen, Gelübde lösen. Die Sitte erhielt sich das ganze Mittelalter hindurch; noch Karl IV. sandte nach der Geburt eines Sohnes aus Dankbarkeit sechzehn Mark Gold, entsprechend dem Gewicht des Kindes, der Muttergottes nach Aachen.[2] Selbst noch im siebenzehnten Jahrhundert war ein solches Abwägen der nackten Kinder vor den Altären üblich, und die kirchlichen Ritualien enthalten Weihgebete; ja sogar Meßoffizien nahmen darauf Bezug.[3] Das Kind, den Kranken ersetzte, wie wir oben hörten, die entsprechende Puppe. Die Geistlichen legten Puppen in den Taufbrunnen oder stellten sie auf den Altar, wenn sie Votivmessen lasen.[4] Auch gestatteten sie Inkubationen.[5] Im Norden wurden die Priester geradezu als Zauberer gleich den Hexen angesehen und behandelt und ihnen alles Unglück zugeschrieben.[6] Geschichtlich steht fest, daß sich Kleriker oft dazu herbeiließen, durch Zauber Leute aus dem Leben zu schaffen. Zwei Visconti ließen durch einen Kleriker Bartholomäus 1319 einen Versuch entstellen, auf diese Weise den Papst Johannes XXII. zu beseitigen.[7] Als im Jahre 1066

---

[1] M. G. ss. 12, 494, 495 vgl. 15, 807, 830.

[2] Andree, Votiv- u. Weihegaben 94.

[3] Franz, Benediktionen II, 464.

[4] Franz, Die Messe im deutschen Mittelalter 97.

[5] Mirac. s. Gengulfi 31; Boll. Mai II, 654; M. G. ss. 15, 794; 23, 442; Boll. Iun. I, 189; Deubner, De incubatione 1908.

[6] Gregor VII. ep. 7, 21; P. l. 148, 564; Jaffé Bibl. rer. Germ. II, 413; Petr. Vener. ep. 6, 28. Non licet clericos vel laicos magos aut incantatores existere aut facere philacteria; Poenit. Pseudo-Theodori 12, 8; Wasserschleben, Bußordnungen 596.

[7] Hist. Jahrbuch 1897 S. 87, 609; Order. Vital. h. e. 11, 7. Nach einer Legende schmeichelte sich ein Kleriker bei einer Rittersfrau während der Abwesenheit ihres Mannes ein und wollte sie heiraten (er war also kein Priester). Auf Bereden der Frau schuf er ein Abbild des Ritters und schoß mit Pfeilen nach ihm, zweimal vergebens, das drittemal flog der Pfeil auf ihn selbst und tötete ihn. Auch wirkliche Priester versuchten auf diese Weise ihnen lästige Personen zu beseitigen. Gesta Romanorum 102. Nach einem bretonischen Volkslied stellte so einmal die Erbtochter ihrem Vater nach und

Erzbischof Eberhard von Trier plötzlich während der Osterfeier starb, hieß es, die Juden hätten ein von einem abtrünnigen Priester geweihtes Wachsbild, das den Prälaten vorstellte, während des Festgottesdienstes angezündet und durch dessen Dahinschmelzen den Tod des Erzbischofs bewirkt.[1] Die Juden sollen auf diese Weise auch ihren Haß gegen Christus den Gekreuzigten ausgelassen haben.[2]

Der eigentliche Schauplatz solcher Zaubereien war die Hexenküche. Nachdem Götter zu bösen Geistern herabgesunken waren, verwandelte sich die Opferstätte in eine Zauberküche. Diese erwähnt schon das salische Gesetz und spielt darauf an, daß hier die Hexen Heilkräuter brauten, Pferdefleisch kochten und Salz sotten.[3] Verworfene Männer überließen ihnen eben nach dem salischen Gesetz Küche und Kessel, hießen Herberger, Hexen- oder Kesselträger,[4] eines der schrecklichsten Schimpfwörter, die einem angeheftet werden konnten. Daraus erklären sich die Zauberkessel, Zauberhörner, Zaubertränke, Zauberlöffel, die uns oft begegnen.[5] Alles, was mit dem Herd und Ofen zusammenhing, namentlich die Asche wirkte Zauber. Durch Aschestreuen und Flüche erzeugten die Hexen Unwetter und Winde. Die Teilnehmer am Notfeuer schwärzten ihre Gesichter mit Kohle den Göttern zu Gefallen.

Was immer die Götter ehrt, erfreut, mußte sie auch bezwingen. Die Götter erfreute nach dem Glauben des Volkes der Lärm, der Peitschenhieb,[6] das Murmeln des Gebetes. Daher kam es dem bedrängten Mond durch Schreien, durch Rufe, „Siege Mond!“ zu Hilfe; es focht, wie Hrabanus berichtet, gegen das Ungeheuer, das

---

bewirkte durch ihren Zauber, daß er abmagerte, aber ihre Amme veriet sie, und ihr Vater entdeckte in einer Truhe sein wächsernes Ebenbild. Er zeigte sie bei Gericht an, und die Übeltäterin wurde samt ihrem Paten und ihrer Patin verbrannt und der Geistliche, der ihr behilflich war, enthauptet. Luzel, Gwerziou I, 143.

[1] Er hatte versucht, die Juden zu bekehren; Brower, Antiquitates Trevir. lib. XI ad a. 1066 (ed. 1671 p. 539).

[2] Ein dabei vorgekommenes Wunderzeichen bekehrte nach dem Berichte des Abtes Arnold von Lübeck einen Juden (Chron. 5, 15). Vgl. M. G. Cap. 1, 259.

[3] Der Genuß des Pferdefleisches war fast ganz abgekommen, nur die Not zwang dazu; Gerv. Tilb. otia imp. 3, 100.

[4] Strioportius (67) I, 226.

[5] De tempestatibus et cornibus et cocleis heißt es im i. s.

[6] Einen Dämon Alastor, der mit Peitschenknall durch die Straßen zieht, kannten auch die orientalischen Griechen; Sozom. 7, 23.

den Mond zu verschlingen drohte, schoß Pfeile und schleuderte Feuer.[1] Gottlose schossen mit Pfeilen gegen den Himmel, um ihren Zorn über die Vorsehung auszulassen.[2] Wie bei Mondfinsternissen machten die Leute auch bei starken Gewittern Lärm mit Pfannen, Hafendeckeln, Brettern.[3] Eine ähnliche Bedeutung hatten die Wetterhörner, die sich in die Neuzeit herein erhielten und die wir bis in die karlingische Zeit hinauf verfolgen können.[4] Dafür begünstigte die Kirche das Wetterläuten. Gleich den Römern haben auch die Germanen die niederen Geister durch Ausspucken, Schnippchenschlagen, Blasen, Zähnefletschen und durch die Feige einschüchtern zu können vermeint. Nicht nur vor dem Spucken, sondern sogar vor dem Niesen, glaubten sie, hatten die Dämonen eine gewaltige Angst,[5] ebenso vor Räucherungen; denn die Stinkteufel können den Rauch nicht leiden. Auch das einfache Wort übte große Gewalt, besonders das geheimnisvolle Raunen und der Sisesang, der Opferhandlungen begleitete, sogar das geschriebene geritzte Runenzeichen.[6] Nachklänge an Opfer waren die Osterlämmer, Osterhasen, Pfingstlümmel und viele Speiseopfer, Libationen.[7] Den Hausgeistern, den Toten, den Stetewalden (Stättewaltern), den Berchten setzten die Bauern noch lange Speisetöpfe vor, namentlich um Neujahr.[8]

Eine besondere Freude hatten die Götter am Blut der Verbrecher, am Strick der Gehenkten, an der Nacktheit geiler Männer

[1] Hom. contra eos qui . . . clamoribus se fatigant; Ind. sup. 21. Luna quando obscuratur, nolite clamores emittere. Dicta Pirmini (Casp. I, 176).

[2] Etwas derartiges erzählt Stephan von Bourbon von einem ribaldus zu Lagny, dem es aber schlecht erging; Anecdotes 386 (Lecoy 341).

[3] Si quis vince luna clamaverit aut pro tonitrua tabula aut coclea bataderit aut qualibet sonum fecerit, preter psalmodia aut Miserere mei Deus dixerit et non emendaverit, a communione privetur, sicut (paganus) tabola ad populum convocandum est facta, non ad furorem Domini mitigandum; Poenit. Vindobon. 99 (Wasserschleben 422); vgl. Rosegger, Waldheimat I, 120.

[4] S. S. 48 N. 5; 38 N. 1.

[5] In der Erzählung des Cäsarius Dial. 3, 14 spuckt eine fromme Person gegen den Teufel mit Erfolg aus.

[6] Sisu verwandt mit sausen. Das Wort findet sich in Eigennamen Sisebald, Sisemund. Einen ähnlichen Sinn wie runen (raunen) hat bigalan, besingen (ἐπάδειν). Das Wort galan ist enthalten in Nachtigall.

[7] Iacob Vitriac. Ex. 310; Steph. de Borbone 433.

[8] Thesaur. pauperum s. v. superstitio; Rudolf der Minorit in Tüb. Theol. Quartalschr. 1906 S. 428; Schmeller, Bayerisches Wörterbuch 1872 S. 270.

und Frauen oder auch an Vermummungen. Denn der Nacktheit befleißigten sich männliche und weibliche Hexen. Nackt führten Jünglinge und Spielleute, wie schon in der Vorzeit, Schwertertänze und verwandte Szenen auf,[1] und Aufzüge nackter Mädchen und Knaben kamen zu Zauberzwecken häufig vor. Die Bedeckung nackter Leiber mit Gras und Laub erinnert an die Bekränzung der Menschen, die zur Bezwingung der Götter geopfert wurden;[2] kam doch sogar bei Seuchen der alte Frejr zum Vorschein. Zur Erzwingung des Regens, erzählt Burkhard von Worms, sammeln sich die Dorfjungfrauen und entblößen ein kleines Mädchen, das sie zur Führerin wählen. Dieses muß mit dem kleinen Finger der rechten Hand das Bilsenkraut brechen, es an die kleine Zehe des rechten Fußes binden und ins Wasser steigen; hier wird sie von den Begleiterinnen durch Ruten mit Wasser bespritzt. Dazu gesellen sich dann Zaubersprüche, die den Regen herabflehen.[3] In Schwaben wird vielfach noch heute am Pfingstmontag ein durch das Los bestimmter Bursche von Mädchen in Birkenreiser und Binsen eingehüllt, mit farbigen Bändern, ausgeblasenen Eiern und dergleichen bekränzt und als „Wasservogel“ in den Sumpf geworfen.[4] Ähnlich endigte oft das Baum-, Bloch-, Pflugziehen, die „Männersaat“, zu der die Burschen die Mädchen nötigten,[5] ebenso das „Todaustragen“, das uns auch bei den Slaven begegnet.[6] Zur Osterzeit begossen sich bei den Slaven Burschen und Mädchen und „dangen“, pfändeten sich gegenseitig; wie der dafür gebrauchte Ausdruck dingowacz andeutet, stammt die Sitte aus Deutschland.[7] Auch das Dingeln, Pfeffern, Futeln gehört hierher.

Zum Liebeszauber wälzten sich die Frauen nackt in Mehl und Weizenkörnern, mahlten diese und buken davon Brot, das sie den

[1] Nudi homines . . . cum ferro vadunt; M. G., Cap. I, 61, 104. Ante faciem hominum nudus incendere nequaquam erubuit; M. G. ss. 12, 474. Rad. Glab. 3, 9. Saepe illum nudum per plateas eiusdem civitatis intercedere vidi; Caes. 4, 6. S. S. 11 N. 2.

[2] Weinhold, Berl. Akademieabh. 1896 S. 28.

[3] Dec. 19, 5 fin.

[4] Katholik 1902 (82) 368.

[5] Ioh. Boemus, Mores gentium 3, 15; Seb. Franck, Weltbuch, 1567 Bl. LI.

[6] Vgl. II, 214. Aus dem Jahre 1286 berichtet eine Hersfelder Urkunde von der Sitte, Reichhardt, Volksfeste 101.

[7] Archiv. f. slav. Philol. 5, 688.

Männern verabreichten.[1] Noch wirksamer wurde der Liebeszauber durch Beimischung menschlicher Absonderungen. Das Unschuldigste ist noch die Beimischung von eigenem Haar und Schweiß zu Speisen und Kleidern, die der geliebten Person gehören, das Häßlichste aber die Teufelstaufe und Teufelsmesse.[2] Gerne lenkten die Zauberer den Betten der Personen ihre Augenmerk zu, denen sie nützen oder schaden wollten. Im norwegischen Recht heißt es: „Wenn Hexenwerk gefunden wird in den Betten und Polstern der Leute, Haar oder Krötenfüße, Menschennägel oder sonst Dinge, die geeignet scheinen zur Zauberei, da kann man drei Weibern Schuld geben zu gleichem Rechte, bei denen Wahrscheinlichkeit vorzuliegen scheint.“ Endlich übten auf das Geschlechtsleben Pflanzen, Tiere und Gestirne ein, unter den Pflanzen besonders die Alraunwurzel. Gereinigt schützt sie nach der hl. Hildegard den Mann gegen Liebeszauber, wenn er die weibliche, das Weib, wenn es die männliche Mandragora trägt.[3]

Eine mannigfaltige Zauberkraft ging aus von gewissen Tieren und Tiergliedern, von dem Katzengehirn, den Taubenherzen, den Testikeln der verschiedensten Tiere und den Getränken, die mit unreinen Tieren, Wieseln, Mäusen, Fledermäusen in Berührung kamen und von den Morticina.[4] In letzter Hinsicht wirkten die Speisevorschriften des Alten Testamentes fort.[5] Nach der Legende wurde einmal eine Büßerin von einer Anzahl Ratten gequält. Als sie diese zu be-

---

[1] Burch. Dec. 19, 5 ad fem. Etwas Ähnliches erwähnt Wirecker: puella rustica . . . poplite reflexo . . . una manu foenum, panis tenet altera frustum und zwar an einem Kreuzweg; Spec. stult. ed. Wright 128; ed. 1702 p. 114. Vgl. Guib. v. 3, 17.

[2] Cäsarius schreibt ganz naiv: crementum humanum, quod contra naturam funditur, daemones colligunt et ex eo sibi corpora, in quibus tangi viderique ab hominibus possint, assumunt, de masculino vero masculina, de feminino feminina; Dial. 3, 12. Vgl. Caes. 9, 6. Eine treffliche Frau wandte einmal einen Liebeszauber an, um ihren Mann in der Treue zu erhalten, Caes. 12, 27. Mehr darüber siehe im Nachtrag.

[3] Physica 1, 56; P. l. 197, 1151; Franz, Benediktionen I, 420.

[4] Error vetularum . . . ex hoc imminere infortunium domui, et hoc stultitia eorum ortum habet ab idolatris, qui vasa sua aperta habere voluerunt, immo carere operculis, ut ad actus idolatrie presto essent, et ut ipsa reptilia idolis immolanda in ea irreperent, sicuti mures, mustele atque lacerte etc. Nikolaus v. Dinkelsbühl bei Panzer, Bayerische Sagen II, 262.

[5] 3 Mos. 11, 29 ff., vgl. Adam. Bremens. 3, 55.

schwören suchte, hielt ihr der Teufel vor: „Du warst einst nicht so empfindlich. Als du einmal mit einer Freundin zur Nacht speistest, fandest du in deinem Weine eine tote Ratte, du nahmst sie beim Schwanze, warfst sie weg und sagtest lachend, das sei nichts Unreines. Du trankst dann entgegen der Religion, auf die du dich jetzt verläßt."[1] Als in dem neuerbauten Kloster Watten bei Dünkirchen die Mäuse und Schlangen, allerdings ungiftige, die Mönche Tag und Nache beunruhigten und alle Gefäße verunreinigten, schoben die Mönche die Schuld auf den Teufel, der sie wegen ihres Reformeifers hasse.[2] Da es damals noch in den unsauberen Häusern, auch in Burgen und Klöstern, von Ungeziefer wimmelte, kamen derartige Fälle öfters, ja sogar Vergiftungen durch Hausschlangen hie und da vor.[3] Wenn sich bei einem Gastmahl eine Kröte in einem Getränk fand, entstand die größte Verlegenheit.[4] Hiegegen hatte der Aberglaube einen gewissen Hilfswert für die Reinlichkeit, und die Kirche hat eine gewisse Scheu gerne aufrecht erhalten; nur begnügte sie sich, den Leuten mit Gebeten und Segnungen zu Hilfe zu kommen, mit Gebeten über die Speisen und die Speisenden, über verunreinigte Getränke und Brunnen.[5] Die älteren Bußbücher waren strenger und verlangten eine völlige Entleerung des Brunnens.[6]

Im Anschluß an alte Ordnungen verbot die Kirche frisches Fleisch, worin noch Blut steckte, die Vermischung von Fleisch und Fisch,[7] ferner das Fleisch erstickter Tiere, indem sie auf einen eigentümlichen Zusammenhang mit heidnischen Götterspeisen hinwies, und den Blutgenuß.[8]

---

[1] Vita Liutbirgae 11; Pez, Thes. anecd. II 3, 166.

[2] M. G. ss. 14, 171.

[3] Joh. Vitroduran. ad a. 1336, 1342; Eccard. 1, 1836, 1865.

[4] Ein schwäbischer Graf, dem dies Mißgeschick gegenüber dem Kaiser Friedrich II. zustieß, fürchtete für sein Leben und rettete sich nur damit, daß er ein Stück von der Kröte aß. Joh. Vitoduran. Eccard. I, 1740.

[5] Franz, Benediktionen I, 618.

[6] So, wenn auch nur eine Henne ertrunken war.

[7] Als einmal Mohammed ein Kalb aß, das einen Fisch verschluckt hatte, begann nach der Erzählung des Jakob von Vitry das Lamm zu sprechen und ihn zu warnen; sein Genosse, der schon davon genossen hatte, starb an dem Bissen (H. o. 1).

[8] Apg. 15, 28. Si quis sanguinem animalium manducaverit nesciens aut morticinum aut idolis immolatum, IV dies peniteat in pane et aqua; si

Mit dem alten Götterdienst verband sich immer Blutgenuß. Das Blut war sogar neben Met und Bier ein regelmäßiger Trank alter Völker, so der heidnischen Slaven.[1] Denn das Blut betrachtete man als einen besonderen Stoff.[2] Trotzdem aßen die Bauern gerne den Blutsack, den Blunzen. Ohne Zweifel hat auch hierin wie in anderen Stücken die Kirche eine größere Milde walten lassen, und dazu trug wohl der Umstand bei, daß die schroffe jüdische Unterscheidung der Tiere den ihr das ganze Mittelalter hindurch gefährlichen manichäischen Irrtümern zugut kam.[3]

4. Vorzeichen und Gottesurteile.

Wenn der Mensch den Götterwillen durch Zauber zwingen kann, vermag er auch durch andere Mittel den Willen der Götter zu erforschen. Der Götterwille offenbart sich in den Organen ihres Lebens, da wo sie hausen und gebieten, in der Natur, im Lauf der Gestirne, im Wehen des Windes, im Schweben der Wolken. Daß die Gestirne einen Einfluß auf die Menschenschicksale ausüben, haben selbst die Theologen zugegeben. Der Bischof Gislebert von Lisieux soll die Kreuzzüge aus den Sternen gelesen haben.[4] Albert der Große meinte, das Erscheinen von Kometen bedeute Kriegsereignisse und Todesfälle; denn der Planet Mars erzeuge die Kometen.[5] Nach dem Volksglauben ging Krieg gewöhnlich Feuerschein, Blutregen, der Kampf der Vögel in der Luft voraus.[6]

---

autem scit, duos annos sine carne et vino peniteat. Si autem aves in retibus aut cetera animalia strangulantur, non liceat comedere vel si accipiter consummaverit, quia ita praeceptum est in actibus apostolorum: Abstinete vos a suffocato et sanguine et ab idolis immolatis. Pisces vero licet comedere, quia alterius naturae sunt; Schmitz, Bußbücher S. 320; vgl. Alfreds Gesetze (Liebermann I, 45).

[1] Adam. Brem. 4, 18; Rochholz I, 145.

[2] Im Blute liegt das Leben, die Seele nach alter Anschauung; 3 Mos. 17, 14; 1 Mos. 9, 4; vgl. 2 Mos. 4, 25; 12, 7. Qui semen aut sanguinem biberit, III annos poeniteat; Theod. Poenit. 7, 3; Wasserschleben, Bußordnungen 191.

[3] Nach einer manichäischen Legende konnte der Teufel die von ihm geraubte Seele, als er den Adam schuf, erst festhalten, nachdem er von allen unreinen Tieren, der Schlange, dem Hunde, der Katze, dem Fuchs und Wolf genossen und darüber das Genossene ausgespieen hatte. Ficker, Die Phundagiagiten 36.

[4] Sagax horoscopus, astrorum physicus; Order. Vital. h. e. 9, 2.

[5] Meteor. I, tr. 3, c. 11 und tr. 4, c. 9.

[6] Alb. l. c. (4, 9); Meyer, Aberglaube des Mittelalters 137.

Besonders ängstlich achtete alles auf Donner und Blitz, der Gebildete wie der Ungebildete, der fromme Mönch wie die Hexe. Als der Blitz wiederholt in das Kloster Guiberts von Nogent einschlug und Schaden anrichtete, erblickten die Mönche ein Zeichen darin, daß sie mit erhöhtem Eifer ihrer Besserung sich widmen sollten. Einmal verbrannte der Blitz ein kostbares Meßgewand, ohne weiteren Schaden zu tun, und siehe man entdeckte, daß dieses Meßgewand verkauft und wieder eingelöst war; darüber wollte der Himmel sein Mißfallen ausdrücken. Der Blitz traf freilich auch Unschuldige, wie man wohl wußte. So starb an ihm ein frommer Mönch, der sich eben mit zwei unwürdigen Freunden unterhielt. Da sah aber ein mit himmlischer Sehkraft gewürdigter Bruder, wie alle drei zum Grabe des hl. Petrus hinflogen, aber nur einer hatte Leben in sich, der fromme Robert, die beiden anderen glichen verschwommenen Schatten.[1]

Wo das himmlische Feuer fehlte, mußte das Herdfeuer und der aufsteigende Rauch Aufschluß gewähren, oder man stellte sich ans Wasser. Was die Seen und Flüsse auswarfen, ihre Farbe, ihr Steigen und Fallen hatte alles seine Bedeutung. Viele weissagten aus Wassern in Kesseln, Becken, Schüsseln, Krügen, Bechern, Flaschen oder aus übersandten Kleidern. Noch im späteren Mittelalter strömten Leute, wie aus Arezzo bekannt ist, zu den Brunnen, um die Zukunft zu erforschen. Ein Ritter, in dessen Abwesenheit seine Frau Untreue beging, erblickte in einem Spiegel, den ihm ein Hexenmeister verschaffte, die Taten seiner Gattin.[2] In Kristalle schauten nicht nur berufsmäßige Zeichendeuter, die specularii, sondern auch Mönche und suchten durch eine Art Hypnose in sich Visionen zu erzeugen.[3]

Nicht minder bedeutungsvoll als das Verhalten der Erdelemente waren die Bewegungen und Laute der den Göttern heiligen Tiere, das Wiehern der Pferde, das Heulen der Wölfe, das Krächzen der Raben, der Vogelflug, sogar der Auswurf, der Pferde- und Ochsenmist, ganz besonders aber das rinnende Blut und der Magen

---

[1] Vita 1, 23.

[2] Vgl. o. S. 47 N. 7 (Gesta Roman. 102).

[3] Joh. Salisb. Polic. 2, 28. Man denke an die Urim und Thummim im Alten Testament!

der Opfertiere.[1] Noch im vierzehnten Jahrhundert weissagten die Frauen der Dithmarschen aus dem Magen erschlagener Gegner.[2] Zur Not genügte auch die einfache Beobachtung der Schlachttiere oder in Erinnerung an unblutige Opfer die Beobachtung verschütteten Weins und ausgeschütteten Getreides.[3] Krankheit und Tod verkündigten Kibitze, Käuzlein, pfeifende Mäuse, Ungeziefer unter Steinen, Klopfgeister, bei besonders Vornehmen auch Himmelszeichen.[4]

Bei allem, was man tat, gab der Angang, der Widergang, der Widerlauf den Ausschlag, und alles hing davon ab, welches Tier, welcher Vogel einem zuerst in der Weg lief. Ein von links nach rechts fliegender Rabe, pflügende Ochsen, begegnende Pferde, Schafe, Wölfe und Kröten bedeuteten Glück. War jemand auf Reisen um seine Unterkunft besorgt, so durfte er sich aller Sorgen entschlagen, wenn ein Habicht vor ihm herflog.[5] Der Verirrte in der Wildnis freute sich ungemein, wenn er die Spuren eines Hirschen oder Hasen folgen konnte. Aber etwas anderes war es, wenn einer unversehens auf einen Hasen oder Hirsch stieß. Glück bedeutete es, wenn ein Buckliger oder Aussätziger, Unglück wenn ein Blinder oder Lahmer oder ein altes Weib, besonders aber wenn ein Geistlicher oder Mönch, ein Gugelmann (Kuckuckmann) daherkam.[6] Umgekehrt erblickt der Italiener noch heute in der Begegnung mit einem Geistlichen ein gutes Vorzeichen. Deshalb bedeutet in Kalabrien monacello und aguriello gleichviel und gilt der Mönch als ein freundlicher Kobold wie zio padre in Neapel, ausgenommen wenn er im üblen Rufe eines jettatore stand. Im Orient pflegten die Frauen vor Heiligen-

[1] Rudolf. Transl. Alex. 2 (M. G. ss. 2, 675); M. G. ss. 23, 176. De auguriis vel avium vel bovum stercora vel sternutationes (i. s. 13); de divinis vel sortilegis (i. s. 14); de observatione — in foco (i. s. 17).

[2] M. G. ss. 21, 288.

[3] Steph. de Borbone 433 (ed. Lecoy 376; dazu die Note 1).

[4] Burch. Dec. 19, 5 de superst. Die Vorzeichen, die nach Matthäus von Paris den plötzlichen Tod Wilhelms II. verkündigen, gleichen ganz den portenta der Römer; ad. a. 1100; vgl. Guilelm. Gemetic. 8, 40 (Tod Heinrich II.); Orderic. Vitalis h. e. 5, 3 ad a. 1077 (Tod des Bischofs Hugo von Lisieux).

[5] Burch. 19, 5 de incred.

[6] Joh. Salisb. Polic. 1, 13; Petr. Blesens. ep. 65; Caspari, Die pseudoaug. Hom. de sacrileg. 11. Ebenso drückt sich Berthold von Regensburg aus: si occurrit sanctus sacerdos, timet malum; si canis immundus, scabiosus, sperat bonum — similiter, si lupus et lepos.

bildern Lichter anzuzünden und sie zu beräuchern, um die Zukunft zu erforschen.[1] Etwas Ähnliches wird von Kaiser Heinrich IV. berichtet, nur handelte es sich hier um ein Götzenbild.[2] Die Gemahlin Heinrichs III. pflegte eine Wahrsagerin zu befragen, was ein Mönch ohne Tadel mitteilt.[3]

Da die Kirche nicht leicht jede Art von Wahrsagerei verhindern konnte, duldete sie die tief eingewurzelten Gottesurteile, namentlich das unschuldige Buchorakel, das Los und für den Gerichtsprozeß die Feuer- und Wasserprobe und das gegenseitige Messen der Kraft. Denn die Körperstärke galt als etwas Göttliches; schon Homer spricht von einer heiligen Gewalt. Ein freier Mann verließ sich auf seine Körperstärke, ein unfreier mußte Gottesurteilen sich fügen, die an die Folter erinnern, die Kreuz-, die Feuer- und Wasserprobe bestehen.

Die Angeklagten mußten glühendes Eisen tragen oder überschreiten. Bei dem Kesselfang mußten sie mit der Hand aus einem siedenden Wasserkessel einen Ring oder einen Stein herausholen. Wer beim Kesselfang unterlag, verlor Hand und Fuß. Für einen zum Kesselfang Verurteilten konnte ein anderer eintreten und dann jenen verknechten.[4] Der Untreue bezüchtigte Diener und Gattinnen mußten über glühende Eisenstücke oder Pflugscharen schreiten. Ein Stück glühenden Eisens ergriff Bischof Poppo und bewährte damit dem dänischen König gegenüber die Überlegenheit seines Gottes.[5] Im Anfang des zwölften Jahrhunderts erbot sich der Haushofmeister des Bischofs von Mainz, ein glühendes Schwert in die Hand zu nehmen, um dadurch die Überlegenheit des christlichen Glaubens einem Juden gegenüber zu beweisen. Der Bischof wies aber das Anerbieten zurück.[6] Schon vor langer Zeit hatte einmal ein katholischer Diakon durch ein solches Mittel einen arianischen Priester überwunden.[7] Sogar der Vorzug einer Liturgie oder die

[1] So Zoe die Purpurgeborene nach Psellos; Diehl, Figures Byzantines I, 283.

[2] Annalista Saxo 1068.

[3] Herm. Cont. 1043.

[4] M. G. cap. 1, 180; 2, 225; Brunner, Die Rechtsgesch. II, 443; Berliner Akademieabh. 1896 S. 831.

[5] M. G. ss. 3, 463.

[6] Liber de conversione Hermanni quondam Iudaei; P. l. 170, 809.

[7] Greg. Tur. mir. 1, 80.

Richtigkeit einer Wahl wurde auf diese Weise erprobt,[1] die Mönche bewiesen damit die Echtheit ihrer Urkunden und Reliquien,[2] und der Abt von Monte Cassino wandte die Wasserprobe an, ob Heinrich IV. oder Gregor VII. recht habe. Die Probe fiel zugunsten Heinrichs aus.[3]

Allerdings war die Gefahr nicht so groß, als sie uns scheint. Einmal war die Haut dieser Menschen viel abgehärteter und oft durch Salben geschützt; sodann dauerte die Berührung nicht allzulange. Noch heute können Köchinnen und Arbeiter viel aushalten. Wenn eine energische Willenskraft hinzukam, ließ sich die Empfindungslosigkeit ziemlich hoch steigern; man denke an die indischen Jogis.[4] Noch viel ungefährlicher als die Feuerprobe war die einfache Wasserprobe, der Probebissen und das Bahrgericht. Bei der Wasserprobe wurde der Prüfling mit gebundenen Händen, ein Seil um den Leib, auf den Wasserspiegel gelegt: sank er unter, so galt er für schuldlos. Dieser Probe mußten sich später die Hexen unterziehen.[5] Einer solchen Probe unterzogen die Freisinger im Jahre 1090 drei Hexen, und da sie keine Schuld fanden, geißelten sie sie zweimal — ein Beweis wie Gottesurteil und Folter zusammenhängen.[6] Beim Probebissen, den besonders Diebe auf sich nehmen mußten, galt der für schuldlos, der ein Stück trockenen Gerstenbrotes und dürren Käses ohne Anstand verschlingen konnten. Einen viel ernsteren weihevollen Charakter hatte die Abendmahlsprobe. Beim Bahrgericht mußte der Beschuldigte nackt an die Bahre zu dem Erschlagenen treten, niederknien, seine Unschuld beschwören und den Leichnam mit der Hand oder dem Mund berühren: bluteten die Wunden, so hatte der Beklagte in den Augen des Volkes die Tat begangen.

Zur Ermittlung von Verbrechern bedienten sich noch in späterer Zeit die Friesen eines Losurteiles, das die Kirche bei den salischen Franken unterdrückt hatte.[7] Außerdem diente das Los zu den ver-

---

[1] Mansi. 20, 735; M. G. ss. 5, 306; Mab. Acta IVb, 465.

[2] Mab. Acta IVa, 717; IVb, 164.

[3] M. G. ss. 8, 460.

[4] Vgl. Order. Vital. 5, 18.

[5] Wie die Chronik des Klosters Stederburg bei Braunschweig aus dem Jahre 1166 berichtet, gewann es eine Manse in Arebecke durch die Kaltwasserprobe.

[6] M. G. ss. 13, 52.

[7] War jemand erschlagen, so hatte der nächste Verwandte das Recht, sieben Beteiligte zu bezichtigen. Jeder mußte mit zwölf Eideshelfern schwören,

schiedensten Zwecken, bis herauf in die neueste Zeit zur Land- und Ämterteilung. Freundliche Lose erschienen dem Volke als schenkende heilige Jungfrauen.[1]

Nicht minder zähe erhielt sich der Zweikampf als heilige Einrichtung zu Rechts-, Macht- und Ehrenproben. Im Gerichtswesen hatte er eine unerschütterliche Stellung, vor allem für den freien Mann. Obwohl die Zahl der Freien immer mehr zurückging, verbreitete er sich immer mehr in demselben Maße, als das Rittertum sich ausbildete. Selbst Geistliche konnten sich diesem Zwange nicht entziehen. So bot Bischof Liutprand von Cremona dem griechischen Kaiser gegenüber einen Zweikampf durch einen seiner Mannen an, um seine Wahrhaftigkeit zu beweisen. In einem Zweikampf, an dem ein Kloster beteiligt war, mischte sich sogar nach der Legende der hl. Benedikt ein. In das Kloster Fleury war ein Sklave Rotbert geflohen, dessen Vater einst dahin gehört hatte. Der Abt forderte nun den jetzigen Besitzer Isenbart vor das Gericht, und da das Gericht zu keinem Ergebnisse gelangte, setzte es einen Zweikampf an. Für Isenbart trat ein riesiger Knappe namens Eurich ein. Rotbert empfahl sich dem Schutze des hl. Benedikt, und es gelang ihm, obwohl er viel kleiner war als sein Gegner, ihn zu besiegen.[2] Geistliche Gerichte selbst billigten oder veranlaßten Zweikämpfe.[3]

Daß die Gottesurteile keine sicheren Ergebnisse lieferten, wußten kluge Männer wohl. Heißes Wasser und Eisen, meint Agobard, enthülle die Wahrheit nicht. Wenn Gott sich solcher Mittel hätte

---

daß er unschuldig sei. Dann wurden die Beklagten in die Kirche geführt, wo zwei Ruten, eine mit dem Kreuze bezeichnet, auf dem Altar lagen. Ein Priester oder ein unschuldiger Knabe griff nach einer Rute, traf er die bekreuzte, so waren die Beklagten vom Verdachte frei, im anderen Falle ging das Losen weiter, bis unter den Beklagten der Übeltäter entdeckt war. Jeder der Beklagten hatte je eine Rute mit seiner Hausmarke zu bezeichnen, sie dann mit Wolle zu umwinden. Wessen Rute dann der Priester griff, der galt als schuldig. L. 14; M. G. ll. 3, 667.

[1] Man denke an die keltischen „Ollogabiä"; vgl. Baumann, Gesch. des Algäus I, 127. Oft überließen die Gründer von Kirchen und Klöstern es dem Los, d. h., sie schickten Ochsen aus, um die Stelle ihrer Gründung zu finden.

[2] Mab. A. IVb, 406. Die Schenkung einer Mühle an ein Kloster focht der Sohn des Schenkers an; er sollte einen Zweikampf bestehen, starb aber vor Beginn des Kampfes. Mussafia, Marienlegenden II, 26.

[3] Ivon. Carnot. ep. 247 (142).

bedienen wollen, wären die Märtyrer nicht unterlegen. Ebenso urteilten die Päpste,[1] während die deutsche und die französische Kirche dem Volksglauben schwächliche Zugeständnisse machte. Einige deutsche Synoden billigten die Ordale, und ihnen gegenüber wagte es selbst Gratian nicht mehr, seine eigentliche Meinung über ihre Verwerflichkeit aufrechtzuerhalten.[2] Sehr rückständige Anschauungen hatte der Gallikaner Hinkmar: dafür daß bei der Probe des heißen Wassers der Schuldige sich verbrennen muß, sieht er einen Beweis in dem Untergange Sodomas und in dem Feuergerichte am Ende der Zeiten. Dem frommen Lot dagegen, meint er, und den Jünglingen im Feuerofen habe die Glut nichts geschadet.[3] Wenn das Rote Meer die Leichname der Ägypter ans Land spülte, so ist es ihm klar, warum im Gottesurteile des kalten Wassers der Verbrecher nicht untersinken kann: in beiden Fällen duldet das Wasser eben nichts Unreines. Der Ausspruch des Apostels: „Reinigt euch vom alten Sauerteig" rechtfertigt nach Hinkmar die gerichtliche Reinigung. Die Gottesurteile wirken wie Sakramente, die den Gläubigen zum Heile, den Zweiflern aber zum Verderben gereichen. In volkstümlichen Bekehrungs- und Martyriumsgeschichten erkennen gewöhnlich die Leute aus Gottesurteilen oder Wundern die Überlegenheit des christlichen Glaubens. Das Feuer hat keine Macht über die Heiligen, das Wasser nimmt sie nicht auf, die Tiere zittern vor ihnen. Allerdings wußte man wohl, daß auch böse Menschen einen merkwürdigen Zauber ausübten, und man sagte, der Teufel helfe ihnen. Der Teufel fälschte den Ordalienbeweis.

Eben um die Einwirkung des Teufels auszuschließen, Gottes Hilfe herabzuflehen, umgab die Kirche die Handlung mit großer Feierlichkeit, mit vielen Segnungen und Exorzismen[4] und ließ unter

---

[1] So Nikolaus I. (867 D. II. c. 22, C. II, q. 5), Stephan V. (886, c. 20 ib.), Alexander II. (1070, c. 7 ib.), Cölestin III. (1195, c. 1, X 5, 35). Ivo von Chartres führt in einem gegen die Feuerprobe eines Bischofs gewendeten Briefe (ep. 74, Bouquet 44) die Aussprüche des Papstes Alexander II. und Stephan V. an (vgl. ep. 247, 280). An Eugen III. wandte sich Peter der Ehrwürdige, um ihn zum Einschreiten gegen Kleriker in der Auvergne zu bewegen; ep. 6, 28. Auch Innocenz III., Honorius III., Alexander IV. verwarfen die Gottesurteile, besonders aber der hl. Thomas.

[2] D. II, c. 20 C. 2, q. 5.

[3] De div. Loth. Inter. 6.

[4] Viele Ritualien sind gesammelt M. G. form. 604 ff.; Martène, De ant.

Umständen sogar eine Ordalienmesse vorangehen.[1] Vor der Kirchtüre erwartete der Priester den Angeklagten und ermahnte ihn bei Gott und seinen Heiligen, wenn er sich einer Schuld bewußt sei, die Kirche nicht zu betreten. Während der Heiligen Messe, in denen Gedanken wiederkehren, wie wir sie eben von Hinkmar vernommen haben, wurde dem Angeklagten Brot und Wein gereicht mit den Worten: Der Leib und das Blut unseres Herrn Jesu Christi sei dir zur Erprobung. Am Schluß der Messe zogen die Teilnehmer in feierlicher Prozession zum Gerichtsplatze, beteten die Litanei und die Bußpsalmen und flehten Gott an, die Wahrheit zu offenbaren, und dann weihte der Priester das Wasser und Eisen.

5. Zaubersegen.

Wie die Kirche die Gottesurteile duldete, so verwandelte sie den heidnischen Zaubersang, die Runen, in eine christliche Segnung und bekämpfte nur die stärksten Auswüchse, die gröbste Magie. Runenzeichen oder die Monogramme Christi oder der Heiligen standen auf Streifen, Phylakterien, oder auf Los- und Zauberstäben eingeritzt.[2] Wie ein Franzose erzählt, betete ein sehr gebildeter Ritter in der Kirche eine Formel mit den zweiundsiebzig Namen Gottes im Hebräischen, Griechischen und Lateinischen.[3] Uralt ist ein angelsächsischer Ackersegen, eine Art Runenzauber.[4] Man verwandte dazu Stäbchen, die früher die Namen heidnischer Götter, jetzt aber die Namen der Evangelisten und die Zeichen Christi trugen. Vier Rasenstücke, Öl, Honig u. a. wurden mit heiligem Wasser besprengt, die Rasen mit den Stäbchen bedeckt und der Segen gesprochen. Bei der Beackerung wandte sich der Landmann an die Erde, es möge ihr der Allwaltende gönnen, daß die Äcker wachsen

---

eccl. ritibus 3, 7; Gerbert, Lit. Alam. 6, 3 (553); Pez, Thes. an. II b, 635; Walter, Corp. iur. Germ. III, 559; Quellen und Erörtungen zur bayer. Geschichte VII, 313; Liebermann, Gesetze der Angelsachsen I, 386.

[1] Martène I, c. III, 465 sq.

[2] Karactires, erbas, sucinos nolite vobis vel vestris appendire. Dicta Pirmini (Casp. An. 173). Vgl. Kulturgesch. d. r. Kaiserzeit II, 358; des Mittelalters I. Band S. 373; Schindler, Aberglaube des Mittelalters 127.

[3] Flamenca 2280. Verschiedene Segen, s. bei Birlinger, Volkstümliches aus Schwaben 1, 202; Ztsch. f. d. Altertum 1891, 248; 1902, 303.

[4] Grimm, Mythologie 1185.

und treiben, voll werden und sich kräftigen: er gönne ihnen, rief er, ein Heer von Schäften (Getreidehalmen), des Kornes Wachstum und der breiten Gerste Wachstum und des weißen Weizens Wachstum und aller Erde Wachstum. Wenn man den Pflug in Bewegung setzte, sprach man: Heil sei dir, Erde, der Menschen Mutter; sei du wachsend in Gottes Umarmung, erfülle dich mit Frucht den Menschen zunutze. Auf die erste Furche legte der Bauer großes Gewicht, er brachte ein Korn-, Brot- oder Eieropfer, besprengte den Pflug, steckte Wachskerzen an, wandelte um ihn mit einer Räucherpfanne und reichte den Zugtieren ein Stück geweihten Brotes, Agathabrotes. Gegen die Würmer half der Spruch: „Gott Vater fährt zu Acker, ackert fein wacker, ackert alle Würmer heraus.“ Vor der ersten Saat sprach der Bauer Gebete, machte Kreuze über den Zaun, vermischte den Samen mit geweihten Pflanzen oder der Karsamstagskohle; in manchen Gegenden trug der Säemann den Donnerkeil in einem Tuch; die erste Handvoll warf er gegen Osten, oder er nahm ein paar Samenkörner in den Mund und spie sie am Ende den Vögeln und den Holzfräulein hin.

Ein alter Bienensegen zeigt schon ganz christlichen Charakter: „Christus! der Bienenschwarm ist außen! Nun flieget, liebe Tiere, in heiligem Frieden und Schutze, damit ihr wieder heimkommt!“ Man sieht daraus zugleich die Wertschätzung der Bienen. Verchristlicht ist ferner der Blutsegen (ad fluxum sanguinis narium): „Christ und Johann gingen zum Jordan, da sagte Christus: Jordan bleib stehen. So bleibe das Blut stehen.“[1] Ein lateinischer Blutsegen lautet: Sanguis mane in te, sicut fecit Christus in se, sanguis mane in tua vena, sicut Christus in sua poena, sanguis mane fixus, sicut Christus quando fuit crucifixus.[2] Gegen einen unruhigen Schlaf wurden Nachtsegen verschiedener Art zu Hilfe genommen. Die Angehörigen beschworen die Geister „bei Davids Psalter, Wutungis Heer und Peters Bann“. Wenn das nicht half, kam ein stärkerer Schwur, „bei König Karls Brücke, bei Flegetonis Brücke, bei Herzog Wolvis Brauen“ u. s. f.[3] Ein

[1] Kögel, Literaturg. II, 162.

[2] Beim Herausziehen der Pfeile aus einer Wunde sprach man noch im vierzehnten Jahrhundert drei Vaterunser oder „Nikodemus zog die Nägel aus den Händen und Füßen des Gekreuzigten,“ berichtet Gyi v. Chauliac in seiner Chirurgie.

[3] Hagen, Gesamtabenteuer III, 77.

noch erhaltener Nachtsegen ruft das numen divinum, salus sanctorum, den hl. Christ an. „Das solle mich bewahren," heißt es, „vor den bösen Nachtfahrern. Ich will mich bekreuzigen vor den Schwarzen und Weißen, vor allen Unholden, Truden, Wotanen, Maren und Alben und der ganzen Albensippe, Schwester, Mutter, Vater und Kindern." „Ich trete dich, wenn ich dich trage, ich beschwöre dich bei dem Wasser und Feuer, bei dem großen Namen des Fisches, der da Zelebrant in der Messe wird genannt; ich beschwöre dich bei dem miserere, bei dem de profundis, benedictus, magnificat und anderen Psalmen, bei der alten Trinität, daß du fahrest über mich."[1] Als besonders kräftig galten die Beschwörung von Klerikern und Geistlichen und Beräucherungen.[2] An vielen Orten wurden im Anschluß an die Wasserweihe des Sonntags benachbarte Häuser besprengt.[3]

In den von der Kirche geduldeten Wettersegen wandte sich der Priester nur schlechtweg gegen die Teufel im allgemeinen, nannte keinen besonderen Namen außer etwa den Mermeunt, der aus der jüdischen Literatur stammt. Verwandt ist mit ihm der Windriese Fasolt, der in deutschen Wettersegen vorkommt.[4]

Indessen traten mehr und mehr an Stelle der Zaubersegen kirchliche Benediktionen: Vieh- Flur- und Erntesegen, Segnungen über Speisen und Getränke, über Wohnungen, Brücken und Schiffe, über Gefäße, Betten und Kleider, über neue Brunnen, Fischernetze, Kalk- und Ziegelöfen.[5] Ein beliebtes Reisegebet war der Tobiassegen. Auf den Beginn jeder wichtigen Arbeit fiel ein Gebet, so der Schulsegen, der sich manchmal ins Abergläubische verliert, wenn er dazu dienen soll, die Erlernung der Wissenschaft zu erleichtern. Auffallend sind auch die Benediktionen bei der Haar- und Bartschur.[6]

Früher hatte der Bischof ein gewisses Vorrecht auf die feierliche Benediktion, und ein fränkisches Konzil gestattete im Jahre 439 den einfachen Priestern nur die Segnung auf Feldern und Häusern,

---

[1] Es werden noch mehrere Psalmanfänge genannt. Ztsch. f. deutsches Altertum 1897 S. 336. Das übrige steht S. 31.

[2] Irregang u. Girregar; Hagen, Gesamtabenteuer III, 78.

[3] D'Achery, Spicil. I, 648; Pignot, L'ordre de Cluny II, 394.

[4] Franz, Benediktionen II, 56.

[5] Franz, Benediktionen I, 604.

[6] Franz a. a. O. II, 259.

nicht aber in der Kirche. Umsoweniger durfte ein gewöhnlicher Priester Malediktionen, namentlich die feierliche Beschwörung des Teufels, ohne Genehmigung eines Bischofes vornehmen. Einfache Exorzismen, Malediktionen aber sprachen auch die Priester ohne Scheu aus, wie aus manchen Berichten hervorgeht,[1] Verwünschungen gegen schädliche Tiere, böse Geister und gegen Feinde.[2] Um einen Feind zu schädigen, sprachen die Priester einen Bann über seine Güter, und nach mittelalterlichen Legenden hatte der Bann die Wirkung, daß die Früchte verdorrten oder ganz ausblieben.

Eine Steigerung der Malediktionen waren Votivmessen gegen feindliche Gewalten. Formulare für solche Messen haben sich noch erhalten, Messen gegen Feinde, gegen schlechte Richter, gegen schlechte Bischöfe, Josephsmessen gegen schlechten Argwohn, Messen, um unter göttlicher Mitwirkung einen Dieb zu ermitteln,[3] Ordalienmessen. Durch Messen, glaubte das Volk, lassen sich Feinde zu Tod beten. Dazu lasen die Priester Totenmessen für lebende Personen, stellten das wächserne Bild der Person, gegen die sich die Messe richtete, auf den Altar. Ein Mönch von Corvey las täglich die Dreifaltigkeitsmesse gegen seinen Abt Wibald von Stablo, bis ihm dieser alle Amtshandlungen untersagte.

6. Aberglaube und Irrglaube.

Nichts ist dem Menschen angenehmer, als wenn er sich in sittlicher und religiöser Beziehung nicht anzustrengen, wenn er keine Opfer zu bringen braucht, wenn er sich auf die Gunst der himmlischen Gewalten verlassen darf. Diese Stimmung verbreitete sich, wie wir noch sehen werden, im elften und zwölften Jahrhundert und gipfelte in einem derben Realismus, der überall magische Wirkung sah. Es war ein Stück Germanentum, das sich hier geltend machte. Das Volk wollte für möglichst geringe Anstrengnng eine große göttliche Hilfe genießen. Noch lag die Zeit ferne, in

---

[1] Gretseri op. V, 297.

[2] Viele Beispiele dieser Art erzählt Stephan von Bourbon; z. B. in die Vinzentiuskirche zu Maçon flogen Sperlinge in großer Zahl. Da der Bischof sie nicht wegbringen konnte, sprach er den Bann über sie. Von da an ließen die Sperlinge die Kirche in Ruhe; Anecdotus 304 (Lecoy 255 ff.).

[3] Missa de furto. Eine Messe zur Heilung eines Verschwenders s. Hagen, Gesamtabenteuer III, 5.

der der Glaube allein als ausreichend zum Heile erklärt wurde; dafür mußten aber andere Hilfsmittel die sittlichen Anforderungen erleichtern. Wenn nicht alle Vermutungen trügen, mußte die Kirche eine gewisse Nachgiebigkeit zeigen, da das Volk sonst ganz der Verzweiflung und dem Einfluß der im Dunkel schleichenden Irrlehren verfiel. Diese wiesen spöttisch auf die Tatsache hin, daß die Christen trotz der Erlösung noch auf die Erlösung harren, daß sie sich vergebens mühen, die Fesseln der Sünde abzuwerfen. Die alten Götter oder, wie die Priester sagten, die Teufel besaßen doch noch eine zähe Lebenskraft und eine große Macht.

Böse und gute Geister kämpften miteinander, wie auch die Mönche lehrten: was kann da der arme Mensch dazu tun? Er kann nur zuschauen und muß das Ende abwarten. Wer zur Hölle, zum Reiche der alten Götter gehört, dem helfen alle Mühen nichts, er muß seinem Schicksal verfallen, und wen Gott zu seinem Reiche berufen hat, dem schaden alle Sünden nichts. Ganz in diesem Gedankenkreis bewegte sich der Mönch Gottschalk. So spielt denn auch das Schicksal im Heliand eine große Rolle; es tritt auf als wurd, giscapu, gilag oder verstärkt als wurdgiscapu, reganogiscapu, metodogiscapu. Die Schicksalgöttinnen, die Nornen, Feen bestimmen den Lebenslauf.[1] In der Dichtung erscheint eine wilsaelde, wilwalte in magischem Lichte. Der dunkle Wahn, nie ganz erstickt, wuchs wieder mächtig, nachdem die Bekehrung oft nur oberflächliche Erfolge erzielt hatte. Noch im dreizehnten Jahrhundert pflegten die Leute zu sagen: „Es ist gleich, ob ich gut lebe oder schlecht; bin ich zur Seligkeit berufen, so werde ich in jedem Falle selig, bin ich's nicht, so werde ich verdammt.“[2] Mit einer unabänderlichen Notwendigkeit entschuldigten sich die Sünder und beriefen sich geradezu auf das Fatum.[3] Die gleiche Klage erhebt noch Leibniz im siebzehnten Jahrhundert.[4]

Der Volksglaube drehte sich hauptsächlich um Himmel und Hölle; das Fegfeuer spielte noch lange keine Rolle, so sehr sich auch

---

[1] Fatae, parcae; Burch. Dec. 19, 5 de incred.

[2] Si praedestinatus sum, salvabor, si praescitus, damnabor; Caes. Hom. II, 65.

[3] Caes. Hom. IV, 22.

[4] Man könne, sagte er, nicht nur von einem fatum Mahumetanum, Stoicum, sondern auch von einem fatum Christianum sprechen; Théod., préf.

die theologischen Spekulationen und die Visionen der Cluniacenser damit abgaben. Daher fanden auch dualistische Geheimlehren Eingang und Anklang, die aus der griechisch-römischen Welt sich verbreiteten und die hinaufreichten bis zu den Manichäern.

Eines ungestörten Daseins erfreuten sich die Manichäer oder Paulikianer oder Bogomilen in Thrakien und Dalmatien, sie hießen daher auch Bulgaren. Als die Kreuzfahrer 1097 nach Makedonien kamen, fanden sie eine ganze Stadt Pelagonia angefüllt mit Ketzern. Im Seehafen Druguria am adriatischen Meer stand ein Bischof an der Spitze einer paulikianischen Gemeinde. Von dort breitete sich die Irrlehre immer weiter aus, namentlich nach Südfrankreich, wo sie sich ungescheut ans Tageslicht wagte und ihren zweideutigen Charakter offenbarte. Auf der einen Seite verwarfen die Manichäer, wie man sie nannte, die Sakramente, namentlich Taufe und Abendmahl, und auf der anderen Seite führten sie einen neuen Kultus ein, worin das Volk und einige Theologen einen Teufelsdienst erblickten und zwar nicht ganz mit Unrecht. Denn die Lehre war unzweifelhaft dualistisch und weit entfernt von einem Rationalismus, wie ihn viele Forscher voraussetzen.

Der erste Zusammenstoß der Ketzerei mit der Kirche erfolgte nicht in Südfrankreich, wo sie lange ungestört blieb, vielmehr weiter nördlich. Im Jahre 1000 mußte ein Bauer Leutard sich vor dem Bischof von Chalons wegen seines Irrglaubens verantworten; vom Bischof widerlegt, soll er sich ertränkt haben.[1] Im Jahre 1022 tauchen wieder Irrlehren auf zu Orleans und zwar mitten in einer bischöflichen Anstalt, in der Domschule, wo zwei durch Frömmigkeit und Wohltätigkeit ausgezeichnete Kleriker Stephan und Lisous ihre Irrlehren im geheinen verbreiteten. Durch seinen Burggeistlichen erfuhr der Ritter Arefast, ein Dienstmann des Herzogs der Normandie, von dieser Lehre und zeigte seine Entdeckung den Bischöfen an, die sich, berufen vom Könige Robert, zu einer Synode versammelten. Sie verurteilten die schuldigen Kleriker zu den auf der Ketzerei ruhenden Strafen und sprachen den Bann über sie. Das Volk, erzählt Glaber, verlangte den Tod der

[1] Rad. Glaber 2, 11; 3, 8.

[2] Per diversas occidentis partes Manichaei exorti per latibula sese occultare coeperunt (Fragm. hist. Aquitanae bei Pithoeus ss. 82).

Schuldigen. Die Frau Roberts, die unheilige Constantia, stieß einem der Geistlichen, ihrem ehemaligen Beichtvater, das Auge aus. Robert selbst ließ Scheiterhaufen errichten und darauf dreizehn Ketzer verbrennen; ein vierzehnter hatte der Häresie abgeschworen, ebenso eine Nonne. Damit noch lange nicht gesättigt, erstreckte sich die Wut des Volkes auch auf die Toten. Die Leiche eines im Rufe der Heiligkeit gestorbenen Cantors wurde aus dem Grabe gerissen und auf Befehl des Bischofs auf den Schindanger geworfen. Bald darauf brachen große Bauernunruhen aus.

In Deutschland zeigen sich schon 1012 Spuren von Katharern und einige Jahrzehnte später am Harz. Wahrscheinlich ist schon Heinrich II. mit Gewalt gegen sie eingeschritten, jedenfalls aber ließ Heinrich III. Ketzer hinrichten, an den Galgen hängen,[1] und zwar ohne von der Kirche dazu veranlaßt zu sein. Denn der Domherr Anselm, der das Leben des Bischofs Wazo von Lüttich schrieb, mißbilligte im Sinne seines Helden diese Handlungsweise. Bischof Wazo hatte nämlich 1048 dem Bischof von Chalons, der Ketzer entdeckt hatte, widerraten, sie zu verbrennen; er schrieb: „Genug der Scheiterhaufen. Töten wir nicht mit dem weltlichen Schwerte die, die unser Schöpfer und Erlöser leben lassen will, damit sie sich befreien aus den Fesseln des Dämons.“[2] Auch nachdem sich die Ketzerei in Südfrankreich weiter ausgedehnt hatte, dachten Männer wie der hl. Bernhard nicht daran, Gewalt anzuwenden, er billigte wohl den Eifer des Volkes, aber nicht seine Tat; der Glaube, meinte er, müsse durch Überzeugung, nicht mit Gewalt ausgebreitet werden. Er wußte wohl, daß nicht immer die lauterste Absicht, die edle Sorge um das Seelenheil zur Ketzerverfolgung antrieb, sondern daß viel Aberglaube mit unterlief.

Das Volk sah in den Ketzern schlechthin Götzendiener und Zauberer. Denn alles, was von der großen Heerstraße abseits lag, war ihm unheimlich und verdächtig. Selbst wo das Gegenteil von Aberglauben, die Neigung zu einem Vernunftglauben vorlag, stellte sich der Vorwurf der Zauberei gleich ein. So geriet ein so aufgeklärter Mann wie Berengar von Tours in den Verdacht, der schwarzen Kunst gehuldigt zu haben. Als einem angeblichen Schüler Berengars ging es ebenso Papst Gregor VII., obwohl fast jede

[1] Vgl. Herm. Contract. 1052; Hauck, Kirchengesch. III, 433; IV, 87.

[2] M. G. ss. 7, 226.

Grundlage fehlte. Man sagte, er habe die von Silvester gegründete Schule der Schwarzkunst besucht. Selbst ein Konzil von Bischöfen erklärte 1080, Hildebrand stelle den katholischen und apostolischen Glauben und des Herrn Fleisch und Blut in Frage, er sei ein Schüler des alten Ketzers Berengar, ein Verehrer von Wahrsagereien und Träumen, ein Totenbefrager, vom Zaubergeist geplagt.[1] Als die Brüder des hl. Norbert große Reden über die Heil. Schrift hielten und die Geheime Offenbarung erklärten, dachten sogar gescheite Männer[2] gleich an einen Teufelsbund; um wie viel mehr das Volk! Gerieten doch die Priester insgesamt bei schlimmen Leuten in den Verdacht der Zauberei und wurden, wie Papst Gregor VII. selbst schreibt, den Hexen gleich behandelt.[3]

Nicht bloß der dem Volke angeborene Aberglaube, sondern auch eine gewisse natürliche Neigung zum Radikalismus und zur Unduldsamkeit, die sich in hundert Erscheinungen auch heute beobachten läßt, stachelte es auf zur Ketzerverfolgung.[4] Warum sollten die Ketzer auch nicht Zauberer sein, mochten die Leute denken, da sie dem Teufel dienen! Die Hexen reiten auf Wölfen, urteilt Stephan von Bourbon, und die Ketzer gleichen Wölfen, weil sie immer auf den Boden sehen, zur Unterwelt, wo der Teufel haust.[5]

In Nordfrankreich hatten zwei Bauern, Klementius und sein Bruder Eberhard, und andere die Sakramente verworfen und in verborgenen Höhlen „Teufelsmessen" gehalten. Auf das Verlangen des Volkes hin mußte der Bischof von Soissons gegen sie ein-

[1] Catholicam atque apostolicam fidem de corpore et sanguine domini in quaestionem ponentem, haeretici Berengarii antiquum discipulum, divinationum et somniarum cultorem manifestum, nicromanticum, phytonico spiritu laborantem, et idcirco a vera fide exorbitantem, iudicamus canonice deponendum et expellendum et, nisi ab ipsa sede his auditis descenderit, in perpetuum condemnandum. M. G. ll. 2, 51; Ekkeh. Uraug. 24.

[2] Sogar der Biograph des hl. Norbert.

[3] De gente vestra nobis innotuit, scilicet vos intemperiem temporum, corruptiones aeris, quascunque molestias corporum, ad sacerdotum culpas transferre. Ep. 7, 21.

[4] Dasselbe lehrt die Volksbeobachtung in Gegenden, wo das Mittelalter noch nachwirkt. Rosegger erzählt öfters, daß das Volk Hexen und Freigeister verbrennen wollte, die Geistlichen aber dem Verlangen entgegen traten; vgl. den Paternosterbeter in den „Alplern" „Als ich ein Freigeist ward" (Als ich jung noch war).

[5] Anecdotes 336, 364 (Lecoy 286, 319).

schreiten. Er stellte sie vor sein Gericht, und da die beiden Hauptangeschuldigten leugneten, unterwarf er sie dem Gottesurteile, las eine Ordalienmesse, ließ sie an den Wasserbehälter führen, der mitten in der Kirche stand, sang eine Litanei und sprach einen Exorzismus. Nun warf man den Klementius in das Faß, er schwamm aber ruhig darauf, was die Umstehenden als ein Zeichen seiner Unschuld ansahen. Doch wurden die beiden Irrlehrer auf Verlangen des Volkes in das Gefängnis geworfen; der Bischof wollte auf einem Konzil die Anklage verhandeln lassen, allein inzwischen stürmte die unduldsame Masse das Gefängnis, riß die Brüder heraus und verbrannte sie auf dem Scheiterhaufen. Das Volk fürchtete, meint Guibert, die Milde der Geistlichen; er erklärt aber doch seinen Eifer als eine Wirkung göttlicher Einsprechung.[1] Günstiger für den Angeklagten endigte ein ähnlicher Vorfall in Italien. Zu Florenz mußte sich nämlich 1120 ein gewisser Petrus gegen den Vorwurf verteidigen, als ob er dem Kreuze keine Verehrung zolle. Das Gottesgericht, dem er sich unterzog und das darin bestand, daß er über neun glühende Pflugscharen wandeln mußte, entschied zu seinen Gunsten. Ebenso günstig fiel das Gottesurteil der Wasserprobe aus, dem sich 1143 zu Köln auf Verlangen des Bischofs angeklagte Katharer unterwerfen mußten. Ohne Zweifel wählte der Bischof dieses leichte Mittel, um den Angeschuldigten zur Freiheit zu verhelfen. Das Volk war damit schlecht zufrieden; es wünschte eine Hinrichtung, wie sie zu gleicher Zeit Graf Otto über ihre Genossen zu Bonn verhängt hatte. Als aufs neue Ketzer in Köln eingeliefert wurden, suchte der Erzbischof die Angelegenheit durch Untersuchungen in die Länge zu ziehen, aber das Volk stürmte das Gefängnis und ermordete die Unglücklichen. Mit mehr Erfolg nahm sich in Lüttich der Klerus der Ketzer an. Es gelang ihm, sie der Wut des Volkes zu entziehen, das sie zum Feuertode führen wollte.[2] Der Klerus ahnte wohl, daß die Verfolger um kein Haar besser seien als die Verfolgten, daß ihr Fanatismus seine Hauptkraft aus einem dunkeln Aberglauben zog, der in Ketzern Zauberer erblickte. Daher hatten die Weihenstephaner Mönche 1090 drei verbrannten Hexen ostentativ ein christliches Begräbnis gewährt.[3]

[1] V. 3, 18.

[2] Hauck, Kirchengeschichte IV, 854. Vgl. M. G. ss. 25, 310.

[3] M. G. ss. 13, 52.

Schon die über die Ketzer verhängte Verbrennung stellte sie auf die gleiche Stufe mit den Hexen; denn auf diese wurde sie schon früher angewandt und nun auch auf die Ketzer übertragen, weil sie am gründlichsten mit allen verdächtigen Personen aufräumte und der Möglichkeit vorbaute, daß von den Leichnamen noch ein böser Einfluß ausging.

Noch unheimlicher und verdächtiger als die Ketzer kamen dem Volk die Mohammedaner vor, die ausgemachten Götzendiener und Zauberer. Ihr Prophet, sagten auch Theologen, sei ein Teufelsknecht gewesen; sie dienten selbst dem Bösen und glaubten durch Ausschweifungen ihrem Gott zu gefallen. Solche Äußerungen zu tun wagten sogar Untertanen der Araber in Spanien, die dann freilich der Strafe nicht entgingen.[1] Vom Bösen erhielten sie eine überlegene Macht, ein überlegenes Wissen. Ihre Hochschulen, denen viele Jünglinge zuströmten,[2] nannten die Christen Teufelsschulen, ganz besonders die zu Toledo. Franzosen und Deutsche teilten diese Meinung,[3] und auch der Italiener Salimbene hat davon Kunde. Denn nach dessen Bericht kam der Erzbischof Philipp von Ravenna nach Toledo, um die Schwarzkunst zu lernen. Zweimal führte ihn ein Meister in seine Kammer, wo er allerlei Spuk erlebte, aber jedesmal sah er sich wieder auf die Straße versetzt. Da erklärte ihm der Meister: „Ihr Lombarden seid nicht geschaffen für diese Kunst, überlaßt sie uns Spaniern, wir in ein wildes Volk und Teufeln ähnlich. Gehe nach Paris und studiere die Heil. Schrift!“ Der Araber, sagt ein deutscher Cistercienser, sind ein wundersüchtiges, abergläubisches Geschlecht.[4]

---

[1] V. Perfecti, Boll. Ap. II, 585.

[2] Nonne omnes iuvenes christiani vultu decori, lingua disserti, habitu gestuque conspicui, gentilicia eruditione praeclari, Arabico eloquio sublimati volumina Caldaeorum avidissime tractant, intentissime legunt, ardentissime disserunt et ingenti studio congregantes lata constrictaque lingua laudando divulgant, ecclesiasticam pulchritudinem ignorantes et ecclesiae flumina de paradiso manantia quasi vilissima contemnentes. Alvarus, Indiculus luminosus.

[3] Z. B. Herbort von Fritzlar, der Dichter des Biterolf u. a.; Vincent. Bellovac., Spec. hist. 24, 98; Böhmer, Fontes III, 82, 106. Weitere Angaben hat Kaufmann in Wolfs Ztsch. f. deutsche Mythologie IV, 188; Schönbach, Wiener Akademieabh. 1898 S. 81.

[4] Natio mirabilis; Caes. Dial. 5, 4. Eben ein Konzil von Toledo wendete sich schon 693 gegen die Zauberei.

Nicht viel anders dachte das Volk von den Juden; denn es wußte wohl, daß Mohammed viel vom Judentum herübernahm. Es schrieb den Juden fast die nämlichen Teufelsmessen zu wie den Mohammedanern und den Manichäern und setzte die gleichen Ausschweifungen voraus, die einst die Römer hinter den geheimen Versammlungen der Christen gesucht hatten, und machte sie in gleicher Weise für alle Unglücksfälle verantwortlich. Bei den Ketzerzusammenkünften „erlöschen auf ein geheimes Zeichen", berichtet Guibert, „die Lichter und auf den Ausruf: ‚Chaos, Chaos' stürzen sich die Männer auf die Weiber. Sobald eine Geburt eintritt, wird das Kind geschlachtet, geröstet, und die Reste werden zu einem Brote verwendet, das zur Kommunion dient."[1] Daß die Juden Hostien und Kreuze schänden und Ritualmord begehen, bezweifelte im Volke fast niemand. Auch die Juden lehrten nach der Auffassung des Grafen Johannes von Soissons nicht nur eine Güter-, sondern auch eine Weibergemeinschaft.[2]

Wie Judentum, Mohammedanismus und Ketzerei zusammenhingen, sah man am besten da, wo sie sich ungestört bewegen konnten, in Südfrankreich.[3] Daher war es nicht zu vermeiden, daß sich der Unwille, den Mohammedaner und Ketzer erregten, auch gegen die Juden wandte. Als die Araber 1010 das Hl. Grab verunehrten, fiel in Frankreich das Volk über die Juden her und der Bischof von Limoges verfolgte Juden und Ketzer. Die Kreuzzüge gegen die Araber entflammten erst recht den Juden- und Ketzerhaß. Abt Peter der Ehrwürdige von Cluny und der deutsche Mönch Rudolf predigten zugleich gegen die Juden und gegen die Heiden. So geschah es, daß zur Zeit des ersten Kreuzzuges die erste Judenverfolgung in Deutschland ausbrach. In Trier, Speier, Mainz fielen damals viele Juden unter den Schwertern zuchtloser Haufen; viele endigten durch Selbstmord; ein kleiner Teil suchte durch Bekehrung sein Leben zu retten.[4] Anderen gewährten mächtige Herren einen Unterschlupf gegen ein ansehnliches Schutzgeld. Nur der hl. Bernhard, der nachmals gegen die Judenverfolgung auftrat, erwies sich zum Staunen der

[1] Guib. vita 3, 17.

[2] L. c. 3, 16.

[3] Mit großer Genugtuung stellt diese Freiheit fest Benjamin von Tudela in seinem Itinerarium.

[4] Grätz, Gesch. der Juden 6, 113; Stobbe, Juden in Deutschland 10.

Juden unzugänglich für Geldgeschenke.[1] Der hl. Bernhard dachte über die Juden wie über die Ketzer, daß man sie nicht mit Gewalt, sondern nur durch die Waffen des Geistes besiegen könne. In seinem Sinne bemühten sich viele Theologen um ihre Widerlegung.

Schon bald nach der Begünstigung der Juden durch Ludwig den Frommen entstand eine heute noch erhaltene „Streitfrage zwischen der Kirche und der Synagoge". In einer Gerichtsverhandlung legt der Advokat den Richtern, den Zensoren, den Streitfall zweier Frauen vor, der Ecclesia und der Synagoga. Die Synagoge behauptete, sie habe schon das Zepter geführt, als die Ecclesia noch bäuerisch lebte mit den Heiden nach Barbarenart. Die Ecclesia aber sagt, ihrer Gegnerin Herrschaft sei gestürzt und die Juden wegen ihres harten Unglaubens bestraft worden. Sie sei die Braut des Herrn, der ihr Haupt gekrönt und ihr den Purpurmantel umgehängt habe. Die Synagoge anerkennt ihr Unrecht und unterwirft sich der Kirche. Ohne Zweifel fanden solche Streitreden eine öffentliche Aufführung, und wegen ihrer Beliebtheit erweiterten sie sich noch durch das Prophetenspiel, wobei nicht nur die Propheten des Alten Testamentes, sondern auch Simeon, Zacharias, Elisabeth und Johannes der Täufer und aus dem Heidentum Vergil, Nabuchodonosor und die Sibyllen auftraten.[2] Damit hängt die häufige Darstellung der Synagoge und Kirche, der Propheten und Sibyllen auf den Bildwerken des elften und zwölften Jahrhunderts zusammen.[3]

[1] Caro, Sozialgeschichte der Juden I, 230.

[2] Wie die altercatio ecclesiae et synagogae findet sich auch der dem Prophetenspiel zugrunde liegende sermo contra paganos, Iudaeos et Arianos unter den pseudoaugustinischen Schriften; P. l. 42, 1117, 1131.

[3] P. Weber, Geistliches Schauspiel 27, 41.

LXI. Antike Vorstellungen und keltische Mythen.

1. Griechischer und römischer Aberglauben.

Für die edleren und höheren Jenseitsvorstellungen konnten die Christen nirgends etwas lernen, weder bei Juden und Mohammedanern noch bei den Heiden. Kaum das eine oder andere Bild lieferte der heidnische Olymp; für den Heiden ging das himmlische Vergnügen allzusehr auf im Sinnengenuß, während die Christen und allerdings auch viele philosophische Schulen an ein Höheres dachten. Dagegen waren die Bilder der Alten von der Unterwelt brauchbarer. Die Kirchenväter verwandten sie gerne in ihren Schilderungen der Hölle, und auch jetzt noch griffen die Theologen mit Vorliebe darauf zurück.

So erzählt Hrabanus Maurus vom Kokytos, von der Charybdis und dem Tartarus, wo Satan gefesselt ist, Honorius von Augsburg nennt den Phlegethon und Styx; Bilder und Schriftstellen malen den Kerberos, den Drachen der Proserpina, den Rachen des Charon, die Kentauren, den Polyphem. Der Höllenschlund öffnet sich nach einer alten Anschauung in Vulkanen und Schwefelquellen. So erblicken wir einen Fürsten von Capua im Vesuv, einen Herzog von Zähringen im Ätna.[1] Dagegen hatte schon Chrysostomus die Vergleichung der heidnischen und christlichen Hölle abgelehnt, aber ohne Erfolg.

Gerade in Morgenland drängten sich antike Vorstellungen auf Schritt und Tritt auf. In den Schulen lebten die Mythen des Zeus und anderer Götter, die Sage von Achilleus und Odysseus

[1] Petr. Dam. op. 19 c. 9; Caes. 12, 13.

ungestört fort. Da mußten die Schüler darüber Aufsätze machen, was wohl der Hades gesagt habe, als Lazarus nach vier Tagen wieder zum Leben zurückkehrte, oder wie sich Zeus mit Danae unterhielt.

Unter dem Einfluß des Altertums standen die Ruten-, Narren- und Eselsfeste der Kleriker und Schüler mit ihrer Saturnalienfreiheit, mit der Umdrehung der Ordnung, die wir auch bei der volkstümlichen Fastnacht beobachten. Im Osten wurden noch lange die Brumalien zu Ehren des Bacchus und die Bota zu Ehren des Pan gefeiert. Wenn die Griechen Trauben preßten, riefen sie den Bacchus an, sagt die trullanische Synode. Auch in deutschen Weingegenden feierten die Winzer ganz nach Art der Bacchuszüge dem hl. Urban zu Ehren übermütige Umgänge. Ein Betrunkener zu Roß stellte den Urban vor, oder seine Statue wurde herumgetragen und dann auf einen mit wohlriechenden Kräutern verzierten Tisch gestellt: war es heiteres Wetter, so ehrte man ihn mit Wein und anderem, wenn es aber regnete, warf man ihn ins Wasser und schrie: „Urban, du mußt in den Trog, damit der Wein gedeiht."[1] Von den Bacchanalien, die in den August fielen, hieß dieser Monat in Italien Feragosto. Ebendort fanden ausgedehnte Floralien im Mai statt.[2]

Die Seeleute verehrten einen hl. Nikolaus und hl. Phokas in einer Art und Weise, die an den Kultus des Poseidon erinnert. Von jenem heißt es, er wecke beim Drohen des Sturmes den Steuermann, er spanne die Taue, besorge das Segelwerk. Einen ganz ähnlichen Dienst versieht bei den nordischen Seeleuten der Klabautermann, ein alter Matrose mit weißem Bart und rotem Kopf, der stets einen eisernen Hammer bei sich trägt und gewöhnlich an der Ankerwinde sitzt.[3] Mit den Dioskuren haben viel Ähnlichkeit Kosmas und Damian.[4]

---

[1] Eine an den alten Dionysos erinnernde Gestalt ist der in Kleinasien verehrte Lukianos besonders wegen des Delphinattributes. Doch geht es zu weit, von einer wirklichen Ersatzgestalt zu reden, denn der hl. Lukian ist eine historische Erscheinung; Delehaye, Die hagiographischen Legenden 192.

[2] Vgl. Angelus Decembrius Vigevius, De supplicationibus Maiis 1447; Muratori Ant. V, 72, 76.

[3] Archiv f. Religionswissenschaft 1904 S. 458; 1907 S. 82; Lübeck, Beilage zur Germania 1908 Nr. 6.

[4] Delehaye a. a. O. 190. Dagegen bestreitet Delehaye die Verwandtschaft

Die immer noch nicht ganz verschwundenen Reste heidnischer Idole reizten zur Versuchung oder erregten blasse Furcht. Zu Trier band das Volk eine alte Venusstatue, in der es vielleicht eine Diana erblickte, mit Seilen und hängte sie auf, um sie von der Erde zu entfernen und ihren Zauber zu brechen.[1] Einer Venusstatue zu Rom steckte ein Ritter einen Ring an den Finger, als sich die zu seiner Hochzeitfeier versammelte Gesellschaft im Freien dem Spiele überließ. Infolge davon mischte sich die Venus in seine Ehe und entzog ihm seine Frau, bis ein Priester, ein Schwarzkünstler, einen Gegenzauber anwandte.[2] Nachdem die Sienesen 1357 eine Venusstatue auf dem Marktplatz aufgestellt hatten, bemerkten sie an einem Madonnenbild Blutstropfen und befürchteten Unglück und entfernten sie daher. Dagegen ließen sich die Florentiner von ihrem Schutzgeist, dem Mars auf der Arnobrücke, nicht abbringen. Sie hatten ihn wieder dahin zurückgeführt, nachdem er eine Zeitlang weggeworfen war.[3] Wäre er verschwunden, sagt Dante, so hätten die Bürger geglaubt, alle Mühe im Wiederaufbau ihrer Stadt sei verschwendet.[4] Wohl forderte der Gott seine Blutopfer und entzündete den Bürgerkrieg, wie Dante mehrmals ausführt,[5] aber nicht Menschenhand, sondern erst die Wut der Elemente räumte mit ihm 1333 auf, als eine Überschwemmung die Stadt heimsuchte. Die gleiche Bedeutung wie die Marsstatue für Florenz hatte für Siena die Dianaquelle, die ebenfalls Dante erwähnt.[6]

Auf dem großen St. Bernhard, dem Jupitersberg, stand noch im zwölften Jahrhundert ein Heiligtum des Gottes.[7] Zu Mailand erhoben sich in demselben Jahrhunderte Herkules- und

---

der Pelagia mit der Aphrodite, des hl. Georg mit Horus. Sehr zweifelhaft ist auch die neuerdings aufgetauchte Gleichung Tychon = Priap; vgl. Franz, Benediktionen I, 364.

[1] Westd. Ztsch. 1905, 219. Zu Göttweih wurden viele Idole entdeckt; Altmanni v. 26; M. G. ss. 12, 237.

[2] Guilelm. Malmesb. G. reg. Angl. Hardy II § 205 (P. l. 179, 1190); Radulf. de Diceto; M. G. ss, 27, 259.

[3] Seine Statue stand einst in einem Tempel, den das berühmte Baptistorium mit dem hl. Johannes als Patron verdrängte.

[4] Inf. 13, 150.

[5] Inf. 13, 144; (28, 108); Par. 16, 146.

[6] Purg. 13, 153.

[7] Profana Iovis sacra; M. G. ss. 10, 307.

Bacchusstatuen in der Vorhalle eines Tempels. Eine eherne Schlange, die im Zusammenhange damit stand, bezog die Geistlichkeit auf die bekannte mosaische Erzählung.[1] So haben auch die Bewohner von Paris eine eherne Schlange als Schutzgeist verehrt.[2] Zu Verona stand in einer Marienkirche eine Eselsfigur, die auf den Palmesel bezogen wurde.[3]

Das römische Volk soll eine verborgene Merkurstatue angebetet haben, darunter ein Kaplan des Papstes „Julian", der mit Hilfe dieses Gottes die Herrschaft über Rom erlangte,[4] und Gerbert, der spätere Papst Silvester,[5] der in seiner Jugend bei einer merkwürdigen Egeria nicht nur Wissen und Reichtum, sondern auch Liebe fand.[6] Zu Mailand verwandte noch 1320 ein Kleriker ein Saturnusbild zum Aberglauben.[7] Im dreizehnten Jahrhundert opferten die Venetianer dem Neptun; wenigstens deutet in diesem Sinne Salimbene die Vermählung des Dogen mit dem Meere mittelst eines Ringes und erklärt sie für einen Götzendienst.[8]

Zu Neapel und Mantua genoß der angebliche Zauberer Vergil, der in der Nähe von Mantua geboren und zu Neapel sich längere Zeit aufgehalten hatte, eine abgöttische Verehrung.[9] Als Carlo

---

[1] Landulf sen. H. Med. 2, 18; Landulf de S. Paulo 16; M. G. ss. 8, 56; 20, 27; Muratori, Ant. V, 73 sq.

[2] Greg. Tur. 8, 33.

[3] Saint Yves, Les dieux 166.

[4] Deutsche Kaiserchronik 10649.

[5] Der Gott streckte den rechten Zeigefinger aus, und auf seinem Haupte standen die Worte hic percute, die Gerbert dahin verstand, daß auf die durch den Schatten des Fingers um 12 Uhr angedeutete Stelle ein Pfahl zu schlagen sei. Nach vielen Beschwörungen entdeckte er einen unterirdischen Palast voll überraschender Herrlichkeit; Guilelm. Malmesber. G. reg. Angl. II § 169 (P. l. 179, 1161); Gesta Rom. 107 (265); Vincent. Bellov. spec. hist. 24, 99.

[6] Eine Neigung zu der Tochter des Propstes zu Reims, erzählt Walter Mapes, brachte ihn ganz herab. Da stieß er im Walde auf eine wunderschöne Jungfrau Meridiana oder Mariana genannt, von der er alles erhielt; Nugae curial. 4, 11; M. G. ss. 27, 70.

[7] Hist. Jahrb. 1897, 612.

[8] Er erzählt weiter, wie die Fischer sich ausziehen und den Ring im Meere suchen; Chron. 1285.

[9] Unter einem Torbogen zu Neapel befand sich auf der einen Seite ein freundlich lachender Kopf, auf der anderen Seite ein finster blickendes Antlitz. Wer nun auf rechts eintrat, hatte Glück zu gewärtigen, während der Weg auf der anderen Seite Unglück bedeutete. So erzählt der Engländer

Malatesta zu Mantua die Vergilstatue entfernte, empörte sich das Volk, und er mußte sie wieder aufstellen.[1] In der Gestalt des Vergil, Horaz uud Juvenal erschienen dem Grammatiker Vilgard von Ravenna nachts drei Teufel und belobten ihn für seine Tätigkeit.[2]

In der Phantasie eines Cisterciensers hat der Teufel das Aussehen eines Pan, Satyr oder Silvanus. Er ist ein vierschrötiger Bauer mit breiter Brust, eckigen Schultern, kurzem Hals; das Haar trägt er an der Stirne verwegen aufgestülpt, während die übrigen Haare wie Ähren niederhängen.[3] Noch häufiger erschien der Teufel in der Gestalt des Pluto oder Orkus und des Neptun. Die Worte Orco, Nettuno sind noch heute in Italien geläufig. Ebenso kannten die Franzosen im Mittelalter den Neptun oder Noitun — einen wüsten, haarigen, struppigen Mann nennt ihn Thomas von Chantinpré,[4] ferner den Lutin und vervielfältigt die Noituns,[5] die Lutins, die Dusier,[6] endlich die Dianä, Janä, Gainä.[7] Oft griffen die abergläubischen Gemüter nach irgendeinem Götternamen, und zur Not genügten auch andere Namen, ein Nero, Pilatus, um sich aus der Verlegenheit zu ziehen.[8] Was die Neptune in Frankreich, das waren in England die Portune nach der Anschauung des

---

Gervasius von Tilbury, der lange als Rechtslehrer in Bologna weilte. Auf dem Jungfernberg in der Nähe der Stadt hatte einst Vergil einen Garten besessen, wie das Volk berichtete. Dort gediehen nicht nur Heilkräuter, wie das für die Schafe sehr nützliche Luciuskraut, sondern stand auch eine Erzfigur, die ein Waldhorn an den Mund setzt. Wenn der Südwind wehte, ertönte das Horn, und sogleich wechselte der Wind. Denn der Südwind, der die Rauchmassen des Vesuv in die Stad trieb, verdorrte und verwüstete alle Saatfelder und Fruchtgarten. Daher sorgte die Stadt für eine gute Instandhaltung der Statue; sobald sie vernachlässigt wurde, „gewann der Südwind wieder seine alte Macht und schädigte das Land". (Otia imper. 3, 112.)

[1] Comparetti, Virgilio nel medio evo, Firenze 1896, II, 148; Burckhardt, Kultur d. Renaissance I, 160, 184.

[2] Rad. Glaber 2, 12.

[3] Caes. Hom. I, 103.

[4] Thom. Cant. 2, 57, 11.

[5] L. c. 10.

[6] L. c. 9, 17, 23; vgl. Kultur der alten Kelten und Germanen 158, 168.

[7] Le moyen âge 14, 34. Auf einer alten Inschrift wird ein Sator Arepo angerufen (s. Kultur der alten Kelten und Germanen 99 Note 2). Natürlich bemächtigte sich dieses Spruches der Aberglaube, s. Passauer theol. Monatsschrift 1906 S. 477.

[8] Les lamentations de Mahieu bei Langlois, La vie en France 251.

Gervasius von Tilbury. Aus seinen Schilderungen geht aber hervor, daß es sich mehr um Hausgeister, um Kobolde, als um Wassergeister handelte. Denn sie trieben mit den Menschen allerlei Schabernack, halfen ihnen aber dann wieder bei der Bewältigung schwerer Arbeiten.[1] Außerdem glaubte Gervasius an Sirenen, Delphine und Meergötter.[2]

Nicht nur Idole und Götternamen haben sich aus dem Altertum erhalten, sondern auch Zaubermittel aller Art, so in Italien das Horn. Daher sind dort noch Ausdrücke wie fascino, jettatura, smorfia (Orakelbuch), malocchio u. a. in Umlauf. In den Abruzzen finden heute noch Schlangenzauberer, cerauli, sanpaulari, vielen Anklang; sie sollen sich sogar an Heiligenfesten beteiligen. Auch in Süddeutschland finden sich Spuren davon, daß in alten Zeiten die Leute Schlangen als Verkörperungen von Hausgeistern mit heiliger Scheu betrachteten.[3]

In Spanien begleiteten die Heere noch im späteren Mittelalter Auguren, Aguereras, Ritter, die sich auf den Vogelflug verstanden. Auf Grund des Vogelfluges verkündigte den Infanten von Lara ihr Mentor ein trauriges Geschick. Auch Cid u. a. „lebten nach Augurien".[4] Als ein König von Kastilien gegen die Sarazenen auszog, begegnete dem Heere eine Krähenschar. Da prophezeiten die Ritter dem Könige Unglück. Der König aber erwiderte lachend: „Diese Krähen sind kaum vier Jahre alt, ich aber kämpfe schon zwanzig Jahre gegen die Sarazenen und weiß besser, wie es mit ihnen steht."[5]

Viele Sitten erinnern an Tieropfer, nicht nur in Deutschland,[6] sondern auch in Italien und noch mehr im Orient. Trotz der Verbote der Konzilien wurden in griechischen Kirchen selbst, nament-

---

[1] Otia imper. 3, 61, ed. Liebrecht 29.

[2] L. c. 63, 64 (31).

[3] Eine merkwürdige Geschichte in dieser Hinsicht erzählt Johann von Winterthur aus Ravensburg zum Jahr 1336; Eccard I, 1836.

[4] Paris G., Poèmes et legendes 232.

[5] Steph. de Borbone 353 (Lecoy 314). Nach Gervasius von Tilbury binden die Spanier und Katalanen Fenchel an das Halfter als fascinus an. Otia imp. 3, 83. Noch in einem Roman des 17. Jahrhunderts, nämlich im gran Taccaño von Quevedo wird uns eine Hexe vorgeführt, deren Kammerwände mit Totenköpfen behängt sind, deren Bett aus Stricken Gehenkter besteht.

[6] M. G. Cap. 1, 25 (hostias . . . faciunt sub nomine s. martyrum).

lich in armenischen, Tieropfer geschlachtet, Ziegen, Schafe und Vögel, und Rituale nehmen darauf Bezug.[1] Die Sitte hat sich bis heute in Armenien erhalten. Der Priester erwartet im Vorhofe das Opfertier, das die Begleiter mit roten Bändern und Tüchern umhüllten; er segnet dann Salz, steckt es dem Tiere in den Mund, schlachtet es, wobei er die linke Hand auf den Kopf des Tieres legt. Die Teilnehmer tauchen ihre Hand in das Blut und bestreichen damit die Wände ihrer Häuser; dann folgt ein Opfermahl. Außer an den Sonntagsgottesdienst schließen sich solche Opfermahle namentlich an die Totenmessen an.

Könnte man solche und ähnliche Sitten der Unwissenheit zugut halten, so enttäuscht uns in dieser Voraussetzung die Haltung der gebildeten Kreise Konstantinopels. Die bessere Bildung schützte keineswegs gegen die Versuchung des Aberglaubens, vielmehr machte sie erst recht jener Neugier die Wege frei, die von der manichäisch-gnostischen Geheimwissenschaft die Enthüllung der tiefsten Rätsel der Welt erwartete. War doch der Rhetor, der Humanist oft zugleich ein Zauberer und Wahrsager und bedeutete das Wort Philosoph wohl geradezu Astrolog und Magier. Gerade die Gebildeten huldigten dem dicksten Aberglauben und teilten mit den Arabern und mit den heidnischen Germanen, den Warägern, die dahin kamen, einen dunklen Schicksalsglauben. Wie in den ältesten Zeiten Roms glaubten die Byzantiner an die Bedeutung stürzender Säulen und wechselnder Lufterscheinungen. Der Cäsar Bardas hielt sich für verloren, als ihm sein Mantel von der Schulter fiel und ihm seine Schwester ein zu kurzes Gewand schickte. Dem Ansehen des Kaisers Romanos Argyros schadete es nicht, daß er sich, als er Leibeserben wünschte, an alle möglichen Zauberer wandte. Von Michael IV., der die Liebe Zoes gewann, glaubte das Volk, dies sei ihm nur mit Hilfe der Dämonen gelungen.

Zwischen heidnischem und christlichem Zauber machte die Menge keinen großen Unterschied. Ob ein Magier oder ein Wundertäter einem half, Krankheiten bannte, liebebedürftigen Frauen und kinderlosen Gatten ihre Wünsche erfüllte, verschlug wenig. Zu einem heiligen Mann, der im Rufe stand, Wunder zu wirken, ging eine bessere Dame und bat ihn, er möge ihr das Herz ihres ungetreuen Gatten wieder zurückerobern. Unter allerlei Zaubergebräuchen

[1] Revue de l'histoire des religions 1901 (44) 109. S. I Band 371.

überreichte ihr der Wundertäter einen viermal verknoteten Gürtel, mit dem Auftrag, ihn auf den bloßen Leib zu legen. In der Tat wandte sich ihr die Liebe ihres Mannes wieder zu, aber nachts träumte sie immer von Umarmungen der Teufel, bis Andreas Salos den Zauber erkannte und bannte.[1] Zum Patriarchen Michael Kerularios brachten zwei Mönche von Chios, Johannes und Niketas, eine Besessene, Dosithea. Wie die Sibylle von Delphi stieß sie in hysterischen Krampfanfällen abgerissene Sätze hervor, die die Mönche als Orakel aufschrieben. Sie litt offenbar an jenem hysterischen Zustand, worin viele Naturforscher die gemeinsame Wurzel sowohl des Glaubens an Hexenfahrten, als an Ekstasen erblicken.[2] Schon Johannes Damascenus schrieb eine Abhandlung gegen den Hexenglauben und hatte dabei Vorstellungen im Auge, die die Araber mit den Indogermanen teilten. Diese Vorstellungen tauchen ganz rätselhaft hier und dort auf, und es ist nicht möglich, für sie einen festen Ursprungsort nachzuweisen.

2. Keltische Mythen.

Die Mythen wanderten von Volk zu Volk und manchmal entstanden unabhängig voneinander fast gleichlautende Mythen. So begegnet uns eine Gestalt wie Orpheus sogar bei den Japanern und Indiern, ohne daß von einer Entlehnung die Rede sein kann. Dagegen geht der französische, englische, bretonische Orpheus deutlich auf die griechische Vorlage zurück.[3]

Oft fanden Mythen nur eine Zuflucht an einem vor raschen Veränderungen geschützten Orte. So hielten die Isländer, so die Kelten Vorstellungen fest, die einst allen Germanen oder Kelten gemeinsam gewesen waren. Die Kelten bildeten sie weiter, übertrieben sie noch und häuften sie zu verschwommenen Formen auf; ich erinnere nur an die vielen Bilder von Riesen und Zwergen, zwischen denen sich die keltischen Erzählungen hindurch bewegen. Die Götter und Geister haben alle einen wunderlichen, launischen Charakter, der Mensch weiß nie, wie er mit ihnen daran ist. In

---

[1] Boll. Mai VI, 275.

[2] Maury, Magie et astrologie 343.

[3] Statt in den Hades folgt Orpheus seiner Gattin ins Elfenreich; sie heißt bezeichnend Heurodis, anklingend an Herodias, die Führerin nachtfahrender Frauen; Hertz, Spielmannsbuch 357.

der keltischen Fabelwelt fehlt jedes feste Maß und jedes scharfe Ganze; hier gibt es keine Stetigkeit, kein Gesetz, keine feste Größe. Kein Mensch, kein Held ist sicher, ob ihn nicht jeden Augenblick ein Maschinengott über den Haufen wirft. Es ist eine bunte Wunderwelt der unglaublichsten Art.

Wohl kannten auch die Germanen Zwerge und Riesen, Zauberer, Wunderhörner, Zauberkessel, merkwürdige Ringe und Ketten, Tarnkappen. Diese Vorstellungen verwirrten aber doch nicht den Sinn für die Wirklichkeit; sie gehörten einem anderen Gebiete an. Seit der Verbreitung der christlichen Aufklärung vollends behandelten die christlichen Gebildeten diese Anschauungen mit Ironie, wie uns das Gedicht Einochs belehrt. Hier täuscht ein listiger Bauer den Pfarrer samt dem Ortsvorsteher und Maier mit einem Zauberhorn, er führt sie vor seine scheinbar getötete Frau, besprengt sie mit Weihwasser[1] und stößt in das Horn. Schöner als zuvor erhebt sie sich von ihrem Schlummer und strahlt sauber gewaschen wie von verjüngter Schönheit.

Bei den Kelten dauerte der alte Glaube ungestört fort, und mit Verwunderung vernahmen die Franzosen und Deutschen die seltsamen, aber mit großer Kühnheit vorgetragenen Mären, denen sogar ein gebildeter Mann wie der Waliser Giraldus von Cambrien Glauben schenkte. In seiner Beschreibung Irlands wimmelt es von wunderbaren Tieren, von Riesen, Meerungeheuern, Wassernixen, wandernden Glocken, Zaubermühlen, sprechenden Kreuzen. Die keltische Phantasie mischte alles bunt durcheinander. Keine Gestalt steht fest, jede ändert sich nach Willkür. Mit einem Schlage wechselt die Szene, wir steigen vom Himmel zur Hölle, aus dem Paradies reißt uns ein Wirbelwird in die Wüste. Gesetzlos reiht sich Erscheinung an Erscheinung in verschwommenen Umrissen, alles webt in sanftem Dämmerlicht. Ein bleierner Nebel steigt aus blaugeränderten Seen, oder es legt sich weißes Mondlicht geisterhaft über starre Felsen, dunkle Gewässer und grüne Auen. Die vereinsamten Barden, ausgestoßen von der herrschenden Gesellschaft, weinen um die Gestalten der Vorzeit, Klagegetön entströmt ihren Harfen, und der Wind weht traurig durch verlassene Hallen. Dann wieder tauchen paradiesische Eilande aus dem Meere empor,

[1] Lustrat. (s. II, 381 f.)

und in Zaubergärten feiert Wonne, Lust und Liebe einen immerwährenden Frühling. Da klingen Glöcklein, die jedes Leid verscheuchen.[1] In ihrem erdhaften Sehnen, ihrer Naturfreude und ihrem Liebesglühen berührt sich die keltische Dichtung mit der Weltlust des sinnenfrohen Südens, und beiden ist ein unchristlicher Geist, eine kirchenfeindliche Stimmung eigen.

Alle diese Erscheinungen vereinigten sich in der Geschichte Merlins, des Meisterbarden. Er ist ein Sohn der Erde und des Himmels; der höchste Aufschwung des Geistes und die niedersten Instinkte ringen in seiner Brust. Ein Wohltäter seines Volkes, ein weiser Seher und Ratspender, erliegt er den Fesseln der Erdmacht und schlummert in den Banden eines Zauberweibes, dem ganzen Volke zum ewigen Schaden. Er ist das Kind einer Jungfrau und eines bösen Geistes. Die Mutter war die Schwester von zwei unglücklichen Fürstentöchtern, von denen die eine wegen ihrer Sünden lebendig eingegraben wurde, die andere den Weg des Lasters beschritt.[2] Nach einer späteren bretonischen Erzählung war sie eine Nonne von unbegrenzter Wohltätigkeit mit Namen Karmelis.[3] Da der Teufel vergebens alle Mittel aufwand, auch sie zu verführen, vergewaltigte er sie nachts im Traume. Dafür sollte sie die Strafe der Vestalinnen erleiden. Aber ein Einsiedler, der um alles wußte, nach anderer Fassung der Bischof Gildas nahm sich ihrer an, und sie wurde in ein fremdes Land verbannt, wo der Großmeister der Barden, Taliesinn sie aufnahm und ihren Sohn in druidischem Geiste erzog. Als Merlin die Prophetenweihe erhalten sollte, kam Bischof Gildas, ihn dem Christentum zu gewinnen, aber Merlin wies ihn zurück, er wollte lieber in alter Weise seinen eigenen Weg gehen, sei es auch auf die Gefahr der Verfolgung hin, er wollte auf eigenen, selbst gewählten Bahnen die Wahrheit suchen und den dreifachen Weg beschreiten, den Weg des Abgrundes, der Erde und des Himmels, um das Jenseits zu ergründen. Die

---

[1] Ein solches erhält Tristan in Schottland und schenkt es der blonden Isolde.

[2] Die Sage wurde oft bearbeitet, besonders von dem französischen Dichter Robert von Boron. Deutsch von Albrecht von Scharfenberg. Vgl. F. Schlegel, Sammlung romantischer Dichtungen 1802, Sämtl. W. VII; San-Marte, Die Sagen von Merlin 1853.

[3] So nach Schuré, Les legendes de France 251.

Kelten waren ja immer mächtig in solchen Gesichten. Sie durchwanderten das Fegfeuer, die Hölle, den Himmel; man denke an die Visionen Patricks und Brendans.[1] Merlin fand die Gunst des Königs der Erde und des Fürsten der Luft und erhielt von ihm Weisheit und Macht. Er wirkte Wunder mittelst der Kresse, des Goldkrautes und der Mistel.[2] Die Fee Radiance war sein Schutzgeist und sie gab ihm die Harfe, die Menschen zu bezaubern. Er besiegte alle Feinde und entging allen Gefahren, so als ihm die Einmauerung bei einem Schloßbau drohte, von der wir schon eben hörten. Nachdem auf seine Beschwörung hin zwei Drachen aus der Tiefe des Untergrundes herausgekrochen waren, ein weißer und ein roter, kämpften die Ungetüme gegeneinander, bis der rote zurückwich. Dann erklärte Merlin, der rote Drache bedeute den bösen Sinn des Königs Vortigern, der weiße die von ihm bedrängte Herrscherfamilie, aus der er selbst stammte. Nach einem anderen Bericht gab er eine viel weiter reichende Auslegung: der weiße Drache bedeute die Sachsen; diese werden den roten Drachen, die Briten, verdrängen, und es werde viel Unglück eintreten. Doch werde sich der rote Drache wieder ermannen, aber bald gegen sich selbst wüten, so daß der weiße wieder die Oberhand gewinne, der sich dann mit einer Tochter Germaniens verbinde. Ein germanischer Wurm werde die Krone erhalten.[3] Durch einen Verwandten Merlins verlor Vortigern bald darauf die Herrschaft, aber der neue König mußte verzweifelte Kämpfe mit den Sachsen bestehen, wobei ihm Merlin zur Seite stand. Die gleiche Stelle nahm er ein bei seinem Sohne Uter, den Merlin zur Erbauung eines Münsters und zur Errichtung einer Tafelrunde mit dem heiligen Gral bewog. Die Gestalt des Merlin war so volkstümlich, daß ihm später entstandene Prophezeiungen zugeschrieben wurden,[4] und daß auch Cäsarius von Heisterbach seiner rühmend gedenkt.[5]

Die Sangeskunst der Iren war noch im zwölften Jahrhundert geradezu sprichwörtlich; Giraldus weiß nicht genug davon zu rühmen.

---

[1] Vgl. die Visionen des Eynsham und Thurchill bei Matth. Par. ch. 1196, 1206.

[2] Villemarqué, Chants populaires I, 102.

[3] Galfrid. Monmut. 7, 3; Nennius H. Brit. 40.

[4] Order. Vital. h. e. 12, 22; vgl. San-Marte a. a. O. 32.

[5] Dial. 3, 12.

Noch immer wanderten, wie er berichtet, Bischöfe, Äbte und heilige Männer mit ihren Harfen herum und ergötzten die Leute.[1] Von den Barden glaubte man die merkwürdigsten Dinge: ein Barde konnte sich rühmen, älter zu sein als die ältesten Eichen und seine Weisheit bei den Ägyptern gelernt zu haben. Wie die Indier im Somatrank holten die Barden im Zauberkessel Begeisterung und Weisheit. Daher warfen christliche Schriftsteller den Barden vor, sie durchschwärmten die Nächte und verschliefen den Tag. Giwion, der den Zauberkessel rührt, steckt den Finger, auf den ein Tropfen gefallen, in den Mund, blickt in die Zukunft und wird von der bardischen Muse Ceridwen verfolgt. Er flieht aber in einen Hasen verwandelt, und jene folgt ihm als Windhund; da verwandelt er sich in ein Weizenkorn, und sie verschluckt ihn als Henne, aber nach neun Monaten gebiert sie ein Kind, das sie ins Meer wirft. Es ist Taliesinn mit der glänzenden Stirn, vom fischenden Königssohn, dem schwermütigen Elfinn aufgefangen, bestimmt, sein Tröster und Schutzgeist zu sein. Dem trauernden einsamen Elfinn führt er die Frau zu, Fahelmona, damit er seine Seele kenne und Trost in seiner Trauer gewinne. Aber Fahelmona war launisch und leichtsinnig, und als einmal Elfinn an einem fremden Hofe abwesend ist, wäre es einem Verführer beinahe gelungen, sie zu Fall zu bringen. Mit einer Locke ihrers Haares will der Verführer, der Sohn des Königs, bei dem sich Elfinn aufhält, beweisen, daß sie untreu gewesen, jener aber ist so sehr von ihrer Treue überzeugt, daß er sie im Gottesurteil des Zweikampfes zu rechtfertigen unternimmt. In der Tat ersticht er den falschen Mann, der zuerst verführte und dann verleumdete.

In den keltischen Romanen halfen die Zauberer häufig den Rittern bei der Erringung ihrer Geliebten. Mit Hilfe Merlins verwandelte sich der König Uter, sein Verwandter, der in Liebe zu der schönen Herzogin von Tintaiol entbrannt war, in die Gestalt des Herzogs und konnte sich so in sein Ehegemach einschleichen. Als bald darauf der Herzog im Kampfe fiel, vermählte er sich offen mit seiner Witwe. Die Frucht ihrer verbotenen Liebe war Artus, der König der Tafelrunde mit dem heiligen Gral, dessen sich Merlin annimmt. In der Sage vom Ritter Iwonek (Iwan)

[1] Top. Hib. 3, 12.

dringt dessen Vater, verwandelt in einen Falken, in das streng bewachte Schloß der Geliebten. Als ihr Mann das Verhältnis entdeckt und den Ritter zum Tode verwundet, übergibt er der Geliebten einen Ring, der sie gegen die Verfolgungen ihres Mannes schützt. Dem edlen Helden Garin hilft der starke Robasto, als er um Mabille wirbt, seinem Feinde aber der schlaue, schlimme Perdigo, beide echt keltische Figuren. Robasto ist nicht besser als Perdigo, er erschlägt ohne viel Besinnen den Pförtner, wenn er in ein Schloß eindrängen will, und legt echt keltisch die Gastfreundschaft dahin aus, daß er des Nachts ein Recht habe auf Frauengesellschaft.

Nach der Anschauung der Kelten schaltet die Liebe blindlings mit dem Menschen, und der Mensch muß ihr gehorchen. Wenn die Helden Tristan, Elliduc und Lanzelot die Ehe brechen oder Frauen zum Ehebruch verleiten, so entschuldigt sie der Liebeszauber, dessen Wirkung noch Zaubertränke erhöhen. Etwas Magisches ist die Liebe, aber etwas Magisches ist auch die Keuschheit; sie steht daher in hohem Werte.[1] Oberon oder Alberon, Albrich, der nebelige Elfenkönig, wacht sorgfältig über die eheliche Treue und Keuschheit.[2] Als Hugo von Bordeaux seiner Warnung entgegen sich seiner Geliebten vor der kirchlichen Einsegnung nähert, verhängt der erbitterte Oberon über ihn die schwersten Strafen und bringt ihn an den Rand des Grabes. Dem treuen ehrlichen Mann aber hilft Oberon mit seinen Wundergaben über alle Schwierigkeiten hinweg: sein Becher füllt sich von selbst mit Wein, sein Horn ruft mächtige Kriegerscharen zu Hilfe und zwingt die Bösen zum Tanze, so daß sie kampfunfähig werden. Sein Horn übertrifft weit das Horn Rolands, womit dieser den Kaiser aus weiter Ferne zu Hilfe ruft. Der Kaiser braucht viel zu lange Zeit, um dem Hilferufe zu folgen, während auf Hugos Ruf sogleich eine himmlische Heerschar erscheint. Oberons Tarnkappe endlich, deren sich Robasto erfreute, macht unsichtbar und entzieht den gefährdeten Mann dem Auge des Feindes. Der Gral, der Zauberbecher schafft ohne Aufhören Speise und Trank.

Der Mittelpunkt, die Heimat, das Ziel aller Helden ist der vielbesungene Artushof, die Tafelrunde, die Gralburg, wo sich

[1] Vgl. Kultur der alten Kelten und Germanen S. 120.

[2] Der zweite Bestandteil im Namen Alberon bedeutet Nebel oder Rauch.

[3] Die Tafelrunde, der Artushof, wurden so beliebt, daß die Ritter nicht

alle Berühmtheiten zusammenfanden, Gawan, Perceval, Lanzelot und der mürrische Seneschall Kei. Auch der Zauberer Merlin hielt sich dort auf, war aber den Helden unheimlich, und manche haßten ihn, so Mordred, der Lanzelot der späteren Sage, Liebhaber von des Artus Gattin Ginevra. Er suchte den unbequemen Alleswisser zu entfernen, was ihm auch dadurch gelang, daß er ihn in die Netze der Zauberin Viviane lockte. Viviane entlockte ihm ihrerseits das Geheimnis, einem Manne die ganze Welt zu verschließen und um ihn ein unsichtbares Gefängnis aufzutürmen, dem er nicht mehr entrinnen konnte. Auch den Ring der Radiance gewann sie ihm ab, und damit war das höhere Leben in ihm erstorben. Die Elfen entführen gerne schöne Männer in ihr Reich und behalten sie als Geliebte, bis dann andere Sterbliche dazukommen und die ersten töten oder befreien. In späteren Darstellungen sind aus den Feen Schloßfrauen geworden, die ihr Schloß von einem Geliebten bewachen lassen; er muß mit allen, die zum Schlosse kommen, kämpfen und wenn er überwunden wird, macht er dem Sieger Platz.

Der Charakter der Frau hat etwas Unbestimmtes, Schwankendes. So gleichen die Damen des Artushofes mehr Elfen und Sylphiden. Den guten Feen stehen die bösen gegenüber als wahre Teufelinnen, als Hexen. Glänzen jene durch ihre lichte, weiße Hautfarbe, so kennzeichnet die bösen Weiber eine braune, schwarze Farbe. Bei der Hexe Kundrie, heißt es im Roman Perceval, waren Hals und Hände so braun wie Eisen und doch waren sie nur der geringste Teil ihrer Häßlichkeit; ihre Augen waren schwärzer als die eines Mohren und so klein wie die einer Maus; sie hatte eine Nase wie eine Katze oder ein Affe und Lippen wie ein Rind oder Esel, ihre Zähne waren gelbrot wie Eidotter, ihre Beine ganz krumm, und endlich hatte sie einen Bart gleich einem Ziegenbocke und vorn und hinten einen Buckel. Ihr mißfiel der junge Perceval, weil er in seiner jugendlichen Begeisterung so gar keine Neugierde zeigte, und sie verwünschte ihn, so daß er unstet umherirren mußte und ganz verrohte.

---

nur ihre Gesellschaften, Gesellschaftsräume, sondern auch ihre Turniere danach benannten.

LXII. Die Normannen, ihre Meerfahrten und Eroberungen.

Noch zäher als die Kelten hielten die Nordgermanen an ihren Göttern fest und bekehrten sich oft nur äußerlich und scheinbar zum Christentum. Noch im späteren Mittelalter war die Liebe zu den alten Göttern nicht völlig verschwunden. Dies verraten die vielen Eigennamen, die den alten Tor, Odin, Fro als Bestandteil in sich aufnahmen, z. B. Torberg, Torgot, Tormund, Torsten, Torulf, Megintor, Sigtor, Odinkar, Odindisa, Frömund, Frösten, Fröborg. Die alte Mythologie lebte unverkümmert fort und fand ihre Aufzeichnung.

1. Die Fahrten der Normannen.

Während die Germanen des Festlandes sich überall in feste Verhältnisse eingewöhnt und unter dem milden Hauche der Religion begonnen hatten, eine eigenartige Kultur zu entwickeln, waren die Nordgermanen auf einer früheren Stufe gesellschaftlichen Lebens stehen geblieben und fuhren noch unruhig in der Welt umher. Das Meer wurde mehr und mehr ihr Bereich, nachdem sich die Mittelmeervölker davon zurückgezogen hatten und die übrigen Germanen vom Meere abgeschnitten waren, da auch die Slaven und Kelten wenig Sinn für die See besaßen. Dagegen blieben die Nordmänner kühne Seefahrer und durchfuhren auf ihren langen Räder- und Segelschiffen alle Meere.

Die meisten Nordmänner stammten aus Dänemark, ein Teil aus Schweden und Norwegen — die Richtung der Schweden ging

mehr nach Osten. Sie verwuchsen mit ihren Schiffen, wie die Hunnen mit ihren Pferden, und nannten daher die Schiffe Seehengste, Flut-, Sund-, Meerhengste, Seemähren, Wogenmähren, Wellenrosse, Meerdrachen.[1] Durch die verschiedene Form ihrer Schiffe konnten sich die Normannen allen Verhältnissen anpassen und gewannen dadurch einen Vorsprung sogar über so erfahrene Seeleute wie die Byzantiner. Daher schreibt ein Schriftsteller: „Wegen der Kleinheit ihrer Fahrzeuge konnten sie auch über seichte Stellen kommen, was den Chelandien der Griechen, weil sie viel tiefer gingen, unmöglich war.“[2] Der Satz bezieht sich wohl auf die ihnen eigentümlichen kleinen Langschiffe, Snekken, Skuten, Jachten, Karfen, Asken, die mit Ruderbänken ausgestattet waren. Doch sahen sich die Nordmänner mit der Zeit genötigt, griechische Schiffe nachzuahmen, und sie übernahmen von ihnen die Bezeichnungen Drachen, Skeide (Skedien), Bussen (Butten), Galeiden. Von den Kriegsschiffen wohl zu unterscheiden sind die Handelsschiffe, die Knorren und Koggen, hochbordige Rundschiffe mit Segeln. Wahrscheinlich verdankt der Norden den Friesen die Einführung des Segelschiffes. Hierher gehören auch die englischen Hulken und die fränkischen Barken.[3]

Das Schiff war dem Nordmanne Haus und Hütte, seine Heimat das Meer. Nur der glaubte Seekönig zu sein, der nie unter rauchgeschwärzten Balken schlief, nie am häuslichen Feuer sein Trinkhorn leerte, sagt die Heimkringlasage. Den Raub, den Seeraub hielt kein Nordmann für ein Unrecht, sowenig als die Strandbewohner das Strandrecht.[4] Beide Teile standen sich als geschworene Feinde gegenüber. Wenn Seefahrer an fremden Küsten landeten, kam es vor, daß sie sich mit den Einwohnern darüber

---

[1] Solche Namen kommen auch bei den Angelsachsen vor; Schröer, Englische Literaturgesch. I, 28.

[2] Liutp. ant. 5, 15.

[3] In dieser Hinsicht lernten auch die Kelten von den Nordmannen und ebenso in der Waffenführung u. s. f., während sie umgekehrt den Häuserbau der Nordmannen beeinflußten. Mogk, Kelten und Nordgermanen 1896, S. 25; Zimmer in der Ztschr. f. Deutsche Altert. 32, 198 u. 35, 1 ff.

[4] In der alten isländischen Frithjofsage, deren Niederschrift dem 14. Jahrhundert angehört, nennt sich dieser, dessen Name eigentlich Friedensdieb bedeutet, mit Stolz einen Heerdieb, Spießdieb, Inseldieb, Walddieb, Höllendieb — letzteres, weil er, wie er sagte, Säuglinge spießte. Tegnér hat in seiner bekannten Bearbeitung diese Stelle ausgelassen.

einigten, daß sie eine bestimmte Zeit, z. B. zwei Wochen Frieden halten wollten, um zu handeln; sobald aber diese Frist abgelaufen war, betrachteten sie einander als Feinde, und das Plündern und Zerstören begann.[1]

Eines Fremdlings, den das Ungefähr auf ihre eigene Küste verschlug, harrte ein schweres Los; er verlor mindestens Habe und Freiheit. Aber ihr Verkehrsbedürfnis und ihr Wissensdurst machte sie geselliger und gastfreundlicher. Jeden Gast, ob er wohlgekleidet sei oder nicht, ermahnten Sprichwörter, freundlich aufzunehmen. „Die Hunde freuen sich, und das Haus öffnet sich von selbst, wenn ein Gast kommt," heißt ein Sprichwort „das Herz blutet dem, der jedesmal um ein Brot bitten muß". Die Haustüre stand und steht heute noch offen, und der Fremdling darf sicher auf eine Einladung hoffen, wenn er vor der Türe wartet, auch ohne daß er zuvor sich zu erkennen gegeben hat. In alter Zeit führte ihn der Herr an den Herd, bot ihm Speise und Frauenunterhaltung, erfreute ihn am anderen Morgen mit dem Gastgeschenk und entließ ihn mit Segenswünschen. Länger als drei Tage sollte niemand bleiben; doch durften arme Landfahrer, Kauffahrer Winteraufenthalt nehmen, wenn ihnen Sturm und Eis die Rückfahrt hemmte.

Nicht alle Fremden erfuhren die gleiche Behandlung; zuerst kamen die Stamm- und die Volksverwandten. Die Angelsachsen, Friesen und Franken unterhielten miteinander friedliche Handelsbeziehungen, gewährten und genossen ein wirkliches Handelsrecht, standen in Gastfreundschaft mit entfernteren Strandbewohnern und besaßen sogar Herbergen, woraus Faktoreien entstanden. So treffen wir im achten Jahrhundert in Marseille einen Angelsachsen Volto. Nachdem die kriegerischen Normannen den friedlichen Verkehr, namentlich den der Friesen, vernichtet und alles ausgeraubt hatten,[2] gewöhnten sie sich selbst allmählich an einen friedlichen Austausch.

Im Mittelmeer, teilweise auch im Atlantischen Meer und an der Nordsee, empfingen die Nordländer die Erzeugnisse des Südens und Ostens, Metallwaren, Gewebe, Spezereien, Elfenbein, Wein und

---

[1] Gudmundsson und Kalund in Pauls Grundriß d. germ. Philol. III, 561.

[2] Infolge ihrer Raubzüge zerfiel Dorstat, das im fränkischen Reich eine große Rolle gespielt hatte. An seine Stelle trat Utrecht, namentlich seitdem die Deutschen, die Sachsen sich aktiv am Handel beteiligten. Wilkens, Hansische Geschichtblätter 1908 S. 338; 1909 S. 123.

Öl — ein großer Teil davon stammte aus Südfrankreich, viele Gewebe aus den Niederlanden — und tauschten sie aus gegen die Erzeugnisse ihrer rohen Wirtschaft. Ihre Wälder, Gewässer und Weiden lieferten Pelze von Bibern und Baummardern, Zobel und Grauwerk, Häute,[1] Federn, Wolle, Fische, Fischbein, Holz, Ton, Pech, Harz, auch gesalzenes, getrocknetes und geräuchertes Fleisch. Aus England kam Zinn, aus Gotland leicht bearbeitbare Kalksteine. Dieser Handel ging später über an die deutsche Hansa, nachdem sich England von der Vorherrschaft der Normannen befreit hatte. Immer weiter dehnten die Normannen ihre Herrschaft nach dem Norden aus, machten sich die Hebriden, Island und endlich Grönland dienstbar, und beinahe gelang ihnen die Entdeckung Amerikas. In Grönland fanden sie eine ganz seltsame Natur. Sie unterschieden das Markland, Wald- und Weinland und begannen eine Kolonisation. Der rege Verkehr dauerte bis ins zwölfte Jahrhundert, wo er zu der gleichen Zeit erlosch, als die Nordmänner ihre rauhe Art aufgaben.

Bis dahin waren sie vor allem Jäger, Fischer und Hirten gewesen. Selbst Häuptlinge, Frauen und Sklavinnen oblagen dem Fischfang. Vom tiefen Binnenland aus zogen die Leute zur Fischzeit an die Küste und gerieten hier oft miteinander in Streit.[2] Sonst bot ihnen das Vieh reichliche Nahrung. Mit dem Vieh stand das Volk im vertrauten Verkehr, wie die Kosenamen beweisen, die es seinen Tieren beilegte. An den Rossen und Stieren hatten nach ihrer Anschauung auch die Götter eine Freude; daher weihten es ihnen ganze Herden. Neben dem Großvieh zogen die Leute nur wenig Kleinvieh, Schweine und Schafe, die sie erst spät kennen gelernt hatten. Das Kleinvieh kennzeichnete den Unfreien, das Ochsenpaar den Freien, die Rosse den edlen Mann.

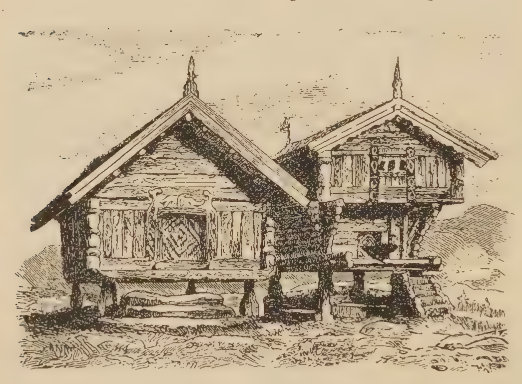
Mit dem Feldbau plagten sich die Nordgermanen nicht viel; sie überließen ihn den Frauen und Knechten, soweit sie für ihren Brei und ihr Brot Getreide bedurften. Sonst begnügten sie sich mit Fleisch und Fischen und aßen viel Butter und Quark. Diese Sitte erhielt sich bis heute: das Abendessen heißt Butterbrot, Schmierbrot. Ohne gestrichene Butter ging niemand auf Reisen. Als Getränk diente Milch und Met, später das Bier. Erst in

[1] Ein Renntierfell kaufte Bischof Otto von Bamberg (Herb. v. 1, 27).

[2] Weinhold, Altnordisches Leben 1856 S. 62; Gudmundsson S. 460.

England lernten sie das Malz kennen, und Skandinavien bezog von dort Malz, Mehl und Met. Den nordischen Feldbau bedrohten fortwährend Überschwemmungen und hemmten wüste Heiden. Daher mußten die Bewohner frühe den Kampf aufnehmen gegen diese Feinde; sie legten Warfen an, zogen Dämme, deichten das Meer ab und brannten die Moore nieder. Während die Germanen des Südens die Wälder rodeten und Sümpfe austrockneten, betrieben die Nordgermanen Moor- und Marschkolonisation. Beide gingen von den gleichen Gesichtspunkten aus: gleich der Waldhufe erstreckt sich die Marschhufe in der Form sehr langer, zwischen zwei Gräben eingeschlossener, fortlaufender Streifen von dem Gehöfte in das öde Moor hinaus. Jeder Besitzer oder die benachbarten Besitzer eines ans Moor grenzenden Landes konnten austorfen, bis sie auf die entgegenkommenden Eigentümer jenseitiger Grundstücke stießen. Marken fielen hier weg. Dagegen konnten nur Genossenschaften Eindeichungen vornehmen; doch haftete der einzelne für das ganze Werk. „Wer nicht will deichen, muß weichen.“ Die nordgermanischen Deiche waren so berühmt, daß sie schon Dante erwähnt und mit den Uferbauten der Italiener zusammenstellt.[1]

2. Haus und Familie.



Nordische Speicher (zur Verteidigung freistehend auf Pfählen).

So reich auch die eigene Wirtschaft der Nordgermanen war, so brachte der Handel doch viel Anregung, und daher zeigt das Wohnungswesen, aber auch Kleidung und Trank eine reichere Gestalt, als wir erwarten würden. Sie hielten viel auf ein schmuckes Haus. Bei ihrem Holzreichtum bauten sie ebenso treffliche Häuser wie Schiffe. Gleich dem Schiffsschnabel zierte auch den

[1] Inf. 15, 1 ff.

Hausgiebel ein Tierkopf oder ein Bild. Überhaupt beeinflußte der Schiffsbau den Hausbau, namentlich in der kunstvollen Ineinanderfügung des Gebälkes. Das Haus war gewöhnlich ein Schrot- oder Blockbau; inwendig wurden die Balken und Wände mit Brettern verschlagen und außen geteert. Das Dach lag leicht auf, die Sparren reichten oft bis auf den Boden, so daß es möglich war hinaufzulaufen. Das Innere zerfiel in ein langes Schiff mit Langbänken an den Wänden und einer Querbank hinter dem Herd: hier saßen die Männer, an den Langbänken die Frauen. Die Langbänke oder bloße Bretterböden dienten auch als Bettstellen. Gewöhnlich lag die ganze Familie samt den Dienstleuten beisammen.

Im elften Jahrhundert sonderten sich die Räume. Die Lager erweiterten sich zu Schlafkammern (Koven), die Herdstatt zur Herdstube und Badestube.[1] In der Badestube stand ein Herd, auf den siedendes Wasser zum Dampfbad geschüttet werden konnte. Die Herdstube wurde zur Wohnstube umgestaltet durch Einstellung des Ofens, den die Normannen im elften Jahrhundert aus England einführten. Es dauerte aber noch bis zum sechzehnten Jahrhundert, bis sie die Ergänzung durch das Kamin kennen lernten und den entsprechenden Ausdruck Piesel, Pesel, Peis übernahmen. Bis dahin zog der Rauch in der altherkömmlichen Weise durch die Dachluken ab. Über der Stube konnte sich also kein Oberstock ausdehnen, wie er in Deutschland schon lange üblich war. Dagegen lagen über der Vorhalle, dem Framhause oder über dem Loft, dem Vorratshause, das auch als Schlafzimmer diente (ähnlich wie die süddeutschen Gademe und Schopfe), oder über dem Schlafzimmer im engeren Sinn, dem Kove, ein Oberstock, der Ram, die Ramloftstube für Knechte und Frauen.

In den einfacheren Häusern beherbergte der nämliche Raum Vieh und Menschen, er war zugleich Stube und Stall. Reichere Häuser umgaben sich mit einem Kranze von kleinen Häusern, die willkürlich zerstreut lagen, genau wie in Deutschland in der fränkischen Zeit. Da gab es eigene Zellen zum Schlafen, zum Backen, Kochen, eigene Frauenkemenaten, Aborte, Badestuben, Ställe, Speicher, Scheuern. Reinlichkeit wurde schon früh geschätzt, ein alter Spruch

---

[1] Gudmundsson, a. a. O. 429.

heißt: „Gekämmt und gewaschen soll jeder sein und zu Morgen gespeist haben, da ungewiß ist, wohin er des Abends kommt.“[1]

Trotzdem die Nordgermanen noch tief im Barbarentum steckten, und die Sitte der Geschlechter stark einander näherte, hielten sie die Keuschheit so hoch wie die körperliche Reinigkeit und bestraften jede Verunehrung der Jungfrau mit harten Bußen. Ein geraubter Kuß konnte Landesverweisung nach sich ziehen, der Ehebruch die Hinrichtung. Dagegen durfte sich der starke Mann ungestraft mehrere Weiber halten, und leicht konnte er sich von einer ungeliebten Frau trennen. Einen Grund zur Ehescheidung bot schon der Umstand, daß einer der beiden Ehegatten Kleider trug, die sich für sein Geschlecht nicht ziemten. Schon ihre vielen Fahrten, das Matrosenleben, dem sie sich dem größten Teil des Jahres ergaben, verführten sie zu Vielweiberei. Am üppigsten trieben sie es in slavischen Gebieten, in Rußland.[2] Den Einfluß dieser Sitten verrät auch die Dichtung: während sie in älterer Zeit noch frei ist von weichlichen Liebesgedanken, beginnt die spätere Dichtung dem Liebesdrang starken Ausdruck zu geben und die Schönheit der Weiber zu rühmen. Ein gewisses Gegenwicht dazu bilden rührende Schilderungen der Treue, mit der die Frauen das Los ihrer Männer teilen, mit ihnen in die Verbannung ziehen.

Die angelsächsische, wohl schon durch das Christentum beeinflußte Dichtung schildert die Stimmung der einsamen Frau. Sie sorgt sich und kümmert sich ab um das Schicksal ihres verbannten Gatten. Überwältigt von Sehnsucht eilt sie ihm nach, aber er will sie nicht verwickeln in sein trauriges Los und weist ihr ein Asyl[3] an, und dort weint und klagt sie voll Jammer: „Es hieß mich der Mann wohnen im Waldhaine unter einem Eichbaum in der Erdhöhle: alt ist dieser Erdsaal, ganz und gar bin ich voll Sehnsucht; es sind die Wildlager dunkel, die Berge hochragend, bitter die Burggehege mit Brombeersträuchern bewachsen, freudenlos das Lager. Die die Freunde sind auf Erden, die lieben, lebend, hüten das Lager, während ich in der Morgendämmerung allein schreite unter dem Eichbaum durch diese Erdschluchten: da muß ich sitzen

---

[1] Wackernagel, Kl. Schriften 1, 19.

[2] Bugge, Wikinger 85.

[3] Herheard, Hainwohnung oder Tempelwohnung.

den sommerlangen Tag. Da kann ich beklagen mein Wehgeschick, die Menge meiner Mühsal; denn niemals vermag ich zu ruhen von meiner Schwermut, noch all dem Sehnen, das mich in diesem Leben ergriff." Ein verbannter Gatte schickt seiner Frau einen Boten mit einem Runenstab und bittet sie, ihn aufzusuchen: „Laß dich dann weiter nicht des Weges irren und abhalten von der Reise durch einen der Lebenden! Beginn das Meer zu suchen, der Möwe Heimat! Setze dich in den Seenachen, damit du südwärts von hinnen über die Meeresstraße den Mann findest, wo deiner harret der Herr mit Sehnsucht." Und der Bote fügt aus eigener Kunde die Worte bei: „Nicht kann ihm ein größerer Herzenswunsch auf der Welt in Erfüllung gehen als der, wie er mir sagte, wenn euch beiden der allwaltende Gott erlaube, daß ihr beide wieder zusammen den Mannen und Gefährten Schätze austeilen dürft, er hat noch genug an Schätzen feinsten Goldes und besitzt bei einem fremden Volke einen Erbsitz, ein schönes Land, und viele stolze Helden dienen ihm."

Nach den nordischen Sagen nötigte der heiße Schmerz der Witwen viele Helden aus der Walhalla heimzukehren und in ihren Armen zu ruhen. In älterer Zeit bestieg wohl manche Frau den Scheiterhaufen, auf dem ihr gefallener Held verbrannte. Wie bei den übrigen Germanen galten auch bei den Nordgermanen die Frauen als zauber- und weisheitsmächtig. Sie verstanden sich auf Zauberrunen und Denkrunen, Sieg- und Sturmrunen. Brunhilde belehrt in der Sage den Sigurd: „Siegrunen sollst du kennen, willst du Sieg erwerben, ritze sie auf des Schwertes Griff, andere ritze auf die Klinge und zweimal rufe Tyr. Sturmrunen sollst du kennen, willst du dein Segelroß in der See geborgen haben. Auf den Bug sollst du sie ritzen und auf des Steuers Blatt. Denkrunen sollst du wissen, willst du weiser werden denn die andern. Odin hat diese Runen selbst sich erdacht."

Trotz der Hochschätzung der Frauen hatte das Christentum noch genug zu tun, um der Verknechtung des weiblichen Geschlechtes entgegenzuwirken. So beschützte einmal der hl. Halward von Christiania eine von ihren Landsleuten verfolgte Mutter in gesegneten Umständen bis aufs äußerste und erlitt dabei den Martertod.[1] Vom hl. Erich von Schweden rühmt die Geschichte, erst er

[1] Den Diebstahl, den die sonst gegen den Raub sehr nachsichtigen Nor-

habe den Frauen zur Ehrenwürde und zum Hausfrauentum, zu Schlössern und Schlüsseln, zum halben Bette und zum gesetzlichen Drittel der Habe verholfen. Indessen wunderten sich noch im dreizehnten Jahrhundert Franzosen über die geringschätzige Behandlung edler Frauen: sie mußten nämlich knieend ihre Gäste bei dem Mahle bedienen.[2] Sonst nahmen sie wohl wie in alter Zeit teil an den Trinkgelagen der Männer und an ihren Kämpfen und verschuldeten durch ihre Überhebung eben ihre Verachtung. Noch am Schluß des elften Jahrhunderts erschienen unter den sonst gebildeten Normannen wahre Amazonen, Mörderinnen und Ehebrecherinnen. An Fredegunde und Brunhilde in der Merowingerzeit erinnern Helvisa und Isabella, die Grafengeschlechter gegeneinander hetzten. Ähnlich machte es eine Gräfin von Portian (Namur), auf die wir noch öfters zurückkommen. Eine gewisse Mabilia vergiftete ihre Verwandten, und die zweite Frau Roberts Guiscards, des Herzogs von Apulien, Sigelgaita, soll ihren eigenen Mann so aus dem Leben geschafft haben.[2] Eine Gräfin Albereda ließ einen mächtigen Turm erbauen und den trefflichen Baumeister enthaupten, damit er keinen ähnlichen Bau mehr errichte, wurde aber von ihrem eigenen Mann erschlagen, als sie ihn den Turm nicht betreten lassen wollte.[3]

Jeder Schimpf brachte die Männer und Weiber in rasende Wut und führte unfehlbar zu Zweikampf und Blutrache. Wer eine Forderung nicht annahm, fiel als Neiding in Schande; in Island bekam der Feige eine Neidstange, eine Unheilstange, deren Spitze ein Pferdekopf zierte, ans Haus gesteckt. Nur der kam zu den Helden in die Walhalla, der den Heldentod starb oder sich selbst

---

mannen der Frau andichteten, hätte sie gar nicht ausführen können, wie der hl. Halward erklärte. Überdem erbot sie sich zur Feuerprobe.

[1] Sone de Nansai 3300.

[2] Sie haßte ihren Stiefsohn Bohemund und wollte ihn zugunsten ihres Sohnes Roger aus dem Wege schaffen. Zu diesem Zwecke soll sie nun salernitanische Ärzte, bei denen sie selbst Unterricht genossen hatte und die den verwundeten Bohemund verpflegten, gewonnen haben, ihm Gift beizubringen. Als ihr Mann Verdacht schöpfte, schwor er auf das Evangelium, er werde sie umbringen, wenn sein Sohn sterbe. Dieser Drohung kam sie durch seine Vergiftung zuvor; Orderic. Vital. h. e. 7, 6.

[3] Order. Vital. h. e. 8, 22.

entleibte, und er bekam das Schwert mit ins Grab. Ein kranker oder alter Mann entlastete durch Selbstmord seine Familie.[1] Der Dahinsiechende fuhr zur düsteren Hölle.[2]

Den Wert des Leidens begriff der Nordmann nicht, am wenigsten den des freiwilligen Leidens, von dem die Christen ihm viel vorredeten. Strafe und Reue war ihm äußerst zuwider. Ein rechter Mann hat keine Reue, meinten sie, wenn er eine Tat vollbrachte; er sühnt sie oder er tut sie nicht mehr.[3] Besser schien es ihm, übles zu tun, zu rauben, als arm und ruhmlos zu Odin zu fahren. Um Tote sollten die Hinterbliebenen nicht weinen, sondern für ihr Andenken sorgen durch Lobpreis, durch Totenlieder, die auch in Deutschland nicht ausstarben, und durch Errichtung von Denksteinen mit und ohne Inschriften, von Bautasteinen.[4]

3. Religiosität.

Ein Volk, das noch so stark vom Kriegsgeist beseelt war, verstand sich schwer zur duldenden Liebe des Christentums. Mit einer geradezu leichtfertigen Offenheit bekennen die Neubekehrten, daß es ihnen nur auf eine Probe ankomme, daß sie nur um äußerer Vorteile willen oder gezwungen übertreten.[5] Wenn einmal die Entscheidung zwischen Heidentum und Christentum notwendig sei, antwortet Gautathorir dem dicken Olaf, so sei am Ende der weise Christ nicht schlechter als ein anderer Gott, also wolle er sich zu ihm wenden. Ein anderer meint, er habe überhaupt nie an Götter geglaubt, sondern sich auf seine eigene Kraft verlassen. Manche ließen sich mit dem Kreuze bezeichnen, unter die Katechumenen einreihen, um an christlichen Höfen ungeschoren zu sein, aber die Taufe verschoben sie, um den Umgang mit Heidenleuten und die alten Opfermahle nicht aufgeben zu müssen. Denn die christlichen Fast-

[1] Grimm, Rechtsaltertümer 1828, S. 486. Auch bei den Kelten galt diese Anschauung: Improperium est filio, si pater sine vulnere decesserit. Unde fit ut pauci canescant. Proverbium ibi est, iuvenis mortuus aut senex pauper, scilicet ut cito quisque in mortem irruat ne senex mendicet. Gualter. Map., Nug. cur. 2, 23. Die Anschauung verrät sich auch in der deutschen Fabel vom Schlägel: Hagen, Gesamtabenteuer II, LXV.

[2] Weinhold a. a. O. 471.

[3] Adam. Brem. 4, 6.

[4] Adam B. l. c.; Geijer, Schweden I, 103.

[5] Maurer, Bekehrung des norwegischen Stammes II, 333.

und Festtage schien ihnen der rechten Freude zu entbehren. Viel lieber feierten sie im stillen alte Göttertage. Von einer Buße wollten sie nichts wissen, sie beugten sich ungern dem Priestergebot und wollten keine Opfer bringen und keine Zehnten leisten. Die Geistlichen mußten oft zufrieden sein, wenn sie für ihre Segnungen und Opfer einen Lohn erhielten.[1] Ohnehin sahen die meisten Nordmänner in ihnen nichts anderes als Zauberer, wie Gregor VII. klagt.[2] Von den milden, süßen Gestalten des Christentums kehrten sie sich ab und wandten sich den tapferen und kriegerischen zu, einem Petrus, Martin, Michael, Olaf.[3] Am liebsten war ihnen der hl. Michael, der Drachentöter, der Seelenführer, der zum Kampfe und in den Tod geleitet, der den Donar oder Tor ersetzte. Ihm hatten schon die Langobarden gehuldigt.[4] Zu seinem Heiligtume am Berg Gargano pilgerten schon frühe Nordmänner, und schon im achten Jahrhundert, zweihundert Jahre nach der Erscheinung Michaels auf diesem Berge, zeigte er seine Macht und Herrlichkeit auch in der Normandie. Nachts im Traume trat der Erzengel zu dem Bischof Aubert von Avranches und forderte von ihm, daß er auf der Grenze zwischen der Bretagne und Neustrien, d. h. dem Gebiete der Normannen, auf einem Felsvorsprung, den die Meerflut umspielt, ein Heiligtum errichte. Dieser Felsvorsprung, Grabberg, Mons Tumba genannt, hatte schon lange eine religiöse Bedeutung. Wie es scheint, hatten die Kelten hier einen Eingang in die Unterwelt gesucht und ihren Göttern Menschenopfer geschlachtet.[5] Es öffnete sich noch eine dunkle Höhle, an die die Anwohner nur mit Schrecken dachten. Gerade diese Furcht benutzten die Diebe und Räuber und versteckten darin ihren Raub. An diese Höhle nun knüpften sich die Erscheinungen des Seelenführers Michael an. Da die erste Mahnung des Engels nichts gefruchtet hatte, erhielt der Bischof ein sichtbares Zeichen, ziemlich ähnlich dem, womit er am Berg Gargano seinen Willen gezeigt hatte, um ihn zu beruhigen, daß er nicht das Opfer einer Sinnestäuschung geworden sei. Der Bischof werde, sagte Michael, hier in der Höhle einen gestohlenen Stier finden.

---

[1] Adam. Brem. 4, 30.

[2] Ep. 7, 21.

[3] Maurer, a. a. O. I, 393, 639; II, 392.

[4] S. I, 183.

[5] Schuré, Legendes de France 152.

Da die Verheißung eintraf, zweifelte Aubert nicht mehr und begann ein Heiligtum zu bauen ganz nach der Art der Kirche auf dem Berge Gargano.[1] Auch gelang es ihm, von dort her Reliquien zu erhalten. Ausgesandte Kleriker brachten einen Teil des roten Mantels, den der Erzengel bei seiner Erscheinung zurückgelassen hatte, und ein Stück der Marmortafel, worauf er sich dem Bischof von Siponto gezeigt hatte. Diese Reliquien brachten das Heiligtum noch mehr in Ehren. Der Michaelberg, der Mont St. Michel, wie der Grabberg nun hieß, zog nicht weniger Pilgerscharen an als der Gargano. Zwischen beiden Bergen fluteten die Pilgerscharen hin und her und zwar zu Land und zu Wasser.

Auf ihren Fahrten gelangten sie bis zum fernen Orient und befriedigten ebenso ihren heiligen Wanderdrang als ihre Kriegslust;[2] sie holten sich überall Reliquien und suchten sich einzunisten.[3] Es kam der Satz auf: point de marine sans pélérinage. Sie bauten ungemein viele Kirchen und nannten ihre Ortschaften gerne nach Heiligen: St. Omer, St. Quentin, St. Evroult. Damit glaubten sie aber auch ihrer Pflicht Genüge getan zu haben. Im Osten lernten sie das Fest Maria Empfängnis kennen, das sie in ihrer Heimat nachahmten, weshalb dieses Fest uns zuerst in der Normandie und in England begegnet.[4]

In der norwegischen Sage spielt die Jerusalemfahrt, der Jorsalaferd eine große Rolle. Als Kaufmann verkleidet entfloh unter anderen nach der Sage Olaf Tryggvason, der norwegische König, seinen Feinden nach einer unglücklichen Schlacht im Jahre 1000 mit einer Anzahl von Begleitern. Das Volk konnte nicht glauben, daß er in der Schlacht gefallen war; fast fünfzig Jahre später traf ein Pilger Gauter einen ehrwürdigen Greis in einem Kloster am Roten Meer, der sich nach Norwegen angelegentlich erkundigte. Aus seiner ganzen Haltung glaubte Gauter den großen und heiligmäßigen König zu erkennen, dem das Volk zum größten Teil das Christentum verdankte.

---

[1] S. I, 183.

[2] Normanni leves et extera videre cupidi sunt; Order. Vital. h. e. 8, 7.

[3] Vgl., was Lamb. a. 1071 über den Friesen Robert, Cäsarius (8, 53) über einen Kaufmann von Groningen erzählt.

[4] Kellner, Heortologie II, 181.

Vielfach war die Pilgerfahrt nur ein Vorwand, um Abenteuern nachzujagen. Unter ihrem Pilgerkleide, dem Bußgewande, trugen viele Kettenpanzer, und neben ihren langen Pilgerstäben wußten sie ihre langen Schwerter wohl zu nützen. So verkleidete sich nach der Sage der König Rother von Bari und seine Getreuen als Pilger, da sie auf die Suche nach der entführten Herlint auszogen.[1] Um ihren Zweck zu erreichen, scheuten die Nordgermanen wie die Germanen überhaupt keineswegs die Lüge und den Betrug.[2] So ließ ein Herzog vor einer uneinnehmlichen Festung einen seiner Krieger in den Sarg legen und den Mönchen in der Festung mitteilen, der verstorbene Krieger habe gewünscht, in ihrer Kirche beerdigt zu werden. Er konnte dies leicht wagen, da die Mönche es als ihre Aufgabe betrachteten, für Toten zu sorgen. Bereitwillig zogen die Mönche in feierlicher Prozession zum Tore hinaus und eine Anzahl unbewaffneter Kriegsgefährten durfte den Sarg ins Gotteshaus geleiten. Die Geistlichen hielten das Traueramt. Da erhob sich der Scheintote geharnischt und verteilte Schwerter, die seine Leute ihm mitgegeben hatten, unter die Gefährten. Die kleine Schar tötete, was ihr im Wege stand, und überrumpelte die Besatzung. So konnte das Tor geöffnet werden. Nach der französischen Sage

---

[1] Riant, Les expéditions des Scandinaves 113.

[2] Von normannischer List berichten auch andere Sagen. Nach deutscher Überlieferung beherrschte einmal eine Königsfamilie das Wilkinaland, d. h. Skandinavien, Rußland, Polen und England. Ein König aus dieser Familie Osantrix begehrte die schöne Tochter des Königs Melias von Hunaland als seine Frau. Melias aber nahm die Brautwerber höhnisch auf. Statt seiner Tochter, spottete er, wolle er Mägde als Gegengabe für ihre Goldbecher und Purpurkleider senden. Sowohl die ersten als die zweiten Gesandten ließ er ins Gefängnis werfen. Diesen Schimpf zu rächen, bot Osantrix seine Verwandten und Vasallen zur Heerfahrt auf. Mit einem mächtigen Heere rückte er vor die Burg des Königs Melias, gab sich aber für den König Friedrich von Spanien aus, der mit Osantrix im Streite liege, und bot dem König Melias seine Dienste an. Dieser mißtraute; seine Burgmannen aber reizte der Reichtum, den die Fremden mit sich führten, und sie ließen sie ein. Umsonst suchte der falsche Friedrich durch dreimaligen Kniefall die Gunst des Königs zu erlangen und als Vasalle aufgenommen zu werden. Da Melias immer nur höhnte, übermannte einen der Begleiter Friedrichs der Zorn, und er versetzte dem König eine Ohrfeige. Damit begann der Streit, der mit der Flucht des Königs endigte. Seine Tochter ließ sich willig von dem Fremden freien, nachdem er seine Maske abgeworfen, und Melias gab seine Zustimmung.

wandte dieselbe Kriegslist kein Geringerer als Roland, der getreue Degen Karls des Großen, an.[1]

4. Die Normannen in Italien.

Gleich den fahrenden Rittern stellten sich die Normannen in den Dienst eines jeden, der sie begehrte. So leisteten sie den Kaisern von Konstantinopel als Waräger Dienste gegen Sarazenen, Slaven und Germanen, folgten auch gerne dem Rufe der volksverwandten Langobarden und halfen einem Herzoge Melus von Bari, einem Waimar von Salerno, einem Pandulf von Capua im Kampfe gegen Griechen und Mohammedaner.[2] Eben die Zerissenheit Unteritaliens wußten die Normannen schlau zu benützen. Sie knüpften mit dem Kloster Monte Cassino und mit den Päpsten Beziehungen an und ließen sich von diesen belehnen. Einen langwierigen Kampf mußten sie um Sizilien führen, und es kostete unerhörte Anstrengungen, bis die Normannen Stadt um Stadt, Land um Land sich erstritten hatten. Da kamen Taten vor, wie sie nur in Romanen sich finden: mit einem Schwertstreich schlug Roger mehrmals je einen Araber nieder, und weit überlegenen Scharen widerstanden abenteuernde Häuflein, die sich zu weit ins Land gewagt. Wer sie in Wut erblickt, sagt ein Araber, den faßt ein Grauen, „dem Löwen fiele er lieber in die Klauen; sie schleudern in des Glaubensstreites Hitze aus Wolken ihrer Scheiden Schwerterblitze. Sie machen sich aus dem Staub, der im Gewühl der Schlachten fliegt, den Sterbepfühl."

Gottfried von Malaterra sagt, sie seien voll unersättlicher Herrschbegier gewesen und hätten niemals einen ihrer Nachbarn ruhig im Besitze von Land und Leuten gelassen: „Jeder Nachbar mußte entweder ihnen dienen, oder sie nahmen ihm alles, was er besaß." In Wirklichkeit war die Sache nicht so schlimm, die Herrschaft der Normannen bereitete dem herrschenden gesetzlosen Zustand ein Ende. Sie schufen eine zur Not genügende, etwas lückenhafte Einheit, und unter dem von ihnen gesicherten Frieden blühte der Wohlstand des Landes sichtlich auf.[3] Die friedlichen Araber durften

---

[1] Im Liede Jehan de Lanson.

[2] Vgl. Heinemann, Gesch. d. Normannen I, 27.

[3] So nach dem Urteil von Lizier, L'économia rurale nell' Italia meri-

sich ihres Schutzes erfreuen. Sie fühlten sich denn auch wie zu Hause. Ein Araber beschreibt im Anfang des zwölften Jahrhunderts Sizilien mit glänzenden Worten, rühmt den Reichtum an Lustgärten, Lusthäusern, Seen und Bädern, den Ertrag der Felder und fleißiger Industrie. Im Jahre 1147 verpflanzte König Roger II. die orientalische Seidenindustrie nach Palermo.[1] In den Seidenfabriken und in den Färbereien arbeiteten Juden und Araber mit Christen zusammen.[2] Der ergiebigen Industrie entsprach ein blühender Handel. Die Venetianer besaßen in Palermo eine Faktorei und eine Handelsgesellschaft, die Genuesen eine Bank zu Syrakus, die Amalfitaner besaßen ein ganzes Quartier, ebenso in Neapel, und eine Faktorei in Messina. Überall, bemerkt der Araber Edrisi, finden sich Kaufläden, Märkte und zahlreiche Wirtshäuser. Besonders prächtig aber sind die kirchlichen Gebäude der Mohammedaner, Christen und Juden; alle diese drei Religionen wohnen friedlich nebeneinander unter normannischem Zepter. Man warf sogar dem König Roger II., eine auffallende Begünstigung der Moslime vor. In allen Hofstellen fanden sich Sarazenen, und es gab zwei Kanzleien, eine für die Mohammedaner, eine andere für die Christen; dort bediente man sich der arabischen, hier der lateinischen Sprache. Nach dem Beispiele arabischer Fürsten ließ sich Roger auf Münzen „verehrungswürdiger und heiliger König" nennen und von arabischen Leibärzten und Astrologen beraten. Mit Leichtigkeit fanden die arabischen Familiensitten bei den reichen Herren Eingang, und man erzählte schon von Roger II. und Wilhelm I., sie hätten förmliche Harems und Eunuchen gehalten. Die Seidenspinnerinnen und Teppichstickerinnen, die die Könige in

---

dionale 160. Nach Lizier bestand in Unteritalien die uns aus karlingischer Zeit bekannte Villenverfassung; den Mittelpunkt bildete die sala dominicalis, die curtis dominica mit der terra dominica und im weiteren Umkreis schlossen sich die Hufen der Fronhörigen, dann der Zinshörigen, endlich die pertinentiae, die Allmenden, an (154).

[1] Er hatte damals auf einem Streifzug in die griechischen Gewässer unter anderem Korinth und Theben eingenommen und nach erfolgter Plünderung zur Schmach für den Kaiser von Byzanz Handwerker fortgeführt, die sich mit Herstellung seidener Stoffe beschäftigten. Über die Einrichtung der Seidenfabrik (Hotel de tiraz) sind wir genau unterrichtet; Schorn, Textilkunst 23.

[2] Vgl. den Reisebericht Benjamins von Tudela bei Caro, Sozialgesch. der Juden 1, 251.

Palermo vereinigten, gaben Anlaß zu dieser Nachrede. Sicher ist, daß Wilhelm II., den man den Guten nannte, im Ausgang des zwölften Jahrhunderts einen Harem mohammedanischer Weiber besaß, und daß unter seinen Augen die fränkischen Christinnen, die im Palaste wohnten, durch jene Damen zum Islam verführt wurden. Benjamin von Tudela erzählt: „Die Barken des Königs sind mit Silber und Gold geschmückt und immer bereit, den König und seine Frauen zu erlustigen."

Diesen Sitten entsprechen auch freireligiöse Anschauungen. Waren doch alle Kulte vertreten, der römische, der griechische, der mohammedanische und jüdische. In die christliche Kirche drängten sich maurische Ornamente und Inschriften ein; eine davon verbindet Verse des Alten und Neuen Testamentes mit denen eines altgriechischen Hymnus und nennt Gott Allah. Bei einem Erdbeben mahnte Wilhelm II. seine Weiber und Diener: „Möge jeder von euch den Gott anrufen, den er verehrt; wer an seinen Gott glaubt, dessen Herz ist ruhig."

In vielen noch heute erhaltenen prunkvollen Gebäuden, namentlich in Kirchen vermischten sich alle Stile: antike Säulen tragen maurisch geschwungene Bögen, über denen sich byzantinische Gemälde hinziehen. Die berühmte Capella Palatina oder Rogerskapelle strahlte von Marmor, Mosaik und Gold. Von einer anderen Kirche, gebaut von Georg von Antiochien, meldet ein Araber: die Mauern des Tempels bestehen aus Würfeln und Tafeln von farbigem Marmor, mit eingelegtem Mosaik, das Bäume, Blumen und Zweige darstellt. „Sonnen aus vergoldetem Glase, die sich oben hinziehen und so leuchten, daß sie die Augen blenden, verwirrten unsern Geist in dem Grade, daß wir Allah anflehten, uns davor zu behüten." Nicht minder glanzvoll waren die königlichen Paläste und Lustschlösser; so heißt es von einem Schlosse, es rage wie ein Wunderwerk an Form und Bau mit den Altanen ins Himmelsblau.[1] Erfrischende Seen und Wasserwerke umgeben die Bauten. „Die Liebe trinkt aus diesen Seen ein wonniges Behagen, an diesem Strome hat ihr Zelt die Wollust aufgeschlagen. Nichts Schöneres als der See, an dem die beiden Palmen stehen, und als das Lusthaus über ihm, wird auf der Welt gesehen." „Wie die Orangen glühen,

---

[1] Schack, Gesch. d. Normannen II, 227.

und aus dem Laube von Smaragd hervor gleich Flammen sprühen! Bleich schimmert die Zitrone dort gleich einem Herzbetrübten."

Im übrigen stellten sich die Normannen in Italien dem äußeren Kirchentum gegenüber genau so pflichteifrig und ergeben wie ihre Brüder im Norden und mehrten die Ehre der Heiligen und Bischöfe aufs emsigste, richteten zerfallene Kirchen wieder auf und bauten neue. Die Kreuzfahrten erhielten von Sizilien aus den kräftigsten Vorschub; waren sie doch nur eine Fortsetzung früherer Pilgerfahrten und früherer Kämpfe gegen den Islam. Die Bischöfe und Prälaten spielten eine große Rolle im Reich, sie waren Reichsbarone und nahmen an allen Beratungen teil wie im übrigen christlichen Europa. Neben den Prälaten bildeten die dem Könige verpflichteten hohen Grafen und Barone die Stütze des Königtums. Der Lehensstaat, in den langobardischen Gebieten schon längst durchgebildet, dehnte sich auch noch auf die griechischen Gebiete aus, freilich nicht in geschlossener einheitlicher Form. Der langobardische Adel hielt sich etwas abseits; die Mohammedaner standen unter dem Koran, die Griechen unter dem Gesetzbuch Justinians. Durch diese Verschiedenheit entstand eine große Verwirrung, und daher sahen sich die Könige genötigt, um die nötige Einheit herzustellen, zum Teil in Anlehnung an heimische, zum Teil an griechische Formen ein Beamtensystem zu gründen, das von ihnen völlig abhing. Justitiare, Baiuli, Kastellane, Vicekomites, Kapitani und Stratigoti übten in weitem Umfange die Gerichtsbarkeit und verwalteten die Regalien. Oft kannten sich die Richter selbst nicht mehr aus wegen der Verschiedenheit der Gesetze und entschieden daher summarisch nach germanischer Gepflogenheit[1] und griffen zum Gottesurteil. Die Barone fochten ohnehin ihre Streitigkeiten meist mit dem Schwerte aus. So erklärt es sich leicht, daß das normannische Reich sich allmählich zersetzte und den Hohenstaufen mit leichter Mühe zufiel. Immerhin konnte Friedrich II. an die Anfänge eines modernen Staates anknüpfen, wie sie König Roger geschaffen hatte, und so einen Beamtenstaat einrichten, der ihm besser zusagte als die verworenen Verhältnisse seines deutschen Heimatlandes.

5. Die Normannen in England.

Einen zwar nicht modernen, aber immerhin über das Mittel-

[1] Schack, a. a. O. I, 251 erzählt mehrere Fälle.

alter hinausreichenden, straff organisierten Staat schuf sich Wilhelm der Eroberer in England, wo ohnehin für die Normannen die Bedingungen viel günstiger lagen als in Italien. Wie in Italien förderte in England das Papsttum die Pläne der Normannen. Gregor VII. erblickte in ihnen mit Scharfsinn eine aufstrebende Macht, der gegenüber alles darauf ankam, sie zum Freunde zu erwerben. Von den Normannen erwartete er eine bessere Kirchenzucht als von den sächsischen und dänischen Königen, die die Unordnung weder im Staate noch in der Kirche zu unterdrücken vermocht hatten.

An sich waren die Normannen keine Heilige, im Gegenteil eher Heiden als Christen, und ihre Könige begünstigten auch auffallend die Juden, die in Scharen ihnen nach England nachströmten. Aber sie hielten doch darauf, daß die Priester ein christliches Leben führten, und ganz besonders die unterworfenen. Die sächsischen Priester hingen alle von den sächsischen Edelleuten ab oder waren mit ihnen verwandt. Noch mehr als auf dem Festlande herrschte die Simonie und die Priesterehe mit allem, was darum und daran hing, und damit suchten die Eroberer in ihrem eigenen Interesse aufzuräumen.

Der hohe Adel unterdrückte aber nicht nur die Kirche, sondern auch den Bauernstand. Die meisten Bauern hatten ihre Freiheit eingebüßt. Nur noch 4 Prozent der ländlichen Bevölkerung hatten einen Anspruch auf beschränkte Freiheit, waren Freimänner oder Sokmänner.[1] Aber auch sie, die ehemaligen Ceorls (Karle) unterlagen der Gerichtsbarkeit der Grundherren, der Soka, als Vogteihörige, Mal- oder Muntmannen; nur konnten sie über ihre Güter frei verfügen und hatten das Recht und die Pflicht zur Waffenführung. Die Hauptmasse der Bevölkerung bestand in Hörigen, Hüfnern, Villanen, Kolonen, nach einer ungefähren Schätzung etwa 100000 mit einem Besitz von 2¼ Millionen Morgen. Die meisten darunter besaßen eine Hufe, eine Viertelshide, eine Virgate, ein Yardland, 30 Morgen[2] und dazu ein paar Ochsen. Sie mußten meist ihr Vieh zusammenspannen, um den schweren englischen Acker zu bebauen, und mußten einen großen Teil ihrer Zeit dem Herrenhof

---

[1] Etwa 23000.

[2] Acres, s. I, 188.

opfern. Der Kampf ums Dasein war ihnen nicht leicht, und viele sanken zu Kötern herab.[1] Ein Köter mit fünf Morgen war stark abhängig von der Herrschaft, und noch mehr war es der Tagelöhner, das Gesinde und der Leibeigene,[2] aber er brauchte sich nicht um Sein oder Nichtsein zu kümmern. Mit seiner Hilfe betrieben die Gutsherren eine ausgedehnte Eigenwirtschaft, in viel weiterem Umfang, als sie damals etwa in Deutschland bestand. Denn hier erzwangen die Bodenverhältnisse den Großbetrieb. Kleine Wirtschaften konnten gar nicht bestehen.

Ein Vollfreier, ein Earl oder, nach späterem Sprachgebrauch, ein Ritter mußte wenigstens vier Hiden besitzen. Die meisten Adeligen aber besaßen noch mehr; denn die Zahl der Zwölfhundertmänner übertraf die der Sechshundertmänner. Sie hatten die kriegerischen Kämpfe gegen die Normannen zu bestehen gehabt und waren in großen Scharen gefallen, und auch die Überlebenden hatten die Sieger ihrer Güter beraubt. Die übrigen Barone, etwa 10000 an der Zahl, gerieten in starke Abhängigkeit von der Krone. Wilhelm arbeitete möglichst auf ihre Schwächung hin, indem er die Erbteilung einführte. Noch viel leichter gelang es ihm, die Städte gefügig zu machen; nur London erhielt einen Freibrief. Nach dem Beispiel des Königs richteten sich seine Gefährten, die Kronvasallen, die die Kämpfe bestanden hatten.[3] Auf sie und ihre Untervasallen, die der König durch Lehenseid an sich fesselte, stützte sich seine Macht.[4] Sie haben sich in die Höfe der gefallenen oder geächteten angelsächsischen Großen eingenistet. Die verwitweten und verlassenen Sachsenfrauen mußten normannische Kriegsknechte heiraten oder sich ihrer willkürlichen Liebe ergeben.[5] Aus dieser Zeit stammt die heute in England noch gebräuchliche Bezeichnung für Geliebte: paramour.

Die Erfolge berauschten den Kriegsadel. Die Vornehmen hielten, sagt ein Schriftsteller, alles für erlaubt, da sie sich im Besitze von Hörigen und Leibeigenen sahen, die reicher waren als ihre eigenen

[1] Cotarii, cotmen, cotsets. Ihre Zahl betrug 7000.

[2] Zum Gesinde (bordarii) zählte man 82000, zu den Leibeigenen 25000.

[3] Tenentes in capite (1400).

[4] Subtenentes (3000). Afterbelehnungen wurden später ganz verboten.

[5] Nobiles puellae despicabilium ludibrio armigerorum patebant, et ab immundis nebulonibus oppressae, dedecus suum deplorabant; (Orderic. Vital 4, 12.

Väter.[1] Es gab schreckliche Tyrannen unter diesen Eroberern; solch einer war Taillebois. Mochte man ihn kniefällig anreden und alle Dienste pünktlichst erfüllen, so quälte und folterte er doch seine Leute, ließ sie einsperren, hetzte Hunde auf das Vieh, brach ihren Zugtieren Hals und Beine und ließ ihre Diener auf offener Straße mit Stockstreichen und Schwerthieben strafen. Seine Roheit war nichts seltenes. Ein sächsischer Chronist berichtet allgemein von unmenschlichen Grausamkeiten, wie sie selbst den Märtyrern nicht zugefügt worden seien.[2] „Die Normannen", sagt Wilhelm von Malmesbury, „hielten alles für erlaubt, was ihnen einfiel, vergossen mutwillig Blut, rissen den Unglücklichen ihr Stückchen Brot vom Munde weg und bemächtigten sich alles Geldes, aller Güter und Grundstücke."[3] Noch in späterer Zeit wird darüber geklagt, daß die Barone im Lande umherfahren, die Frauen entführen und die Leute brandschatzen. Vor Gericht gestellt, erschienen sie mit so großem Heerbann, daß der Richter nicht Recht zu sprechen wagte. Durch die Normannen gelangte eine ausgelassene Duellwut nach England, von der es bisher verschont gewesen war.

Zu diesem Übermut trug freilich der Umstand bei, daß der Kriegszustand lange fortdauerte. Die Sachsen hielten durch einen fortwährenden Widerstand die Eroberer in steter Wachsamkeit. Ein großer Teil des Volkes aber behauptete in dichten Wäldern lange Jahre seine Unabhängigkeit, und die Normannen mußten das von ihnen eingenommene Land mit einem dichten Netze von Befestigungen sichern. Wehe dem Normannen, der sich ohne Deckung hinauswagte! Die Sachsen schreckten vor dem Meuchelmord nicht zurück; dieser kam so häufig vor, daß besondere Maßregeln notwendig wurden. Da die Sachsen, um eine Verfolgung zu verhindern, an Ermordeten jede Spur des normannischen Charakters zu beseitigen pflegten, befahl der König, jeder Gemordete müsse als Franzose so lange betrachtet werden, als seine englische Herkunft nicht fest-

---

[1] Ut multos in Anglia ditiores et potentiores haberent clientes quam eorum in Neustria fuerant parentes; (l. c.)

[2] Chron. saxon. 1137; Order. Vit. 4, 12.

[3] A buccis miserorum cibos abstrahentes; Guil. Malmesb. Gest. reg. Angl. 4 § 314; P. l. 179, 1278.

gestellt sei. Noch jahrhundertelang erhielt sich diese Untersuchung.[1] Der gegenseitige Haß dauerte fort, ähnlich wie zwischen den Germanen und Romanen zur Zeit der Völkerwanderung. Noch am Schluß des zwölften Jahrhunderts hören wir, daß ein alter Sachse namens Wilhelm Fitzbert mit dem Bart, so genannt, weil er sich aus Haß gegen die Normannen den Bart wachsen ließ, sich der unteren Klassen gegen die Aldermänner annahm, freilich ohne Erfolg: er mußte sein Tun mit einem schrecklichen Tode büßen.[2] Vor den Eindringlingen waren die alten Gegensätze innerhalb der Bevölkerung verschwunden; Adelige und Bauern, soweit sie überhaupt noch lebensfähig waren, hielten enge zusammen, und diese Verbindung dauerte jahrhundertelang und wurde eine Grundbedingung des politischen und sozialen Lebens.

Die Normannen standen höher in der Bildung; daher schickten schon lange die Engländer ihre Kinder zur Erziehung nach Frankreich, nicht bloß um dort die Fechtkunst zu lernen, wie Gervasius von Tilbury sich ausdrückt, sondern auch, um eine bessere Sprache sich anzueignen.[3] Besonders aber ragte die normannische Geistlichkeit hervor durch Gelehrsamkeit und Tugend. Daher konnte Wilhelm auf der Unterstützung Roms rechnen, wenn er sächsische Äbte und Bischöfe durch normannische ersetzte. In den Klöstern blühten die Studien und in den Schlössern die Dichtkunst. Ein Engländer, ein Angle zu sein, galt als Zeichen der Rückständigkeit,[4] das Französische aber als vornehm. Selbst Landleute verlegten sich auf das Französische, um sich das Ansehen von Edelleuten zu geben. Schließlich drang das Angelsächsische doch wieder durch. Denn das Englische ist seiner Grundlage nach germanisch, wenn seine Ausdrücke auch überwiegend der romanischen Sprache entnommen sind.

Noch viel stärker erwies sich die englische Sitte und das englische Recht. Gleich von Anfang an hatte Wilhelm der Eroberer das sächsische Recht anerkannt; betrachtete er sich doch als einen legitimen Nachkommen der alten Könige und mußte er sich vor dem Übermut seiner Vasallen fürchten. Daher spielte er eine Volksklasse gegen die andere aus. Das allgemeine Waffenrecht aller

---

[1] Die demonstratio englescheriae.

[2] Thierry, La conquête de l'Angleterre l. 11.

[3] Ob usum armorum et linguae nativae barbariem tollendam.

[4] Ita ut Anglum vocari foret opprobrio (Matth. Paris.)

Freien hat er nicht aufgehoben und es sogar in den Dienst der öffentlichen Sicherheit gestellt. So erhielten die Angelsachsen ihre alte Geschicklichkeit in der Handhabung des Bogens und trugen später viel dazu bei, den englischen Heeren den Sieg über die französischen Ritterheere zu verschaffen. Ein großes Glück für die Bauern war es, daß der König von Anfang an ihren Besitz, ihre Rechte und Pflichten in dem berühmten Domesday-Book niederschreiben ließ, was sie gegen Überforderungen schützte. Es entstand ein eigenes Schatzamt, Exchequer genannt, das Ordnung in die Einnahmen und Ausgaben brachte. Auf die Grafschaftsverwaltung übte der König durch die von ihm bestellten Shiregerefs, die Sherifs, einen bestimmenden Einfluß aus. Aber gerade die große Macht der Krone war es, die die vorher so feindseligen zwei Klassen der Bevölkerung einander annäherte. Als die Willkür eines schwachen Königs sich besonders fühlbar machte, verbanden sich die Barone mit den sächsischen Bauern und drangen dem König Johann die Magna Charta ab, die jeden Freien gegen willkürliche Verhaftung und Bestrafung schützte.

Infolge häufiger Verschwägerungen waren die Familien im zwölften Jahrhundert schon so gemischt, daß man die einzelnen Glieder kaum unterscheiden konnte. Noch darüber hinaus bestanden zwischen England und Frankreich die innigsten Beziehungen, besonders im Geistesleben; man denke an Anselm von Canterbury, Johann von Salisbury, Peter von Blois, bei denen man im Zweifel sein konnte, ob sie Engländer oder Franzosen waren.

Während die normannischen Eroberer Bildung und Gesittung annahmen, verloren ihre Volksgenossen, die Seefahrer, mehr und mehr ihr Übergewicht, umsomehr als es zum größten Teil auf der rohen Gewalt beruhte. Nicht nur die Niederlande, sondern auch die deutschen Seestädte konnten sich besser regen. Langsam erhob sich die deutsche Hansa und riß den Handel an sich, den die Nordmänner betrieben hatten. Anstatt der verlorenen Normandie gewannen die englischen Könige Irland und Wales; von dort drangen keltische Einflüsse vor. Die Iren und Waliser hatten ungestört von der übrigen europäischen Entwicklung ihre Eigenart bewahrt. Sie kleideten sich in Tierfelle, trugen lange Haare,[1] fochten mit Pfeilen und

[1] Habebant comas perlongas et flavas; Girald. Top. Hib. 3, 26. Vgl. dazu Kultur der alten Kelten und Germanen S. 68.

Streitbeilen,[1] bauten ihre Häuser ganz altertümlich und hatten halb heidnische Sitten. Wie bei den Kelten der Vorzeit wechselte ihr Leben zwischen Ausschweifungen, Raubzügen und Fehden, und sie warfen ihr Leben weg gleich einer wertlosen Münze.[2] Die meisten lebten in großer Armut.[3] Einen heiteren Zug brachten nur die Sänger, die Barden in ihr Dasein, denen die Normannen wie die Angelsachsen mit Verwunderung zuhörten. Ihre Sagen wanderten von Volk zu Volk.

---

[1] Nudatis semper tibiis, vix aliter incederent, regi licet occurrerent. Hastis, sagittis brevibus concertant in conflictibus; validiores pedites ad pugnam sunt quam equites. G. Map. Cambriae ep. Poems. ed. Wright 134. Noch im zwölften Jahrhundert trugen die Iren, wie Giraldus schreibt, statt des Stabes ein Streitbeil, securis, mit; Top. Hib. 3, 21.

[2] Viele Beispiele erzählt Gualter. Map. Nug. cur. 2, 23, 26.

[3] Gualt. Map. 1, 25.

LXIII. Die Ritter und der Landfrieden.

1. Ritterfehde.

Während die normannischen Könige in England ihren Adel in starker Abhängigkeit hielten, gelang ihnen das viel weniger in der Normandie, von wo sie ausgezogen waren. Die Barone führten ein unbändiges, wildes, zügelloses Leben, und die Familienrache forderte viele Opfer. Waren es doch vielfach dem Herzogshause verwandte Familien, die sich gegenseitig zerfleischten![1]

Eine der schlimmsten Erscheinungen war Wilhelm Talavas, Graf von Alençon, mit seiner Tochter Mabilia. Talavas gelangte zur Herrschaft, nachdem sein Bruder Robert im Gefängnisse mit einer Hacke erschlagen war, und errang sich viele Besitzungen mit Hilfe seiner Vasallen, unter denen besonders Wilhelm, der Sohn Wilhelms von Giroie, des Herrn von Montreuil und von Echaufour sich auszeichnete. Die Familie Giroie, eine große Wohltäterin der Klöster, war ebenfalls von vornehmer Herkunft. Der Vater Wilhelm hatte zweimal geheiratet, von der ersten Frau Montreuil und Echaufour geerbt und von der zweiten Frau nicht weniger als sieben Söhne und vier Töchter empfangen, die größtenteils ein schlimmes Los traf. Nach dem Tode ihres Vaters entriß ein Nachbargraf[2] ihnen kurzerhand eines ihrer Schlösser (Montreuil). Trotzdem Robert der Teufel ihn zur Rückgabe verpflichtete, mußten die Söhne des Verstorbenen, unterstützt von Verwandten, ihre Rechte auf dem Wege der Fehde geltend machen. Lange währte der Kampf, bis der Graf selbst fiel. Aber auch einer der Brüder starb im Kampfe,

[1] Ordericus Vitalis h. e. 3, 15; Guilelm. Gemet. 7, 10.
[2] Giselbert.

zwei andere verunglückten im Spiel; einen spießte ein Zaunpfahl beim Ringkampf, einen anderen traf sein Waffenmeister und Schildträger mit einem unglücklichen Wurfe. Der Verunglückte rief ihm noch zu: „Fliehe schnell, sonst töten dich meine Brüder.“ Ein vierter hatte im Streite mit einer Kirche alle ihre Güter geplündert. Doch bereute er hernach die Tat, und in der Reue starb er an einem Fieber. Den fünften Bruder lud eines Tages der Graf Talavas (der Harte[1]), zu einer Hochzeit ein, blendete ihn am Schlusse des Mahles und unterwarf ihn der schimpflichsten Behandlung. Der Unglückliche suchte Trost auf einer Pilgerfahrt ins Heil. Land, trat selbst in ein Kloster und stellte St. Evroult, die Stiftung seines Vaters, im Geiste Clunys wieder her.

Ein weiterer Bruder Robert, der im Dienste des Herzogs der Normandie sich ein Lehen errungen hatte, trat ebenfalls ins Kloster, erwies sich aber als ein unfolgsamer Mönch, verdrängte den Abt und ließ sich selbst zum Abte wählen. Vor dem Herzog deshalb angeklagt, floh er nach Süditalien, wo Robert Guiscard große Eroberungen gemacht hatte. Unter den Eroberern traf er mehrere seiner Verwandten, die es zu Reichtum und Ansehen gebracht hatten, und er selbst wurde an die Spitze mehrerer Klöster gestellt. Auf den Ruf von diesen Erfolgen hin verließen zwei Schwestern, die in dem Frauenkloster von St. Evroult den Schleier genommen hatten, ihre Zellen, zogen nach Apulien und verheirateten sich mit zwei Grafen, die nichts von ihrer früheren Nonnenschaft gewußt hatten, blieben aber kinderlos.[2]

Inzwischen hatte den alten Grafen Talavas, dessen Bruder ebenfalls in den Orden getreten war, die Rache ereilt; sein eigener Sohn hatte ihn verjagt, und er starb elend in der Verbannung. Aber auch seinen ungeratenen Sohn strafte der Himmel mit plötzlichem Tode: man fand ihn erstickt im Bette, nachdem er tags zuvor einer armen Nonne ihr Schwein geraubt und davon genossen hatte. Dagegen erfreute sich seine Tochter Mabilia, Gräfin von Montgomery, der Gunst des Herzogs der Normandie und hatte auch Güter aus der Familie Giroie erhalten. Denn wie der Abt Robert von St. Evroult, hatte sein Neffe Ernauld sich mit den

---

[1] Über das Wort s. Order. Vit. 8, 23.

[2] Ein gleicher Berufswechsel begegnet uns in der ähnlichen Geschichte der Grafen von Stade, von der sogleich die Rede sein wird.

Feinden der Herzogs der Normandie verbunden und war deshalb verbannt worden. Ernauld zog nach Italien, um dort sein Glück zu versuchen. Zurückgekehrt ließ er sich unvorsichtigerweise von Mabilia einladen und starb von ihr vergiftet zugleich mit ihrem eigenen Schwager, während zwei Freunde sich noch heilen lassen konnten. Als Verbannter konnte Ernauld kein ruhiges Heim finden und sich verpflegen lassen (1064). Trotzdem sich in den Händen Mabilias und ihres Mannes immer mehr Reichtümer ansammelten, blieb sie doch unersättlich und entriß zwei Rittern ihre Burgen. Diese aber schlichen sich in ihr Schloß ein und ermordeten sie, als sie eben aus dem Bade stieg.[1] Wohl rückte nun ihr Sohn Robert von Bellème, ein böser grausamer Erbe, in ihre Güter ein, aber nicht allzulange. Denn seine Einmischung in den Familienzwist der Herzoge der Normandie kostete ihn den Verlust der meisten gewaltsam entrissenen Güter und den Verlust seiner Freiheit. So gelangte auch die Familie Giroie wieder in den Besitz ihrer Lehen.

Ernauld hatte treffliche Kinder hinterlassen, darunter einen sehr eifrigen gebildeten Mönch und zwei Nonnen, die ihren Gelübden treu blieben. So lebten in den vornehmen Familien neben den Bösewichten wahre Engel der Güte und der Barmherzigkeit, ein Abbild der damaligen Gesellschaft.

Blutige Erbstreitigkeiten spielten sich zwischen vielen adeligen Familien Englands, Frankreichs und Deutschlands ab.[2] So geriet ein Zweig der Grafen von Stade in Not. Der Markgraf Udo erschlug einen Sohn der Gräfin Ida, die dreimal vermählt gewesen war, heiratete sie selbst und brachte ihre Herrschaft an sich. Einen Teil des Geschlechtes behandelten die Nachkommen Udos wie Leibeigene, weil Glieder davon einmal gestrandet waren, befehdeten sie

---

[1] Im Jahre 1082. Ihre Grabschrift im Kloster von Troarn, unwahr wie alle solche Elogien, nennt sie acrior ingenio, sensu vigil, impigra facto, utilis eloquio, provida consilio; exilis forma, sed grandis prorsus honestas; dapsilis in sumptu, cultu satis habitu. Haec scutum patriae fuit, haec munitio marchae; vicinisque suis grata vel horribilis. Orderic. Vit. h. e. 5, 16. Sie hatte vier Söhne und fünf Töchter, Guilelm. Gemetic. 8, 35.

[2] Vor König Ludwig dem Dicken erschien ein Herr Alard 1115 und klagte über Aymo, den Herrn von Bourbon, daß er dem Sohn seines verstorbenen Bruders, Archimbald von Bourbon, sein Erbe vorenthalte, und der König mußte, da seine Mahnung nichts fruchtete, den Aymo mit Krieg überziehen; (Suger. v. Lud. Grossi 21.)

und hielten sie gefangen, bis endlich doch einer unter ihnen (Friedrich) sein Erbe wieder erhielt.[1]

Eine Gräfin von Namur hetzte die Männer, die sie kurz nacheinander heiratete, aufeinander und entzweite Enguerrand von Coucy (Boves) mit seinem Sohne Thomas, der den Vater noch an Bosheit übertraf. Solange sie miteinander gut standen, hatten sie in der Grausamkeit gewetteifert, noch gereizt durch das schlimme Weib. Oft blendeten sie an einem Tage zehn Menschen.[2] Nun zog Enguerrand mit einer Reihe von Rittern aus gegen seinen Sohn, der sich in seine feste Burg einschließen mußte. Als er sich nicht mehr halten konnte, rief er König Ludwig VI. um Hilfe an, die ihm auch zuteil wurde. Aber bald darauf stürzte ihn eine unerlaubte Ehe ins Unglück.[3] Mit einer unerhörten Grausamkeit verband er eine ebenso große Wollust.

Er war aber nicht der einzige seiner Art. Der Abt Suger von St. Denis nennt mehr als einen ein unvernünftiges Tier und schildert die Kämpfe, die Ludwig VI. mit ihnen zu bestehen hatte.[4] Seine Hauptgegner waren der mächtige Graf Hugo von Crecy und Ludwigs eigener, mit jenem verbündeter, unehelicher Bruder Philipp von Mantes und dessen Mutter. Hugo beging unmenschliche Taten und war bei der ganzen Umgebung verhaßt. Dienstmannen und Bauern begrüßten es als eine wahre Rettung, als der König eines seiner Hauptschlösser erbte und es dem Milon übergab, der, mit Hugo verwandt, Ansprüche darauf hatte. Aber unglücklicherweise fiel er eines Tages in die Hände Hugos, der ihn von Gefängnis zu Gefängnis schleppte. Da Hugo selbst immer mehr in Not geriet, entschloß er sich, ihn in einer Nacht zu erdrosseln, warf ihn aus dem Burgfenster in den Graben und sprengte aus, er habe sich selbst erhängt. Endlich vom König über-

---

[1] Eine frühere Nonne Oda, später verheiratet, aus diesem Hause vergrub einmal Geld und ließ die Arbeiter töten, damit sie nichts ausplauderten. Eine andere Nonne, Odilia, ließ einmal in einer Badestube einen Kamm zurück und schickte ihre Magd dahin, ihn zu holen. Diese erblickte den verstorbenen Bruder der Odilia, wie ihm der Teufel mit ihrem Kamme das Haar strählte, und floh. Als sie das zweite Mal dahin zurückkehren mußte, starb sie, wie es scheint, am Schrecken. Albert. Stad. ad. a. 1112.

[2] Guiberti v. 3, 15.

[3] Suger. v. Lud. Grossi 7.

[4] V. Lud. Grossi 10 sq.

wunden, bat er um Gnade und zog sich als Mönch in das Kloster zu Cluny zurück.

Ein Graf Wilhelm von Breteuil hatte den Bruder des Ascelin Goell wegen Notzucht gerichtlich belangt und dadurch Ascelin zur Fehde gereizt. Ascelin entriß ihm sein Schloß Ivri und trug es dem Herzog der Normandie als Lehen auf. Den Wilhelm selbst nahm er gefangen und folterte ihn grausam. Mitten im Winter ließ er den nur mit einem Hemd bekleideten Grafen mit Wasser übergießen und setzte ihn auf der Höhe des Schlosses dem Sturmwind aus. Dadurch zwang er ihn, ihm seine Tochter mit einer großen Mitgift und das Schloß Ivri zu überlassen. Aber der Friede dauerte nicht lange. Wilhelm verschanzte sich in einem Kloster, das Ascelin niederbrannte; dessen gefangene Gehilfen wurden grausam gefoltert. Wilhelm selbst war um kein Haar besser als sein Gegner; er verstieß seine Frau und heiratete eine geschiedene englische Königstochter Adelheid.[1] Aus dieser doppelten ehebrecherischen Verbindung ging Eustach von Breteuil hervor. Dieser, Schwiegersohn des Königs Heinrichs I. von England durch eine Heirat mit seiner natürlichen Tochter, machte seinen Anspruch auf das mitten in seinem Gebiete gelegene Schloß Ivri geltend. Um ihn zufrieden zu stellen, überlieferte ihm Heinrich als Geisel den Sohn des Kastellans von Ivri und übernahm zur Wechselbürgschaft die zwei Töchter des Grafen, seine eigenen Enkelinnen. Eines Tages nun stellte sich der Graf vor das Schloß Ivri und drohte dem Sohn des Kastellans die Augen auszustechen, wenn er es nicht überlieferte, und auf die Weigerung des Kastellans hin führte er die Tat aus. Darauf verlangte der verzweifelte Vater von König Heinrich die beiden Enkelinnen, um Vergeltung zu üben, und Heinrich, durch seinen Eid gebunden, konnte sich nicht weigern. Er zog sich dadurch die Todfeindschaft seines Schwiegersohnes zu und wäre beinahe von seiner eigenen Tochter mit einem Pfeil erschossen worden.

Solche fürchterliche Szenen erregte die Phantasie des Volkes, und die Sage und Dichtung berichtete noch lange davon; nur verwechselte sie Zeit und Personen. Die meisten Schandtaten schrieb das Volk dem Vater Wilhelms des Eroberers, Robert dem Teufel, zu, dessen Name allein schon ein Recht dazu zu geben schien. Schon

[1] Ivon. Carnot. ep. 5.

als Kind, weiß die Sage zu melden, war Robert so unbändig, daß er alle Kleider zerriß, die Leute, Laien und Priester, verhöhnte und die Fenster der Kirchen einwarf. Zum Ritter herangewachsen, raubt und mordet er ganz skrupellos und tut besonders den Klöstern und Geistlichen viel zuleid. Immer ärger werden seine Schandtaten, er ersticht und verbrennt zuletzt wehrlose Nonnen. Da erschrickt er selbst über die Ruchlosigkeit seiner Taten, es erfaßt ihn die Reue, er geht nach Rom zum Papste und beschließt als Einsiedler sein Leben.

Von einem der wildesten Ritter, Raoul von Cambrai, berichtet die Sage, er habe schonungslos geraubt, niedergebrannt, getötet. Vor einer Kirche rief er voll Wut: „Schlagt mein Zelt in Mitte des Hauses auf, mein Bett soll vor dem Altar stehen, bindet meine Falken an das Goldkreuz." Es war die Kirche eines Frauenklosters. Was kümmert's ihn! Er brennt das Kloster nieder und verbrennt die Nonnen, darunter die Mutter seines treuen Dienstmannen und Freundes. Als alles niedergebrannt war, setzt er sich, obwohl es Fasttag war, zwischen die Trümmer zum üppigen Mahle nieder, trotzt den Menschen, trotzt Gott, die Hand voll Blut, die Stirn gen Himmel gerichtet. Den Dämonen stellt mit Recht ein Konzil solche Menschen gleich.[1] Von mehreren berichtet Guibert von Nogent Genaueres. Einer darunter, Thomas, der Sohn Enguerrands von Coucy (Boves), der sich auffallenderweise in den Dienst der aufstrebenden Stadt Laon stellte, übertraf an Grausamkeit alle seine Genossen. Er gefiel sich darin, seine Gefangenen mit den Daumen oder an anderen zarten Gliedern aufzuhängen, so daß die Eingeweide herausquollen. Einmal stieß er einem die Lanze durch den Mund in den Magen so heftig, daß sie unten wieder herauskam.[2]

Solange der Staat die Selbsthilfe, die Fehde erlaubte, mußten Greuel auf Greuel sich häufen. Als die Leute des Fromond von Flandern den zufällig auf des Grafen Gebiet jagenden Begon ermordet hatten, fürchtete Fromond mit Recht die Blutrache seines Bruders Garin. „Ich sehe schon, sagte er, wie meine Schlösser in Trümmer fallen, mein Land verwüstet, meine Dörfer verbrannt werden und ich selbst den Tod erleide. Ich werde euch, die Mörder,

[1] Synode von Trosle 909 c. 7.

[2] Vita 3, 14.

einsperren und dem Garin antragen, daß er über euch verfüge, was er wolle, mag er euch hängen, verbrennen oder euch die Haut abziehen, ich werde ihm mehr Gold und Silber geben, als vier Pferde tragen können, ich werde durch die Priester tausend Messen für die Seelenruhe des Ermordeten lesen lassen, damit, wie ich hoffe, die Wut seines Bruders sich lege.“ Doch es war umsonst. Garin ließ sich nicht besänftigen, und es entstand eine blutige Fehde, die mehrere Geschlechter hindurch dauerte und viele Menschenleben kostete.

Noch um 1230 kam es bei Fehden vor, daß Väter ihre Söhne nicht schonten.[1] In den französischen Heldendichtungen spielen die Ritter mit Menschenleben wie mit Geldstücken, berauben die Bauern nach Willkür ihrer Rinder und Geflügel und haben es besonders auf ihre Pferde abgesehen, die sie gut brauchen konnten.[2] Die Bauern benehmen sich dann auch sehr unterwürfig und sind froh, wenn jene sich mit den einfachen Diensten und Naturalien begnügen.[3] Auch die Töchter und Frauen der Bauern waren nicht sicher vor ihnen.[4]

Ein treues Spiegelbild ihres Lebens bietet die Geschichte des reichen Prassers und des Holofernes, die um diese Zeit in Umlauf gesetzt wurde. Der arme Hartmann, ein rheinischer Dichter, schildert im reichen Prasser die mächtigen Herren mit glänzenden Helmen und Panzern, hoch zu Roß, wie sie in Genüssen schwelgen und ihrer Seele Schaden tun. In dem Gedichte „Judith“ ist Holofernes ein ritterlicher Held, der sich durch Judith und ihre Zofe gerne zu üppigem Gelage verleiten läßt. Der unvermeidliche Spielmann wird dabei nicht vergessen; er sitzt unten an der Bank und läßt sich wacker einschenken. Im deutschen Exodus heißen die Heuschrecken „vil guete wigande“, „vil snelle helden“, und die Hundsfliegen sind

[1] Sic autem guerra erat inter eos, quod pater filium habens obvium aut filius patrem mox immaniter saevientes collisi pariter alter alterum suffocabat. M. G. ss. 24, 308.

[2] Falk, Etude social sur les chansons de geste 76.

[3] Meyer, Die Stände in den Artus- und Abenteuerromanen 11.

[4] Honesto loco natos et re familiari florentissimos vilium mancipiorum ritu servire sibi cogebant: filias eorum et uxores consciis et paene adspicientibus maritis violabant: nonnullas etiam vi in castella sua raptas, et quanto tempore libido suggessisset, impudicissime habitas, ad ultimum maritis cum ignominiosa exprobratione remittebant; Lambert, ann. 1173; M. G. ss. 5, 194.

Gottes Ritter. Doch fehlte auch nicht das Gegenbild zu dem ausschweifenden Rittertum. Derselbe Verfasser des Exodus kennzeichnet Joseph, den Amtmann Potiphars, als Mann nach dem Herzen des Bauernvolkes; er regiert mit getreulichem Ernste die hörigen Leute, entzieht dem Armen nichts von seiner Pfründe und verlangt von den Bauern nur den gebührenden Dienst, übt Nachsicht mit säumigen Frönern und vermeidet den Zwang.

2. Emporsteigen der Ministerialen.

Die Zahl der Ritter nahm immer mehr zu, da die Fürsten und Könige nur mit ihrer Hilfe Krieg führen konnten. Vielfach aus unfreien und armen Verhältnissen hervorgegangen, hatten diese Ritter oft einen schweren Kampf mit dem Leben zu führen. Aber ihre dürftige unsichere Stellung hinderte sie keineswegs, sondern ermutigte sie erst recht, größere Ansprüche zu stellen und sich den hohen Dienstmannen gleichzufühlen. In Deutschland waren es die Salier, die die kleinen Ritter und die aufkommende Bürgerschaft als Gegengewicht den hohen Adeligen entgegensetzten, während die Ottonen sich auf die Bischöfe und Äbte gestützt hatten. In ihren Fußstapfen wandelten die Hohenstaufen und begünstigten den Burgenbau. Friedrich I. Barbarossa sprach einmal zu einem Vasallen: „Zwei Kaiserinnen würde ich dahingeben für einen Ritter, wie du bist.“[1] Schon Konrad II. verlieh ihnen erbliche Lehen[2] und hat sie dadurch verwöhnt.[3]

Ihre Ritter zu besolden, d. h. zu belehnen, mußten die Könige entweder zum Kirchengut oder Königsgut greifen. Nun hatte der König ein Recht auf alles unbebaute, wüstliegende Land. Damit hing es wohl zusammen, daß die Könige ihre Hand auf viele Waldgegenden legten. So verfügten sie 1024 über den Forst im Virngrund, 1027 über die Murrhardter Waldungen, 1053 über

[1] Taine, Nouveaux essais 1892 S. 165 (Renaud de Montauban) ohne genauere Quellenangabe.

[2] M. G. ll. 2, 39. Ihre Lehen sollten nicht bloß Söhne, sondern auch Enkel und Seitenverwandte erhalten; Keutgen, Vierteljahrsch. f. Sozial- u. Wirtschaftgesch. VIII, 492, 507.

[3] In einem französischen Epos hat der Kaiser die hohen Barone vor den Kopf gestoßen und die serfs verwöhnt, so daß er nur mit Hilfe eines Ausländers sie bändigen kann; L'escoufle 1488.

weite Strecken auf der Grenze des Ries- und Sualfeldgaus, ganz abgesehen von den großen Reichsforsten. Aus dem Recht des Königs auf Einöden erklärt es sich, daß sie ihren Vasalleu gerne einsame, wüste Bergkegel anwiesen. Die Abgelegenheit, die Sicherheit gegen Angriffe empfahl diese Befestigungsweise immer mehr,[1] und so überzog sich vom zwölften Jahrhundert an ganz Deutschland mit einsamen Burgen, deren späterer Ursprung darin deutlich ist, daß ihr Name ein berg, fels, eck, egg, tann, horst als Bestandteil enthält. Ausdrücklich berichtet Lambert von Hersfeld, Heinrich IV. habe, um die widerspenstigen Sachsen zu unterwerfen oder vielmehr die sächsischen Großen in Schach zu halten, auf jedem Berge und Hügel eine Zwingburg errichtet und sie mit seinen Dienstleuten besetzt. Diese Ordnung schloß sich an die frühere Sicherung der Reichsgrenze durch Milites (agrarii), Contubernales, die Hagustalden an; nur saßen sie jetzt nicht mehr beisammen, sondern zerstreut. Es waren Männer meist niederer Herkunft, wie Lambert erzählt, und die Mehrzahl stammte aus Schwaben. Umgekehrt werden die Könige, um die widerspenstigen Herzoge in Schwaben und Bayern niederzuhalten, auf die dortigen Berge fränkische und sächsische Dienstleute versetzt haben. Daher kommt es, daß z. B. mitten im Riesgau in der Grafschaft, die nachmals den Namen des Hauptortes Öttingen trug, auf den höchsten und wohlgeschütztesten Bergen Harburg und Wallerstein, auf Alerheim und Spielberg, Flochberg und Baldern kaiserliche Dienstmannen saßen, während die Grafen selbst in den Niederungen hausten.[2] Besonders deutlich trat das in England hervor, wo der König in jeder Grafschaft einen Borough, einen Hag, ein festes Haus besaß.[3]

Viele Burgen dienten zur Sicherung des Handels.[4] Wenn sich im späteren Mittelalter innerhalb einer kleinen Grafschaft alle

[1] Im dreizehnten Jahrhundert sagt Stricker, die Ritter wagen es nicht mehr, in der einfachen Ebene Burgen zu errichten aus Furcht vor den Landesherren und Bauern.

[2] Steichele, Bistum Augsburg III, 561, 1156, 1209; Grupp, Baldern S. 1, Öttingische Regesten S. 5.

[3] Haga, domus muralis; Maitland, Domesdaybook 187. Nach Benjamin von Tudela besaß zu Genua jedes Haus einen festen Turm.

[4] So legten die Welfen die Burg Landsberg zur Sicherung des Salzhandels an. Der Name Landsberg, der an Stelle eine älteren Phetine (Pfetten) trat, bedeutet so viel wie Landshut; Archival. Zeitsch. N. F. 1902 X, 21.

paar Stunden eine Geleitstelle und an den Grenzen vier größere Stationen mit Hauptleuten und sechs bis acht Dienern befanden,[1] dürfen wir auch Ähnliches vom frühen Mittelalter voraussetzen.

Nach dem Beispiele der Könige und Fürsten richteten sich die kleinen Landes- und Grundherren und errichteten Burgen und bestellten Burgwarte. Sie suchten sogar die königlichen Burgen entweder zu erwerben oder zu beseitigen. Als um das Jahr 1000 der König Robert bei Noyon einen Turm baute und ihn einem Ritter übergab, empfand dies der Bischof als eine Anmaßung, umsomehr als der Ritter sich in seine Gerichtsbarkeit einmischte, und er benutzte, da einmal der Burgwart abwesend war, die Gelegenheit, um sich bei der Rittersfrau einzuschmeicheln. Der Bischof ließ ihr sagen, nur sie vermöge ein ihm notwendiges Gewebe herzustellen, und kam in die Burg mit großem Gefolge. Aber kaum war er eingelassen, so begannen seine Leute die Befestigungen niederzureißen und sie zu verbrennen. Auf die Dauer freilich zog er gegen den König den kürzeren.[2]

Gerade in England und in Frankreich gelang es den Königen, die niederen Ritter sich zu verpflichten, und auch in Deutschland strebten diese Ritter danach, in einen weiteren und höheren Lehensverband aufgenommen zu werden, und töteten wohl sogar ihre unmittelbaren Herren.[3] In England erließen die Könige im dreizehnten Jahrhundert das Verbot der Afterbelehnungen, um die hohen Vasallen zu schwächen.[4] In Deutschland begannen die kleinen Ritter bei verschiedenen Herren Dienste und Lehen zu nehmen. Ohne Lehen gab es keinen Dienst.

Mehr und mehr verschmolz die Vasallität mit der Benefizialität. Zuvor konnte einer Vasall sein, der kein Gut oder freies Eigengut besaß, und ausnahmsweise dauerte das auch später fort; die meisten Ritter besaßen neben ihren Lehen auch Allodgüter, aber ihr Dienst-

---

[1] Lang, Mat. z. Otting. Gesch. IV, 67.

[2] M. G. ss. 14, 337.

[3] In den Jahren 1102—1107 fielen mehrere Grafen von der Hand ihrer Ministerialen (Richter-Kohl, Annalen der deutschen Gesch. III 2, 477 ff.).

[4] Wobei man sich allerdings erinnern muß, daß das normannische Recht, wie es uns in Italien begegnet, Afterbelehnungen kennt, die sich bis ins Unendliche fortsetzen; vgl. Catalogus baronum regni Neapolitani; Allg. Ztg. 1898, Beil. 63.

verhältnis stützte sich doch wesentlich auf ihr Benefizium, ihr Lehen. Es war das Entgelt ihrer Leistungen, die Unterlage ihrer Besoldung. Die Lehen hatten eine bestimmte Größe, umfaßten drei, vier, fünf Mansen. Große Lehensträger und Vasallen verpflichteten sich, je nach der Größe ihres Gutes vier, fünfzehn Ritter zu stellen. Oft aber scheint das Rittergut ziemlich schmal gewesen zu sein. Wenn in Süddeutschland später kleine Bauerngüter, Viertelshufen Lehen (feoda) hießen, so entbehrt diese Bezeichnung nicht jeder Bedeutung.

Ritterliche Inhaber solcher kleiner Lehen mußten anderwärts ihren Erwerb suchen. Vielfach erhielten sie Wald- und Heidegegenden zur Weide und Urbarmachung angewiesen. Daher tragen viele Ritter später die Namen der von ihnen besessenen oder geschaffenen Beunden; so begegnet uns ein Ulrich von der Eberbeund, Eberhard von der Schweinsbeund. Zur Urbarmachung konnten sie, wenn auch nicht ganz mit Recht, die Markfronen der Bauern aufbieten. Als Richter und Vögte besaßen sie einen Bann und benutzten ihn, die Bauern zu Wegbesserungen und Brückenbauten, aber auch zu anderen Arbeiten zu zwingen. Immer weiter schritten sie vor im Mißbrauch ihrer Rechte, namentlich in Frankreich. Wie aus vielen Klagen hervorgeht, nötigten sie weit über das herkömmliche Maß die Bauern zu Fronen, erhoben Zölle von den durchreisenden Händlern,[1] trieben ihr eigenes Vieh auf fremde Weide und schlossen die Bauern von der Nutzung der Wälder aus.

Ein kleiner Rechtsanspruch genügte, um große Gewalttaten zu rechtfertigen. Der Krieger hatte wie der Kauffahrer das Recht, für seine Last- und Reittiere Futter am Wege zu holen und zur Not für sich selber Lebensmittel zu erzwingen. Dieses Recht benützten die Ritter in ausgedehntem Maße auf ihren Fehdezügen. So hören wir 994 aus dem Munde französischer Bischöfe, wie die Ritter — französische Ritter gingen immer voran —, wie diese Ritter den Bauern ohne weiteres Pferde, Rinder, Kühe und Schweine und andere Haustiere wegführten, wie die Bauern sich in ihrer

[1] Castella sunt facta ad defensionem transeuntium, propter quod et concessa sunt multis pedagia; Lecoy de la Marche, La chaire 2. ed. 389. Ein Ritter als Zöllner begegnet uns in den Abenteuern Gawans gleich zu Beginn, sowohl in den niederländischen Bearbeitungen als im Parcival Christians von Troyes u. W. v. Eschenbachs.

Not vor Fürsten auf den Boden warfen, sie um ihren Schutz anzuflehen;[1] wir lesen, wie die Adeligen Landleute, Hörige, Kaufleute, vornehme Frauen wegfingen oder beraubten, von den Weiden Vieh wegtrieben, Wohnhäuser, Mühlen und Weinpflanzungen beschädigten, Transporte von Wein und Fruchterträgen auf Karren, Wagen oder Schiffen angriffen.[2] So wurden jene, die andere hätten schützen sollen, selbst die größten Unterdrücker; die zur Verheerung der Verheerer Bestimmten wüteten wie Wölfe und flogen daher wie Raben, schreibt ein normannischer Mönch. Die Ritterschaft dieser Säulen der Ordnung wurde zum Gespötte.[3] Auch in Deutschland war es nicht anders. Honorius von Augsburg sagt vom Adel im allgemeinen: „Wenige sind gut, sie leben von der Beute, kleiden sich vom Raube, kaufen damit Güter und Lehen."[4]

3. Befestigungen der Ritter, Bürger und Mönche.

Ein normannischer Graf Robert von Bellème, ein ungemein kluger und gescheiter, aber auch grausamer und rücksichtsloser Herr, pflegte einen offenen Krieg zu vermeiden: „er schloß sich immer vorsichtig in seine Festungen ein und ließ die Raubritter seine Länder verwüsten und wagte nicht ihnen entgegen zu treten, obwohl er sehr tapfer war. Er fürchtete, seine Leute würden ihn im Stiche und den Händen seiner Feinde überlassen."[5]

Seine Burgen und Festungen gewährten dem Adel eine unan-

[1] So erschienen 200 Bauern 1126 vor dem Grafen Karl von Flandern; M. G. ss. 12, 566.

[2] Vgl. Suger. v. Lud. Gr. 12 sq.

[3] Gregarii namque milites ad devorandos devoratores aliorum, ut lupi convenerant, vagique . . . ut milvi convolaverant. Order. Vital. 13, 11. Huiuscemodi militia vindicibus latronum in opprobrium conversa est; l. c. 13, 9. Inspiliatores (spoliatores) . . . aliis onus decutiunt, aliis gestatoria diripiunt, aliis mortem comminantur. Von ihnen erhielt die Gegend den Namen Sontingefeld und wurde, nachdem sich eine Kirche dort erhob, Santingefeld genannt. Lamb. hist. Ghisn. 41.

[4] Pauci boni; de praeda enim vivunt, de rapina se vestiunt, inde possessiones emunt et beneficia redimunt. Elucid. 6, 19; Spec. eccl. in conv. populi; P. l. 172, 1184, 1098. Tota vero terra in periculis agitabatur, in rapinis, incendiis, traditionibus, dolis, ita ut nemo discretus viveret securus; M. G. 12, 613.

[5] Terram suam a malignis praedonibus defendere negligit; Order. Vital. h. e. 8. 9.

greifbare Stellung.[1] Die Türme wurden ganz massiv gebaut, und zu dem Turm gesellte sich regelmäßig ein fester, wehrhafter Palas. An Stelle des Zaunes oder neben dem Holzzaun erhob sich eine starke Steinmauer. An geräumigen Plätzen konnte die Mauer hereingerückt oder der Zaun hinausgerückt und ein freier Zwischenraum, der Zwinger, dazwischen liegen gelassen werden, der zu Waffenübungen diente. Daraus erklärt sich die oben erzählte Geschichte vom Unglück eines an einem Pfahl aufgespießten normannischen Ritterknaben. Der Turm erhielt eine festere Gestalt. Doch hielt die Tüchtigkeit der Arbeit nicht gleichen Schritt mit der Ausdehnung des Mauerbaues. Die meisten Burgenbauer begnügten sich mit dem Bruchsteinverband.

Mit diesen Befestigungen haben die hohen und niederen Herren sich selbst gegenseitig und auch Bischöfen und Klöstern, besonders aber den aufblühenden Städten viel Abbruch getan. Im Jahre 1020 erhebt der Bischof von Chartres laute Klage vor dem König, daß ihn ein Graf auf allen Seiten belästige. Er könne, mit der Heil. Schrift ausrufen: „Sieh, das Übel kommt vom Osten";[2] aber auch auf der entgegengesetzten Seite erhebe sich ein Schloß und er könne sagen: „Sieh, das Übel kommt vom Westen." Der König möge dem Lehensherrn seines Drängers, dem Grafen von Chartres, Befehle erteilen, daß er diese Bauten teuflischer Eingebung niederreißen lasse, aus Liebe zu Gott, zu Ehren der heiligen Maria und in Treue gegen den König, dem der Bischof immer ergeben gewesen sei.[3]

Da es mit dem Niederreißen nicht immer so leicht ging, sahen sich die Bischöfe, Äbte und Städte genötigt, Festung der Festung entgegenzusetzen. Daher erklären sich die Nachrichten des zwölften Jahrhunderts über die Ummauerung früher offener Orte.[4] Gerade der wachsende Reichtum der Klöster und Städte reizte am meisten die Raubgier.[5] Innerhalb der geschlossenen

[1] Vicecomes . . . habens castra plura et fortia, quorum fortitudine confisus stratas spoliabat, aliquando quaerens aliquas occasiones, propter quas divites transeuntes spoliaret; Stephanus de Borbone 430 (ed. Lecoy 374).

[2] Jerem. 6, 1.

[3] Fulb. ep. 30 (3); vgl. Petr. Ven. De mir. 1, 11.

[4] Solche Orte waren Dortmund, Frankfurt, Nürnberg, Aachen (Rietschel Burggrafenamt 323).

[5] Non bellicosorum rura militum invaserunt, sed armenta per agros cucullatorum quiete pascentia protinus abducere conati sunt. Order. Vital. 13, 9.

Mauern steigerte sich die Sicherheit und der Zusammenschluß.[1] Bis dahin waren die Bürger, besonders die vornehmeren, oft selbst miteinander in Fehde gelegen und hatten sich innerhalb ihrer Viertel verschanzt.[2]

Halb Städten, halb Burgen glichen die Klöster mit ihren Mauern. „Allerdings ziemt es den Mönchen, nur im Kloster zu wohnen und geistliche Kämpfe zu fechten, schreibt der Abt Markwart von Fulda, aber die Welt liegt im argen und enthält sich der Schlechtigkeiten nicht, wenn ihr nicht mit Gewalt widerstanden wird. So dachte ich in meinem Gemüt: Hier ist eine Stelle für eine Burg. Wenn sie von einem Feinde der Kirche besetzt würde, könnte dieser uns alles Leid antun und nur mit großer Einbuße an Habe und Gefahr der Menschen herausgeworfen werden. Darauf begann ich die Burg Biberstein zu beziehen und zum Nutzen der Kirche zu verwenden und mit treuen Kriegern zu besetzen, die die Ehre des Klosters vertraten. Diese beschworen mit einem Eide, sich niemals zu ergeben, selbst bei Todesgefahr nicht, außer zur Ehre des Klosters und Abtes. Darauf habe ich die daran liegende Burg, Haselstein genannt, mit großer eigener Gefahr und Aufwand der Kirche eingenommen, weil sie ein Schlupfwinkel von Dieben und Räubern war, die sich daselbst mit ihrem Herrn Gerlach in sicherem Versteck befanden, und habe sie zur Verteidigung des Kirchengutes mit treuen Männern besetzt und habe rund herum Befestigungen errichtet und ein Dorf und einen Markt unter der Burg angelegt. Ferner habe ich an dem königlichen Schloß Baumenburg Mauern errichtet und starke Befestigungen erbaut, und auf diesen Bau zur Ehre und Verteidigung unserer Kirche viel Mühe verwandt in der Absicht, um mit dem Kaiser und Dienstmannen des Reiches engere Genossenschaft zu haben, und damit wir zu ihnen fliehen könnten, wenn ein Krieg hereinbräche. Und damit nicht in der Umgegend unseres Ortes, nämlich der Stadt Fulda, von nichtswürdigen Männern ein Aufruhr erregt würde, wie oft von solchen geschieht, die darum in die Burgen fliehen und sich zusammenscharen, um Beute aus der Gegend zu holen, — so habe

[1] Adulterina passim municipia condebantur, et ibidem filii latronum, ceu catuli luporum ad dilacerandas bidentes, nutriebantur. Order. Vit. 8, 5.

[2] Man denke an Braunschweig, das aus verschiedenen Teilen sich zusammensetzte.

ich feste und tapfere Männer angenommen und habe sie als Besatzung in die Burg gelegt. Und um dem Orte und unserem Volke eine sichere Wohnstätte in aller Kriegsgefahr zu schaffen, habe ich den ganzen Ort Fulda mit sehr starken Mauern umgeben, mit einem Pfahlwerk und Walle befestigt, habe Wehrhäuser erbaut, Tore mit Eisenbeschlag und Riegel eingehängt und das Volk selbst durch Bau und Bewaffnung wehrhaft gemacht und der ungerechten Unterdrückung durch die Vögte enthoben.“[1]

Etwas Ähnliches berichtet der Chronist von St. Trond, wo das Volk mit großem Eifer bei der Befestigung half. Dort fanden nicht bloß die Bauern, sondern die Ritter selbst eine sichere Stätte. „Mochte ringsum Krieg und Zwietracht herrschen, wer sich dem hl. Trudo ergab, der konnte ruhig wandeln.“[2] Die Mönche eines anderen belgischen Klosters traten in Verbindung mit dem Grafen von Flandern und verabredeten mit ihm, daß sie eine Fahne auf dem Turme aufsteckten, wenn sie seine Hilfe gegen den Vogt begehrten.[3]

Dagegen haben die Bauern nur selten durch Befestigungen sich helfen können, nur dann, wenn sie große Freiheiten, das Recht auf Einungen und Waffenführung sich gerettet hatten,[4] so z. B. in Friesland.[5] Sonst aber hinderten die Grundherren sie an solchen Werken und gestatteten höchstens die Errichtung eines Kirchturms.[6]

4. Bauernunruhen.

In Frankreich gingen die Bauern sogar schon zum Angriff über. Gerade in Frankreich pflegte von jeher der Übermut von oben die Wut und Empörung von unten zu entfesseln. Da die geistlichen Grundherren sowenig als die weltlichen Nachsicht übten und kein Gegengewicht gegen diese bildeten wie in Deutschland, entstand im Volk eine gewaltige Erbitterung, die Jahrhunderte hindurch sich

[1] Böhmer, Fontes III, 169.
[2] M. G. ss. 10, 234.
[3] M. G. ss. 14, 500.
[4] Arch. f. Kulturgesch. 1906 IV, 166.
[5] Hist. Ztsch. 1909 (102) 517.
[6] Noch sieht man an manchem festen Turme, daß er neben einer Holzkirche stand. Das Untergeschoß hat dann wohl ursprünglich keinen Eingang gehabt; erst in der Höhe tat sich wie bei Bergfrieden ein Tor auf.

aufhäufte und einen unheimlichen Umfang annahm.[1] So rotteten sich die Bauern schon jetzt zusammen und stürmten auf die Zwingburgen los.

In der Normandie hielten sie Versammlungen, und es fielen hier Worte, wie sie fünfhundert Jahre später im großen Bauernkrieg sich wiederholen: „Die Herren tun uns nur Übles, ihretwegen haben wir keinen Gewinn von unserer Arbeit, alle Tage nimmt man uns unsere Tiere für Fronen und Dienste. Dazu kommen alte und neue Gerechtigkeiten und Gerichte ohne Ende: Münz-, Markt- und Wegrechte, Wald-, Mühle- und Huldigungsrechte. Es gibt so viele Schultheißen und Amtmänner, daß wir keine Stunde Ruhe haben. Alle Tage überfallen sie uns und nehmen unsere Fahrnis und verjagen uns von unseren Ländern. Wir haben keinen Schutz gegen die Herren und ihre Amtsknechte. Warum lassen wir uns so behandeln und entziehen uns nicht der Qual; sind wir keine Menschen wie sie? Wir brauchen nur Mut! Verbinden wir uns durch einen Eid, schwören wir, einander zu unterstützen! Wenn wir kämpfen, haben wir nicht gegen einen Ritter 30—40 Bauern, jung und gewandt, mit der Keule, mit dem Spieße, dem Bogen und der Hacke zu kämpfen? Leisten wir nur wacker Widerstand, und wir können dann frei ins Holz gehen, Bäume fällen, das Wild jagen und fischen, wir dürfen tun, was wir wollen, in den Wassern, in den Feldern und Wäldern!"[2] Etwas später vernehmen wir ähnliche Äußerungen: „Wir waren schlecht und Narren, solange unsere Hälse gebeugt zu haben. Denn wir sind starke und harte Männer, mehr an Strapazen gewöhnt und viel zahlreicher als unsere Dränger. Für einen ihrer sind wir Hunderte." Der Schriftsteller, der das berichtet, bemerkt, es sei eine Ungerechtigkeit, daß die, die andere ernähren und unterhalten, ein so elendes

[1] Patet quippe cunctis, qualiter seculares domini rusticis servis et ancillis dominentur ... Praeter solitos census ter aut quater in anno, vel quoties volunt, bona ipsorum diripiunt, innumeris servitiis affligunt, onera gravia et importabilia imponunt, unde plerumque eos etiam solum proprium relinquere et ad peregrinos fugere cogunt et (quod deterius est) ipsas personas quas tam caro pretio Christus redemit, pro tam vili h. e. pecunia venumdare non metuunt; Petr. Ven. ep. 1, 28. Andere Stellen aus Urkunden, s. bei Warnkönig, Französ. Staats- u. Rechtsgesch. III, 61.

[2] Den Wortlaut Waces s. bei Wachsmuth im hist. Taschenbuch V, 313.

Leben führen, Schnee, Regen und Stürme aushalten müssen und unter Hunger und Entbehrungen die Erde bearbeiten.[1]

Die revolutionäre Gesinnung, die sich hier ausspricht, blieb auf die Normandie nicht beschränkt; sie verbreitete sich nach Westen und Osten, vor allem nach der Bretagne. Als der Herzog Gottfried von der Bretagne von einer Pilgerfahrt zurückkehrte, stürzte sich der Falke, den er nach gewöhnlicher Rittersitte mit sich führte, auf das Huhn einer armen Frau. Voll Wut griff diese nach einem Stein und tötete mit einem Wurf den Falken und den Herzog. Ihre Tat entflammte die Herzen der bedrückten Bauern und entfesselte eine Empörung, die noch Jahrhunderte später das Volkslied verherrlichte. Dreißig Bauern versammelten sich um das Johannesfeuer, berichtet die Legende, und verschworen sich gegen ihre Bedrücker. „Meine Söhne sind nackt, meine Herden gelichtet, klagt der eine, mein Vermögen schwindet dahin, schreit der andere; in Jahresfrist muß ich betteln. Wir bezahlen unsere Abgaben nicht weiter, wir füttern nicht mehr die Pferde, Hunde und Falken unserer Herren; schwören wir beim hl. Cadoc und beim hl. Johannes, schwören wir bei dem Mond und den Sternen, beim Himmel und der Erde." Jeder ergreift ein brennendes Scheit, und sie schreiten durch die Lande, geführt von der armen Frau, die ihnen Mut zuspricht. Rasch wächst ihre Zahl, sie steigt auf 3000, auf 9000, aber sie erliegen doch der Übermacht der Ritter und kommen im Brande um, den sie entzündet.[2] Die Folge dieses Mißlingens war immer das gleiche: Die Bauern gerieten noch in stärkere Abhängigkeit und treten uns gerade in Frankreich als ein sehr furchtsames Geschlecht entgegen. Nicht besser als die festländischen Nachbarn waren die englischen Bauern daran. Nur bestand zwischen ihnen ein großer Unterschied: die lebenskräftigen Bauern, meist verwandt mit dem sächsischen Adel, fühlten sich ihm auch ebenbürtig, die anderen aber, die Hauptmasse, lag in den Banden der großen Grundherrschaften mit ihren Eigenbetrieben.[3] Hatten jene keine Ursache zur Klage, so fehlte diesen jeder Mut und jede Kraft zur Auflehnung.

---

[1] Benoit de Sainte-Môre; Luchaire, La société française 435 (418).

[2] Villemarqué, Barzaz-Breiz I, 214.

[3] Von König Wilhelm dem Roten heißt es: Pageuses contra milites defendere negligebat, quorum possessiones a suis tironibus et armigeris impune devastari permittebat. Order. Vital. h. e. 8, 9.

Umsomehr aber gärte es in anderen Ländern, in Dänemark, Friesland und Sachsen, und da und dort schlug die Flamme empor.[1] Nicht undeutlich weisen geistliche Schriftsteller die Ritter auf dieses oder jenes Gericht hin, wenn sie das Recht verletzen.[2] „Keine Burg ist so fest, die nicht zerstört werden wird." „Es ist ein gefährlich Ding," sagt Jakob von Vitry, „die Leute zur Verzweiflung zu bringen. Man sieht die Leibeigenen ihre Herren töten und ihre Schlösser anzünden."[3]

Die Tierfabel bestätigt diese Aussagen. Der Wolf, d. h. ein Mann halb Abt halb Ritter, hat ein Kalb geraubt und es in seine Burg eingesperrt, wo es der Igel bewachen muß, die gutmütige Otter aber, der behäbige Geselle, labt es mit heimlicher Speise. Am anderen Tag befiehlt Wolf dem Igel, seinem Erzkaplan, Kämmerer, Küchenmeister und Richter — das war er alles in einer Person —, das Kalb zu töten, nicht aber zu braten, denn er wolle es ganz frisch genießen. Die Bohnen habe er satt, diese fade Speise, die nur für barbarische Franken tauge, er wolle zur alten Sitte des Fleisches zurückkehren. Vergebens warnt die Otter vor Verachtung der Mönchsregel. Inzwischen ziehen aber die Rinderhirten, die den Raub des Kalbes bemerkt hatten, vor die Burg des Wolfes, der sich lange hartnäckig wehrt. Die Otter und der Igel schleichen sich davon. Durch eine List gelingt es dem Fuchse, den Wolf herauszulocken. Der Fuchs rühmt schmeichelnd seine Schönheit, Tapferkeit und Herkunft, kein anderer tue ihm es gleich, er möge heraussteigen und seine edle Gestalt zeigen. Dies tut der Wolf und wird vom Stier niedergestoßen.

Man wundert sich nur, daß die Bauern nicht öfter gegen die Zwingburgen losstürmten, und daß sie sich ruhig verhielten. Denn bei der Landesnot, die immer da eintrat, wo offenbare Willkür und rechtloser Einbruch vorlag, durfte und mußte alles die Waffen ergreifen, Bauer und Bürger, Mönch und Priester. Daher rühmen mit einer gewissen Absichtlichkeit die Lebensbeschreiber der hl. Bischöfe und Äbte ihren Eifer zur Unterdrückung der Gewalttätigkeit der Großen.

[1] Waitz, Verfassungsgeschichte V, 269; Wachsmuth, Hist. Taschenbuch V, 319.
[2] Scherer, Gesch. d. deutschen Dichtung im 11. u. 12. Jahrhundert S. 51.
[3] Sermo ad proceres et milites (Paris Bibl. n. 17509 fol. 71).

5. Gottesfriede.

Die Kirche mußte die Aufgabe ins Auge fassen, an der der Staat erlag und erliegen mußte, da er die Fehdefreiheit grundsätzlich anerkannte. Der Staat war viel zu sehr verflochten mit den Interessen des Adels, der auf die Selbsthilfe nicht verzichtete. Wie lähmend dieser Zusammenhang auf jeden ernstlichen Entschluß wirkte, das zeigt besonders die deutsche Kirche.

Die deutsche Kirche lag vollständig in den Händen des Adels und ging daher nur zögernd an Gesetze gegen Friedensbrecher. Viel früher erschwang sich dazu die französische, besonders die südfranzösische Kirche. Lange kämpfte sie vergebens gegen die Räuber und Volksbedrücker. Die Konzilien mußten ihre Strafe verschärfen, wandten das Interdikt an und verlangten eine allgemeine Waffenruhe, da jede Einschränkung der alten Willkür Tür und Tor öffnete.

Niemand, geboten die Bischöfe und Fürsten 1034, solle Blutrache oder sonstige Gewalttat üben, niemand Waffen tragen, jeder frei und sicher einhergehen, Räuber und Diebe sollten an ihrem Vermögen oder mit körperlicher Züchtigung bestraft werden. Wer vor dem Verfolger in eine Kirche fliehe, sollte unverletzlich sein, falls er nicht den gelobten Frieden selbst gebrochen habe; niemand es wagen, Geistliche und Ordensleute oder solche, die mit ihnen reisen, anzutasten. Endlich sollte alle Freitage und Sonnabende strenges Fasten beobachtet und nach Ablauf von fünf Jahren dasselbe Friedensgelöbnis erneuert werden. Mit unglaublicher Freude wurden die Beschlüsse aufgenommen; die Bischofe erhoben ihre Stäbe, das Volk die Hände zum Himmel, und einmütig riefen alle: „Friede, Friede, Friede!" zur Bekräftigung des „ewigen Bündnisses", das sie mit Gott eingegangen. Da dies allgemeine Verbot zu weit ging, wurde später nur ein Teil des Jahres der Waffenruhe gewidmet. Im Jahr 1041 verfügten die Bischöfe, die Fehden sollten ruhen vom Mittwoch abend bis Montag früh, weil der Herr am Donnerstag das Abendmahl eingesetzt, weil er am Freitag gekreuzigt worden und am Sonntag auferstanden sei, und später wurden noch die Heiligenfeste und die Fasttage (Quatember, Advent und Osterfasten) in die Zeit der Waffenruhe einbezogen. Diesen neuen Gottesfrieden hieß man treuga Dei, Gottes Treue.

War er zeitlich beschränkt, so dehnte er sich räumlich umsomehr aus und ging weiter als die Pax; denn letztere bezog sich vornehmlich auf die schon seit alten Zeiten geheiligten und beschützten Personen und Orte, auf die Gotteshäuser und Friedhöfe bis zu einem gewissen Umkreise. Der Marktfrieden erstreckte sich nur auf das Stadtgebiet. Viel weiter ging der neue Gottesfriede, er entzog viel Land dem Zwing und Bann des fehdelustigen Adels, schaffte Raub und Brandschatzung ab und schützte Wehrlose.

Endlich gelang es der Kirche auch, das Strandrecht einzudämmen, das ursprünglich darin bestand, daß die Gestrandeten samt ihrer Habe in das Eigentum der Uferbewohner fielen. In dem gleichen Fall befanden sich die Landfahrer, deren Wagen brachen (Grundruhr). Auch fand das Recht eine Ausdehnung auf die Schiffe und Wagen, deren Eigentümer starben oder sonst verunglückten, und im Zusammenhang damit steht das Wildfangrecht und Fremdenrecht mit seinen Willkürlichkeiten.[1] Auf dem Laterankonzil 1078 verlangte Gregor VII., daß die Schiffbrüchigen in Ruhe gelassen werden, und Paschalis II. bezeichnete 1110 die alte Sitte als einen gewöhnlichen Raub. Das Strandrecht sollte sich künftig nur noch auf die Gegenstände beziehen, deren Eigentümer unbekannt blieb.

In Deutschland ging der Kaiser Heinrich III. selbst voran und übernahm die Aufgabe, auf die Großen des Volkes einzuwirken. Auf der Konstanzer Synode 1043 betrat er, geleitet von einem Bischofe, den Ambo, hielt eine Ansprache an das Volk, worin er es zum Frieden aufforderte, und endigte mit der Erklärung, daß er allen, die gegen ihn gefehlt, Verzeihung gewähre. Niemand widerstrebte dieser Ermahnung, alles war bereit, dem König zu folgen. Eine Botschaft Heinrichs verkündigte und bestätigte den geschlossenen Frieden. In Lothringen wiederholte sich der nämliche Vorgang. Der Kaiser hielt zu Trier eine Ansprache, und wieder erging eine Botschaft, die alle zur Nacheiferung aufforderte. Doch war das noch kein eigentlicher Landfriede, denn dem Befehle des Königs fehlte die rechtliche Form und rechtliche Gewähr. Erst der Nachfolger des Kaisers, Heinrich IV., erhob den Gottesfrieden, der vom Donnerstag bis Montag dauern sollte, 1085 zum Gesetz und

---

[1] Droit d'épave, de bris, de varech.

erließ 1103 ein ausführliches Friedensgesetz, die pax Monguntina, deren Bedeutung die Geschichtschreiber ungemein rühmen. „Das Mainzer Friedensgebot 1103, „schreibt einer, „nützte den Guten und Geringen ebensosehr, wie es den Bösen und Mächtigen schadete. Die ihr Gut bisher auf die Werbung von Kriegern verwendet hatten, um es an stattlichem Gefolge allen anderen vorzutun, litten jetzt Mangel an Küche und Keller. Wer früher auf schäumendem Rosse einhergesprengt, war jetzt froh, wenn er einen Ackergaul zu besteigen hatte. Wer früher nicht anders als in Purpur einhergegangen, war jetzt mit einem schlichten Gewande zufrieden, und die bisher üblichen goldenen Sporen war man froh durch eiserne ersetzen zu können. Auf Landstraßen und Flüssen zog der Kaufmann mit seiner Ware in Ruhe und Behagen einher, während die ehemals Wegelagerei und Straßenraub treibenden Burgherren Mangel litten." In ähnlicher Weise rühmt der sächsische Annalist den Kaiser Lothar, den Vater des Vaterlandes.[1]

Das Mainzer Friedensgebot schützte in Wirklichkeit nur die Kaufleute, die Geistlichen, ferner die Weiber und Juden, für die schon lange ein Königsschutz bestand, und verstärkte den schon früher heiliggehaltenen Hausfrieden. Neu ist das Verbot der Fehde wegen einer Geldforderung.[2] Wenn dein Feind dir auf dem Wege begegnet, sagt Heinrich, schädige ihn, wenn du kannst; nur wenn er in ein Haus oder in einen Hof flieht, mußt du ihn schonen.[3] Wer den Frieden bricht, verliert die Augen oder die Hand. Kein Kaiser durfte wagen, den Rittern ihr Recht vollständig zu verkümmern, sonst stand er verlassen und hilflos da.[4] Sie betrachteten ihr Recht als eine heilige Pflicht, die sie antrieb und ihnen gestattete, dem Unrecht zu wehren und den Unterdrückten zu Hilfe zu kommen.

Ein Ritter Humbert von Beaujeu hatte viel Gewalttätigkeiten verübt, aber der plötzliche Tod eines seiner Schuldgenossen ließ ihm keine Ruhe, und er bekehrte sich, nahm das Kreuz und ließ sich bei den Templern einkleiden, stellte sich dann später in den Dienst von Cluny und bekämpfte die Bedrücker des Klosters und der

[1] Ad a 1137. Auch in England zerstörten die Könige castella adulterina et sic pax restituta est; Matth. Paris h. A. 1153.

[2] Nullus aliquem capiat propter pecuniam. M. G. ll. 2, 60.

[3] Si in via occurrerit tibi inimicus tuus, si possis illi nocere, noceas.

[4] Vgl. M. G. ll. 2, 103.

Armen. Da die Templer ihn zurückverlangten, erklärte Peter der Ehrwürdige, es sei besser, die Kirchenfeinde in Frankreich zu bekämpfen als die Sarazanen. Freilich fand man bald, daß er den alten Adam nicht ausgezogen hatte, daß das alte Kriegsfeuer in ihm fortloderte und daß er es bei seinen Unternehmungen mit den Geboten der Gerechtigkeit und Menschlichkeit nicht genau nahm, aber der Eifer für Cluny entschuldigte alles.[1] Im Dienste einer guten Sache hielt jedermann eine Fehde für berechtigt, so gut wie einen Krieg. Deshalb konnte sie nie ganz beseitigt werden; glich doch das Gerichtsverfahren selbst einem Fehdegang.

Wie wenig der Landfrieden wehrlose Menschen schützte, beweist die Tierfabel.[2] Nach ihr berief sich das verlorene Lamm, richtig gesagt, das verirrte Kalb dem Wolf gegenüber umsonst auf den Landfrieden, den König Heinrich geboten hatte. Der Wolf, unter dessen Maske sich ein ritterlicher Abt versteckt, gewährte nur eine Gnadenfrist von einem Tage, inzwischen sollte es an der Mönchstafel essen. Noch in der Mitte des zwölften Jahrhunderts kam in einem kleinen Ländchen jede Woche ein Totschlag vor.[3] Ja aus der Nähe von Soissons hören wir, daß Totschläge etwas Tägliches seien.[4] Und doch handelt es sich um eine Gegend, wo die Könige rücksichtslos durchgriffen und ein ziemlich allgemeines Waffenverbot erließen, wie es in Italien schon länger bestand.[5] Je weiter es nach Osten und Norden ging, desto schlimmer sah es aus.[6] Im deutschen Reiche mußten wenigstens die Fehden richtig an- und abgesagt werden.

Weit erfolgreicher als die Könige haben viele heiligmäßige Männer, Bischöfe und Mönche, so der hl. Arnulf von Soissons, für den Gottesfrieden gearbeitet.[7] Ja auch sie vermochten nichts, wenn ihnen nicht ein Wunder oder ein wunderbarer Zufall zu Hilfe kam. So machte sich der gewalttätige Herrad, ein Priestersohn, davon, als Arnulf zum Sendgericht erschien. Der Heilige lief ihm nach, aber vergebens. Da befiel jenen ein böser Geist, der Geist der Tob-

[1] Pet. Ven. ep. 6, 26; Pignot, L'ordre de Cluny III, 364.
[2] Ecbasis captivi.
[3] M. G. ss. 14, 344.
[4] M. G. ss. 15, 887.
[5] Rev. hist. 1906 (92) 10.
[6] M. G. ss. 9, 110.
[7] M. G. ss. 15, 887.

sucht, und es banden ihn die Verwandten, und der Bischof konnte ihn zur Milde stimmen. Eine vornehme Witwe, die Gatten und Sohn in Fehden verloren hatte, verhärtete ihr Herz gegen die Ermahnungen des Bischofs. Bald darauf begann ein heftiger Sturmwind zu wehen, riß ihr Haus um und begrub sie selbst unter seinen Trümmern. Einmal hatte Arnulf einen Ritter Wilhelm den Langen mit dem Mörder seines räuberischen Sohnes bereits versöhnt und von der Blutrache zurückgehalten. Da traf Wilhelm auf einem Markte seinen Feind, und es erfaßte ihn so der Zorn, daß er der Marktfreiheit zum Trotze ihm das Schwert in den Hals stieß, so daß jener wie tot niederstürzte. Aber welches Wunder! Als der Graf die Sache untersuchte, zeigte es sich, daß die Wunde nur sehr leicht gewesen war. Gottfried von Bouillon hatte sein uneinnehmbares Schloß der Kirche von Lüttich, genauer ihrem Patron, dem hl. Lambert, vor seiner Kreuzfahrt verpfändet, aber böse Nachkommen machten daraus eine Raubburg, und der Bischof von Lüttich wehrte sich dagegen vergebens. Da entschloß er sich mit dem Leib des Heiligen ins Feld zu ziehen, und nun ergriff bleicher Schrecken die übermütigen Feinde; sie mußten sich ergeben. Der Heilige feierte einen glänzenden Triumph, den der Welt zu verkündigen zwei gewandte Federn sich bemühten.[1]

Einen großen Eindruck machte es auch, wenn ein früherer Haudegen und leidenschaftlicher Fehderitter, wie der oben erwähnte Hugo von Crecy, im Mönchsgewand die Vermittlerrolle übernahm und Gegner versöhnte.[2] Wenn Fürsten und Bischöfe, Bürger und Heilige zusammenhalfen, konnte wohl Ruhe eintreten. In diesem Sinne darf wohl das große Lob gedeutet werden, das die Chronisten dem „Pfaffenkönig" Lothar erteilen: „In seinen Tagen war das Volk der Erde ohne Furcht; denn in Frieden und frei besaß ein jeder das Seine, und sein ausgezeichneter Schützer, sein tapferer Hort setzte sein Leben ein für die Gerechtigkeit."[3]

[1] M. G. ss. 20, 286; Pez, Th. an. IV 3, 121.

[2] Petr. Ven. ep. 4, 41.

[3] M. G. ss. 6, 775.

LXIV. Die Cluniacenser.

An der Einführung und Durchführung des Gottesfriedens hatten ein großes Verdienst die Cluniacensermönche, die aller Orten die Gewissen schärften. Es gelang ihnen um so eher auch die Großen zu bewegen, als sie selbst zahlreiche Adelige in ihren Reihen zählten, die sich einer ganz militärischen Ordnung und Zucht befleißigten. So sühnte zu Cluny Simon von Crepy seine und seines Vaters Untaten, so ein Gottfried von Maçon. Manchen Ritter, der sich nicht dazu verstand, die Kutte zu nehmen, bewogen die Cluniacenser wenigstens das Kreuz sich anheften zu lassen und gegen die Ungläubigen zu fechten. Der ritterliche Geist, der im Orden herrschte, hat sogar auf die Normannen einen großen Eindruck gemacht und viel dazu beigetragen, daß bei ihnen bessere Sitten sich ausbreiteten.

Wie Soldaten sollten die Brüder ihren Leib immer in der Gewalt haben, und keine Bewegung sollte der Regel sich entziehen. Alles war vorgeschrieben: der Gang, die Art des Sitzens, Essens, des Aus- und Anziehens. Beim Stehen sollten die Füße immer geschlossen, beim Sitzen sichtbar sein,[1] deshalb sollten die Brüder die untere Seite des Rockes zurückschlagen und keine Falten auf den Boden fallen lassen.[2] Dagegen sollte beim Gehen das Haupt immer gesenkt bleiben, was zur sonstigen soldatischen Haltung nicht paßte. Wie in einem wohlgeordneten, wohlgerüsteten und

---

[1] Habeat pedes aequaliter compositos, et nunquam ab invicem inter standum divaricatos. Udalr. Ant. cons 2, 19; D'Achery, Spicil. I, 673.

[2] Nunquam dimittit manicas . . . ad terram pendere. — Girones quoque, vel quos quidam sagittas vocant, colligit utrimque, ut non sparsim iaceant in terra. Quocumque incedit, semper demisso capite incedit, et si aliquando visus fuerit erecta cervice, non negligitur innotatus. D'Achery, Spicil. I, 671 f.

in steter Übung befindlichen Heere durfte kein Genosse mit dem anderen ohne Erlaubnis sprechen. Meist verständigten sich die Brüder durch Zeichen und bildeten eine eigene Zeichensprache aus.[1] Zur Zeit des tiefen Stillschweigens sollte sich sogar das Knirschen der Feder nicht hören lassen.[2] Ein echter Mönch mußte Schmähreden und Unbill aller Art mitanhören können, ohne zu reden. Es wird erzählt, es haben Mönche ruhig mitangesehen, wie Räuber das Kloster bestahlen, bloß weil die Tagesordnung gerade Stillschweigen auferlegte. Zur Belohnung für eine solche Heldentat ersetzte dann Gott, wie die Legende beifügt, das Gestohlene wieder. Wer zu spät kam, den sollte man wohl sehen, aber nicht hören.

Für jede, auch die kleinste Übertretung der Regel mußte sich der Mönch selbst züchtigen oder züchtigen lassen; keiner durfte die Geißel an sich selbst sparen. Wer ein kleines Vergehen begangen hatte, z. B. ohne Erlaubnis gesprochen, unpassend gelacht, einen Befehl langsam ausgeführt hatte, der mußte morgens im Kapitel sich zur Buße stellen und zum Zeichen dessen die Arme aus den Hemdärmeln ziehen. Er warf sich zerknirscht zu Boden, bat um Verzeihung und durfte dann bei der Messe nicht am Opfer und an der Pax teilnehmen. Schwerere Sünder, hochmütige, unverträgliche, leichtfertige Genossen zogen ihre Sandalen und ihre Kukullen aus, knüpften die Ärmelbänder los, damit sie schnell zum Geißelhieb den Oberkörper entblößen konnten. Eine Zeitlang lastete eine Art Bann auf dem Büßer, er mußte den letzten Platz einnehmen. Waren Laien Zeugen eines Vergehens gewesen, so mußte auch die Buße öffentlich sein. Besonders Unverbesserliche wurden eingesperrt.[3]

Das Gefängnis hatte im Klosterleben mehr zu bedeuten als im öffentlichen Leben. Daher hatten alle Äbte Bedacht auf tüchtige Kerker. Von Abt Wilhelm von Hirsau heißt es, er habe ein doppeltes Gefängnis gebaut. Das leichtere war eine Zelle in einem Winkel des Auditoriums, gerade groß genug, einen Menschen aufzunehmen, mit Binsen bestreut, die zugleich dem Sträfling als Stuhl,

---

[1] Ausführlich beschrieben bei Pignot, L'ordre de Cluny II, 408.

[2] Quod si contingat, stabilita silentia solvi, corripient verbis verberibusque simul, sagt Nigellus Wirecker, Spec. stult. Wright Sat. P. I, 83; ed 1702 p. 74.

[3] Et si percutiam, vino stimulante, vel ira, me gravibus culpis carceribusque dabunt; Wirecker a. a. O. 83.

Tisch und Bett dienten. Bei Tag war das Gelaß offen, bei Nacht von dem Wächter, der nebenan wohnte, geschlossen. Das härtere, für die schwersten Vergehen bestimmte Gefängnis hatte weder Türe noch Fenster und war nur von oben mittelst einer Leiter zugänglich. Hierher wurden die Verurteilten, wenn nötig, mit Gewalt gebracht und mußten beim Eintritt das Messer ablegen, das die Mönche im Gürtel zu tragen pflegen. Es kam vor, daß Mönche ihr Leben lang im Kerker schmachteten. Auch zu Cluny gab es zwei Haftarten, die leichteren Boien, Bogen (Blöcke) und das schwere Verließ. Ein strenger Prior ließ ein düsteres Loch, gleichsam ein Grab für die Verbrecher herrichten. Der Verbrecher, meinte er, sei tot für die Welt, da er durch seine Tat bereits geistig gestorben sei. Wie man für den Leichnam ein Grab bereite, so müsse man dem Verbrecher einen ähnlichen Ort schaffen, der ihn stets an seinen elenden Zustand erinnere.[1] Eine solche Strenge entsprach eher dem Geiste eines Kolumban als eines Benedikt von Nursia.

Umso eher mußten die Cluniacenser darauf dringen, daß niemand gezwungen, sondern freiwillig ins Kloster eintrete. Daher lehnte sich Wilhelm von Hirsau gegen die Sitte auf, kleine Kinder dem Kloster zu weihen,[2] während er gleichzeitig die Zahl der Konversen und der dienenden Brüder vermehrte. Das eine mochte dem Adel gefallen, das andere aber mußte ihm mißfallen, da er gewohnt war, seine minderjährigen Söhne in Klöstern unterzubringen. Als der Markgraf Ottokar von Steiermark ihm untertänige Leute zur Annahme der Cluniacenserregel zwang, bemerkte einer, namens Eberhard, der Eintritt in den Mönchstand dürfe nicht erzwungen werden. Darauf ließ ihn der Markgraf so lange prügeln, bis er seinen Fehler eingestand.[3] Eberhard, der selbst einer der besten Mönche wurde, hatte nicht so ganz unrecht. Gerade der unbedingte Gehorsam, den die Cluniacenser verlangten, setzte vollständige Freiheit voraus; nur reife und freie Männer konnten ihn leisten. Gehorsam ist besser als Opfer, heißt es im Alten Testament.[4] Der Gehorsam, sagt Wilhelm, ist die größte Tugend, der Stolz, der nicht gehorchen will, das größte Laster. Lieber sollen die Mönche

[1] Const. Hirs. 2, 5 (P. l. 150, 1043), Petr. Ven. De. mir. 2, 9; D'Achery l. c. 685.

[2] D'Achery, Spicil. I, 641 (P. l. 149, 637)

[3] V. Bertholdi 2; Pez, Script. rer. Aust. II, 89.

[4] 1 Kön. 15, 22; Pred. 4, 27.

heiraten als nicht gehorchen. Sie übertrafen denn auch die Soldaten an Zucht und Ordnung. Wie ein Hauptmann schritt Odilo einher, ja sogar wie ein Erzengel der Mönche.[1] Man sprach von einer förmlichen Kriegsordnung der Mönche, von einer Miliz Christi.[2] Ihre Geschlossenheit und Energie errang ihnen den Erfolg.

Die Vermischung soldatischer und mönchischer Gewohnheiten gefiel den Deutschen wenig, erregte sie doch auch in Frankreich viel Anstoß. Ein Bischof von Laon meint, diese neue Sitte zerstöre den Staat und die Kirche. Männer niederer Geburt ohne Bildung und Lebensart treten in die Staatsämter ein, Herren vom Adel aber, die Hüter des Rechtes, nehmen die Mönchskutte, beten, neigen sich, schweigen und gehen mit ernster Miene einher. Aber gerade die soldatische Zucht zog sie an und ebenso der Umstand, daß diese Mönche in ihren Wohnungen und Kleidungen strenge auf Ordnung und Reinlichkeit hielten. Bei ihnen brauchte ein Ritter nicht zu fürchten, vom Ungeziefer gequält zu werden wie bei anderen Mönchen, was ein Ritter einmal als Grund angab, warum er nicht in ihren Orden trete.[3]

Die Älteren gewöhnten die Novizen daran, daß sie nie aufstanden, ohne sich zu waschen und zu kämmen. An verschiedenen Orten im Kloster hingen Waschbecken mit Handtüchern. In anderen Klöstern geschah die Reinigung vor und nach dem Essen und nach dem Schlafen in einem gemeinsamen Lavatorium im Kreuzgange. Daher warf man den Cluniacensern sogar vor, sie machten es wie die Juden, die das Hauptgewicht beim Gottesdienst auf Abwaschungen legten.[4] Ihre Sitte war aber ein großer Fortschritt, wenn auch ein einziges Handtuch für die Profeßbrüder, ein einziges für die Novizen und ein drittes für die Laienbrüder genügen mußte. Auch ihre Tunika, die sie Tag und Nacht trugen, mußte regelmäßig gewaschen werden, ebenso das Bett- und Tischzeug und die Schuhe. Peter der Ehrwürdige mahnte, es nicht zu oft zu tun. Vollbäder

---

[1] Iot. v. Odil. 8, 32; Fulb. Carnot. ep. 104 (66). Der Ausdruck war auch sonst gebräuchlich; Petr. Dam. op. 34, 1.

[2] Monachorum bellicus ordo; Adalb. ep. Laudun. carm. ad Rob. Bouquet X, 65 (P. l. 141, 778); ebenso kommt vor militiae princeps, signifer; Sackur, Cluniacenser II, 95.

[3] Caes. 4, 48.

[4] Patr. lat. 196, 1603.

durften Kranke und Schwache jederzeit nehmen, Gesunde aber nur zweimal im Jahre, vor Weihnachten und Ostern. Einmal in der Woche rasierten sich die Brüder gegenseitig.

Ganz neu und eigenartig war der Schnitt ihrer Tuniken, ihrer Kukullen und Kappen. Sogar einige Jahrhunderte später noch fiel er auf, obwohl inzwischen die verschiedensten Mönchstrachten aufgekommen waren. Denn noch zu Beginn des vierzehnten Jahrhunderts hebt sie Dante hervor und läßt die Heuchler, die übertünchten Gräber, mit schweren Kutten, tiefen Kappen, die das Auge bedeckten, ganz von jenem Schnitte einherwandeln, wie man sie für die Mönche von Cluny fertigte.[1]

Der hl. Benedikt hatte nur zwei Kleider vorgesehen, die Tunika und das Skapulier, das Arbeitskleid, an dessen Stelle bei jedem öffentlichen Anlaß die Kukulle trat. Nun wählten die Cluniacenser für die Tunika einen feineren Stoff, bessere Wolle oder die hochgeschätzte Leinwand, wie sie die Vornehmen bei ihren Hemden verwendeten, und nannten sie geradezu Hemd.[2] Sie gaben dem ärmellosen Skapulier eine reichere Gestalt und größere Länge und nannten es Kukulle — es entsprach der Kutte[3] der Weltgeistlichen — und fügten dazu noch einen Mantel, den Froccus, der eher als das Skapulier die alte Kukulle ersetzte und wohl auch so genannt wurde. Die Froccen hatten Ärmel, die sonst den Mänteln, den Kappen fehlen,[4] und die ärmellosen Kukullen hatten Kapuzen angeheftet.[5] Dazu kamen Beinkleider — Benedikt hatte sie nur ausnahmsweise gestattet —, sodann Strumpfschuhe, die häufig gewechselt wurden, namentlich aber Pelzkleider für die Kälte (jeder Mönch durfte ihrer drei besitzen).[6] Alle Kleider glänzten in schönen

[1] Inf. 23, 63. Die Lesart cologna statt clugny ist jedenfalls falsch, wenn auch Kraus, Dante 71 dafür eintritt.

[2] Staminia, camisia, worin sie schliefen; D'Achery, Sp. I, 692; Martène, Thes. anecd. V, 1650.

[3] Cotta, superpellicium.

[4] Martène, Th. anecd. V, 1639.

[5] Zu St. Trond entstand einmal ein Streit, weil die Mönche anfingen, auch die Tuniken mit Kapuzen zu versehen. Da nun auf Befehl der älteren Mönche die Kapuzen abgeschnitten wurden, setzte sich einmal ein Mönch, der in einer kapuzenlosen Tunika erschien, einer beschämenden Verlegenheit aus; M. G. ss. 10, 275. Bei den Franziskanern entwickelte sich die Kapuze zu einem eigenen Kleidungsstück, zum Kaperon, einer kurzen Kappe (Mozzetta).

[6] Auf die Vorstellungen des hl. Bernhard hin erklärt Peter der Ehr=

Farben, die dem Geschmacke eines strengen Mannes nicht entsprachen, — Bernhard nennt das schon von Peter dem Ehrwürdigen verbotene Eisenbraun (Rostbraun), Gelbbraun. Sogar Scharlachrot kam vor.[1] Die Mönche wetteiferten mit Rittern, ja mit eitlen Weibern.[2]

Ritter und Mönch, meint Bernhard, teilen miteinander Kukulle und Mantel aus demselben Stoffe.[3] Die Mönchscharen ziehen einher wie ein Kriegstroß und schleppen viel Gerät mit sich. In einer Satire tritt ein Cluniacenser also auf: sein Haupt bedeckt eine Bärenmütze, sein Talar ist bis an die Schenkel verkürzt, vorn wie hinten geteilt, natürlich um freie Bewegung für das Reiten zu gestatten. Daß die Brüder mit allzu viel Pferden ausrücken, tadelt auch Peter der Ehrwürdige; das Reiten fand man ohnehin an einem Mönche unpassend.[4] Der Mönchritter, hören wir weiter, trägt einen gestickten Kriegsgurt, und was hängt da nicht alles herum! Bogen und Köcher, Zange, Hammer, Schwert, ein Feuerstein mit einem Stück Stahl und eine Eichenkeule; dazu trägt er weite Hosen. Weil ihn seine mächtigen, geschwänzten Sporen, am Gehen hindern, hüpft er auf den Zehen einher. „Bist du mein Mönch, den ich aussandte?" — „Jetzt Ritter, sonst Mönch; jetzt leist' ich Kriegsdienst auf Befehl des Königs: König Odilo von Cluny ist mein Herr."[5]

Die Cluniacenserklöster glichen Burgen und erhoben sich vielfach auf stolzen Höhen. Es ist kein zufälliges Zusammentreffen, wenn Bischof Otto von Bamberg, der größte deutsche Gönner der Cluniacenser, zugleich eine Reihe Klöster und Burgen gründete.[6]

---

würdige, der Prophet Elias, Johannes der Täufer und der Einsiedler Antonius haben Felle getragen; Ep. 1, 28. Er selbst stellte Mißbräuche ab; Statuta 17, 18.

[1] Isembrunus, (rasembrunus), galabrunus, v. Ducange s. v. La bible Guiot de Prov. 1618; Martène l. c. 1610.

[2] Pudet dicere vincuntur in suo studio mulierculae, quando a monachis pretium affectatur in vestibus, non necessitas; Super missus est hom. 4.

[3] Miles et monachus ex eodem panno partiuntur sibi cucullam et chlamydem; Apol. ad Guilelm. abb. 9.

[4] M. G. ss. 10, 276; Petri statuta 40. Hug. V. stat. 44.

[5] Adalber. carm. ad Robert. reg. l. c. 775.

[6] Auch bekamen die Cluniacenser Burgen geschenkt. Si castrum aliquod monachis detur, iam castrum esse desinit et esse oratorium incipit; Pet. Ven. ep. 1, 28.

Die Klöster dehnten sich zu gewaltigen Niederlassungen aus. Das Refektorium von Cluny war 100 Fuß lang und 60 breit und reichte für sechs Tafelreihen. Erhöht stand der Tisch des Abtes und der beiden Prioren. Mit besonderer Vorliebe bewirteten sie vornehme Adelige und setzten sie an schöne, reich verzierte Tafeln, während die Armen, wie einer klagt, auf dem Erdboden wie die Hunde speisten.[1]

Zu den von Benedikt gewährten zwei Gerichten gesellten die Cluniacenser ein drittes, die einfachere Pitanza, eine Platte für zwei am Montag, Mittwoch, Samstag und das reichere Generale, eine Platte für einen, Sonntags, Dienstags und Donnerstags, bestehend in Eiern und Fischen. Fleisch aber war ausgeschlossen. Trotz aller Vergünstigungen waren die Cluniacenser die reinsten Asketen gegenüber den entarteten Mönchen der Zeit, obwohl sie zurückblieben hinter den ganz strengen Forderungen des hl. Bernhard. Ihm gegenüber erklärte Peter der Ehrwürdige, die Regel des hl. Benedikt überlasse vieles dem Ermessen, namentlich was die Kleidung und Nahrung anbelange.

Wenn sich die Cluniacenser auch gewisse Freiheiten erlaubten, so suchten sie diese wieder gutzumachen durch Arbeitsamkeit, Wohltätigkeit und Förderung des Kultus und der Kunst. Wohltätigkeit und Gastfreundschaft übten sie in großartigem Maßstabe. Die Fremdenherbergen waren selbst förmliche Niederlassungen mit eigenen Refektorien, Schlafsälen, Küchen und Stallungen. Allerdings trug diese Absonderung ihnen wieder manche Vorwürfe ein. Der hl. Bernhard tadelte es, daß sie sich nicht vor den Gästen, wie es die Regel verlangte, niederwürfen, daß der Abt sie nicht an seinen Tisch zöge, daß sie nicht im Konvente wohnten. Peter der Ehrwürdige aber verteidigte ihr Verhalten mit überzeugenden Gründen: es wäre nicht gut, mit Rittern und Bauern, Hörigen und Spielleuten, ja sogar mit Weibern zusammenzuwohnen. Er hätte auch darauf hinweisen können, daß gerade die Dürftigen und die Armen dadurch am wenigsten zu kurz kämen. Zahllose Fremdlinge und Arme wurden täglich gespeist, und niemand klopfte an der Klostertüre, ohne ein Pfund Brot und ein Glas Wein zu erhalten. Ständig wohnten im Klosterspitale 18 Arme, deren jeder

[1] Pet. Dam. opusc. 9, 7.

täglich ein Pfund Brot und ein Glas[1] Wein erhielt, einmal in der Woche Bohnen, sonst Kohl, an den Festtagen statt der Bohnen Fleisch. Für die Kleidung wurden ihnen jährlich je neun Ellen Wollenzeug geliefert und zu Weihnachten ein Paar Schuhe. Häufig vollzogen an ihnen die Brüder die Fußwaschung. Wöchentlich einmal suchte der Almosener Arme in ihren Wohnungen auf.

Viele Arme fanden in den Cluniacenserklöstern als Konversen oder Laienbrüder Aufnahme. Doch schied eine scharfe Kluft die Laienbrüder von den Vollmönchen, auf der anderen Seite aber auch von den Dienern, die außerhalb des Klosterverbandes standen. In ihre Reihen traten auch viele Adelige aus Demut ein. Bernold von St. Blasien erzählt, daß man in den Klöstern damals Grafen und Markgrafen sehen konnte, die „in der Küche oder in der Bäckerei den Brüdern dienten oder auf dem Felde arbeiteten und die Schweine hüteten“. So verließ Graf Adalbert von Kalw sein Schloß, um in Hirsau als Laienbruder zu arbeiten, Markgraf Hermann von Baden seine Güter, um in Cluny Schweine zu hüten; ersterer erbat sich als besondere Gunst, die Schuhe der Brüder schmieren zu dürfen. Ähnlich bat Roderich von Medina, ein vornehmer Adliger, daß man ihm erlaube, in der Schusterei zu arbeiten, nur um seine Demut zu üben; und Friedrich Graf von Verdun, Bruder des Herzogs von Lothringen und Vetter des Kaisers, grub, da die berufenen Arbeiter zögerten, eigenhändig bei dem Neubau des Klosters St. Vanne Erde aus, trug sie weg und half beim Mörtelreichen.[2] Graf Adalram, der Gründer von Seckau, trat als Laienbruder in das neue Kloster und seine Gemahlin in das Kloster Admont ein. Ein belgischer Graf pflegte zu St. Martin in Tournai in der Küche die Gefäße zu spülen und den Stall auszumisten.[3] Zu Cluny selbst traten sehr hohe Herren ein, nachdem sie zuvor ein sehr bewegtes Leben geführt und viele Gewalttaten verübt hatten: ein Etienne Herr von Chatel, Eustach Graf von Boulogne, Guichard Herr von Beaujeu, Adhemar der Bärtige Graf von Limoges. Einer unter ihnen hatte entgegen seinem Versprechen, in Cluny einzutreten, das Kreuz genommen; der Abt aber stellte ihm vor, der Dienst im Kloster sei mehr wert

[1] Iustitia.
[2] M. G. ss. 8, 373.
[3] M. G. ss. 14, 300.

als die Kreuzfahrt.[1] Oft wandten die Orden merkwürdige Lockmittel an und befolgten seltsame Grundsätze, wie man später besonders den Cisterciensern vorwarf.[2]

Der Zufluß der Adeligen hatte aber zur Folge, daß der Reichtum und der Luxus sich immer mehr vergrößerte. Seit den Kreuzzügen füllten sich die Schatzkammern mit den kostbarsten Gaben des Ostens, mit herrlichen Geweben und Teppichen, mit Emailbildern und Goldgefäßen, alle freilich durch religiöse Zwecke und Darstellungen entschuldigt. Auch die Musik und die Baukunst fand reiche Förderung. Die Cluniacenser bauten große Hallenkirchen und wandten besonders den Chören und Vorhallen eine Sorgfalt zu und gaben ihnen eine Ausdehnung, die weder vorher noch nachher erreicht wurde. Wohin sie immer kamen, da geben mächtige, zum Teil noch erhaltene Bauwerke Zeugnis von ihrem Kunstsinn. Man denke an La Cava bei Salerno und an Hirsau, von wo aus sich ein neuer Geist über etwa 150 deutsche Klöster verbreitete. Neben Wilhelm von Hirsau erwarb sich namentlich auch Ulrich von Regensburg (Zelle) und Wilhelm von Dijon (Fructuaria) große Verdienste.[3]

---

[1] Petr. Ven. ep. 6, 26. Vgl. M. G. ss. 23, 466; 25, 235.

[2] Gualter. Map., Nug. cur. 1, 25.

[3] Der Reform schlossen sich an Einsiedeln, St. Peter in Salzburg, Weldenburg, Kremsmünster, Admont, Zwiefalten, Weingarten, Michaelsberg bei Bamberg, St. Peter im Schwarzwald u. s. f. Heimbucher, Die Orden I, 251.

LXV. Die große Kirchenreform.

Kurze Zeit nach dem Auftreten der Cluniacenser erfaßte die religiöse Begeisterung auch andere Männer, ohne daß eine unmittelbare Berührung nachzuweisen wäre, und riß sie hin zum Kreuzzug gegen die Welt und die Verweltlichung der Kirche. Viele davon gründeten neue Orden. Darunter ragten hervor Romuald von Camaldoli, Dominikus von Sora, Bruno von Segni, Gualbert von Vallumbrosa, Guido vom Pomposa und Petrus Damiani von Ravenna. Zwei darunter trieb die Roheit der Zeit mit ihren Fehden und Zweikämpfen in die Einöde, nämlich Romuald und Gualbert.

Der Vater Romualds forderte zu Ravenna einen Verwandten wegen eines Grundstückes zum Zweikampf heraus und erstach ihn. Erschreckt darüber floh der Sohn, der nur widerwillig den Zeugen gemacht hatte, nach Monte Cassino und tat vierzig Tage lang Buße. Der junge Gualbert aus Florenz mußte im Auftrage seiner Verwandten ausziehen, um Blutrache am Mörder eines Familiengliedes zu nehmen. Er begegnete diesem, der keine Waffen bei sich trug, in einem Hohlwege, verschonte aber den auf den Gekreuzigten hinweisenden, um Gnade flehenden Gegner. Auf dem Heimwege kehrte er in dem Benediktinerkloster San Miniato ein und sah, wie der Gekreuzigte sein Haupt gnädig zu ihm herabneigte. In der Schule Romualds zu Camaldoli lernte er das Einsiedlerleben kennen und gründete nach seinem Beispiele im Schattental, Vallumbrosa, eine Eremitenansiedlung. Camaldoli, wohin sich Romuald geflüchtet hatte, war ein vom tiefen Urwald bedecktes, von sieben Quellen bewässertes

Hochtal der Apeninnen, unweit von Florenz; noch heute stehen dort hohe Tannen und Buchen, eine Seltenheit in Italien. Als sich Romuald auf seiner Wanderung hier niederlegte, sah er im Traume eine Leiter zum Himmel sich heben, auf der Mönche in weißer statt schwarzer Kleidung hinanstiegen. Dieser Traum bewog ihn, hier eine Einsiedelei zu gründen und seinen Schülern weiße Gewänder zu verleihen, obwohl diese saubere Tracht nicht gut zu dem harten Leben stimmte.

Seine Schüler mußten sich allen Fleisches und Weines enthalten, bei Wasser und Brot fasten und barfuß gehen, das Haupt kahl scheren, den Bart aber lang wachsen lassen. Nicht minder streng waren die Vorschriften, die Petrus Damiani, ein früherer Benediktiner, den Genossen der Einsamkeit erteilte. Die sieben Horen beteten sie gemeinsam, aber einsam dann noch jeder für sich einen Psalter für Lebende und Tote, und diesen Einzelgesang mußten beständige Kniebeugungen und Geißelungen begleiten. Als der frühere Benediktiner von Monte Cassino, Kardinal Stephan, die Geißelungen tadelte, weil sie zu unanständigen Enthüllungen des Körpers zwängen, erregte er den heftigen Zorn des Heiligen und, da der Kardinal eines plötzlichen Todes starb, erblickte er darin ein Strafgericht Gottes.[1]

Dem Trieb in die Einsamkeit hielt immer der Trieb zur Gemeinschaft, der Weltflucht das Streben nach Weltüberwindung das Gleichgewicht. Den Trieb zur Gemeinschaft fühlten besonders scharf mitten in der Welt stehende, der Seelsorge dienende Geistliche; hielt ihnen doch die Kirche das kanonische Leben, das Zusammenleben um einen Mittelpunkt als Ideal vor. In einer Zeit religiöser Wiederbelebung konnte es nicht ausbleiben, daß dieses Ideal wieder lebhaften Boden gewann; denn es hing eng zusammen mit der Ehelosigkeit der Geistlichen, um die sich in diesem Jahrhundert der Streit drehte. Schon im achten Jahrhundert hatte gleichzeitig mit dem Wirken des hl. Bonifatius Bischof Chrodegang von Metz eine Regel zum Schutze der priesterlichen Reinigkeit gegeben, aber diese Regel, die auf der Benediktinerordnung beruhte, hatte nicht verhindert, daß die Kanoniker ihre Gemeinschaft aufgaben und gesondert lebten. Daher griff die Zeit auf eine höhere Auto-

---

[1] Op. 43, 2.

rität zurück, auf den hl. Augustin, den sie als den Gründer des kanonischen Lebens betrachtete und dessen Briefe allerdings manche Andeutungen über dieses Leben enthalten. Diese Andeutungen erweiterten fromme Priester zu einer Regel des hl. Augustinus, und daraus entstand der Orden der regulierten Chorherren, die im Unterschied von anderen in diesem und dem folgenden Jahrhundert entstandenen Orden die schwarze Tracht beibehielten. Auch Einsiedler beriefen sich auf den hl. Augustin.

Alle frommen Männer dieser Zeit stimmten in dem Bemühen überein, den Papst als den höchsten Hort der Christenheit zu rühmen und sein Ansehen zu mehren. Petrus Damiani, der Stifter von Fonte Avellana, der eine fruchtbare und erfolgreiche Tätigkeit gegen die Laster der Zeit, Unzucht und Simonie, entfaltete, wurde zum Ratgeber und Gewissensleiter Hildebrands (Gregors VII). Er schrieb an ihn: „Wann hast du je einmal einen Kampf unternommen, worin ich nicht Sachwalter und Richter gewesen wäre? In alle deine Kämpfe habe ich mich nicht so fast als Mitstreiter und Geleiter, sondern gewissermaßen wie einen Blitz hineingeworfen.“[1] Gestützt auf diese Männer erhob sich das Papsttum aus seiner unwürdigen Stellung, in der es sich den römischen Adelsparteien und dem Kaisertum gegenüber befand. Die geistliche Auffassung bewahrte der weltlichen Macht gegenüber ihre Kraft, und die kanonischen Gesetze, die in Verachtung gesunken waren, gewannen eine ungeahnte Bedeutung über die Gemüter und zwar um so rascher, je mehr üble Folgen die Eingriffe der Laien in die Kirche gezeitigt hatten.

1. Die Simonie.

Zu einem Kirchenamte gelangte ein Priester meist nur durch die Gunst eines weltlichen Herrn, sei es, daß er es durch Dienste oder durch Geld, m. a. W. durch Simonie erwarb. Im ursprünglichen Sinne heißt Simonie der Kauf, später auch der Verkauf geistlicher Gnaden um Geld, in diesem Falle also der Kauf der Weihegewalt, der Ordination. Verschieden davon ist die Erwerbung eines geistlichen Amtes von den Großen der Erde; denn dabei handelte es sich hauptsächlich um die materielle Unterlage, die

[1] Ep. 2, 8.

Pfründe, das Benefizium. Nun standen aber die meisten Pfründen im Patronat weltlicher Herren. Die hohen Kirchenstellen waren zugleich Reichsämter, die Bischöfe und Äbte zugleich Reichsfürsten, auf die sich die Könige allein noch stützen konnten, nachdem die Herzogtümer und Grafschaften erblich geworden waren.

Nach dem Beispiel der Könige richteten sich andere Herren und beanspruchten Patronate, Zehntrechte und Eigentumsrechte. Um den Schutz mächtiger Herren zu erhalten, ergaben sich viele Kirchen dem Patronat, traten ihre Zehntrechte gegen die Zusicherung des Unterhaltes ab. Der Patronat und das Zehntrecht begründete noch kein Eigentum an der Kirche; das Zehntrecht und die Einverleibung wurden immer scharf unterschieden,[1] aber ein Schritt zog den anderen nach sich, und vielfach fiel Patronat und Eigentum zusammen. Die auf ihrem Boden von den Grundherren errichteten Kirchen galten von jeher als ihr Eigentum, das sie teilen, vererben, verpfänden konnten, und diesen Eigentumsbegriff wandten viele Könige sogar auf Bistümer und Abteien an. So haben die normannischen Herzoge ihre Brüder und nachgeborenen Söhne auf Bischofsstühlen versorgt.[2] Im Jahre 990 gab ein Vizecomes Wilhelm das Bistum Béziers seiner Tochter zur Ausstattung und das Bistum Agde seiner Frau zum Wittum, ein Graf von Toulouse 1037 das Bistum Albi und das halbe Bistum Nimes seiner Frau als Brautgabe und verkaufte das Bistum Carcassonne. So weit gediehen die Verhältnisse in Deutschland in der Regel nicht, hier gingen die Grundherren meist nicht hinaus über die Anmaßung der Zehnten, der Spolien, der Interkalargefälle, höchstens daß sie auf Stolgebühren Anspruch erhoben.[3]

Pfründe und Amtsgewalt hing nun aber aufs engste zusammen, genau wie bei den Lehen Gut und Richterrecht, so daß im späten Mittelalter noch der Besitzer einer Pfründe vom Bischof die Weihe verlangen konnte, ob er den Anforderungen entsprach oder nicht. Daher war die Anwendung des Begriffes Simonie nicht ganz

---

[1] Der Unterschied hat sich bis heute erhalten: der Dezimator ist nur subsidiär, der Eigentümer primär baupflichtig; die Baupflicht gilt hier als Komplexlast.

[2] Über einen Bischof von Durham, der seine zwei Söhne noch um 1105 unterbringen wollte, vgl. Ivon. Carnot. ep. 153 f.

[3] Stutz, Die Eigenkirche, Berlin 1895.

unberechtigt.[1] Der Pfründeempfänger mußte dem Patrone den Treueid leisten. Dem Könige, sagt ein Verteidiger dieses Systems, schulden wir die Gefolgschaft, die Militia, dem Erzbischofe den kirchlichen Gehorsam.[2] Bei der Übertragung des Amtes, bei der Investitur wirkten die Patrone in einer Weise mit, daß leicht die Meinung aufkam, von ihrer Wirkung, nicht von der kirchlichen Weihe hingen die Amtsbefugnisse ab. Als Kaiser Konrad II. den Papst Johann XIX. gezwungen hatte, den Patriarchen von Aquileja mit Grado zu belehnen, hielt er zugleich mit dem Papst den Stab, womit er die Investitur vollzog. Zum Stab fügte Heinrich III. bei Bischofsernennungen noch den Ring hinzu.

Das kanonische Wahlrecht verlor alle Geltung. Nur der Form nach wurde der Klerus und das Volk noch befragt, der Wille der Mönche aber bei Abtsernennungen kaum je einmal erforscht. Wo übrigens die Mönche das Wahlrecht beibehielten, griffen sie selbst immer nach Adeligen, wie Petrus Damiani klagt. Selbst in den Klöstern also, die noch die letzte Zuflucht des Volkes und der niederen Stände bildeten, glaubte man ohne adelige Leitung nicht auskommen zu können. Es genügte nicht an adeligen Vögten, man mußte auch adelige Äbte haben. Petrus Damiani meint, die Mönche wollen niemand gehorchen als Leuten von ritterlicher Gestalt und vornehmem Herkommen. Dieses Vorurteil teilten auch die Cluniacenser. Alte Klöster hielten darauf, daß Unfreie möglichst ferne gehalten wurden, und noch ängstlicher scheute sich die Kirche vor Unfreien, wie wir sogleich aus dem Munde Benedikts VIII. vernehmen werden. So entstanden freiherrliche Klöster wie Reichenau, Zürich, St. Gallen, Einsiedeln, Werden, Corvey, Quedlinburg. Noch im dreizehnten Jahrhundert tat der Franziskaner Salimbene

[1] Näherhin sprach man von einer Simonie der Koriten, so genannt nach Kore, der sich das Priestertum gewaltsam aneignete. Eine andere Art der Simonie hieß simonia sanguinitarum, wenn Verwandteneinfluß mitspielte. Die eigentliche Simonie nannnte man simonia simoniacorum und stellte wenig unter sie die simonia Jezitarium, genannt nach Giezi, der die Heilkraft seines Herrn Eliseus verkaufte. — Der Ausdruck Simonie wurde so volkstümlich, daß er sogar von Dichtern auf das Verkaufen der Liebe übertragen wurde; G. Paris, La poésie du moyen âge I, 198. Über die ältere Simonie vgl. N. A. Weber, History of simony, Baltimore 1909; Drehmann, Leo IX. und die Simonie 1908.

[2] M. G. ss. 11, 634.

den seltsamen Ausspruch, durch Bürger und Bauern werde die Welt ruiniert, durch Adel und Ritter aufrechterhalten.

Im günstigsten Falle regierten die Adeligen oder durch Adelige ernannte Bischöfe in weltlicher Weise die Kirche. Dagegen drangen in den Priesterstand umsomehr Unfreie ein; denn wegen ihrer Gefügigkeit wurden sie von adeligen Patronen und Bischöfen bevorzugt. Um in ihrem Sündenleben nicht gestört zu werden, wählten viele absichtlich nachsichtige Männer[1] und ließen sich ihre Sünden zudem noch um Geld leichten Preises abkaufen. Das war eine noch ärgere Simonie als der Verkauf des Amtes. Da sprachen falsche Priester: „Wenn wir Geld von euch erhalten, sprechen wir euch von Sünden los und sichern euch Straffreiheit vor Gott zu.“ Schon die Schmeichelei nennt ein frommer Mann eine arge Simonie.[2] Die Klagen in dieser Richtung verstärkten sich später noch, seitdem die Geldmacht die Waffen, das Bürgertum den Adel in den Hintergrund drängte.[3]

Die schlechten Priester, sagt Honorius von Augsburg, sind taub, stumm und lahm, sie schielen, haben Triefaugen und lange Nasen. Nun hat schon die Synagoge solche verworfen, um wieviel mehr muß sie die Kirche, die Braut des Herrn, verabscheuen! Ebenso heißt es in den Gesichten, die einem Mönche im Kloster Richards von Vanne zuteil wurden, von den Bischöfen: „Sie sind Prediger und predigen nicht, sie sind Hirten und handeln wie Mietlinge.“[4] Daß die Bischöfe mit Helm und Panzer in den Kampf zogen, war in Deutschland etwas Gewöhnliches, einen italienischen Bischof aber schildert Petrus Damiani: „Da reitet er voran, wie der Heerfürst einer heidnischen Kriegerschar, in voller Rüstung; ihm nach drängen die Haufen der Schild- und Lanzenträger. Statt daß er mit Zucht im Chore der Psallierenden einhergehe, muß er nun auf das Rasseln und Klirren der Waffen hören.“ In ähnlichen Worten beklagt Fulbert von Chartres, daß die Bischöfe besser als die weltlichen Fürsten den Krieg und die Kriegsordnung verständen, daß ihr Hauptvergnügen darin bestände, Kriegshaufen zu bilden und

---

[1] Guibert, De vita sua 3, 3.

[2] Petr. Dam. ep. 22, 2.

[3] Solche Klagen erhoben Honorius, Gerhoh und später Abälard, Peire Kardinal, Peter de Vinea; vgl. Konzil von Exeter 1287 c. 5 (38).

[4] Offendicul. 2, M. G. lib. de lite 3, 39; M. G. ss. 8, 382.

Blutvergießen zu schauen; sie seien wahre Tyrannen und keine Hirten.[1] Es sei eine gemeine Rede von den Dienern der Kirche, sagt ein den Cluniacensern nahestehender Bischof, die Hirten des Volkes seien in Wahrheit nicht Hirten, sondern Wölfe; sie leben von der Kirche, aber sie beten nicht, sie predigen nicht, alles Unglück der Zeit: Sterben, Pestilenz und Hungersnot, haben sie verschuldet.

Konnte sich die Streitsucht nicht im Felde Genüge tun, so trug man sie vor das Gericht, und Damiani klagt: „Die Tribunale reichen für die Menge der Priester nicht hin, die Hallen der Königsburg sind für sie zu eng. Die Klöster stehen leer, Recht und Gericht geht bei den Geistlichen von Munde zu Munde."[2] Ebenso wirft Alexander II. dem Klerus von Lucca vor, statt sich mit dem Heile der Seelen zu beschäftigen, töne es aus ihrem Munde fortwährend von Prozessen und Beleidigungen. Darüber wurden die Kirchen vernachlässigt, und die kirchliche Ausstattung geriet in Verfall: die Kelche waren verrostet und die Gewänder zerrissen und schmutzig, die Psalmen und Messen wurden flüchtig, mit Lachen hergemurmelt; nur Brot und Wein nahm man so viel dazu, heißt es einmal, daß es für ein Königsmahl reichen würde. In den Kirchen hielt man Gastereien und Märkte, ja es kamen Prügeleien vor. Kelche und kostbare Gewänder wurden entwendet und Frauen zum Schmucke gegeben. Anstatt auf das Gotteshaus verwendete man auf das Priesterhaus alle Pracht: Goldgefäße, seidene Gewebe, Pupurstoffe, und Teppiche. Damiani schildert ein Bett, das prächtiger gewesen sei als ein Altar, die Pfosten mit Seidenstickereien verhüllt, die Polster vom feinsten Stoffe bezogen und die Decken in reichster Mannigfaltigkeit[3] Sogar auf Wallfahrten ins Heilige Land führten die adeligen Prälaten die Gegenstände ihres Luxus, kostbare Geräte (Becher und Schalen) und Teppiche mit sich.

Die Bildung des Klerus lag tief danieder. In Frankreich, erklärt Wilhelm von Dijon, gab es kaum einen Pfarrer, der zu

[1] Ep. 112. P. Dam. op. 20, 2. [2] Ep. 1, 15.

[3] Op. 31, 6. Petrus will, daß die Geistlichen sich alles Prunkes entledigen, und zählt auf: cedant equi phalerati, cedant caeci rabulae, cedant canes venatores et mimorum fabulae et accipitres rapaces nec non aves garrulae . . . laicorum dominatus cedant ab ecclesiis. Carm. 218.

psallieren und die Lektionen zu lesen verstände, wie es sich gebühre, und ebenso sagt Petrus Damiani, sie verstehen nicht zu artikulieren oder begreifen wenigstens nicht, was sie lesen.[1] Daher sollten die Klosterschulen nicht nur zur Heranziehung der Mönche dienen, sondern auch als Seminare für die Kleriker offen stehen. An bessere Sitten und an eine würdigere Haltung des Klerus war aber so lange nicht zu denken, als die Besetzung der Kirchenämter nicht von der sittlichen und geistigen Befähigung, sondern von der Geburt und der käuflichen Gunst der Vornehmen abhing, solange die Simonie schamlos herrschte.

Was die Geistlichen erkauft hatten, verkauften sie wieder und betrachteten ihre Tätigkeit, besonders Taufen, Beerdigen, Messelesen, ausschließlich als Einnahmequellen,[2] und sie unterschieden sich nicht mehr viel von den Zauberpriestern der Heiden, von denen alles um Geld zu haben war. Sie verschleuderten das Kirchengut an ihre Familien. Um solche Verschleuderungen des Kirchengutes zu verhindern, glaubten die Bauern oder die Patrone, eingreifen zu dürfen und die Geistlichen ihrer Bevormundung unterstellen zu müssen. Dadurch gerieten die Pfarrer erst recht in Abhängigkeit von den Kirchenräten oder von den Patronen.

2. Widerstand des Papsttums.

Beinahe gelang es den deutschen Königen, auch das Papsttum in ihre Hand zu bekommen und den römischen Bischof wie einen Reichsbischof zu behandeln. Damals übte die deutsche und fränkische Kirche überhaupt einen starken Einfluß auf die römische. Die Deutschen führen das Regiment in der Kirche, klagte Gregor VII.[3] Sogar liturgische Änderungen gingen vom Norden aus, so die Einführung des Kredo; Frankreich lieferte viele Hymnen.[4] Mit an=

[1] Op. 26 praef.; v. Will. 14 (21), Boll. Ian. I, 60.

[2] Deshalb wurde die Zahl der täglich erlaubten Messen 1022 (zu Seligenstadt) auf drei, durch Alexander II. 1065 auf eine beschränkt, die Stolgebühren namentlich für die hl. Ölung und der Beichtpfennig verboten.

[3] Grat. D. III de consec. 5, 15.

[4] Bäumer, Gesch. d. Breviers 312, 263. Dem Kaiser Heinrich II. war aufgefallen, daß die Priester in der Messe nicht das Symbolum nach dem Evangelium sangen, und auf seine verwunderte Frage, warum sie dies unterließen, erhielt er die stolze Antwort: die römische Kirche sei niemals durch Ketzerei

erkennenswerter Offenheit rühmt Odilo von Cluny und Peter Damiani den guten Einfluß des Kaisers Heinrichs III.; er habe, sagt Petrus, Rom aus den Klauen des Drachen befreit gleich Daniel, er habe die falschen Götzenaltäre gleich Josias umgestürzt und alle Geldwechsler aus dem Tempel vertrieben.[1] Der Eremit Günter in den böhmischen Wäldern begrüßte den Kaiser Heinrich in schwungvollen Versen als den Helfer in der Kirchennot, freilich nicht ohne im unmittelbaren Anschluß daran das Ende der Welt vorherzusagen.[2]

Heinrich wählte treffliche Männer, erfüllt von dem Geiste der Reform, und so entsprang aus der Krankheit die Heilung und strömte aus der Wunde neue Lebenskraft. Einer der gewählten, Leo IX., dem Hildebrand, der nachmalige Papst Gregor VII., zur Seite stand, erhob sich mit Macht gegen den Einfluß der Laien, auch des Kaisers, gegen die Simonie und Priesterehe. Die Herrschaft des Papstes erschien der Welt wie ein Wunder. Wer sollte nicht, schreibt der Abt Johann von Fécamp, in Jubel und Ruhm ausbrechen ob der in unserem Jahrhundert unerhörten Fürsorge des wachsamen Hirten! „Ihm genügt es nicht, in Rom für ein Volk Sorge zu tragen oder allein das früchtenreiche Italien mit dem Regen des göttlichen Wortes zu tränken, sondern auch die Kirchen diesseits der Alpen durchwandert er, Synoden haltend; findet er etwas von der kirchlichen Norm Abweichendes, so eilt er zu strafen und nach der Regel der Gerechtigkeit zu bessern.“ In der Tat hat Leo dreimal die Alpen überschritten und hielt sich lange im Norden auf, bald allein, bald an der Seite des Kaisers und knüpfte die Beziehungen der Bischöfe zum römischen Stuhle enger. In Deutschland gelang es ihm besser als in Frankreich, wo er mit den Bischöfen öfters in Streit geriet. Er hatte etwas Anziehendes und Liebenswürdiges in seinem Wesen und ging mit Milde und Schonung gegen die verheirateten Kleriker vor. Denn

---

befleckt worden, sondern verharre unerschütterlich im rechten Glauben. Daher sei das Singen des Symbolums nur für die Kirchen nötig, die von einer Häresie befleckt werden können. Aber der Kaiser ließ nicht eher ab, bis er den Papst Benediktus VIII. überredet hatte, daß das Symbolum in der Messe gesungen werde.

[1] Op. 6, 36; vgl. ep. 7, 2.

[2] Romana superstitio indiget iudicio, Romanum adulterium destruet imperium. Papa sedet super papam; contra legem sacram nupta est tribus maritis unica Sunamitis; Grauert, Hist. Jahrbuch 1898, 254.

er fühlte zu sehr, daß alle Menschen gebrechlich seien. Statt andere zu strafen, übernahm er selbst Bußübungen. Neben ihm trat Heinrich in den Hintergrund, obwohl er sich ängstlich hütete, in die Rechte des Kaisers einzugreifen. Ganz wie er dachte auch Petrus Damiani; er wollte wohlbegründete Rechte nicht verletzt wissen, wenn nur die Kirche innerlich erneuert würde.

Anderen dagegen schwebte vor allem die völlige Unabhängigkeit der Kirche vor, und um diese zu erreichen, glaubten sie die Mithilfe der verheirateten Geistlichen nicht entbehren zu können. Der Kardinal Humbert dachte schon an eine Trennung von Staat und Kirche;[1] er meinte, sowenig die Kleriker weltliche Geschäfte treiben dürften, so wenig stände es den Laien zu, sich das Kirchliche anzumessen. In Wirklichkeit lag freilich eine solche Trennung in weiter Ferne. Denn die beiden Gewalten waren viel zu innig vermischt und verflochten, der Staat war nicht rein weltlich und die Kirche nicht rein geistlich. Niemand dachte an ein rein geistliches, innerliches, aller Machtmittel entblößtes Reich Gottes. Allerdings tauchte die Lehre von der apostolischen Armut im zwölften Jahrhundert in Italien auf, fand aber wenig Anklang. Viel leichter gelang es den Vertretern der Kirche, mit großem Nachdruck die Schäden hervorzuheben, die die Einmischung der Laien in die Kirche zur Folge hatte. Die Simonie und die Priesterehe boten einen geschickten Vorwand, um den Laien das Unrecht ihrer Einmischung vorzuhalten. Alle Synoden, die sich mit der Lage der Kirche befaßten, entnahmen diesen Übelständen einen Grund für das Recht der Kirche auf die Gesetzeskraft ihrer Kanones. So auch die berühmte Lateransynode 1059, die ein epochemachendes Papstwahldekret erließ.

Die Lateransynode beschränkte das Wahlrecht auf die Kardinäle. Die Kardinalbischöfe sollten das Vorschlagsrecht besitzen, und die Gutheißung des Klerus und Volkes sollte hinzutreten. Die neue Ordnung lehnte sich an die uralten Kanones über die Bischofswahl an; sie schob aber die Beteiligung des Klerus, namentlich des Volkes in den Hintergrund: sein Recht beschränkte sich auf die Erlaubnis, seine Zustimmung in der Form einer Akklamation auszudrücken. Der Kaiser sollte die Wahl bestätigen, ein

[1] Hauck, Kirchengesch. III, 682.

Ehrenrecht, das aber mehr und mehr hinfällig wurde. Eine unmittelbare Beteiligung konnte der Kaiser sich nur erlauben, wenn er die Würde eines Patricius besaß, Patricius aber konnte er nur durch den Papst werden. Wie nicht anders zu erwarten war, erregte dieses Dekret jenseits der Alpen große Erbitterung.

Auf dem damaligen Konzil erschien der Papst erstmals mit der Doppelkrone auf dem Haupte: auf dem untern Reif stand „Königskrone von Gottes Gnaden" und auf dem zweiten Reif stand „Kaiserkrone von Peters Hand". Damit erklärte der Papst feierlich, gleiche Macht wie ein Kaiser oder König zu besitzen, die geistliche Gestalt stellte sich über die weltliche. Schon Humbert lehrte, die Kirche d. h. das Priestertum gleiche der Seele, das Königtum dem Leibe; denn das Gebiet des einen sei die geistliche oder geistige, das Gebiet des anderen die materielle Welt. Wohl bedarf die Seele des Leibes und umgekehrt, aber die Seele ist vorzüglicher als der Leib. Das Priestertum als die Seele muß bestimmen, was zu geschehen hat. Schon im Alten Bunde, meint Honorius, ordneten sich die Könige den Priestern unter.[1] „Du bist gesalbt zum Töten, ich um lebendig zu machen, erwiderte dem König Heinrich III. der ihm sehr ergebene Bischof Wazo, als er ihm seinen Trotz verwies. Die Priester haben Macht über die Dämonen, um wie viel mehr über die Menschen, die ihre Gehilfen sind, sagt Gregor VII. Gestützt auf den hl. Augustin behauptete der Papst, das Königtum sei eine Erfindung des menschlichen Hochmutes; die ersten Fürsten hätten sich auf Antrieb des Teufels aus Herrschgier eine Macht über ihresgleichen angemaßt.[2] Es lasse sich aber in eine wohltätige Einrichtung umwandeln, wenn es sich dem Priestertum unterordne. Die Könige müßten also den Männern der Kirche Folge leisten, insbesondere dem Papste, dem Nachfolger Petri; denn Petrus sei Herr und Kaiser neben Gott. „Wer von Petrus geschieden ist," führte Gregor VII. aus, „vermag keinen Sieg im Kampfe, kein Glück in der Welt zu finden. Denn mit stahlharter Strenge zerstört und zersprengt er, was sich ihm entgegenstellt. Niemand und nichts ist seiner Macht entzogen."[3]

---

[1] Summa glor. 12. Dagegen trat Hugo von Fleury, Gregor von Farfa, Girard von York auf; M. G. lib. de lite.

[2] Ep. 8, 21; M. G. ss. 5, 358; 8, 455.

[3] Vgl. Hist. pol. Bl. 1909 B. 143 S. 744; Ehrhard, Das Mittelalter 87.

Noch vor wenigen Jahrzehnten wären solche Forderungen wirkungslos verhallt, aber inzwischen hatten sich die Verhältnisse unter Mitwirkung frommer Laien, nicht am wenigsten der deutschen Kaiser vollständig geändert. Noch Heinrich III. erlebte es, daß die Ausübung seiner Rechte auf Widerstand stieß, und noch mehr wuchs der Widerstand nach seinem Tode, um so mehr als Heinrich IV. die Simonie als Mittel benützte, seiner beständigen Geldnot abzuhelfen. Nicht mehr wie früher ließen sich die Mönche, die Kleriker und das Volk Äbte und Bischöfe aufzwingen. Die Bischöfe und Äbte hatten eben durch die Kaiser so viel Macht errungen, daß sie ihnen mit Erfolg widerstehen konnten, und in den engeren Kämpfen untereinander berief sich ein Teil der geistlichen Herren und bald auch ein Teil der weltlichen auf den Papst, und die Päpste nützten die Berufungen zu ihren Gunsten aus.

Endlich stützten sich die Päpste, aber auch ihre Gegner auf das Volk. Auf beiden Seiten tauchte daher auf einmal die Idee der Volkssouveränität auf. Ein deutscher Mönch, Anhänger Gregors VII., führte aus, das Volk erhebe einen König, um vor einer Gewaltherrschaft sicher zu sein, werde er aber selbst zum Gewaltherrscher, so breche er den Vertrag, auf dem seine Einsetzung beruhe.[1] Darauf erwiderten die Kardinäle, die dem Kaiser anhingen, es sei richtig, das Volk könne zum König wählen, wen es wolle, den erhobenen aber zu verjagen stehe nicht mehr in seiner Macht, der einmal geäußerte Wille verwandle sich in bindenden Zwang.[2] Unter dem Volk verstand man wie zur karlingischer Zeit nur die Freien, aber bereits lenkte sich der Blick, wenn auch schüchtern, auf die niederen Stände. Die Salier begünstigten die Städte, den niederen Adel und die Bauern. Nicht ohne Grund stellten sich die elsässischen und schwäbischen Bauern dem König Heinrich IV. zur Verfügung, als er sie gegen die um den Gegenkönig Rudolf von Schwaben vereinigten Ritter aufrief. Freilich gingen sie alle zugrund.

Auf der anderen Seite begünstigten auch die Männer der Reform das Volk, legten die Durchführung des Landfriedens in

---

[1] Mangold von Lautenbach, M. G. lib. de lite 1, 365, 391. Auch der königfreundliche Hugo von Fleury warnt die Könige vor dem Unwillen des Volkes, ib. 2, 476.

[2] Hist. Zeitschr. 1876 (36) 321.

seine Hand und riefen es zum Kampf gegen Simonie und Priesterehe auf. Die Simonie, lehrten sie, mache die Handlungen der betreffenden Geistlichen ungültig. Die Priesterehe beraube sie ihrer besten Kraft. Denn die Simonie sei mehr als eine Sünde, sei eine wahre Häresie; der Irrglaube aber bewirke die Nichtigkeit der Sakramente. Selbst die von Exkommunizierten gespendete Taufe könne nur die Anwartschaft auf eine Gnade verleihen, keine wirkliche Gnade. Entscheidend sei jedenfalls die Ordination: schon der simonistische Spender sei ein Pseudobischof, der Ordinierte aber gar kein Priester. Daher müßten sich solche Geweihte der Wiederholung der Ordination unterziehen.[1] Die Vertreter dieser strengen Anschauung waren Guido von Arezzo, der Kardinal Humbert, der hl. Bernhard und sein Schüler Bernold, der Kardinal Deusdedit, der Bischof Bruno von Segni. Allerdings stellten sich ihnen andere angesehene Männer entgegen, namentlich Petrus Damiani[2] und ihre Auffassung erlangte später den Sieg. Zunächst aber behielt doch die strenge Ansicht ein gewisses Übergewicht, umsomehr als Päpste, besonders Urban II. ihr zuneigten.[3] Sie stand im Zusammenhang mit dem Bestreben, an die Würdigkeit des Sakramentenspenders stärkere Anforderungen zu stellen. Dieses Bestreben gewann in demselben Grade an Ausdehnung, als die selbsteigene, einheimische Kraft der Sakramente anerkannt wurde und die Würdigkeit der Empfänger in den Hintergrund trat. Infolge von Umständen, die noch zur Sprache kommen, hatten sich die Anschauungen des Volkes über die Vollkraft der Sakramente und der überschwenglichen Gnade, die sie vermitteln, ungemein gesteigert. Das Volk wollte sich aber dieser Gnadenströme nicht beraubt sehen.

Gestützt auf das Volk und den besseren Teil der Geistlichkeit konnte Gregor es wagen, eine Reihe von Bischöfen abzusetzen. So

---

[1] Saltet, Les réordinations 190, 221.

[2] Op. 6, 12, 18, 30. D. II C. 1, qu. 1. Mirbt, Publizistik im Zeitalter Gregors VII. S. 378, 386.

[3] Schismaticorum et haereticorum sacramenta, quoniam extra ecclesiam sunt, iuxta sanctorum patrum traditiones . . . formam quidem sacramentorum, non autem virtutis effectum habere profitemur nisi cum ipsi vel eorum sacramentis initiati per manus impositionem ad catholicam redierint unitatem; Mansi 20, 663. Über Gregor VII. s. S. 165 und M. G. ss. 12, 173. Vgl. Gigalski, Tüb. theol. Quartalsch. 1897 S. 241; Michael, Ztsch. f. kath. Theol. 1893 S. 218.

wurde unter dem Vorsitze seines Legaten der Bischof von Reims, gegen den sein Domscholaster Bruno als Ankläger auftrat, seiner Würde beraubt. Dasselbe Schicksal widerfuhr dem Bischof Hermann von Bamberg, der sich mit einem großen Teil seines Klerus verfeindet hatte. Aber an weiteren Schritten hinderte ihn der Widerstand des Kaisers Heinrich und vieler Bischöfe, die es mit ihm hielten. Heinrich hatte sich anfangs nachgiebig gezeigt; aber als schwankender Charakter, wie er war, und von augenblicklichen Erfolgen berauscht, schlug er alle Mahnungen Gregors in den Wind. Er empfand von Jugend auf eine gewisse Abneigung gegen den brauen Südländer; schon als Knabe soll er mit Brotstücken nach ihm geworfen haben. Gregor war äußerlich unscheinbar und fahl, aber in dem schmächtigen Körper lebte eine Feuerseele, ein Wille aus Erz und Eisen. Vom ersten Gregor dem Großen sagte er: „Unter den Lehrern der Kirche war er der sanfteste, und doch über Könige, die seine Verordnungen für ein einziges Hospital verletzen würden, verhängte er nicht nur die Absetzung, sondern auch den Kirchenbann und die Verdammnis im jüngsten Gerichte." Diese Meinung war unrichtig. Kein Papst vor ihm ging so weit, Könige abzusetzen und das Volk des Gehorsams zu entbinden, wie er es tat. Er berief sich darauf, daß schon Papst Zacharias den Merowingerkönig abgesetzt und die Franken des Treueides entbunden habe. Allein hier lagen die Verhältnisse doch ganz anders, da es sich um einen bloßen Schattenkönig handelte und der Papst den schon vollzogenen Tatsachen nur sein Siegel aufdrückte.

Auf seine Veranlassung hin verhandelten die Fürsten zu Tribur über die Absetzung Heinrichs (1076). Notgedrungen versprach dieser Gehorsam gegen den Papst und unterzog sich der Buße zu Canossa. Buße zu tun, bedeutete für einen Kaiser nichts Außerordentliches; es erscheint uns heute als viel außerordentlicher, als es in Wirklichkeit war. Bei all seinen Schwächen war Heinrich IV. eine religiöse Natur im Sinne des Mittelalters; er lebte ganz im mittelalterlichen Gedankenkreis, weit entfernt von der Aufklärung späterer Zeiten, betete viel und verrichtete Werke der Barmherzigkeit. Als der Kaiser zu Canossa erschien, kam er eigentlich dem Papste ungelegen. Denn er vereitelte damit den Plan der Absetzung auf dem Reichstage zu Augsburg.

Schon zuvor waren die Bedingungen der Versöhnung festgesetzt

worden. Der Kaiser mußte versprechen, sich aller Regierungshandlungen zu entschlagen, bis alle Streitpunkte entschieden seien, und im Falle der Wiedereinsetzung sich dem kirchlichen Gesetz unterzuordnen. Zwei Bischöfe und mehrere Fürsten verpfändeten sich für ihn. Darauf stürmte Heinrich am 25. Januar 1077 zur Burg: die zwei äußeren Tore fand er offen, das innerste aber verschlossen. Der Papst verweigerte den Einlaß, und so mußte Heinrich drei Tage lang in härenem Gewande büßend und betend im Freien verweilen. Erst am 28. Januar öffnete sich das innere Burgtor. „Wie viele Tränen hier von beiden Seiten vergossen wurden, ist nicht zu sagen. Der Herr Papst, vor dem sich alle Büßer auf die Erde niedergeworfen hatten und ihren hartnäckigen Frevel laut und offen bekannten, hielt unter heftigem Schluchzen über die verlorenen, für Gott wieder zu gewinnenden Schafe eine tröstende Anrede, nahm sie mit dem Segen und der Zusicherung päpstlicher Verzeihung wieder in die christliche Gemeinschaft auf und führte sie in die Schloßkapelle.“[1] Der Papst selbst las die Messe und gewährte den Teilnehmern den Friedenskuß. Vor der Kommunion wandte sich Gregor in majestätischer Ruhe an den König und sprach: „Du hast mich der Simonie und anderer Verbrechen beschuldigt. Obwohl ich durch Zeugen jeden Vorwurf widerlegen könnte, so will ich doch ein Gottesurteil bestehen. Der Leib des Herrn soll der Prüfstein meiner Unschuld sein. Wenn ich schuldig bin, so lasse mich der Herr eines plötzlichen Todes sterben.“ Dann nahm er die eine Hälfte der Hostie und bot die andere Hälfte dem König, damit er durch Gottes Urteil seine Unschuld bewähre. Heinrich bestürzt, betäubt und schwankend suchte Ausflüchte und fragte seinen Vertrauten um Rat, entzog sich aber schließlich dem Gottesurteile. Trotzdem lud ihn der Papst zum Frühmahle ein und entließ ihn ehrenvoll. Die ärgste Demütigung des Königtums war dieser Vorgang nicht, wie oft gesagt wurde. Eine viel ärgere war der Tag von Ingelheim 1105, wo Heinrich sich vor seinem Sohne und den Fürsten zu Boden warf und um Verzeihung und um Lösung aus dem Banne bat. Alles gestand er damals zu, was man ihm vorwarf, nur eines nicht, daß er Götzen anbetete.[2]

[1] Bertoldi ann. M. G. ss. 5, 290 (259).
[2] Höhne, Heinrich IV. 227.

Der Streit zwischen Kaiser und Papst dauerte noch einige Jahrzehnte fort, allein der Sieg der Kirche war sicher vorauszusehen. Die freie Wahl mußte für alle kirchlichen Ämter so gut wie für das Papsttum anerkannt und die Einweisung ins kirchliche Amt mit Ring und Stab der Kirche vorbehalten werden, wenn die Kirche auch der weltlichen Gewalt nicht jede Teilnahme absprechen wollte und ihr Vorschlag und Bestätigung oder auch nur ein Einspruchsrecht wohl gestatten konnte. Nach dem Wormser Konkordat 1122 wurde die Belehnung mit dem Kirchengut und der weltlichen Gewalt von der kirchlichen Investitur unterschieden und erstere dem Könige vorbehalten; sie sollte künftig mit dem Zepter sich vollziehen, dagegen die Überreichung von Ring und Stab als Symbol kirchlicher Einsetzung wegbleiben. Die Wahl sollte eine freie, kirchliche sein; doch erhielt der König in Deutschland das Recht zur Anwesenheit bei der Wahl, zur Entscheidung strittiger Wahlen und zur Verweigerung der Belehnung mit den Regalien, und der Gewählte mußte den Treueid leisten. Ähnlich wurde bei anderen Kirchenstellen zwischen der kirchlichen Kollation oder Investitur und der dem Laienpatron überlassenen Präsentierung und Einsetzung in die Temporalien unterschieden. Dieses Dekret brachte dem Königtum keinen vollständigen Verlust seines Rechtes, aber doch eine starke Schmälerung. Durch seine eigene Anwesenheit oder die seines Vertreters übte der König immer noch einen gewissen Einfluß aus[1] und einen noch viel größeren die Könige von England und Frankreich, wo fast alles beim alten blieb.[2] In Deutschland verringerte sich im zwölften Jahrhundert der Kreis der Wahlberechtigten und wurden der frühere mitberechtigte Gesamtklerus und das Mönchtum, sowie die bischöflichen Dienstmannen ausgeschlossen, vom „Volke" gar nicht zu reden.[3] Der Adel behielt doch seine beherrschende Stellung innerhalb der Kirche, schon weil die Stifte, die größeren Kirchen mit viel Klerikern, nur noch Freie zu Mitgliedern zuließen.

[1] Werminghoff, Kirchenverfassung 1, 197.

[2] Böhmer, Kirche und Staat in England 288.

[3] Gerhoh von Reichersberg erklärt, die religiosi viri, d. h. nach seiner Auffassung die Mönche, haben zu raten (consulere), die Domherren zu wählen (eligere), das Volk zu bitten (petere), die honorati beizustimmen (assentire). Below, Wahlrecht der Domkapitel 8.

Einen viel größeren Anteil rettete das Volk im weiten Sinne, die Bürgerschaft in Italien, was viel zur Kräftigung des Bürgersinnes beitrug. Gerade für Italien und Burgund hatte das Wormser Dekret bestimmt, daß die Regalien erst nach der Wahl (innerhalb sechs Wochen) vom Könige verliehen werden sollen. Wo die Kaiser nicht mehr mitzureden hatten, mischten sich umsomehr die einheimischen Parteien ein, namentlich zu Rom, wo ein mächtiges Bürgertum fehlte und der Adel sich um so rücksichtsloser eindrängte. Fast noch mehr als die Bischöfe mußten sich die Päpste an reale Mächte anlehnen. Das Papsttum konnte nicht in der Luft stehen oder sich auf einen Wolkensitz niederlassen.

Die vollkommene Freiheit der geistlichen Gewalt war ein Ideal, das nie zur Verwirklichung gelangte; auch dann nicht, als sie die Oberherrlichkeit über die weltliche Gewalt beanspruchte und ausübte. Die geistliche Gewalt kann sich den Mächten der Welt nicht entziehen, und immer mischen sich, wie in die Wahl, so in die Regierung andersartige Einflüsse ein. Das Schwert, das Geld und die Feder können sehr mächtige Feinde werden; das Wissen, die List und die Kunst kann viel schaden, noch mehr aber nützen, wenn es gelingt, sie in seinen Dienst zu zwingen. Die Folgerichtigkeit der Dinge, eine innere Notwendigkeit zwang die geistliche Gewalt, sich die Mächte der Welt dienstbar zu machen. Bis hinunter zu den niedersten Stellen machte sich die Logik der Tatsachen geltend. Trotz aller Bedenken, die sich immer wieder erhoben, konnten die Geistlichen die Stolgebühren nicht entbehren, und diese nahmen eine Gestalt an, die sie der Simonie näherte. Die römische Kirche zog alle wichtigen Angelegenheiten, causae maiores, an sich und rechnete dazu namentlich die Bestätigung der Bischöfe und die Lösung schwerer Sünden. Gerade infolge der Neuordnung der Wahlrechte entstanden viele Zwiespalte, die anstatt von den Königen von den Päpsten entschieden wurden. Um alle die Verhältnisse zu prüfen, mußte die Kurie viele Beamten anstellen, die von den Gerichtskosten und Taxen lebten, und diese Taxen, deren Vermittlung die Geldwirtschaft einleitete, ließen das alte Übel der Simonie wieder aufleben.[1]

[1] Diese üble Seite der neuen Ordnung machte sich schon frühe bemerklich. In greller Beleuchtung erscheint sie in der Darstellung des Abtes Guibert von seiner Gesandtschaft an den päpstlichen Hof 1105. Umsonst

Daher erklären sich die bitteren Satiren über die Kurie, die sich von Jahrzehnt zu Jahrzehnt steigerten.[1]

Auch der Kampf um die kirchliche Immunität, die Eroberung der Zehntrechte, die Abschaffung der Spolien, der Stolgebühren hatte keinen rechten Erfolg, weil die Motive nicht immer die lautersten waren und oft nur ein Herr an Stelle des andern trat.[2] Gregor VII. selbst dachte am allerwenigsten an die Kehrseite seiner Bemühungen.

3. Gregors VII. Idee.

Gregors VII. edle Seele stand hoch erhaben über dem trüben Erdenschmutz. Es war nicht Herrschsucht, geschweige Geldgier, die den Leiter der Kirche antrieb, seine Forderungen durchzusetzen. Eine solche Triebfeder kann nur ein glaubensloses oder im Materiellen versunkenes Geschlecht, das die Macht einer inneren Überzeugung nicht kennt, überall voraussetzen. Gregor hatte eine hohe und reine Auffassung von der Religion, kämpfte mutig gegen den Aberglauben und wollte nichts wissen von einer magischen Kraft der Sakramente. Eben die Sorge um die Reinheit der Religion, um Recht und Gerechtigkeit war es, die ihn in den Kampf trieb. Gerechtigkeit ist das immer wiederkehrende Schlagwort in Gregors Briefen und Reden und das Seelenheil der Christenheit sein großes Anliegen. Während alle, sagt Wido, sich mit weltlichen Geschäften zu tun machten und in weltlichen Wünschen und Fragen lebten, ging er mit starken Geiste über alles hinweg, indem er bedachte, daß dieses

hatte der tüchtige Archidiakon Anseau von Laon seine Stimme gegen den erwählten Günstling des rohen Ritters Enguerrand erhoben. Dem Gelde des Erwählten gelang, es auch den Papst auf seine Seite zu ziehen, und als er den Feind Enguerrands töten ließ, erhielt er von Rom leichter Hand Verzeihung. De vita 3, 46.

[1] So entstand damals ein scharfes Wort über die Herrschaft des hl. Albinus und Rufinus; tractatus Garsiae Toletani canonici; M. G. libelli de lite 2, 425; vgl. 697; Landulf. h. Med. 3, 33; M. G. ss. 8, 100. Den gleichen Ausspruch enthält der Roman Wilhelm der Marschall nach Luchaire, Innocent III. 4, 148.

[2] Vgl. die Briefe Ivos von Chartres ep. 101, 263 (Bouquet 62, 151). Aus Wohldienerei gegen adlige Gönner wankten manche Stifte: Amor enim pecuniae parit defectum, defectus opprobrium, quod nullatenus evadere potestis, si laicorum pedibus colla supponitis, l. c. 263. Vgl. Meurer, Das Zehentrecht 13.

Leben eine Pilgerfahrt, nicht aber die Heimat sei.[1] Gregor spricht sich selbst aus: „Wir wollen eines: daß alle Gottlosen Vernunft annehmen und zu ihrem Schöpfer zurückkehren. Wir begehren eines: daß die heilige Kirche, die auf der ganzen Erde zertreten, verwirrt und zerrissen ist, zum alten Glanze und festen Bau zurückkehre. Wir erstreben eines: daß Gott verherrlicht werde in uns, und daß wir mit unsern Brüdern, auch mit unsern Verfolgern, das ewige Leben verdienen." Ein würdiger Gottesdienst fand aber nach der Ansicht des Papstes in einer Kirche nicht statt, die Simonisten und Nikolaiten bedienten; er setzte vielmehr eine freie, der Welt, ihrer Gier und Lust entrückte Kirche voraus. Nicht ohne Ursache schärfte der Papst zugleich mit dem Zölibat die Pflicht ein, das volle Stundengebet zu verrichten, trat gegen dessen Abkürzung auf, die er den Deutschen zur Last legte.[2]

Der Zusammenhang all dieser Dinge stand ihm klar vor Augen. Nur ein reiner, von den Sorgen um Weib und Kind befreiter Klerus konnte die Heiligkeit des Gotteshauses würdig darstellen, das Salz der Erde bilden. Nur wer nicht selbst Sklave der Welt war, konnte den Großen und Kleinen, den Hohen und Niedern die Wahrheit verkündigen. Ein dem Papst zugeschriebenes Wort besagt: Die Kirche kann nur befreit werden von der Herrschaft der Laien, wenn die Geistlichen von ihren Frauen gelöst werden.[3] Mag er diesen Ausspruch getan haben oder nicht, so entspricht er doch ganz seiner Stimmung, wie aus den Worten des Abtes Hugo von Flavigny hervorgeht, der sagt, Gregor habe die Freiheit der Kirche nicht nur in ihrer Reinheit von Simonie, sondern auch in ihrer Reinheit von der Klerikerehe erblickt, deshalb habe sich auch der Teufel gegen ihn empört.[4] Kein Wunder, daß der Teufel sich

---

[1] M. G. lib. de lite 1, 535.

[2] D. III De consec. 5, 15. In der Tat hatten die Deutschen 1022 die quatuor tempora auf feste Termine verlegt, was Gregor nicht billigte. Dagegen behauptete er ohne rechten Grund, infolge deutscher Einführung habe man in Rom nur noch drei statt zwölf Psalmen zur Mette gebetet. Wie unbegründet diese Anschuldigung war, zeigt die Tatsache, daß nach Gregor VII. die römischen Kleriker sogleich wieder an die Verkürzung der Horen gingen; Bäumer, Gesch. d. Breviers 312, 318.

[3] Non liberari potest ecclesia a servitute laicorum, nisi liberentur clerici ab uxoribus.

[4] Ob hanc igitur causam, quia scilicet sanctam Dei ecclesiam castam esse

gegen ihn empörte! Denn er selbst ging so rücksichtslos vor, daß ihn Petrus Damiani einen heiligen Teufel, einen sanften Tyrannen nannte, der ihn mit Backenstreichen streichle, mit Adlersklauen kitzle.[1] Nicht als ob er der milden Züge ganz entbehrt hätte! Er wußte auch Nachsicht zu üben; schon die Umstände zwangen ihn dazu, und er wußte wohl, daß die Menschen sich nicht auf einmal umwandeln lassen.[2] Aber diese Milde hatte ihre Grenzen an seinen Grundsätzen, er handelte suaviter in modo, aber fortiter in re.

4. Priesterehe.

Die Bischöfe selbst gingen mit bösem Beispiel voran. Wenn die Bischöfe auf die Zölibatgesetze hinwiesen, konnten sich die Kleriker darauf berufen, daß die Kirche auch das Kriegshandwerk, das Blutvergießen verbot und daß die Bischöfe sich nicht darum bekümmerten. In ihren Augen wollten die Kanones ein hohes Ziel, ein freiwillig zu wählendes Ideal feststellen. Viele Bischöfe lebten selbst im Konkubinat wie Segenfried von Le Mans, der verlangte, daß seine Frau als Bischöfin angeredet werde. Ein Paschalis von Chur, Burkhard von Lausanne, Burkhard von Besançon, Poppo von Toul, Archimbald von Sens, Reinbald von Fiesole rühmten sich rechtmäßiger Ehen.[3] Zu Rouen folgten drei solche Bischöfe, zu Quimper Vater, Sohn, Enkel aufeinander. In Rom selbst gab noch 1046 der abgesetzte Papst Benedikt IX. viel Ärgernis, nachdem schon zuvor Benedikt VIII. strenge Gesetze erlassen hatte. Der Erzbischof Dabralis von Salona berief sich auf die griechische Sitte, aber ohne Recht und Erfolg, und mußte entfernt werden.

---

volebat, liberam atque catholicam, quia de sanctuario Dei simoniacam et neophytorum haeresim et foedam libidinosae contagionis pollutionem volebat expellere, membra diaboli coeperunt in eum insurgere et usque ad sanguinem praesumpserunt in eum manus iniicere. Hugon. chron. 2 ad a. 1078; M. G. ss. 8, 424.

[1] Op. 20, 1; ep. 1, 16.

[2] Er will die „Söhne der Kirche" paulatim ad meliora provocare, quia nemo repente fit summus et alta aedificia paulatim aedificantur; Ep. 2, 43. Nach ihm war es Grundsatz der römischen Kirche, quaedem tolerare, quaedam etiam dissimulare, discretionis temperantiam potius quam rigorem canonum sequi; Ep. 5, 17. Massino, Gregor VII. im Verhältnis zu seinen Legaten 1907 S. 31. Hist. pol. Bl. 141, 482.

[3] Mirbt, Publizistik 255.

In vielen Gegenden, in Deutschland voran, war die Priesterehe so festgewurzelt und in die Sitte übergegangen, daß niemand sich daran stieß. Sie genoß nahezu Rechtskraft, um so mehr als die Gültigkeit der Ehe nicht von einer öffentlichen Handlung abhing.[1] Der Ausdruck Konkubine, den die Konzilien auf die Priesterfrauen anwenden, hatte durchaus nicht jenen gehässigen Sinn wie heute. Nicht selten begegnet uns der Name Gattin, Priesterin, Presbyterisse, ja sogar die Bezeichnung Bischöfin. Das lateinische Gedicht Einochs schildert den Pfarrer als einen behäbigen Familienvater, der sich von einem listigen Bauern weismachen läßt, vermittels eines Zauberhorns könne er die alte Priesterin verjüngen, die er selbst gelegentlich eine Äffin nennt. Übrigens schlossen die Priester vielfach feierlich ihre Ehe und ließen sie durch Notare beglaubigen.[2] Darauf beriefen sich Priesterfrauen, an die sich Petrus Damiani wandte, um sie zum Austritt aus dem Hause zu bewegen; er sagte, in diesem Falle sei der Eid eine bloße Zeremonie.[3] Die Kanonsammlung Burchards von Worms führt alte Bestimmungen auf, daß verheiratete Priester nicht beiseite gesetzt und ihre Amtstätigkeit nicht verhindert werden dürfe.[4] Selbst Mönche und Bischöfe achteten die Verheirateten und es wurde als Zeichen des Hochmutes oder der Einfalt, nicht berechtigter Strenge ausgelegt, wenn ein Bischof sich gegen sie unnahbar zeigte.[5] Ein den hl. Ulrich fälschlich zugeschriebener, weit verbreiteter Brief behauptete die Unmöglichkeit, den Zölibat durchzuführen, und führt aus, wer diese Forderung aus der Heil. Schrift beweisen wolle, erpresse aus ihr

---

[1] M. G. ss. 5, 218; 12, 232.

[2] Rata et monimenta dotalia notarius quasi matrimonii iure conscripsit; iuramentum ad confirmandam quodammodo coniugii copulam utrimque processit; P. Dam. opusc. 18, 2, 7. Iureiurando enim sibi promiseras maritale connubium, nuptias legitimas . . . Duos marsaricos per cartam sibi tradideras donationem ante nuptias; Anselm. Bisat. Rhetorimachia 3 ed. Dümmler p. 48; s. unten S. 162 N. 2.

[3] Totum hoc quod videlicet apud alios est coniugii firmamentum, inter vos vanum iudicatur et frivolum; Opusc. 18 diss. 2, 7.

[4] Dec. 3, 75, 207; 19, 5 de irrelig. (Königer 34.)

[5] Episcopi sui temporis, aliqui fastu superbiae aliqui simplicitate cordis, filios secularium sacerdotum ad sacros ordines admittere dedignabantur nec ad clericatum eos accipere volentes. Hic vero beatus neminem despiciens, passim cunctos recipiebat, vita Adelb. 24; an. Haser. 34; M. G. ss. 4, 667, 7, 263. Vgl. Arnold. de S. Emerano l. 2 (Canisii lect. ant. II, 125)

Blut statt Milch.[1] Da solche Anschauungen besonders in Deutschland verbreitet waren, erklärt es sich, daß Gregor VII. den Deutschen und dem deutschen fastidium auch andere Unordnungen zur Last legte.

Italien selbst aber durfte sich keineswegs überheben.[2] Hier stand von jeher der Mailänder Klerus in naher Beziehung zum Reich, und vielleicht hängt es einigermaßen damit zusammen, daß die Priesterehe eine gewisse Achtung genoß, wie der Geschichtschreiber Landulf hervorhebt. Der selige Anselm von Lucca rühmt dem Mailänder Klerus nach, er sei recht gut, er predige und übe gute Werke und habe nur den einen Fehler, verheiratet zu sein.[3] Übrigens berichtet die Geschichte auch aus anderen Gegenden von beweibten Priestern, die Ausgezeichnetes leisteten. Das Volk rühmte von ihnen, ihr Segen sei besonders heilkräftig gewesen, ja sie besitzen selbst die Gabe der Wunder, so von Bisanto, Bischof von Bari, und Reinbald, Bischof von Fiesole. Petrus Damiani, der von solchen Wundern gläubig berichtet, lobt sehr warm einen Priester Marino und nennt seinen Sohn einen ehrwürdigen Mann.[4]

Unter diesen Umständen ist es leicht begreiflich daß die Forderung des Zölibats auf heftigen Widerstand stieß, so fest sie sich auf alte Kirchengesetze stützte. Ohne die Mitwirkung anderer Gründe hätte sich der Zölibat nicht durchführen lassen. Ein Hauptgrund war die Verweltlichung, die Sorge für die Familie und die Verschleuderung des Kirchengutes.[5] Nicht nur, daß die Söhne ein Anrecht zu haben glaubten auf die Pfründen ihrer Väter, sondern

---

[1] Martène et Durand, Coll. ampl. I, 449; Eccard. Corp. hist. II, 23; M. G. lib. de lite 1, 254. Gregor VII. verurteilte den Brief; Bernoldi chron. 1079.

[2] Per omnem quoque Emiliam et Liguriam diaconi et presbiteri publice uxores ducere, nuptias facere, filias nuptui tradere, filiosque ex se genitos nobilioribus et ditioribus coniugibus copulare [consueverunt]; M. G. ss. 12, 155. Congregat nuptiale more conventum; Pet. Dam. ep. 19, 2, 6.

[3] Certe nisi foeminas haberent, omnes huius urbis sacerdotes et levitae in praedicatione et in aliis bonis moribus satis congrue valerent, M. G. 8, 76. Es gab ein Sprichwort: Mediolanum in clericis, Pavia in deliciis, Roma in aedificiis, Ravenna in ecclesiis l. c. 74.

[4] Annales Barenses 1035; Damiani op. 6, 18 (12).

[5] Erant clerici coniugiis et lucris saecularibus intenti . . . usuris impliciti, negligentes servitium dei, M. G. ss. 12, 231.

diese wandten auch ihren Töchtern Kirchengüter zu.[1] Die Klerikerkinder glaubten einen förmlichen Rechtsanspruch zu besitzen, aus dem Kirchengut versorgt zu werden. In England dauerte die Sitte noch lange fort, daß die Söhne in die Stellen ihrer Väter einrückten, wie Giraldus berichtet,[2] und Ähnliches, wenn auch nicht so deutlich, hören wir von Deutschland, wie nicht anders zu erwarten war; denn die Sitte hatte einen zu festen Sitz in der Rechtsanschauung des Mittelalters. Die herrschende Naturalwirtschaft drückte allen Ämtern den Charakter der Erblichkeit auf.

Aber gerade beim Kirchengut führte dieses Recht zum Widersinn, zum schändlichsten Unrecht, zur Versündigung an der Kirche und an den Armen. Eben daher reicht das Mißfallen an den Klerikerehen schon weiter zurück, und daher konnte die Kirche auf einen wenn auch nur mäßigen Beifall rechnen, wenn sie dieselbe immer wieder verbot. Ein altes, bezeichnenderweise zuerst in Spanien erlassenes Gesetz verurteilte die Kinder von Geistlichen zur Kirchensklaverei.[3] Dieses Gesetz übernahm nun eine italienische Synode für andere Länder, der deutsche Kaiser Heinrich II. erhob es zum Reichsrecht, und Gratian reihte es in sein Gesetzbuch ein.[4] Von selbst verstand sich die Unfreiheit eines Klerikerkindes, wenn die Mutter unfrei war. Nun bekamen aber schon wegen der allgemein herrschenden Unfreiheit, ganz abgesehen von dem Makel, der auf einer Priesterehe lag, die Kleriker in der Regel nur unfreie Frauen, und ihre Kinder folgten, auch wenn ihre Legimität anerkannt wurde, unter allen Umständen der Mutter, der „ärgeren Hand“. Indessen beruhigten sich die Kleriker dabei nicht und suchten ihren Nachkommen die Freiheit zu sichern; daher klagt auf der Reformsynode zu Pavia 1018 Benedikt VIII., dadurch, daß verheiratete Kleriker ihre Kinder aus dem Kirchengut versorgten, daß unfreie Kleriker für sich und ihre Nachkommenschaft die Frei-

---

[1] Im Leben Bernhards von Tiron (Boll. Ap. II, 234) heißt es: Per totam Normanniam hoc erat ut presbyteri publice uxores ducerent, filios ac filias procrearent, quibus hereditario iure ecclesias relinquerent et filias suas nuptui tradentes, si alia deesset possessio, ecclesiam dabant in dotem. Viele Beispiele hat Dresdner, Kultur- uud Sittengeschichte der italienischen Geistlichkeit 329.

[2] De eccl. Menev. 1; sp. eccl. 3, 8; mehr darüber später.

[3] Synode von Toledo 655 c. 10.

[4] M. G. ll. 2, 562, app. deesset 173; Decr. II C. 15 qu. 8 c. 3.

heit erstrebten, sei der Kirche der größte Schaden erwachsen. Den Kindern unfreier Kleriker von freien Müttern müsse, meint er, unbedingt die Freiheit abgesprochen werden. Die Knechte der Kirche dürften nichts unter den Namen eines Freien erwerben.

Gegen solche Ausführungen hatte die große Masse des Volkes nichts einzuwenden, es sah mit Unwillen, wie die Klerikerfamilien auf Kosten der Kirche und der Armen lebten. Auch die großen Massen der Unfreien, die in ihrem Elend verharren mußten, werden kaum stillgeschwiegen haben. Wie konnten die Geistlichen sie trösten über ihre Armut, wenn sie selbst keine Lasten trugen? Aber auch die Freien waren unzufrieden. Wenn die Kleriker nicht anders lebten als die Laien, so konnten sie auch auf ihren Vorrechten, Immunität und Exemption, nicht bestehen.

Noch mehr Unwillen als der niedere Klerus erregte der höhere, erregten die mit dem hohen Adel verschwägerten oder von ihm abhängigen Prälaten. In Italien verschärfte diesen Unwillen die nationale Leidenschaft. Der hohe Adel und Klerus war meist germanischer Herkunft, und gegen deutsche Vorherrschaft richtete sich eine gewaltige Volksbewegung; das Volk kämpfte ebenso gegen den Reichtum und die Herrschaft des Klerus wie des Adels. Es stützte seine Forderungen auf die Grundsätze der evangelischen Armut und stand im Zusammenhang mit den schon lange im Dunkel schleichenden manichäischen Anschauungen; jedenfalls zeigte die sogenannte Pataria, die zuerst in Mailand 1057 auftauchte, später einen sehr entschieden häretischen Charakter. In dem armen Stadtteil der Pataria, im Trödlerviertel gärte es gewaltig, und es entstand eine Revolution, an deren Spitze sich ein vornehmer Adeliger stellte, nämlich Herlembald, ein angesehener Mann, dem ein Kleriker die Braut entehrt hatte. Die Reformer nannten die Messe der verheirateten Priester Hundsdreck, ihren Mund Höllenschlund und ihre Kirchen Viehställe,[1] entweihten die heiligen Mysterien, erteilten selber die Taufe, weigerten sich, auf dem Todbette von den Priestern das heilige Viaticum anzunehmen, wollten von ihnen auch nicht begraben

[1] Der Ausdruck os inferni stammt zwar aus dem Munde eines angeblichen Manichäers (Guiberti vita 3, 17), allein der Ausdruck paßt ganz gut zu der Anschauung der Patarener. Mensam . . . laicis despectabilem faciunt, quoniam carnalium sensus deesse putant sanctimoniam divinae virtutis, ubi deesse vident ornatum ambitionis; Odon. coll. 2, 28,

werden und verbrannten die ihnen gehörigen Zehnten. Ja, manche haben sogar die von verheirateten Geistlichen konsekrierten Hostien mit Füßen getreten und das heilige Blut ausgeschüttet. Die Patarener gingen so weit, den Konkubinariern als Ketzern die bürgerliche Rechtsfähigkeit abzusprechen, und forderten das Volk auf, sie ihrer Güter zu berauben.

Gregor VII. begnügte sich zwar, ihnen kirchliche Handlungen zu untersagen und dem Volke ihre Messen und Sakramente zu verbieten, und ihnen ihre Benefizien abzusprechen; daß ihre Messen und Sakramente ungültig seien, hat er direkt nicht behauptet.[1] Aber sowohl er als sein Berater Petrus Damiani sprachen in so starken Ausdrücken von ihrer Unerlaubtheit und Schädlichkeit, daß man leicht zu jener Meinung gelangen konnte. Petrus Damiani sagt, es sei besser, zum Heile den armen Seelen Almosen zu geben, als durch schlechte Priester Messen lesen zu lassen,[2] und Gregor erklärte, ihr Segen verwandle sich in Fluch, ihr Gebet sei Sünde, und dieser Ausspruch machte einen tiefen Eindruck.[3] Noch 1131 erklärt Gerhoh von Reichersberg, der nikolaitische Priester stehe ebenso außerhalb der Kirche wie der simonistische, sein Opfer bringe statt des Segens Fluch, wenigstens dem, der die Sünde des Priesters kenne, und ihm selbst komme es vor, wie wenn ein Heide Messe singen würde. Gerhoh wie Honorius von Augsburg beruft sich ausdrücklich auf Gregor VII., dessen Stimme ihm in den Ohren klinge wie eine Posaune, führt indessen selbst ein Dekret des Papstes Nikolaus II. an, das den Laien verbietet, über die Würdigkeit und das Leben der Geistlichen ein Urteil zu fällen.[4] Noch behutsamer spricht er sich einige Jahre später aus.[5] Das Urteil war nicht ganz geklärt, was das Schwanken des volkstümlichen Dichters Heinrich von Melk in seinem Priesterleben[6] und in seiner Erinnerung

[1] Wie Hauck, Kirchengeschichte III, 782, meint. Tanchelm, der die Handlungen unwürdiger Priester verwarf, galt als Irrlehrer (Hauck IV, 90).

[2] Opusc. 33, 7.

[3] Mansi 20, 431; c. 15 Dist. 18; M. G. ss. 5, 317; lib. de l. 3, 54 (Honor. Aug.)

[4] De presbyteris vobis, qui laici estis, nec iudicandum est nec de vita eorum aliquod investigandum. De differentia cleric. et regul. P. l. 194, 1394.

[5] In dem tractatus adversus simoniacos; l. c. 1338.

[6] Vers 367.

vom gemeinen Leben[1] beweist. Im dreizehnten Jahrhundert zweifelte niemand mehr an der Gültigkeit der Sakramente durch unwürdige Priester,[2] nachdem sich auch Papst Lucius III. dafür erklärt hatte.[3] Auf Leute, die ohnehin an die Priesterehe gewohnt waren, wird die Verächtlichmachung ihre Wirkung meist verfehlt haben.

Fast unmöglich war es, Priester, die in ihrem Sündenleben alt geworden waren, nun plötzlich von ihren Familien zu trennen. Allerdings die Konzilien und die Päpste voran zeigten sich unerbittlich. Sie verlangten mitleids- und rücksichtslos die Auflösung der Familien und wandten zur Durchführung ihrer Bestimmungen Mittel an, die uns hart und ungerecht scheinen. Aber das Mittelalter dachte viel strenger, es war an eine gewisse Härte in Liebesangelegenheiten gewöhnt. Die Gesellschaft zwang zahllose Unfreie und Dienstleute zur Ehelosigkeit. Waren aber nicht auch die Geistlichen gewissermaßen Dienstmannen? Ihre Konkubinen vollends stellten viele Konzilien auf gleiche Stufe mit unzüchtigen Weibern, die nach älteren Gesetzen verknechtet werden sollten, wenn sie mit Geistlichen Umgang gehabt hätten.[4] Sie sollten also verjagt, in die Sklaverei verkauft oder geschoren werden; nach späteren Bestimmungen sollten sie heiraten oder ins Kloster treten.[5] Den Kaufpreis für die verknechteten Priesterfrauen sollte der Graf oder Bischof erhalten, der so Ordnung schuf. Auch erhielt der betreffende Landesherr die Erlaubnis, die Priesterfrauen als Sklavinnen in seinen Dienst zu zwingen. Dadurch zogen die Konzilien die weltlichen Gewalthaber in ihr Interesse.

Angesichts dieser Bestimmungen begreifen wir wohl, daß die Zölibatgesetze ungeheure Entrüstung in den Reihen des Klerus

[1] Vgl. S. 155 u. 181.

[2] Einen Mann, den die Unwürdigkeit eines Priesters beunruhigte, belehrte ein Gesicht, daß eine Quelle einen erquicken kann, auch wenn sie aus einer unreinen Fassung sprudelt. Gesta Roman. 12. So hatte schon Peter Damiani geurteilt; op. 6, 18. In der Lebensgeschichte des hl. Norbert wird erzählt, wie ein Knabe sah, daß statt der von einem unwürdigen Geistlichen verwandelten Hostie der Jesusknabe erschien (c. 11). Um einen Manichäer zu beschämen, küßte einmal Franz von Assisi einem solchen Priester die Hände; Steph. de Borb. 316, 347 (Lecoy 265, 304).

[3] Mansi 22, 442, 483; D. II c. 87, C. 1, qu. 1.

[4] So Leo IX. im Jahr 1049; vgl. I. Band 298.

[5] Synode von Melfi 1089, Szaboles 1092, Etampes 1099, London 1108, Rouen 1231, Canterbury 1236.

erregten. Der Bischof Otto von Konstanz und Liemar von Bremen traten offen gegen sie auf. Der ehrwürdige Dietrich von Verdun und Siegbert von Gembloux mißbilligten in noch erhaltenen Schriften das gewaltsame Vorgehen, die Aufreizung des Volkes und die Verwirrung aller Verhältnisse. Girard von York, der spätere Erzbischof, ein Anselm von Besate u. a. verteidigten die Priesterehe. Als Altmann von Passau 1074 die Reform verkündigte, fehlte wenig, daß die Kleriker ihn zerrissen hätten.[1] Zur förmlichen Empörung kam es im selben Jahr zu Erfurt, Paris, Rouen und 1075 zu Mainz.[2] Noch im Jahr 1119 veranstalteten die Kleriker zu Rouen einen Aufstand, als der Erzbischof das Gesetz vorlegte, so daß er sich nur mit Gewalt helfen konnte. Den Hauptsprecher ließ er gefangen nehmen und die übrigen durch bewaffnete Bediente, darunter seine Leibköche und Leibbäcker, zu Paaren treiben, weshalb nachher die Kirche entsühnt werden mußte. Selbst ein Mönch, der das berichtet, billigt das gewaltsame Vorgehen nicht.[3] Auch fehlte es nicht an Kirchenfürsten, die nach Art der Pharisäer andern die Lasten aufbürdeten, selbst aber sie mit keinem Finger anrührten, z. B. ein Guarino von Modena oder der Legat Johannes von Crema.[4]

Daß hohe Sünder über niedere zu Gericht saßen, kam früher schon vor; in der Folge aber mehrten sich diese Fälle, und dem Beispiele der Oberen folgten die Unteren. Vor weltlichen Gerichten kam es oft vor, daß Anklagen benutzt wurden, um mißliebige Personen zu entfernen. Dies geschah nun auch im Zusammenhange mit dem Zölibatgesetz. Der Oheim Guiberts von Nogent verschaffte ihm das erledigte Kanonikat eines Konkubinariers. Der vertriebene Geistliche, der mit seiner Frau von Ort zu Ort ruhelos umherzog

---

[1] Furibundis manibus discerpsissent, nisi divinum auxilium et optimatum praesentium praesidium furentibus obstitisset; M. G. ss. 12, 233.

[2] Hefele, Konziliengesch. V, 31, 51.

[3] Order. Vital. h. e. 12, 13.

[4] Tales sunt modo in ecclesia episcopi, presbyteri et abbates, qui bene docent et male vivunt, de quorum numero et me esse confiteor. Fulberti Carnot. ep. 116 (121). Über den Legaten Johannes s. Matth. Paris ch. m. 1125 (Luard II, 151) und noch ausführlicher Hen. de Knyghton, De ev. Angl. 2, 7. Den Bruder Wilhelms des Eroberers Odo, Bischof von Bayeux, kann man kaum hierher rechnen, da er sich fast ganz als weltlichen Fürsten fühlte; Orderic. Vital. h. e. 8, 2.

und seines Unterhalts wegen erst recht fortfuhr, Messen zu singen, sprach den Fluch über Guiberts Mutter und Familie, und diese beeilte sich in abergläubischen Schrecken, ihm seine Stelle wieder zu erstatten.[1]

In England mußte sich der Bischof Lanfrank auf der Synode von Winchester damit begnügen, den künftig zu weihenden Priestern und Diakonen die Zölibatspflicht einzuschärfen; die schon verheirateten ließ er ruhig weiter ihres Amtes walten.[2] Einen Schritt weiter wagte Anselm von Canterbury. Er verlangte, daß die Geistlichen, die sich von ihren Weibern nicht trennen wollten, sich Stellvertreter halten sollten, und schickte, wenn sie es selbst nicht taten, einfach Mönche in die Pfarrhäuser, um Gottesdienst halten zu lassen. Er bekämpfte das angebliche Erbrecht der Priesterkinder und führte bei den höheren Weihen ein Keuschheitsversprechen ein.[3]

Am ehesten ging die Durchführung des Zölibats da, wo es gelang, das kanonische Leben einzuführen, die Kleriker um denselben Tisch zu versammeln und an dieselben Schlafsäle zu fesseln. Da die Regel Chrodegangs sich als nicht ausreichend erwies, die Kleriker vor einer verderblichen Freiheit zu bewahren, zwangen wohl Bischöfe, wie Anno von Köln, ihre Geistlichen zur Beobachtung einer Mönchsordnung, verwandelten Stifte in Klöster. Auf diese Weise gelang es dem Bischofe Altmann von Passau zu Kremsmünster, St. Florian, Göttweih und St. Pölten die Zucht wiederherzustellen, und auch unter die Landgeistlichkeit zog ein besserer Geist ein, so daß man am Schlusse seines Lebens rühmen konnte, zu gleicher Zeit seien die Kirchen und Pfarrer aus hölzernen steinerne, granitene geworden.[4]

Sonst lockerte sich die Zucht rasch wieder, in Deutschland wie in Italien und Frankreich. Im hohen Norden gelangte der Zölibat nie recht zur Geltung, kaum besser in Böhmen und Ungarn. Es

[1] Vita 1, 7. Guibert tadelt hier auch einen Vetter, der selbst sehr ausschweifend lebte, dafür aber um so eifriger gegen verheiratete Priester hetzte.

[2] Sacerdotes vero in castellis vel in vicis habitantes, habentes uxores, non cogantur ut dimittant . . . Deinceps caveant episcopi, ut sacerdotes vel diaconos non praesumant ordinare, nisi prius profiteantur, ut uxores non habeant; Konzil von Winchester 1076.

[3] Konzil von London 1102; Anselmi ep. 3, 62; 1, 56; D'Achery Spicil. 3, 434.

[4] Vita 17; M. G. ss. 12, 234.

war eben ein Ideal, das über die gemeine Menschennatur weit hinausragt und den Geistlichen zu einer Art Mönchsdasein zwingt. Das Opfer, das der Zölibat auflegt, ist nicht gering; es schließt, wie schon behauptet wurde, ein unblutiges Martyrium in sich.[1]

Unzählige haben sich an diesem Kampfe aufgerieben. In das Leben von Millionen hat die Pflicht scharf eingeschnitten wie ein Messer und viele Wunden aufgerissen, wenn auch oft wie lindernder Balsam gewirkt.[2] Dazu kamen viele Sünden und Ärgernisse, die keiner Zeit fehlten und die nie ganz zu vermeiden sind. Das sah man schon damals voraus; ernste Reformer meinten jedoch, wenn Priester im Geheimen sich verfehlen, sei das Übel kleiner, als wenn sie sich öffentlich Konkubinen halten.[3] Aber trotz aller Gefahren, trotz der vielen Kämpfe, trotz der Ärgernisse hat die Kirche unverrückt an dem Grundsatze der Ehelosigkeit festgehalten und hat ihn allen Anfeindungen gegenüber siegreich verteidigt. Denn er wurzelt viel zu stark im christlichen Ideal; ja er liegt schon im Wesen der Religion selbst begründet. Jede Religion, die den Menschen etwas tiefer erfaßt, legt ihm auch Opfer auf, verlangt Kasteiung und Selbsthingabe. Wenn der Weltlauf und das Schicksal vom Menschen Opfer verlangt, so gelangt der Gottesglaube, wie leicht zu verstehen ist, zu dem Schlusse, daß die Selbstverleugnung im Sinne Gottes liege. Selbstverleugnung kann aber dem Menschen niemand predigen, der nicht selbst das Beispiel dazu gibt. Allerdings sprechen die Theologen jener Zeit weniger davon als von der Pflicht der Reinigkeit, die jede höhere Religion von ihren Priestern verlangte.[4] Mit dem Schlagwort „Manichäismus, läßt sich diese Auffassung nicht abtun; denn sie kann sich ebensogut auf Plato berufen wie auf Mani. Das Eheleben verstrickt eben den Menschen allzusehr mit der Welt, es hemmt den freien Aufschwung, die freie Bewegung und macht selbst die opferwilligsten Menschen selbstsüchtig. Die Kehrseite des Familien-

---

[1] Vgl. Matth. Brandl, Castitas martyrium siccum seu incruentum s. patrum testimoniis assertum, Augsb. 1725.

[2] Manche verstanden Matth. 19, 12 (18, 8) wörtlich und machten es wie Origenes; Matth. Paris ch. m. 1156; P. Dam. op. 51, 6; 52, 5; S. 28 N. 5.

[3] P. Dam. ep. 1, 20 und opusc. 17 pr.; M. G. ss. 8, 92; 12, 172. Eine ähnliche Äußerung steht bei Rather. Disc. 1 u. im Briefe Pseudoulrichs (l. d. l. 259). Gerson hat später den Grundsatz ausführlich erörtert im Dial. Sophiae et Naturiae de coelibatu.

[4] Grupp, Jenseitsreligion 110, 125, 160.

sinnes ist der Familienegoismus. Nun gibt es freilich auch viele Egoisten, die sogar vor den Opfern des Ehelebens zurückschrecken. Solchen fällt es nicht schwer, in den geistlichen Stand einzutreten. Aber gerade bei ihnen lohnt sich das Opfer am allerwenigsten. Viel milder, sanfter sind Naturen, die das Opfer empfinden, die den inneren Kampf durchfechten müssen. Der Kampf gelingt nur dem, der sich über die Sinnlichkeit zu erheben vermag. Wo der Geist der Betrachtung, der Demut und der Opfersinn fehlt, wird die Last unerträglich. Der Zölibat zwingt den Geistlichen, in der ganzen Gemeinde seine Familie zu suchen. Das Beispiel der Entsagung wirkt tief und weit, was am besten der starke Andrang zu den Klöstern zeigt. Wo dieses Beispiel wegfällt, wie in der griechischen Kirche, werden die Sitten leicht locker. Gerade aus diesem Mangel entsprang zum großen Teil die Schwäche der griechischen Kultur, die sich des Andrangs der Barbaren nicht erwehren konnte.

LXVII. Der theologische Realismus.

Das Volk wollte zu den Geistlichen emporsehen. Es bedarf zu jeder Zeit der Führer; nur wechseln die Anforderungen an die Führer. Bald sind es Helden, große Kämpfer und Fürsten, bald sind es Weise und Dichter, bald Priester und Mönche, denen das Volk zujauchzt. Traurig ist eine Zeit und verlassen ein Geschlecht, dem Führer und Helden fehlen. Das Ideal scheint von der Erde verschwunden zu sein, die Welt wird kalt, öde und trostlos. Froh aber und fruchtbar ist eine Zeit, die Helden besitzt und an sie glaubt. Eine solche Zeit war das Mittelalter, als es sich seinem Höhepunkt näherte. Denn hier erstanden in großer Zahl Helden des Geistes und des Schwertes, große Staatsmänner und Kirchenfürsten, Heilige und Dichter. Die höchste Begeisterung erweckten die großen Männer der Kirche, und zwar nicht bloß Männer der Tat, der helfenden Liebe, sondern auch des Wortes. Ein Beweis dafür ist nicht nur die Ausmalung, sondern auch die symbolische Deutung des Gotteshauses. Die Theologen lehrten das Volk, das Kirchendach bedeute die Prediger, während die Wände die Gläubigen darstellen, und ebenso beziehen sich die Glasfenster und die Säulen des Gotteshauses auf die Apostel, Kirchenväter und Kirchenlehrer.[1] In der Kirche verkörperte sich dem Volke das Gottesreich; es schaute im Gotteshaus den Himmel offen, umsomehr als es in der Welt sehr traurig aussah. Daher war das Volk auch leicht geneigt, die Welt von einer widergöttlichen Macht, vom Teufel beherrscht zu

[1] Sauer, Symbolik 117, 121, 134.

denken. Dem Gottesreich setzte sich nämlich das Teufelreich beinahe ebenbürtig entgegen. Das Teufelreich erblickten die Gläubigen in der Welt, im Menschengetriebe, manche sogar im Staate, jedenfalls aber in den dunklen Gewalten der Natur, in der noch immer im Hintergrunde lauernden Götterwelt. Zwischen beiden Reichen tobte immer noch der Kampf trotz der Niederlage, die Christus dem Teufel beigebracht hatte. In ihren Streitreden hoben die Juden geflissentlich diese Tatsachen hervor und bemerkten spöttisch, die Erlösung habe nichts gefruchtet,[1] die Christen seien keineswegs besser als sie. In der Tat durften sich die Christen weder gegenüber den Juden noch gegenüber den Mohammedanern ihrer Überlegenheit rühmen. Auch die Neuzeit braucht dem Mittelalter gegenüber nicht zu erröten. Die Menschen waren voll der Leidenschaften, wie wir zur Genüge sehen werden. Zum Beweise dafür dient eine trockene Notiz eines Mönches von Tournai, daß unter 4500 Menschen jährlich mindestens einer ein schweres Verbrechen beging, von dem nur der Bischof lossprechen konnte (Mord, Notzucht, Brandstiftung, Raub).[1] Viele Menschen verzweifelten an der Möglichkeit, ihr Heil zu wirken, und sogen mit Begierde die manichäische Geheimlehre ein: der Mensch könne im Streite zwischen gut und bös eigentlich nichts tun; dem Verdammten helfen doch alle Anstrengungen nichts und dem Auserwählten schade keine Sünde. Dieser verzweifelten Stimmung gegenüber gelang es der Kirche nicht, durchweg den vollen Ernst zu retten und die sittliche Volkskraft anzuspannen. Sie konnte sich berufen auf den hl. Paulus, der die am Gesetze Verzweifelnden aufrichtete mit der immer wiederkehrenden Verheißung der Gnade, und vertröstete die Reuigen durch den Hinweis auf die reichen Gnadenmittel oder, wie man im Mittelalter sagte, auf die Heiltümer.

1. Heiltümer und Heiligtümer.

Die Zahl und Bedeutung der Sakramente tritt jetzt stärker hervor. Die älteren Kirchenväter erwähnen in der Regel nur die Hauptsakramente, besonders Taufe und Kommunion, und so nennen noch im neunten Jahrhundert Theodulf und Agobard zwei, Isidor

[1] Disputatio Odonis Cameracensis contra Iudaeos. P. l. 160, 1103.

[1] M. G. ss. 14, 344. Während einer Sedisvakanz bleiben nämlich



Ein Bischof segnet das Volk nach einer Miniatur des Maihinger Benedictionales aus dem elften Jahrhundert. Der Bischof — Engilmarus, Bischof von Parenzo 1028–1037 nach der Schrift über seinem Haupte — trägt eine Albe, darüber die Stola, deren Enden sichtbar sind, dann die Dalmatika mit Troddeln an zwei Streifen, endlich die Kasula und darüber das Pallium bezw. Rationale mit eingestickten Kreuzen, um die linke Hand hängt der Manipel. Rechts vom Bischof steht der Diakon, er trägt Albe, Dalmatika mit Troddeln und Manipel (eine Stola ist nicht sichtbar), links steht der Subdiakon mit Albe und Tunicella. Die Geistlichen haben den Altar, auf dem sich das Meßbuch, Kelch und Hostie befindet, im Rücken und sind dem Volk zugekehrt, das in der Zeichnung links erscheint. Der Vorderste, offenbar ein Vornehmer mit dem auf der rechten Schulter geknüpften Sagum, der Tunika und kurzen Hosen bekleidet, hält in der Rechten ein Brot zur Opferung.

von Sevilla, Hrabanus Maurus, Paschasius Radbertus drei.[1] Auch Fulbert von Chartres, Bruno von Würzburg, Siegbert von Gembloux gehen nicht darüber hinaus. Nicht als ob damit anderen Sakramenten die Anerkennung gefehlt hätte! Petrus Damiani kennt zwölf Sakramente, darunter die Weihe des Königs, Bischofs, der Kanoniker, der Mönche, der Nonnen (ähnlich der hl. Bernhard); eine Synode von Reims 1049 fügt die Leichenfeier hinzu.[2] Besonders entschieden rechneten die Griechen die Mönchsweihe zu den Sakramenten, so schon Dionysius der Areopagite, stellen sie der Buße gleich mit der Bezeichnung Metanoia und zweite Taufe.[3] Im übrigen wissen wir, daß der Unterschied zwischen Sakramenten und Sakramentalien nicht ganz fest stand; er trat erst schärfer hervor, nachdem der Begriff der Eigenwirksamkeit, der einheimischen Kraft, das opus operatum bei den Sakramenten herausgearbeitet war. Mehr und mehr wurde die Wirksamkeit der Sakramente aus sich selbst betont. Das Volk verließ sich statt auf die eigenen Leistungen vielmehr auf die der Kirche und ihrer Diener. Dieser Neigung kam die Theologie und Philosophie mit ihrem Realismus und kräftigen Supranaturalismus entgegen. Viele erblicken darin eine förmliche Wesensänderung, die Katholiken aber können höchstens einen subjektiven, keinen objektiven Wandel anerkennen. Die Auffassung wechselte, nicht der objektive Tatbestand. Lange hatte man kein Bedürfnis, den Kreis der Sakramente zu umschreiben und sie zu vergleichen, da sie von verschiedener praktischer Bedeutung zu sein schienen;[4] manche führten gleichsam ein latentes Dasein. Bestritten wurden sie ohnehin von keiner Seite wie zur Reformationszeit. Schon Augustinus hatte für alle die theoretische Grundlage geschaffen, wenn er auch von keiner Siebenzahl spricht. Die Siebenzahl selbst bildete nie einen Gegenstand des Streites zwischen der abendländischen und der morgenländischen Kirche. Das stärkere Hervortreten der Sakramente und ihrer Eigenwirksamkeit hing zum Teil

---

200 Menschen unter 900000 jährlich ohne Lossprechung. Da nun manche von anderwärts Absolution erhielten, steigt die Zahl der Verbrecher noch um eine beträchtliche Summe.

[1] Schanz, Sakramentenlehre 196.

[2] Schanz, Sakramentenlehre 197.

[3] Vgl. die Belegstellen bei Holl, Enthusiasmus und Bußgewalt 205.

[4] Daher fehlen z. B. bei Dionysius dem Areopagiten Ölung und Ehe.

zusammen mit den Streitigkeiten über das Altarsakrament und dem Abschluß der Bekehrungen. Bis dahin hatte der Katechumenat nicht alle Bedeutung verloren. In den Bekehrungsländern bei den Nordgermanen und Slaven blieben viele zeitlebens Katechumenen.[1] Noch immer begegnen uns Taufen Erwachsener, durch Eintauchung vollzogen,[2] und die alten Zeremonien und Taufzeiten (Ostern und Pfingsten) dauerten fort, die nur für Erwachsene paßten. Die orientalische Kirche verband mit der Kindertaufe die Kinderkommunion. Seit dem achten Jahrhundert wurden auch die Firmung und letzte Ölung als Sakramente anerkannt.[3] Doch erhob sich auch ein Widerspruch. Die Altgläubigen zu Trier haben zugleich mit der Verwandlungslehre die Kindertaufe verworfen,[4] und zum scharfen Widerstand der Katharer gegen die Kirche trug nach ihrer eigenen Aussage viel die Kindertaufe bei.[5]

Der Taufe war in alter Zeit unmittelbar die Firmung gefolgt, zumal wenn es sich um Erwachsene handelte. Seit der allgemeinen Verbreitung der Kindertaufe hatte sich die Firmung abgelöst und zwar als Vorrecht der Bischöfe.[6] Da erst Kinder im fortgeschrittenen

---

[1] Selbst in Mitte der längst verchristlichten, romanischen und germanischen Völker müssen sich immer noch Katechumenen gefunden haben, nach dem Gewicht zu schließen, das viele Kirchengesetze und Liturgien auf die Taufvorbereitung legen.

[2] Erm. Nig. 4, 359. Der gewöhnliche Ort war die Taufkapelle, aber auch offene See und Flüsse. Als der hl. Otto die Pommern bekehrte, ließ er Wasserfässer in die Erde graben. Damit Unziemliches dem taufenden Priester verborgen bleibe, sorgte er, daß Schutztücher aufgehängt wurden. Die Taufpaten hielten die Kerzen, während ihre Patenkinder ins Wasser stiegen. Nachdem der Priester jedem einzelnen dreimal das Haupt benetzt, stiegen die Täuflinge aus dem Wasser und erhielten von den Taufpaten das Taufkleid und von den Bischöfen Geschenke, die einen großen Eindruck machten (Herb. v. 2, 16).

[3] Schanz, Sakramentenlehre 646. Immerhin sagte noch Alexander von Hales, die Firmung sei weder von Christus noch von den Aposteln eingesetzt worden. Die Apostel haben den Heil. Geist ohne Sakrament erteilt. Aber später habe die Kirche auf dem Konzil zu Meaux (845) das Sakrament nach Form und Materie vorgeschrieben.

[4] M. G. ss. 8, 193.

[5] Schmidt Hist. et. doct. des Cathares 1849 II, 124.

[6] Im Orient firmten auch Priester (Schanz, Sakramentenlehre 314). Gesondert erscheint sie schon früher bei der Aufnahme von Christen, die eine schismatische oder häretische Taufe empfangen hatten. Da die Wiederholung

Alter die Firmung empfingen, geriet sie in einen gewissen Zusammenhang mit der Mündigkeitserklärung, mit der Wehrhaftmachung, dem Ritterschlag. Die Konfirmation reihte den Getauften ein in die Miliz Christi und verlieh ihm die Gnade der Standhaftigkeit. In Wirklichkeit freilich fielen auch Gefirmte in Sünden, und sie mußten sich nach dem Rettungsbrett der Buße umsehen.

Bei der Buße tritt jetzt die Absolution in den Mittelpunkt und die Bußleistung mehr in den Hintergrund. Als Christus den Lazarus von den Toten erweckte, rief er ihm zu: „Lazarus, komm heraus." Nun kam er wohl heraus, aber Hände und Füße waren mit Binden, das Gesicht mit einem Schweißtuch umhüllt. Da sprach Jesus zu seinen Jüngern: „Löset ihn auf und lasset ihn gehen." Diese Erzählung verwandte schon Alkuin zum Beweise dafür, welch große Macht Christus den Priestern übergeben habe.[1] Die folgenden Theologen spannen den Beweis weiter aus, und sie erklärten, Gott wecke wohl den Sünder innerlich auf, aber der Priester löse ihn vollends von der Fessel.[2]

In beinahe überschwenglichen Worten preisen die Kirchenlehrer die Kraft der sakramentalen Lossprechung. Rather von Verona nennt die Bischöfe, die Beichtväter waren, Seelenärzte, Pförtner

---

der Taufe verboten war, begnügten sich die Bischöfe mit der Handauflegung (Saltet, Les réordinations 264, 388). Schon frühe entstanden neben den Taufkapellen, den Bapisterien, Konsignatorien und Chrismarien. Die ersten unzweifelhaften Nachrichten stammen von Johannes Diakonus, M. G. ss. Lang. 414 und von dem ordo Romanus XI; Röm. Quartalschrift 1905 I, 1.

[1] Im I. Band S. 112 letzte Zeile sollte es richtig heißen: „Andere Theologen" (nicht spätere).

[2] „Ecce quam varia a doctoribus super his traduntur, et in hac tanta varietate quid tenendum sit? Hoc sane dicere ac sentire possumus, quod solus deus peccata dimittit et retinet, et tamen ecclesiae contulit potestatem ligandi et solvendi. Sed aliter ipse solvit vel ligat, aliter ecclesia. Ipse enim per se tantum ita dimittit peccatum, quia et animam mundat ab interiori macula et a debito aeternae mortis solvit." „Non autem hoc sacerdotibus concessit, quibus tamen tribuit potestatem ligandi et solvendi i. e. ostendendi homines ligatos et solutos . . . Quia esti aliquis apud deum sit solutus, non tamen in facie ecclesiae solutus habetur nisi per iudicium sacerdotis. In solvendis ergo culpis et retinendis ita operatur sacerdos evangelicus et iudicat, sicut olim legalis in illis qui contaminati erant lepra, quae peccatum significat." Petr. Lomb. sent. 4, 18. Siehe die Ausführungen bei Schmoll, Die Bußlehre der Frühscholastik S. 15 ff.

des Himmels, Schlüsselträger, weit erhabener als Engel, Könige und Fürsten. Alle diese Titel übertrug schon der hl. Bernhard auf die Priester; der Priester steht nach ihm höher als die Cherubim und Seraphim, als die Throne und Herrschaften und Mächte, weil er das Brot in den Leib des Herrn verwandelt, und doch erwähnt er noch nicht einmal die Schlüsselgewalt.

Andere Theologen dagegen erinnerten daran, daß nach alter Sitte die Büßer die Hauptsache zu leisten hatten, und erklärten, wichtiger als äußere Bußwerke sei die innere Umwandlung, die Reue. Die Reue allein schon tilge die Sünden, wenn nur das Verlangen nach der Beichte vorhanden sei.[1] Die Reue sei aller Sünden Tod, heißt es im Freidank.[2] Auf die innere Reue folge die innere Rechtfertigung und die Eingießung der Gnade. Die Beichte nach erfolgter Rechtfertigung sei eine Art Strafe, wie die Genugtuung.[3] Auch Gratian räumt dieser Anschauung eine gewisse Berechtigung ein, erwähnt aber schon die andere, die der Absolution eine größere Wirkung beilegte.[4] Wo die rechte Reue, die Liebesreue vorhanden war,[5] trug kein Bischof und Priester ein Bedenken, die

---

[1] So Anselm von Canterbury und die Schüler Abälards, ein Roland, der spätere Papst Alexander III., Gandulph, Omnibene, endlich Petrus der Lombarde. Vgl. die Erzählung des Dominikaners von Kolmar M. G. ss. 17, 257. Weitere Belege wird der vierte Band bringen.

[2] Nr. 10 (von Sünden). Pfleger, Beil. z. Germania 1910 Nr. 45.

[3] Peccatores, licet gravi criminum lepra sint foedati, euntes tamen ad confitendum purgantur in ipsa confessione propter poenitentiam quam acturi sunt. Dum irent, mundati sunt, quia ex quo iter hoc intrant, incipiunt operari iustitiam, et iustitiae operatio est eorum mundatio. Dum irent, mundati sunt, quia ex quo tendentes ad confessionem et poenitentiam tota deliberatione mentis peccata sua damnant et deserunt, liberantur ab eis in conspectu interni inspectoris . . . Perveniendum tamen est ad sacerdotes, et ab eis quaerenda solutio, ut qui iam coram Deo sunt mundati, sacerdotum iudicio etiam hominibus ostendantur mundi; Anselm. hom. 13 in evang. Luc.

[4] Wie unsicher sich manche Beichtväter fühlten, beweist die Erzählung des Bischofs Thietmar von Merseburg über die Einweihung einer von Bernward von Hildesheim erbauten Kirche. Bernward beichtete ihm und las seine Sünden von einer Pergamentrolle ab und übergab sie dem Thietmar Dieser sprach ihn los; da er aber, wie er sagt, fürchtete, seine Schwäche reiche nicht aus, nahm er seine Zuflucht zu den Heiligen, deren Reliquien in der Kirche ruhten, und legte das Bekenntnis auf ihr Gebein.

[5] Eine andere Reue kannten die Theologen bis auf Thomas von Aquin nicht, erst Thomas und Bonaventura sprachen von einer niederen Form, der

Absolution nach geschehenem Bekenntnis zu erteilen. Wollt Ihr ihm rechte Reue künden, erlöst Euch der Einsiedler von Eueren Sünden, verheißt der graue Ritter dem Parzival. Auch die griechische Kirche ließ seit dem zwölften Jahrhundert die Absolution der Buße oder Genugtuung vorausgehen. Eine sehr berechtigte Ausnahme bestand nur bei Diebstahl, Raub, Betrug, Wucher, wo eine Wiedererstattung der Absolution vorausgehen mußte.[1] Sonst erschien die Beichte als Voraussetzung, Vorausnahme der Buße.

Solange die Buße die Hauptsache war, konnte jeder Priester, jeder Mönch Bußen auflegen, und daher begnügten sich die Großen, sich von ihren Hausgeistlichen behandeln zu lassen. Daraus entstanden aber unzuträgliche Ungleichheiten, und daher sah sich Gregor VII. 1075 veranlaßt, daran zu erinnern, daß nur die Pfarrer zuständig seien, Taufe und Absolution zu erteilen.[2] Dagegen genossen in der griechischen Kirche die einfachen Priester wenig Vertrauen; hier waren es hauptsächlich die Mönche, in denen die Gläubigen Träger eines besonderes Charisma, Geistesbegnadigte, Pneumatiker, Enthusiasten verehrten.[3] Denn es wirkte immer noch die Anschauung nach, daß nur die, die den Geist empfangen hätten, Sünden nachlassen könnten. Auch betonten hier mehrere Theologen fast zu einseitig die Notwendigkeit der Bußleistung und sprachen selten von der Beichtpflicht.[4] Manche erklärten das innere Erlebnis geradezu als Voraussetzung der inneren Rechtfertigung.[5]

Öffentliche Sünder mußten auch öffentliche Buße tun, wurden aber schon lange nicht mehr vollständig aus der Kirche ausgeschlossen, und alle Sünder konnten öfters, nicht nur einmal im Leben Buße tun. Auch geheime Sünder mußten Bußlasten auf sich nehmen, die uns heute schwer dünken, damals aber als Milderungen empfunden

---

Attrition. Bis zum Schluß des Mittelalters wußte auch die volkstümliche Literatur nichts von einer Galgen- oder Höllenreue.

[1] Mansi 22, 733.

[2] Nullus presbyter parochianum alterius recipiat, nisi per necessitatem, in baptismo et in absolutione, et si quid caritative sibi oblatum fuerit ex consensu illius, cuius parochianus fuerat, habeat vel reddat. Pflugk-Harttung, Acta p. ined. II n. 161; c. 3 C. 33 qu. 3 d. 6. (Konzil von Nimes 1096.)

[3] Holl, Enthusiasmus 311.

[4] Holl a. a. O. 308, 312.

[5] So Symeon d. j. der neue Theologe; P. g. 120, 617.

wurden. Die alten Kanones waren zu hart,[1] atmeten einen jüdischen, durch den hl. Paulus überwundenen Geist der Gesetzlichkeit. Deshalb sah sich die abend- und morgenländische Kirche zu Erleichterungen gezwungen; in der griechischen Kirche beweisen es die Kanones des Johannes Nesteutes, die fast nur noch das Fasten, Gebet und Almosen kennen. Aber diese Milderung entsprach nicht immer dem Geschmacke streng gerichteter Theologen, und es mußte sogar ein Mann wie Petrus Damiani gegen allzu große Strenge auftreten. Als er selbst in die Lage kam, den simonistischen Priestern in Mailand Bußen aufzulegen, verpflichtete er sie je nach der Schwere ihrer Schuld dazu, fünf oder sieben Jahre hindurch jede Woche zwei Tage (in der Fastenzeit drei) sich mit Wasser und Brot zu begnügen, gestattete aber zugleich den Schwächlichen einen Ersatz durch Psalmengebet, Geißelung oder Almosen.[2] Gewiß war zu bedauern, daß neben den Bußwerken, die eine innerliche Umwandlung des Sünders zum Zweck hatten, vielfach Werke rein kirchlicher Frömmigkeit, Wallfahrten, Kirchenalmosen, Beihilfe bei Kirchenbauten und dergl. traten.[3] Allein gerade diese Milde wirkte ungemein belebend und anregend auf die Kulturtätigkeit. Ohne sie wären die Gotteshäuser nicht so glänzend ausgestattet worden, die Kreuzzüge wären früher erlahmt und manche wohltätige Stiftung wäre unterblieben.[4] Eine solche fruchtbare Reue verdiente offenbar den Vorzug vor unfruchtbaren Bußübungen. Daher verbreitete sich der Ablaß sehr rasch.

Der Ablaß unterscheidet sich wesentlich von den Redemptionen darin, daß er von Anfang an einen allgemeinen und autorativen Charakter trägt. Nicht der einzelne Pönitent erhielt von dem einzelnen Pönitentiar eine Erleichterung nach geschehener Beicht, sondern schon von vornherein gewährte der Bischof oder Papst denen, die ein bestimmtes Almosen oder ein gutes Werk verrichten, eine Ermäßigung der Bußleistung.[5] Je nach der Leistung, auf die

---

[1] Vgl. den Brief des Nikephoros Chartophylax, P. g. 100, 1064 f.

[2] Für einen Tag, sollte genügen ein Psalter oder ½ Psalter mit 50 Kniebeugungen oder die Speisung und Waschung eines Armen (op. 5), für ein Jahr 3000 Schläge oder 20 Psalter oder 25 Messen (op. 14); vgl. ep. 5, 8.

[3] Zur Sühne der Ermordung des Thomas Becket mußte Heinrich II. 200 Ritter für den Kreuzzug ausrüsten, Matth. Paris. h. A. 1172.

[4] Paulus, Hist. pol. Bl. 1911 (148) 321.

[5] Ob der Ablaß aus der Kumulativrekonziliation der Büßer am Gründonnerstag entstand (Königer, Festschrift für Knöpfler 171), steht nicht so

sich der Ablaß stützte, unterschied er sich in den Arbeits-, Armen-, Wallfahrts- und Kreuzzugsablaß. Er bedeutete zunächst nur den Nachlaß der Sündenstrafen, der Bußwerke; da aber die Buße vor Gott einen Wert hatte, so bekam auch der Ablaß eine bestimmte Beziehung auf das Jenseits, auf das Fegfeuer d. h. den Ort, wo die Verstorbenen ihre versäumten Bußleistungen nachholen konnten und mußten.[1] Das Fegfeuer trat viel stärker in den Gesichtskreis und beschäftigte die Phantasie, wie zahlreiche Legenden beweisen, während die Griechen weit dahinter zurückblieben.[2]

Die jenseitige Wirkung wurde immer stärker betont, namentlich in den Kreuzzugsablässen,[3] im Zusammenhang mit dem theologischen Realismus, der eine starke Wurzel hatte in der uralten Idee der Gebetsgemeinschaft, des Gnadenschatzes der Heiligen. Wer einem Gebetsbunde angehörte oder das Klosterkleid trug, hatte Anteil an allen guten Werken des Bundes. Diese Verbrüderung erwies sich ungemein fruchtbar an guten Werken und frommen Stiftungen. Nicht nur Klöster, sondern auch Spitäler entstanden, die, von Konversen bedient, Pilgern und Armen Aufnahme gewährten. Der Mönchskleidung, dem „Schema" legten zuerst die Griechen im Anschluß an ihre sakramentale Auffassung der Mönchsweihe eine sündentilgende Kraft bei.[4]

Mit der Mönchskutte berührte sich nahe das Pilgerkleid. Pilger waren in erster Linie Büßer. Das Vorbild der Pilger war der hl. Jakob mit seinem Wanderstab, mit dem er bis nach Spanien predigend vordrang (den jüngeren Jakobus kennzeichnet der Walkerstab), den Jakobsstab erblickten die Christen sogar am Himmelszelt im Orion.[5] Sein Grab übte schon frühe eine Anziehungskraft aus,

---

sicher fest; vgl. Paulus, Ztsch. f. kath. Theologie 1900. Gottlob, Ablaßentwicklung 8.

[1] Vgl. die pseudo-augustinische Schrift De vera et falsa poenitentia, die im elften Jahrhundert auftauchte.

[2] Die älteren griechischen Kirchenväter sprechen alle vom Reinigungsort, so klar wie Augustinus, aber mehr nnd mehr verbreitete sich die Lehre vom Seelenschlaf.

[3] Den ersten scheint Leo IX. 1052 erteilt zu haben; dann folgte Alexander II. 1063, endlich entschiedener Urban II. 1096; Gottlob, Kreuzablaß und Almosenablaß S. 60.

[4] Michael Glykas P. g. 158, 943.

[5] Auch die Seefahrer sprechen von einem Jakobsstab; Ztsch. f. d. Kulturgesch. 1873, S. 104.

wenn es auch nicht gleich kam den hl. Stätten zu Jerusalem und Rom. Die Päpste begünstigten Wallfahrten nach Rom und wußten es durchzusetzen, daß die Jerusalemspilger den Weg über Rom nahmen. Sie hatten namentlich Bedacht auf die Nordgermanen, die ohnehin zu den Griechen hinneigten.[1] Die Deutschen zogen zu den Grabstätten des hl. Bonifatius und der Lioba in Fulda, zu Viktor in Xanten, Cassius in Bonn, Meinrad in Einsiedeln, Afra in Augsburg und zu andern Bekennern.

Hatten bis dahin die Reliquien der Heiligen eine große Anziehungskraft ausgeübt, so knüpften sich nun auch Wallfahrten an Legenden und Wunder an. Die Kirche duldete sie jetzt mehr als zuvor, da die Gefahr des Götzendienstes nicht mehr so groß war. So entstand die Wallfahrt zum hl. Michael auf dem Monte Gargano, namentlich aber viele Marienwallfahrten, besonders an Sitzen der Benediktinerklöster. So kam der hl. Berg Andechs, Wilten in Tirol, Andlau im Elsaß, Mariazell im Schwarzwald, Beuron im Donautal in Ansehen.[2] Am meisten Anziehungskraft übte der Orient mit seinen hochheiligen Reliquien aus: dort war das Kreuz, das Schweißtuch, die Dornenkrone, die Nägel, der Abendmahlskelch. Wie glücklich schätzte sich der, der ein Stück davon zu erbeuten wußte! Wir haben schon früher gehört, wie Heinrich I. alles daran setzte, den Burgunderkönig Rudolf zur Herausgabe der hl. Lanze zu zwingen.[3] Richard von St. Vanne erhielt vom hl. Kreuz ein Teilchen und trug es als kostbaren Schatz in einer Goldkapsel nach Hause.[4] Einige Jahre später gelang es dem Gesandten des Kaisers, Mangold von Werd, eine Partikel zu erhaschen, nicht ohne große Gefahr zu laufen. Ein Ritter, Heinrich von Ulm, erbeutete aus der Sophienkirche einen Zahn des hl. Johannes, erbaute für ihn eine eigene Kapelle in seiner Burg, überließ ihn aber später, als ihn ein anderer Ritter gefangen nahm, den Cistercienseern.[5] So ließ der hl. Ludwig über der Dornenkrone und anderen Reliquien die hochberühmte heilige Kapelle, ein wahres Schatzkästlein der Gotik, erbauen.

---

[1] Riant, Les expeditions des Scandinaves 419.

[2] Beissel, Marienverehrung 147.

[3] II, 338.

[4] Mab. a. VI, 528.

[5] Caes. Dial. 8, 54.

Die Normannen eigneten sich die Reliquien kurzweg mit Gewalt an und durchsuchten den ganzen Orient, obwohl dieser Diebstahl als Gottesraub, als Sakrileg galt, und mit ihnen wetteiferten bald die Venetianer und betrieben mit ihren Schätzen einen schwunghaften Handel. Auch nördlich der Alpen kamen solche Diebstähle vor, aber man entschuldigte sie mit dem unbegrenzten Eifer und der Liebe zu den Heiligen, während man den früheren Besitzern Nachlässigkeit im Dienste der Reliquien vorwarf. So sagt Rather über einen Veroneser Reliquienraub, das Volk sei selbst daran schuld, da es seinen Heiligen sechzig Jahre lang vergessen und vernachlässigt habe: „Wenn die Diebe bei ihrer Tat dem einfältigen Auge ihres Verlangens folgten, gestehe ich, daß sie sich notwendig ihrer Errungenschaft freuen können.“ Kaiser Otto III. befahl den Bewohnern von Benevent die Auslieferung des Apostels Bartholomäus und ließ ihn zu Rom auf einer Tiberinsel in die von ihm erbaute Adalbertskirche bringen. Aber die Beneventaner scheinen einen Betrug verübt und die Gebeine des hl. Paulinus von Nola geschickt zu haben. — Als ein Bischof von Eichstätt die Reliquien der hl. Walburga, die zu Heidenheim ruhte, von dort entfernte und nach Eichstätt bringen ließ, rechtfertigte er seine Tat durch ein Gesicht, worin ihm Walburga erschienen sein und ihn zur Übertragung aufgefordert haben soll.

Die Venetianer und Normannen verteidigten ihre Handlungsweise damit, daß die heiligen Leiber im Orient vor den Mohammedanern nicht sicher seien. Gerade deshalb erwarben sie schon am Schluß des neunten Jahrhundert den hl. Markus in Alexandrien. Nicht so einfach ging es mit der Übertragung des hl. Nikolaus aus Myra, auf den ebenfalls die Venetianer ihre Augen geworfen hatten (1087). Doch kamen ihnen Kaufleute aus Bari zuvor. Eine mutige Schar, wohl bewaffnet, drang in die Stadt, begab sich in das Kloster, legte ihre Waffen ab und betrat die Kirche. Nachdem die Pilger ihr Gebet vollendet hatten, schlugen sie den Mönchen einen Kauf vor, auf den sie aber nicht eingingen. Darauf nahmen sie die Mönche gefangen. Unter dem Gesange der Litanei öffneten einige gewaltsam das Grab und entnahmen den heiligen Leib, von dem Wohlgeruch ausströmte. Während sich die beraubten Christen dem Jammer und der Trauer überließen, führten die Räuber ihre Beute frohgemut von dannen, durch Wohlgerüche und

nächtliche Träume erfreut. Unter großem Festgepränge erfolgte zu Bari die vorläufige Beisetzung in der Stephanskirche (Erzbischof Urso hatte eigens seine Pilgerfahrt nach Jerusalen verschoben). Bald erhielt der heilige Leib eine eigene Kirche. Bis er endlich zur Ruhe kam, hatten verschiedene Liebhaber Stückchen entwendet, was ihnen aber zum Unheile ausschlug. Besonders übel ging es einem französischen Mönche, der sich einen ganzen Arm samt der Silberhülle angeeignet hatte. Da er in der Not das Silber veräußerte, kam man auf die Spur. Dagegen erhielten die Landsleute in der Normandie freiwillig einen Zahn, der eine Zierde der Peterskirche zu Noron wurde.[1]

Es hing eben alles von den Umständen ab, und es konnte sogar einem frommen Manne schlimm ergehen, wenn er sich unbefugte Eingriffe erlaubte. Als der hl. Otto von Bamberg in einem einfachen Dorfe eine große Zahl von Reliquien, zudem in einem armseligen Behältnisse, in den Altar eingefügt fand, ergriff ihn ein mächtiges Verlangen. Doch da er einigemal mit dem Hammer gegen das Siegel des Sepulcrum schlug, floß Blut aus der Spalte des Bleies, und ihn selbst befiel Schrecken und Krankheit, die ihn an den Rand des Grabes brachte. Noch viel schlimmer ging es dem Kleriker und dem Schmiede, die das Grab des heil. Koloman öffneten; sie wurden beide mit schwerer Krankheit geschlagen. Sogar der Maler, der in der Nähe des Grabes seine Kunst ausübte und nur den Vorhang vor dem Grabe neugierig aufhob, verlor den Gebrauch seiner Glieder und erlangte sie erst wieder, nachdem er dem Heiligen seinen Dienst gelobt hatte.[2]

Aller Orten entdeckte man die Leiber unbekannter Heiligen — oft klärten Träume darüber auf,[3] und Wunder bestätigten ihre Echtheit.[4] Immer größer wurde die Zahl der Reliquien; es erhob

---

[1] Orderic. Vital. h. e. 7, 9.

[2] Ein Kaufmann von Groningen wußte sich der Liebschaft einer Frau zu bedienen, um in den Besitz einer Reliquie zu kommen (Caes. 8, 53), er machte aber schlechte Geschäfte damit.

[3] Einem Verehrer des hl. Alban in England erschien dieser Heilige im Traume nachts und führte ihn an das Grab des hl. Amphibalus; Matth. Paris. ad a. 1178.

[4] Vgl. die vielen Wunder, die am Grabe des hl. Josse (Iodocus) und Evroult (Eberulf) in der Normandie sich ereigneten nach Orderic. Vital. h. e. 3, 19; 6, 12, 15 ad a. 1060.

sich kein Altar, der nicht viele Reliquien umschloß, und die Zahl der Altäre wuchs zusehends. Die Kirche von Eichstätt besaß auf neun Altären bereits 700 Reliquien. Mit Reliquien ließen sich die Gläubigen vielfach nach der Messe segnen, so kein Geringerer als Friedrich Barbarossa.[1]

Auf seelisch stark erregte Menschen wirkt ein Bild wie eine Offenbarung, ein einfaches Wort wie Gesang. Wie der kindliche Sinn sich am Unscheinbarsten erfreut, so findet der fromme Betrachter im Kleinsten das Größte. Vor seinen Augen belebte sich das tote Bild und strömte in die Reliquien Blut und innere Wärme. Wenn der hl. Richard von St. Vanne das Kreuz betrachtete, dann sah er, wie Tränen aus den Augen des Gekreuzigten auf sein Haupt fielen. Der Mund bewegte sich, und der Herr sprach zu ihm: „Du hast mich auf Erden gepriesen, und so segne ich dich.“ Ganz versenkt in das Leiden des Herrn und der Heiligen schaute er hinter den Bildern und Reliquien lebende Wesen, die Leichenreste schienen ihm Segensquellen zu sein; stets trug er solche bei sich; mit Reliquien in den Händen ist er gestorben.

2. Das Geheimnis der Erlösung.

Auch der tiefste Mystiker dieser Zeit, der hl. Bernhard, bedurfte der äußeren Anregung; und diese bot ihm hauptsächlich die Betrachtung des gekreuzigten Heilandes, dessen Gestalt die vielen Palästinafahrten den Gemütern nahe brachten. Es war weniger das Leben Jesu, dem sich im Unterschied zum frühen Mittelalter, zur Zeit des Heliandsängers und Otfrieds die Aufmerksamkeit zuwandte, als vielmehr sein Kreuzestod, sein Opferleiden, woran die vielen Blut- und Kreuzreliquien erinnerten. Im lebendigen Glauben schaut die fromme Seele Jesu Opferleiden; die Braut des Herrn sieht den Eingeborenen die Kreuzeslast tragen, sieht ihn geschlagen, angenagelt, sieht das Haupt voll Blut und Wunden, voll Schmerz, bedeckt mit Hohn — „der Purpur seiner Wangen, der Lippen frisches Rot, all Schönheit ist vergangen“ — sie sieht die offene Seitenwunde und das hervorquellende, die Menschheit entsündigende Blut — im Anschluß daran hat Gertrud von Helfta bereits das Herz Jesu zum Gegenstand ihrer Verehrung gewählt. Durch das eigene Herz

[1] M. G. ss. 20, 490.

geht der frommen Seele das Schwert der Liebe, und sie spricht: „Er erquickt mich mit Blumen und labt mich mit Äpfeln, denn ich bin krank vor Liebe“.

Während spätere Mystiker den Weg der Reinigung und Vollendung genauer bestimmen und andere Affekte, wie Furcht und Hoffnung beiziehen und in eine feste Ordnung einreihen, ist dem hl. Bernhard die Liebe Grundprinzip, und aller Fortschritt besteht nur in der Entwicklung der Liebe aus dem natürlichen zu einem übernatürlichen Seelenzustand. Durch die Not und die innerliche Unbefriedigtheit lockt Gott die Seele zu sich und führt sie durch Glauben und Schauen zur Vereinigung. Auf einer niederen Stufe liebt der Mensch Gott um seinetwillen, aus Rücksicht auf Lohn, auf der höheren Stufe aber vergißt sich die Seele selbst. Die höchste Liebe genügt sich selbst, sie hat ihren Lohn in sich; sie ist frei von aller Furcht und Ehrfurcht. Ehren mag, wer bangt, staunt, wundert, das alles ist bei dem Liebenden nicht. Gott, der mit Recht ein Gegenstand der Ehre, des Staunens und der Verwunderung ist, liebt es noch mehr, geliebt zu werden. „Bräutigam und Braut sind sie, verbunden durch einen geistlichen Ehebund. Bund? — ich habe zu wenig gesagt, Umarmung ist's, wahrhafte Umarmung, wie dasselbe Wollen und dassebe Nichtwollen einen Geist aus beiden macht.“

Bernhard ist unerschöpflich, die Liebe in immer wieder neuer Beleuchtung zu zeigen, den Reichtum ihrer Beziehungen, die Fülle ihres Lebens und die Wunder ihrer Schönheit auszubreiten. Er ist in Wahrheit der Troubadour der geistlichen Minne. — Die Liebe ist das Gesetz Gottes selbst, sie ist sein Leben und das Einheitsband der drei Personen. — Gott nimmt keine Ehrenbezeugung an, sie sei denn mit dem Honig der Liebe gewürzt, sie allein ist es unter allen Stimmungen und Regungen der Seele, die dem Schöpfer, wenn nicht mit Gleichem, doch mit Ähnlichem seine Gnade vergelten kann. — In der Liebe geht dem Menschen die höchste Erkenntnis, die Anschauung Gottes auf. Er bedarf jetzt keiner Vermittlung durch geschaffene Dinge, keiner Vermittlung durch leibliche Sinne mehr, um die Welt und Gott zu erkennen: in Gott erkennt er jetzt alles. „O heilige und keusche Liebe,“ ruft Bernhard aus, „o süße und liebliche Empfindung. Wie der kleine Wassertropfen, in vielen Wein gegossen, von seiner Natur ganz zu lassen scheint und sowohl

den Geschmack als die Farbe der Weins annimmt und wie das im Feuer glühende Eisen ganz ähnlich dem Feuer wird und seine eigene Form verliert, und wie die vom Sonnenlicht durchgossene Luft in dieselbe Klarheit des Lichts umgewandelt wird, so daß sie nicht sowohl erleuchtet, sondern das Licht selbst zu sein scheint, so muß dann alle menschliche Empfindung in den Heiligen auf eine unaussprechliche Weise in sich selbst zerfließen und gänzlich in Gottes Willen umgegossen werden. Wie soll denn sonst Gott alles in allem sein, wenn im Menschen vom Menschen etwas zurückbleibt?"

Seine mystischen Gedanken entwickelt Bernhard vornehmlich im Anschluß an das Hohelied, dessen farbenprächtige, feurige und überschwellende Sprache dem glühenden Herzen Bernhards am meisten entsprach. Am Hohen Lied hat er sich geistig gesättigt und gebildet, seine Sprache verrät überall den Widerschein dieser Studien. Wenn die Prosa nicht mehr ausreichte, die überfließende Fülle seiner Liebe zu fassen, dann griff er nach der gereimten Form und legte in schwungvollen Versen, die noch heute die christliche Gemeinde mit Begeisterung durchfluten, seine tiefe Seele nieder. Dürr ist jede Speise der Seele, wenn sie nicht mit dem Öle Christi begossen worden. Wenn du schreibst, sagt es mir nicht zu, wenn ich nicht Jesum darin lese. Wenn du über religiöse Gegenstände dich mit mir unterredest, sagt es mir nicht zu, wenn nicht Jesus darin ertönt. Iesus mel in ore, in aure melos, in corde iubilus. Schon das schlichte Wort Jesu wirkte auf den hl. Bernhard wie Gesang, wie ein Klang aus Himmelshöhen. So hören erregte Menschen schon in einem einfachem Tone Donnerrauschen und sehen in einem schlichten Bilde den Himmel offen.

Die geschichtliche Gestalt des Heilandes stand dem Heiligen gleichsam fühlbar und greifbar vor Augen, und zwar ist es besonders der leidende Erlöser, den die Kreuzzugsbegeisterung den Herzen nahe rückte. Bis dahin ward der Gekreuzigte mehr als Sieger über den Tod gefeiert, vom elften Jahrhundert an aber wurde der Leidensausdruck immer stärker. Leiden und Schmach, Kreuz und Verlassenheit erschienen als die wahre Gestalt des Göttlichen, und man bewegte sich in Gegensätzen, schaute die Allmacht in der Ohnmacht, die Hochachtung in der Demut, das Leben im Tode, den Gott in der Krippe und am Kreuze an. Ein frommer Christ

fühlte sich ganz eins mit Christus. Er empfand gleichsam sein Fleisch und sein Blut, er spürte seine Schmerzen und den sanften Hauch seines Mundes. Er war Realist, um einen Schulausdruck zu gebrauchen, und sah im tieferen Grunde den Zusammenhang, die Einheit aller Wesen.

Die Menschen sind nach den theologischen Realismus ein Leib, haben alle in Adam gesündigt und in Christus gelitten. Darüber, wie dieses Leiden zu verstehen sei, haben die Theologen viel gegrübelt. Die älteren Kirchenväter erklärten, Christus habe das Recht des Teufels auf der Menschheit abgelöst, abgekauft. Um einer flüchtigen Lust willen hatte danach ihr Stammvater sich in die Schuldknechtschaft des Teufels begeben. Da aber die Unterwerfung nur durch eine List gelang, erklärten andere, war der Vertrag in seinem Kerne nichtig; der Teufel hatte kein wirkliches Recht.[1]

Nicht dem Teufel, sondern Gott dem Vater leistete Christus Genugtuung, erklärte namentlich Anselm von Canterbury. Der Heiland leistete Genugtuung, bot ein Äquivalent, einen Ersatz an Stelle der schuldigen Menschheit, ähnlich wie der Schuldige ein Wergeld. Allerdings übernahm der Heiland diesen Ersatz nicht als Strafe, sondern freiwillig, aber ähnlich wie beim Wergeld richtete sich der Ersatz nach der Person des Verletzten. Der unendlichen Beleidigung Gottes, die der Sündenfall verschuldete, setzte Christus, die zweite Person der Gottheit, ein unendliches Verdienst entgegen; denn der Beleidigung muß die Genugtuung entsprechen. So wurde wieder ein Gleichgewicht hergestellt. Anselm setzt die Erlösung in einen innergöttlichen Prozeß um, in dem die erste Person der Gottheit durch die zweite versöhnt wird. Daran nahm aber auch die Menschheit teil. Denn nach dem germanischen Strafrecht gilt der Grundsatz: „Einer für alle und alle für einen.“ Ja noch mehr; in Christi Menschheit war die ganze Menschheit eingeschlossen. Denn im Wesen, in der Idee sind die Menschen eins. In ihr Extrem getrieben, führte diese Lehre zu üblen Folgen, wie wir noch später sehen werden; sie schwächte das Verantwortlich-

[1] Petr. Blesens. ep. 237. Im Widerspruch damit steht freilich seine juristische Auffassung: ein Hausvater ließ in seinem Testamente einen Knecht frei, aber von seinen vier Töchtern widersprachen zwei der Freilassung, nämlich die „Wahrheit“ und „Gerechtigkeit“. Doch siegte die der Freilassung günstige Meinung der „Barmherzigkeit“ und „Friedfertigkeit“ (l. c.).

keitsgefühl des einzelnen und die individuelle Unsterblichkeits-hoffnung.

Nach dem schroffen Ideenrealismus, den diese theologische Ansicht voraussetzt, entspricht allen Begriffen, also z. B. dem des Menschen, des Tieres, der Pflanze im allgemeinen eine volle Realität, da die Wesenheit in allen unter denselben Begriff fallenden Dingen eine oder wenigstens gleich und ununterschieden ist. So entspricht dem Begriffe, der Idee Gottes die volle Realität. Die Idee Gottes, die Idee des Höchsten, Größten, Vollkommensten enthält ihr Sein und braucht durch äußere Gründe nicht gestützt zu werden.[1] Die Bedingtheit und Bestimmtheit der Welt, die durchgreifende gegenseitige Abhängigkeit der Naturdinge, die Zweckmäßigkeit ihrer Zusammenordnung sind die äußeren Gründe für das Dasein eines ordnenden Geistes; dies sind aber aposteriorische, synthetische oder, wenn man so sagen will, induktive Gründe, denen niemals jene zwingende Notwendigkeit innewohnt, die den apriorisch-analytisch-deduktiven Gründen eigen ist. Was man aus einem Begriffe analytisch entwickeln kann, wie aus dem Begriff des Dreiecks die Winkelsumme, steht unanfechtbar fest. So glaubt nun Anselm aus dem Begriff Gottes — den er naiverweise als überall gleich ausgebildet voraussetzt — sein Dasein analytisch folgern zu können. Das Dasein, meint er, stecke in dem Begriffe schon darin als notwendiges Merkmal. Denn man müsse Gott notwendig als das vollkommenste, höchste Wesen denken; wäre nun in dieser Vollkommenheit das Sein nicht eingeschlossen, so gäbe es noch etwas Vollkommeneres. Diese berühmte Beweisführung, die später der idealistische Cartesius aufgriff, entspringt einem richtigen Gefühl, einer idealen Ahnung, aber ein streng kritischer Beweis ist sie nicht. Wohl hat die Idee des Höchsten und Vollkommensten eine Realität, aber zunächst nur in uns. Das Anselmsche Argument führt uns nicht hinaus über den „Gott in uns", es führt uns höchstens zu der pantheistischen Zusammenfassung des Göttlichen in den

[1] Der gemäßigte Realismus eines Thomas von Aquino hat den Gottesbegriff aus der Zahl der mit der realen Geltung belegten Universalien ausgeschlossen und sich beschränkt auf die von Erfahrungsdingen abstrahierten Universalien. Daher ist es verfehlt, den Anselmschen Gottesbeweis durch psychologische und kausale Erwägungen zu stützen und mit dem Thomismus zu versöhnen. Vgl. Bäumker, Witelo 306. Über Anselms Methode vgl. Grabmann, Die scholastische Methode I, 265.

Menschengeistern, zur Allvernunft. Nur indem wir von dem Göttlichen in uns auf jenen schließen, der das Göttliche in uns gelegt hat, und damit die weise Naturordnung verbinden, vermögen wir zu einem objektiven Gotte zu gelangen.

In seinem Realismus gelangte Anselm bei der Gotteslehre bis zur Grenze des Modalismus und zur Leugnung realer Persönlichkeiten. Denn, meint er, entweder müssen ebensoviel Substanzen als Personen oder darf wie nur eine Substanz, auch nur eine Persönlichkeit im vollen Sinne des Wortes angenommen werden.[1] Die Verschiedenheit der Personen in Gott beruht wie beim menschlichen Geiste darin, daß das Bewußtsein an sich, die Memoria, sich zum Bewußtsein des Bewußtseins, zur Intelligentia, steigert, beide aber verbindet die Liebe. Die Folgerichtigkeit führte immer weiter bis zur Leugnung der menschlichen Persönlichkeit. Zwar nicht Anselm selbst, aber andere Philosophen, wie Wilhelm von Champeaux, behaupteten, alle Menschen besitzen nur eine und dieselbe Seele, ähnlich wie später die arabischen Pantheisten. Danach würde eine und dieselbe Seelensubstanz in einzelne Individuen sich nur dem Scheine nach, wenn man so sagen will, den Accidenzien nach vervielfältigen. Gegen diese Behauptung, die ein Mönch von Corbie aufstellte, schrieb der nämliche Ratramnus ein Buch, der sich auch mit der Frage beschäftigte, wie sich der eine Leib Christi in den Hostien vervielfältige.

3. Das Allerheiligste.

Die schroffsten Realisten behaupten, jede verwandelte Hostie enthalte denselben Christus. Manche gingen so weit, die Accidenzien, d. h. das, was die Sinne berührt, Geschmack, Geruch, Gefühl und Gesicht, zu einem bloßen Schein herabzusetzen und auf der anderen Seite den eucharistischen Leib möglichst physisch zu fassen. Sie sprachen so, als ob wir im Sakrament dasselbe Fleisch, das am Kreuze hing, dasselbe Blut genössen; folgerichtig müßte auch

[1] Omnes plures personae sic subsistunt separatim ab invicem, ut tot necesse sit esse substantias quot sunt personae; quod in pluribus hominibus, quia quot personae, tot individuae sunt substantiae, cognoscitur. Quare in summa essentia sicut non sunt plures substantiae ita nec plures personae (Monol. 78). Daraus geht hervor, daß selbst die bestbeleumundeten Theologen sich nicht freihielten von ketzerischen Anwandlungen.

Christus bei jeder Eucharistie gekreuzigt, geschlachtet werden, und in der Tat meinten sie, der Priester zerbreche den Leib; der Leib Christi unterliege sogar dem Prozesse der Verdauung. Diese Anschauung hießen ihre Gegner Sterkoranismus, verglichen ihre Vertreter mit den Juden bei Kapharnaum, die glaubten, so wie Christus vor ihnen stand, wolle er sich ihnen zur Speise bieten, und nannten sie daher Kapharnaiten. Sie hatten einen starken Halt im Volke, da es in seiner grobsinnlichen Weise vom Übersinnlichen möglichst greifbare Folgen erwartete. In welcher Weise sich diese Erwartungen verdichteten, haben wir schon oben gesehen.

Ohne Zweifel hat der vielfache Aberglaube, der sich an die heiligen Gestalten anknüpfte, idealdenkende Geister abgestoßen, und dieser Widerwille hat sie wohl zu einem andern Extrem, zu einer allzu starken Vergeistigung und Abschwächung des Gnadenmittels getrieben. Johannes Scotus Erigena lehrte, die Hostien seien bloße Figuren, Erinnerungen, Pfänder des Leibes Christi. Wohl verbinde sich mit dem sichtbaren Element etwas Unsichtbares. Der innere Mensch empfange den geistigen, intelligibeln Leib Christi: „Dies ist mein Leib" sei ebensowenig wörtlich zu fassen als der Satz: „Ich bin das Lamm Gottes, ich bin ein Hirte, eine Leuchte." Von einer Wandlung könne man nur im gleichen Sinne sprechen wie von der Umwandlung eines Sünders in einen Gerechten. Das sinnliche zerstörbare Element vertrage sich nicht mit dem geistigen, der himmlische Leib Christi schließe jede Vervielfältigung aus — eine Einwendung, die sich besonders vom nominalistischen Standpunkt aus nahe legte. Erigina stand allerdings nicht auf diesem nüchternen Standpunkt, wohl aber Berengar von Tours und Roscellin. Da der Nominalismus die Substanz und Accidenz viel enger verkettet als der Realismus, konnte er eine gesonderte Seinsweise beider nach der Wandlung nicht verstehen.[1] Berengar leugnete eine Substanzverwandlung, weil mit ihr zugleich die Accidenzien sich ändern müßten.

Wenn Berengar als Nominalist die Accidenzien an die Substanz unlösbar geknüpft glaubte, teilt er unbewußt Voraussetzungen der modernen Philosophie, die keine reale Scheidung

---

[1] So sagt Berengar: quod in subiecto erat, superesse quacumque ratione non potest corrupto subiecto — non postet res ulla aliquid esse, si desinat ipsum esse. Vgl. Nägle, Ratramnus und Eucharistie 244.

zwischen der Substanz und ihren sinnlichen Äußerungen zugibt, und die Substanz in ihren Wirkungen sich erschöpfen läßt, ja sogar den Begriff der Substanz zu einer bloßen Formel oder einem Gesetze erniedrigt, vermittelst dessen wir verschiedene Wirkungen, die in einer bestimmten Raumgröße zusammenfallen, in einer wirklichen Einheit umschließen. Diese Aktualitätsphilosophie, wie man sie nennt, geht davon aus, daß der Begriff Substanz einen Widerspruch enthalte; denn er verbinde mit der Vorstellung einer veränderlichen Außenseite, einer Vielheit von Eigenschaften und Tätigkeiten die widersprechende Vorstellung eines gleichbleibenden, beharrenden Kernes, und darüber hinaus erhebe sich die Frage, wie sich die bedingte Substanz zur unbedingten verhalte.[1] Denn der Begriff des Insich- und Durchsichseins, der Inseität und Perseität lasse sich schwer aufrecht erhalten bei einem der Allsubstanz inhärierenden Momente.[2]

Diese Widersprüche zu lösen, hat noch keine Philosophie fertig gebracht. Auch die Scholastik kam nicht zur vollen Klarheit über das Verhältnis der Substanz und der Accidenzien: war sie nur die Ursache oder der Träger der sinnfälligen Eigenschaften? Sie spricht wohl von einer Inhärenz der Eigenschaften, aber auch von einem Wechselspiel, von Leiden und Wirken an der Oberfläche der Substanz im Verhältnis zur Umgebung.[3] Aber sie faßte das Verhältnis im allgemeinen viel loser und lockerer und nahm ebenso leicht eine Veränderung der Substanz bei gleichbleibenden Accidenzien, wie eine Veränderung der Accidenzien bei gleichbleibender Substanz an. Daß ein Ding seine Eigenschaften wechsle, ohne sich im Innern selbst zu verändern, schien ihr einleuchtend. Sie ließ auch mit Leichtigkeit Form und Materie sich voneinander unabhängig verändern und sprach ebenso von einer Transmateriation als einer Transformation.

Die alten Väter gebrauchten, wenn sie von der Eucharistie sprachen, nebeneinander die Ausdrücke Transformation, Transfiguration und Transsubstantiation, von Metamorphose und Metusiose. Im Anschluß daran begnügten sich die griechischen Theologen

[1] Oder die causae secundae zur causa prima.

[2] Daher hat Spinoza die Dinge zu bloßen modi der Allsubstanz herabgesetzt.

[3] Actio et passio conveniunt in una substantia motus.

mit der Annahme einer Transformation, die die Materie nicht umgestaltet, umwandelt, sondern nur verklärt; sie lehrten, das Brot werde ähnlich in den Geistleib Christi aufgenommen, wie die Menschheit in die Gottheit Christi, und erfanden so eine Art Gegenstück zur Inkarnation. So nahe der Ausdruck auch lag, haben sie doch nicht von einer Impanation gesprochen wie die Schüler Berengars. Diese gebrauchten verschiedene Wendungen; sie sagten, der Leib des Herrn sei gewissermaßen verborgen oder enthalten im Brote oder er werde verbrotet (impanari), andere meinten wieder, Brot und Wein werden nur zum Teil verändert. Selbst über den engeren Kreis Berengars hinaus glaubten viele, ein unwürdiger Christ empfange nicht den Leib Christi und ein unwürdiger Priester könne die Wandlung nicht vollziehen. Dieser Anschauung neigte selbst Gregor VII. zu, der Berengar auffallend milde behandelte. Denn er lehrte die Messen verheirateter Geistlicher mit einem Abscheu zu betrachten, der weit hinausging über die durch ihre Unerlaubtheit gerechtfertigte sittliche Entrüstung. Daher warfen ihm auch die Anhänger Heinrichs IV. vor, er, der alte Schüler des Ketzers Berengar, stelle den katholischen und apostolischen Glauben von des Herrn Fleisch und Blut in Frage.[1] Wie es scheint, hätte er sich damit beruhigt, wenn die streitsüchtigen Theologen sich auf die Formel vereinigt hätten: Brot und Wein seien nach der Weihe der Leib und das Blut Christi.[2] Indessen ging die unter seiner Leitung abgehaltene Lateransynode 1078 weiter, sie bestimmte, Brot und Wein werde durch das Geheimnis des Gebets substanziell verwandelt und es sei der wahre Leib Christi da, nicht allein in der Kraft des Sakramentes, sondern in der Wahrheit der Substanz (in proprietate naturae et in veritate substantiae).

Mit innerem Vorbehalte, unterwarf sich Berengar; er erklärte, das konsekrierte Brot sei unbeschadet seiner eigenen Substanz der Leib Christi; es verliere nicht, was es war, und erhalte nur eine Heilkraft für die Seele. Da seine Gegner der Aufrichtigkeit des Dialektikers nicht trauten, verlangten sie, er solle schwören, daß

---

[1] Ekkeh. Uraug. 24 (s. S. 67 N. 1) bedauert diese Auslassung. Noch schärfer urteilt Egilbert von Trier über das Brixener Dekret; Mirbt, Publizistik 596.

[2] Ep. 1, 47; Schnitzer Berengar 108.

er jenes Bekenntnis in dem Sinne erkläre, wie sie meinten, und nicht zugunsten seiner Ansicht deute. Der Papst aber befahl, um dem Streite für immer ein Ende zu machen, er solle sich zur Erde niederwerfen und bekennen, daß er bisher geirrt habe, indem er keine Verwandlung der Substanz nach gelehrt. „Bestürzt durch den plötzlichen Wahnsinn des Papstes,“ erzählt der hochmütige Berengar, „und da ihm Gott durch die Schuld seiner Sünden die Standhaftigkeit nicht verliehen,“ warf er sich zur Erde und bekannte mit bebender Stimme, daß er sich geirrt habe, damit nicht Gregor VII. sogleich das Verdammungsurteil über ihn spräche und, was die notwendige Folge davon gewesen wäre, das Volk ihn jeglicher Todesstrafe hätte preisgeben können. Nachher gebot ihm der Papst im Namen Gottes und der Apostel Petrus und Paulus, nie wieder über die Abendmahlslehre zu streiten und Unterricht zu erteilen, es sei denn, um die, welche er vom wahren Glauben abgebracht, wieder zu demselben zurückzuführen.[1]

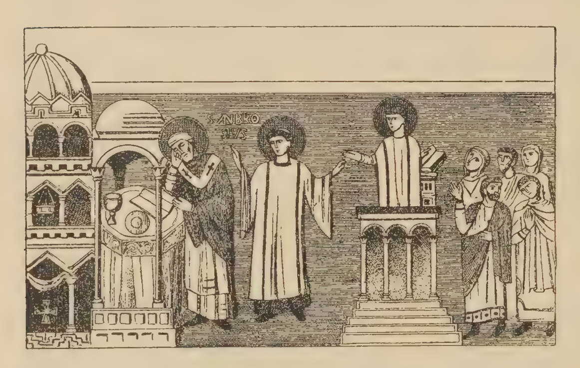
Das Verhältnis der Substanz zu den Accidenzien hat die Lateransynode offen gelassen. Die späteren Scholastiker haben sich darüber viel den Kopf zerbrochen und namentlich die Frage untersucht, wer der Träger der Accidenzien sei, nachdem die ihr entsprechende Substanz verschwunden war. Die rationelle Beantwortung dieser Frage führte manche wieder hart an die Grenze der Impanationslehre, der ohnehin ein Mann wie Rupert von Deutz nahe stand.[2] Wer kann überhaupt sagen, was die Substanz, das innerste Wesen der Dinge ausmache? Das innerste Wesen eines Dinges machen wir uns überhaupt bloß anschaulich durch Gleichnisse aus dem Innenleben unseres Geistes; wir unterschieben unwillkürlich den äußeren Erscheinungen seelische Empfindungen. Der Begriff der Substanz entstammt der inneren Erfahrung, dem Innenleben, wo die Einheit des Ich durch alle wechselnden Stimmungen hindurch sich bewahrt. Die Substanz ist ein metaphysischer Begriff, sie liegt jenseits der Erfahrung. Daher fällt auch eine

[1] Brischar im Kirchenlexikon II, 400.

[2] Nach dem hl. Thomas bleibt von der Brotsubstanz die Quantität als Trägerin der Accidenzien. Nun erblicken aber viele Philosophen in der Ausdehnung, in der Quantität das Wesen der Dinge (ihnen neigt auch Schanz in seiner Sakramentenlehre S. 363 zu). Ist doch auch die Form, worin die Scholastiker das Wesen der Dinge erblicken, etwas Quantitatives. Dann bliebe aber die Substanz oder doch etwas von der Substanz.

Substanzänderung in das Gebiet des Übersinnlichen. Doch ist das Übersinnliche noch nicht das Übernatürliche.

Es ist ungemein schwer, das Übernatürliche so zu fassen, daß es sich weder vergröbert noch verflüchtigt. Bei den einseitigen Realisten erscheint die Übernatur fast wie eine Verdoppelung der Natur, und es entsteht eine metaphysische Physik und ein supranaturaler Naturalismus. Wenn man aber mit den Idealisten das Übernatürliche allzusehr vergeistigt, verflüchtigt es sich einem unter den Händen und löst sich zu einem bloßen Gedanken auf. Gerade die Furcht vor dieser Verflüchtigung und der Drang des frommen Gemütes, das alles möglichst greifbar haben will, hat die Wagschale immer sehr stark nach rechts neigen lassen. Das Dogma zog weniger eine Mittellinie, wie oft behauptet wird, vielmehr suchte es mit aller Kraft und Energie die Realität des Übernatürlichen festzustellen, ob es sich nun um Christus und um die Dreifaltigkeit, oder ob es sich um die Kirche, die Sakramente und den Ablaß, ob es sich um Maria und die Heiligen oder ob es sich um die letzten Dinge handelte. Hier siegte immer die größte Frömmigkeit, die stärkste Glaubenszuversicht, der Geist der Kirche, und die Frömmigkeit zog umgekehrt wieder aus der neuen Formulierung eine kräftige Nahrung.[1]



Der hl. Ambrosius feiert die hl. Messe. Ein Diakon liest das Evangelium vom Ambon aus. Ein zweiter Diakon steht in der Mitte. Beide tragen über der Tunika einen stolartigen Chorrock. Im Hintergrunde steht das Volk, Frauen mit Schleiern, die zwei vorderen Männer mit Mänteln über ihren Tuniken. Mosaik von San Ambrogio in Mailand aus dem elften Jahrhundert.

Die schärfere dogmatische Bestimmung der eucharistischen Wandlung gab der frommen Betrachtung und dem spekulativen Denken einen starken Anstoß, bereicherte die Mystik und Dogmatik und erweiterte die Liturgie. Schon in den Kämpfen um die Lehre spielte eine Erzählung aus dem Leben Gregors des Großen eine

[1] Während Berengar sich auf die Vernunft berief und meinte, das

große Rolle, wonach er den Unglauben einer Frau durch den Hinweis auf Blutstropfen und wirkliches Fleisch heilte. In der Folge sahen fromme Gemüter zunächst unter den Cluniacensern, dann auch unter den Cistercienserm den Heiland, bald nur Arme und Füße, bald das Jesuskind, bald den Gekreuzigten während der Feier der hl. Messe.[1] Eine solche Vision schrieb die Legende auch dem heil. Gregor zu, wie uns zahlreiche Bilder am Ausgang des Mittelalters belehren. Der Opfercharakter der hl. Messe tritt immer deutlicher hervor, und alles verschwindet, was noch an ein Mahl erinnert, weshalb sich der Celebrant vom Volke abkehrt. Die liturgische Gewandung unterschied sich immer schärfer von den Tageskleidern. Um die Wertschätzung des Meßopfers zu erhöhen, verboten die Konzilien die öftere Wiederholung der Messe an demselben Tage. Während der heiligen Handluug sollten die Gläubigen niemals sitzen[2] und nur knieend und an die Brust klopfend die verwandelten Gestalten schauen, die der Priester nun nach der Weihe feierlich erheben mußte. Schon das Anschauen der heiligen Hostie, lehrten die Theologen, bringt Segen. Sie erinnerten an die Visionen des Jakob, Moses, Daniel: das Angesicht glänzt, der Schauende stirbt ab für sinnliche Lüste, er gewinnt heilige Kraft. Bei der Kommunion durften die Teilnehmer nicht mehr sich selbst speisen vom gemeinsamen Brote, sondern sie erhielten die einzelne Oblate vom Priester auf die Zunge gelegt und den Kelch gereicht. Bei der Krankenkommunion sollte das Volk sich anschließen, und



Spendung des Kelches an einen Vornehmen während der Messe. Der Messelesende ist dem Volke zugekehrt. Hinter oder über dem Meßtisch erhebt sich ein Baldachin. Rechts psallieren die Mönche oder Kanoniker. Hinter dem knieenden Krieger steht sein Schwert- und Schildträger mit dem Helme bedeckt. Mosaik von San Lorenzo in Rom aus dem elften Jahrhundert.

Wahre sei auch das Göttliche, stellten sich die Gegner auf einen positivistischen Standpunkt. Ihnen war das Göttliche das Wahre. Was Gott als Wahrheit zu offenbaren beliebt, ist Wahrheit, darum weil es ihm beliebt. Duns Scotus hat diese Lehre später weiter entwickelt.

[1] Schönbach, Studien 6, 56 (1907). [2] P. Dam. op. 39, 2.

dazu kamen eigene eucharistische Prozessionen mit verhülltem Kelche. Eine uralte Form dieses Aufzuges schildert uns eine Rouener Aufzeichnung: zwei Priester in weißen Meßgewändern Chorknaben mit Rauchgefäßen und zwei Kleriker mit brennenden Kerzen begleiten das Allerheiligste, das auf einer Tragbahre lag, durch die Kirche unter dem Gesang der Kleriker; sie stellen dann die Bahre in der Mitte des Querschiffes nieder, und ein Priester räuchert und knieet mit den Sängern nieder, die das Ave verum corpus singen; am Schluß gibt der Bischof den Segen. Noch im sechzehnten Jahrhundert bestand die Sitte, bei Flurgängen den Leib des Herrn in einem Säckchen herumzutragen und damit statt mit dem Wetterkreuze den Segen zu geben.[1] Die Enthüllung der Hostie und die Aussetzung in der Monstranz gehört einer späteren Zeit an. Dem Orient blieb diese Entwicklung vollständig fremd; er zog den Bilderdienst vor, der viel weniger das Gemüt ergriff und vertiefte als der eucharistische Kultus.

Zur Bekräftigung des Verwandlungsglaubens dienten die Legenden von Hostienwundern. So erzählt der Biograph des hl. Norbert von einem Oblaten, der mit seiner Mutter und seiner Muhme der Messe eines verheirateten Geistlichen anwohnte. Nach der Wandlung spricht der kleine Knabe, der bis jetzt fast stumm gewesen war: „Mutter, Mutter, stehe auf, siehe den Knaben, schöner als die Sonne, den der Priester auf dem Altare hält, indem er ihn wie Gott anbetet." Die Mutter steht auf vom Gebete und verwundert, was das wäre, fragt sie das Kind: „Kind, ist jener Knabe, den du siehst, nicht jener da, der am Kreuze hängt?" indem sie glaubt, er sehe nach dem Holze des Kreuzes. „Keineswegs," sagt er, „sondern in den Händen hält der Priester den Knaben von wunderbarer Schönheit, den er nun einwickelt und mit einem Tuche bedeckt." Die Mutter und ihre Schwester schauen hin und sehen, daß der Priester den Kelch und den Leib des Herrn mit dem Korporale zudeckt.

---

[1] Ioh. Boemus, Mor. gent. 3, 15.

LXVII. Soziale Folgen der Kirchenreform.

1. Demokratische Bewegungen in den Städten.

Die Religion gewann überall neue Lebenskraft und drängte die weltliche Auffassung zurück. Namentlich in Italien mußten, seitdem die Städte selbst die Entscheidung in die Hand bekamen, die hohen Adeligen aus den Bischofssitzen verschwinden und verloren die Bischöfe überhaupt ihr Übergewicht.[1] In seine Freiheits-heitskämpfen kamen dem Volke die religiösen Grundsätze der Patarener sehr zustatten. Ihre Anschauungen fanden auch in Deutschland Anklang und ihren Vertreter in dem päpstlich gesinnten Gerhoh von Reichersberg, der, von einer ganz mönchischen Ansicht ausgehend, den Privatbesitz der Kleriker für unerlaubt, für eine andere Art von Simonie erklärte.[2] Kanoniker, die zum gemeinschaftlichen Leben verpflichtet seien und doch Privatbesitz besäßen, seien Häretiker, die Messen, die sie läsen, die Sakramente, die sie spendeten, seien nichtig, ja Frevel, ihre Kanonikate seien Synagogen des Satans. Wer folgerichtig weiter dachte, der gelangte schließlich zu ganz bedenklichen Schlüssen, er machte nicht Halt vor den Bischöfen und dem Papste und näherte sich der Auffassung eines Arnold von Brescia und der späteren Waldenser. Schon jetzt erklärten die italienischen Patarener, der Teufel habe das Kirchengut geschaffen. Denn der Reichtum verführe zum Luxus und zur Unsittlichkeit.[3]

[1] Nullus detur invitis episcopus, c. 13 Dist. 61.

[2] Ep. ad Innoc., De inv. Antichrist. 1, 42; De edif. dei, M. G. lib. de l. 3, 140, 167, 349.

[3] Davidsohn, Gesch. v. Florenz I, 724.

Dem Gottesfrieden zum Trotze kam es oft zu Vergewaltigungen des Klerus, zu Mißhandlungen, zu Verwundungen, Tötungen, denen gegenüber er ziemlich wehrlos dastand;[1] verboten ihm doch sogar manche Theologen die Anwendung jeglicher Notwehr.[2] Fast immer versagten die weltlichen Gerichte vielleicht unter dem Drucke des Repressalienrechtes gegenüber dem allzu nachsichtigen kirchlichen Strafrecht, das die Kleriker schonte.[3] Daher sah sich die Lateransynode 1139 veranlaßt, die Übeltäter mit einem dem Papste vorbehaltenen Banne zu belegen und zu verlangen, daß sie sich persönlich bei dem Papste vorstellten, um die nötige Buße und Lossprechung zu erhalten. Damit begann jenes Ringen um die Gerichtsbarkeit, das sich das ganze Mittelalter hindurch fortsetzte. Die Bürgerschaft hat noch viel energischer als der Adel sich eine Kirchenhoheit zu erringen, die Steuer- und Gerichtsfreiheit des Klerus zu beseitigen und die Kirchenverwaltung in die Hand zu bekommen gesucht. Daher erklärt auch Jakob von Vitry, es gebe keine Gemeinde, keine Kommune, in der die Häresie keine Begünstiger, keine Verteidiger, keine Anhänger fände; das sei die schlimmste Seite an diesen neuen Babels — gemeint sind die emporblühenden Städte.[4] Übrigens stand auch ein großer Teil des Klerus und der Mönche wenigstens in Italien auf seiten des Volkes und der Bürgerschaften. Gerade in Italien hatten die Klöster schon früh, viel mehr als im Norden, sich die Städte zu ihrem Wirkungsfelde ausgesucht. Petrus Damiani tadelt es, daß alle Mönche zu den Städten streben und das Land verachten.[5] In Florenz stellten sich zwei heilige Männer an die Spitze der Volksbewegung, der heilige Johannes Gualbert, Stifter von Vallumbrosa, und der greise Einsiedler Teuzo: sie taten es, weil sie der Simonie, einem vielgestaltigen Ungeheuer, den Krieg erklärte. In Wirklichkeit drehte sich der Streit um die Vorherrschaft des kaiserlich gesinnten Adels oder der germanenfeindlichen Bürgerschaft.

Der Erzbischof Petrus Mezzabarba hatte, wie sein Vater einmal ausplauderte, dem Kaiser 3000 Pfund verehrt, um seine Ernen-

---

[1] Vgl. die Greuelszenen zu Mailand 1057: M. G. ss. 8, 80.

[2] Hildebert. Turon. ep. 2, 43 (52).

[3] Petr. Blesens. ep. 73.

[4] Luchaire, La société française 417.

[5] Op. 51, 3. Ebenso Ivo von Chartres ep. 36, 41; vgl. Nicet. hist. 7, 3.

nung durchzusetzen. Er schreckte, um Ruhe zu bekommen, nicht davor zurück, die gegen ihn das Volk aufhetzenden Mönche zu mißhandeln und einige davon töten zu lassen. Selbst der Papst wagte nicht, gegen ihn einzuschreiten. Da erhob sich das Volk in einem großen Aufruhr. Heulend wälzte sich die Menge im Straßenkot; die Weiber rannten mit fliegenden Haaren und ihre Brüste zerschlagend herum und schrieen: „Christus, man verjagt dich! Simon der Magier läßt dich nicht bei uns wohnen!" Die Mönche boten die Feuerprobe an. Nachdem die Mönche sich achtundvierzig Stunden durch Gebet und Fasten vorbereitet hatten, strömte am 12. Februar 1063 das Volk nach San Salvatore, an dessen Pforten zwei Holzstöße aufgerichtet waren. Mitten durch das brennende Feuer schritt der geringste der Mönche, der Viehhirte, unverletzt durch und bewährte dadurch die Gerechtigkeit der Sache des Volkes. Der Bischof Petrus mußte entfliehen.[1] Auf ein gleiches Gottesurteil hin mußte der Erzbischof Grossolano von Mailand auf seine Würde Verzicht leisten.[2]

Viel rascher als in Florenz erreichte das Volk in Pisa seine Wünsche. Der durch das Domkapitel gewählte Bischof Gerhard begünstigte den Zusammenschluß der Bürger in der Gestalt jener Friedensbünde, die von jeher ihre Spitze gegen den Adel gerichtet hatten. Eine unter Glockengeläute berufene Bürgerversammlung wählte einen Rat aus angesehenen Bürgern, d. h. einen Bürgerausschuß. Der neue Bischof schloß sich eng ans Volk an. Einer nie ganz erloschenen römischen Tradition folgend, nannten sich die Räte Konsuln statt mit einem deutschen Worte Schöffen.[3] Sogar die alte Volksversammlung lebte in der Bürgerversammlung, im commune colloquium wieder auf, während die Bezeichnung Parlament mehr nach dem Norden weist. Der durch Italien vermittelte römische Einfluß wirkte sogar auf den Norden zurück; damit hängt es wohl zusammen, daß der jüngere Ausdruck für Stadt, civitas, in der ein freies Bürgerrecht, das ius civile galt, ältere Bezeichnungen zurückdrängte, die auch auf eine Burg oder einen Hof paßten, nämlich urbs, oppidum, villa.

Der Namenwechsel war mehr als ein bloßer Schein: er

[1] V. Ioh. Gualb. 63; Davidsohn, Gesch. v. Florenz I, 242.

[2] Muratori, Gesch. v. Italien VI, 524.

[3] Scabini.

verrät das Aufsteigen des am römischen Rechte festhaltenden niedern Volkes und eine Zurückdrängung des germanischen Rechtes mit Fehdefreiheit. Bis dahin hatte der hohe Adel, die Vicecomites und Kapitane, den Ausschlag gegeben. Nun aber erlangten die niedern Ritter, die Vassen, die Valvassoren und die Kaufleute, worunter auch Handwerker miteinbegriffen waren, immer mehr Macht.[1] So setzte sich in Mailand 1130 der Rat zusammen aus acht Kapitanen, sieben Valvassoren und fünf Cives. Daran erinnert in Deutschland die Verfassung von Worms aus dem Jahr 1156: 40 Richter (Schöffen), nämlich 28 Bürger und 12 Ritter, Dienstmannen der Kirche, sollen die Stadt regieren.[2]

Nicht ohne Grund hießen in Italien die einfachen Bürger Milites, wie schon zur Langobardenzeit,[3] und waren militärisch nach Vierteln organisiert, während die höheren Ritter sich den Namen Equites beilegten (in Deutschland bedeutet der Name Miles und Eques ziemlich das gleiche). In den Städten des Nordens wie des Südens besaßen die Bürger Kriegswaffen, mußten regelmäßig zur Musterung oder Harnischbeschau erscheinen, die an die März- und Maifelder der Urzeit erinnert,[4] und unter den Stadtbürgern waren es hauptsächlich die Kaufleute, die sich den Rittern ebenbürtig fühlten. Auf ihren Fahrten schützten sie sich selbst, so gut es ging, und trugen Panzer und Waffen; nur verboten spätere Gesetze das Umgürten der Waffen und verlangten, daß das Schwert im Sattel hänge oder im Wagen liege. Die Verletzung ihrer Genossen rächten die Kaufleute selbst. Der Eid eines Genossen galt schon früher soviel wie drei, ja sechs Bürgereide.

Noch mehr als im Norden fühlte die Bürgerschaft in Italien ihre Macht; „da das Volk sah, daß sein Leben allein in seiner Hand sei," sagt ein Chronist, „setzte es seine ganze Hoffnung auf

[1] Remanet quaedam dubitatio: utrum scilicet ille solus sit civis, qui postet communicare in principatu civitatis; an etiam viles artifices sint ponendi cives, quos non contingit communicare in principatu. Artifices . . . mercenarii . . . non sunt advenae, non peregrini, viatores. Thom. comm. in pol. 3 l. 4. Darauf folgt freilich sogleich der rückständige Satz sunt cives imperfecti sicut servi et pueri.

[2] Freiheitsbrief Friedrichs I. s. Arnold, Verfassungsgeschichte I, 215.

[3] S. I. Band 190.

[4] Auf dem Lande oft nur noch Abgaben, Weisung, Weisat, visus francplegii.

die Waffen und erglühte im Kriegseifer. Stark durch Armut, am stärksten aber, da es galt, die Freiheit zu erringen, dachte es immer nur an Kampf- und Abwehrmittel, damit es sich seiner Feinde entledige."[1]

So bewahrte sich die Bürgerschaft einen freien, stolzen Sinn und griff auf altrömische Gedanken zurück. Obwohl sich die deutschen Fürsten dieser Einwirkung entgegenstemmten, drangen die neuen Gesetze, die neue und doch so alte Rechtsanschauung siegreich nach dem Norden vor. Nicht als ob der Norden die Freiheit erst in Italien hätte kennen lernen müssen! Hier hatte sie sogar noch einen viel festeren Bestand und hatte tiefere Wurzeln in Sitte und Recht geschlagen. Eine mächtige Stütze fand sie in den nie ganz unterdrückten Einigungsbestrebungen, in den Friedens- und Sicherheitsbünden, den sogenannten „Verschwörungen". Von England aus, wo die Gildefreiheit am meisten Duldung genoß, breitete sich die Bewegung einerseits nach Dänemark und Schweden, anderseits nach der Normandie, Nordfrankreich und Deutschland aus. So begegnen uns schon im Anfang des zwölften Jahrhunderts Schwurgenossen, Marktschwörer[2] zu Freiburg und Köln und eine Kommune zu Cambrai, und bald folgte die von Laon. Die Stadträte glichen auf der einen Seite Gildeausschüssen, auf der anderen Seite schlossen sie sich an die alten Schöffengerichte an, gingen aber doch darüber hinaus, schon weil ihre Tätigkeit sich zum größten Teil auf die Verwaltung bezog.[3]

Nachdem das Regiment des Bischofs Gaudry von Laon immer unerträglicher geworden war und Raub und Gewalttaten sich gehäuft hatten, gründete die Bürgerschaft einen Sicherheitsbund und erkaufte sich die Bestätigung des Königs um Geld, aber der Bischof bestach den König mit der doppelten Summe. Mit reichen Schätzen beladen zog sich König Ludwig zurück und überließ die Entscheidung des Streites den beiden Beteiligten. Nun entstand eine

[1] Populus videns vitam in manibus fore, magis armis sperans salutem quam ullis beneficiis, studio bellorum et ingeniis animorum curiose diu noctuque exardescens, paupertate fortis, pro acquirenda libertate fortissimus, divitiis anxius, sed studiosior libertate; Land. h. Med. 2, 26; M. ss. G. 8, 63.

[2] Coniuratores fori.

[3] Von den Schöffen unterschieden sich die consules dadurch, daß sie nicht auf Lebensdauer ihr Amt bekleideten, von den iurati einer Gilde aber durch ihre umfassenderen, dauernden Befugnisse; Hist. Ztsch. 1909 (102) 363.

viel gewaltigere Empörung. Unter dem Geschrei commune, commune wälzte sich die Masse gegen das bischöfliche Schloß, erstürmte es und mordete, was ihr unter die Hände kam. Dem Bischofe, der sich in ein Faß im Keller versteckt hatte, spaltete ein Ritter den Schädel mit einer Axt entzwei.[1] Genau wie in Italien erfreute sich die Bürgerschaft immer der Mithilfe eines Teils des Adels. Der Bürgerschaft war jeder kräftige Mann willkommen, mochte er noch so gewalttätig sein und die Rolle eines Tyrannen spielen. So hat zu Laon die Gemeinde für ihren Kampf gegen ihren unwürdigen Bischof, dem der rohe Enguerrand zur Seite stand, geradezu mit Absicht Enguerrands mit ihm verfeindeten, noch wilderen Sohn Thomas von Marle zum Führer erwählt, der seine männliche Kraft durch Taten ausgesuchter Grausamkeit und Ausschweifung bewährt hatte. Thomas stellte sich auf seiten der Bürgerschaft, nicht aus Begeisterung für ihre Sache, sondern aus schnöder Gewinnsucht. Denn nach der Ermordung des Bischofs Gaudry wandte er sich der Stadt Amiens zu, die in der Grafschaft seines Vaters lag, ließ sich aber durch seinen Vater auf seine Seite ziehen, als er ihm ein größeres Geldanerbieten machte. Durch Verrat gelang es beiden, sich eines Stadtturmes zu bemächtigen, von wo aus sie verheerende Ausfälle machten.

Das Eintreten für die untern Stände konnte manchmal gefährlich werden, und nicht jeder war so glücklich wie Herlembald und Lanzo und so gewissen- und rücksichtlos wie Thomas von Marle.[2] Sehr unglücklich endigte der Kampf der Bürgerschaft mit dem Bischof zu Köln, dem hl. Anno. Als dieser 1074 von den „Reichen“, von den Kaufleuten die Stellung eines Schiffes verlangte, um seinen Gast, den Bischof von Münster, nach Hause zu führen, gemäß einem sonst meistens den Stadtherren zustehenden, in Straßburg z. B. eigens verbrieften Rechte, verweigerten das die „Reichen“, da sie frei und zu keinen hofhörigen Leistungen verpflichtet seien. Darauf ließ Anno ein Kaufmannsschiff mit Beschlag belegen, aber er geriet an den unrechten Mann. Denn der Sohn des Schiffsherrn ragte ebenso durch Kühnheit und Körperstärke als durch vornehme Geburt und mächtige Familienbeziehungen hervor. Dieser eilte mit seinem Gesinde und andern jungen Leuten

[1] Guiberti v. 3, 8.

[2] Vgl. über den unglücklichen Versuch Wilhelm Fitzberts S. 106.

hastig zu seinem Schiffe, jagte die Diener des Erzbischofs schmählich davon und überwältigte auch den Stadtvogt, der mit seiner Mannschaft herangerückt kam. Durch seine heftigen Reden wiegelte der Jüngling das ganze Volk auf. „Es war nicht schwer“, sagt Lambert, „diese Gattung von Menschen zu allem, was man wollte, wie ein Blatt, das vom Winde fortgeweht wird, umzustimmen, da sie, von Jugend auf in städtischer Üppigkeit erzogen, keine Erfahrung von Kriegshändeln hatten und gewohnt, nach Verkauf ihrer Waren bei Weingelagen und Gastereien von Kriegstaten zu reden, alles, was ihnen in den Sinn kam, ebenso leicht ausführen, als davon reden zu können glaubten, weil sie es nicht verstanden, die Folgen der Dinge zu ermessen.“ Umsonst mahnte der Erzbischof nach der Messe, die er zu Ehren des hl. Georg an dessen Festtage in der ihm geweihten Kirche las, das Volk von der Empörung ab und beteuerte, daß die Stadt in die Gewalt des Teufels gegeben sei und ehestens untergehen werde, wenn sie sich nicht beeilten, den schon über sie hereinbrechenden Zorn Gottes durch Buße abzuwenden. „Als nun nachmittags, da sich der Tag schon zu Abend neigte, zum Zorne Trunkenheit, wie Öl zum Feuer, sich gesellte, da stürzen sie aus allen Teilen der Stadt zum erzbischöflichen Hofe, und an einem öffentlichen Orte, wo er mit dem Bischofe von Münster speiste, greifen sie ihn an, schleudern Geschosse, werfen Steine, töten einige von der Umgebung und treiben die übrigen, von Schlägen und Wunden erschöpften Männer in die Flucht. Bei diesem Auflauf sahen sehr viele den Anstifter solcher Wut, den Teufel selber, in Helm und Panzer vor dem unsinnigen Volke vorauslaufen und mit einem feurigen Schwerte furchtbar blitzen. Während er mit einer Kriegstrompete die zaudernden Männer anfeuerte, ihm in den Kampf zu folgen, verschwand er mitten im Getümmel, das mit lautem Geschrei auf die Tore zustürzte, um die Riegel zu sprengen. Den Erzbischof retten die Seinigen unter dem dichtgedrängten Haufen der Feinde und der Wolke von Wurfgeschossen mit genauer Not, ziehen ihn fort in die Kirche des hl. Petrus und verrammeln die Eingänge nicht bloß durch Schlösser und Riegel, sondern auch mit großen Blöcken, die sie davor wälzen. Außerhalb rasen und brüllen wie ausgetretene Fluten jene Gefäße des Teufels, voll vom Weine des Zornes Gottes, durchlaufen alle Gemächer des bischöflichen Palastes, erbrechen die Türen, plündern

die Schätze, zerhauen die Weinfässer, und indem sie für langen Gebrauch mit größtem Fleiße zusammengebrachte Weine allzu hastig ausgießen, hätte der damit plötzlich angefüllte Keller, was auch bei der Erzählung zum Lachen reizt, die durch die unvermutete Flut Gefährdeten beinahe ertränkt. Andere dringen in die Kapelle des Erzbischofs ein, berauben den Altar, betasten die heil. Gefäße mit befleckten Händen, zerreißen die priesterlichen Gewänder, töten einen in der Nähe verborgenen Mann, den sie für dem Erzbischof halten. Nachdem sie die Täuschung erkannt hatten, wälzte sich die Schar zur Kirche selbst, belagerte sie und schleppte Sturmböcke herbei, die Mauer zu durchbrechen. Als die Eingeschlossenen sahen, daß der Sinn des Volkes unbeugsam sei, beratschlagten sie, wie sie den Erzbischof retten könnten. Sie rieten ihm, seine Kleider zu verändern, und führten ihn durch einen engen Gang in das Schlafhaus und aus dem Schlafhaus in die Wohnung eines Domherrn, die an die Ringmauer der Stadt angebaut war und die hier eine kleine Öffnung hatte. So entkam der Bischof. Als die Einschlossenen glauben konnten, er sei in Sicherheit, öffneten sie die Tore den Empörern, die sich abermals enttäuscht fanden. Um ihre Wut zu stillen, ergriffen sie einen aus dem Haufen und hingen ihn auf, stürzten auch eine angebliche Zauberin über die Stadtmauer herab. Darauf schickten sie zum Kaiser und baten ihn, er möge die Stadt besetzen. Inzwischen scharte sich das ganze Landvolk der Umgebung, das keinen Wechsel wünschte, um den Erzbischof, und ein großes Heer rückte gegen die Stadt an. Die Bürger ergriff bald Reue; im Büßerhemd und barfuß ziehen sie hinaus und bitten im Vergebung, sechshundert Kaufleute verlassen die Stadt, und die Mannen des Bischofs plündern die Häuser."

Noch ungünstiger endigte der Streit zwischen der Bürgerschaft und dem Bischof zu Mainz, wo 1160 der Bischof meuchlings umgebracht wurde. Die Stadt Mainz verlor sogar ihre Mauern und blieb in der Entwicklung zurück hinter andern Städten. Nicht immer siegte die Bürgerschaft und fand die Gunst der Könige, sondern manchmal eroberten die Stadtherren verlorengegangene Stadtrechte zurück, namentlich unter den Hohenstaufen. Im übrigen war der Gang der Dinge nicht aufzuhalten, und die Städte näherten sich immer mehr dem ersehnten Ziel der Selbständigkeit.

Manchmal ging die Auseinandersetzung ziemlich unblutig her,

und ließen sich die Stadtherren mit Geld versöhnen, was ein Mann von ebenso adeliger als geistlicher Gesinnung wie Guibert von Nogent tief beklagt.[1] Das Volk, meint er, habe, um den Schlund so vieler Geizigen zu füllen ganze Dämme aus Silber aufgehäuft; der Goldregen habe die wilden Herren ganz sanft gemacht, und sie hätten gerne die Freiheitsurkunden durch ihren Eid bekräftigt, mochten sie auch ihre Standesrechte beeinträchtigen. Der augenblickliche Vorteil ließ die dauernde Einbuße verschmerzen. Haben die Herrn doch auch den Juden viele Privilegien verkauft.[2]

Die Freiheitsbriefe stellen an die Spitze ihrer Statuen die Abschaffung des Fehderechtes und verlangen ein Friedensgericht. In der Charte von Laon 1128, der eine Reihe von andern Stadtrechten zugrunde liegt, verlangen die ersten Artikel, daß jeder Übeltäter vor dem Friedens- oder Stadtgericht sich verantworten soll; wenn er es nicht tue, soll er aus der Stadt weichen. Umgekehrt soll ein Geschädigter sich durch Buße versöhnen lassen und sich nicht selbst rächen. Niemand, weder ein Freier noch ein Unfreier, soll verhaftet werden, außer er werde vor seinen Richter gestellt. „Hat jemand draußen Missetat begangen," heißt es im Straßburger Stadtrecht 1130, „und ist aus Furcht wegen seiner Schuld in die Stadt geflüchtet, so soll er sicher in ihr weilen, und niemand darf gewaltsam Hand an ihn legen." Aber diese Bestimmungen galten nur innerhalb der Städte, und nur wenn es gelungen wäre, den umwohnenden Adel nach dem Beispiel der italienischen Städte zu unterwerfen, hätten sie eine allgemeine Sicherheit erlangt.[3]

Manche Urkunde verbreitet sich über die Besteuerung, gestattet z. B. die Besteuerung der Erbschaften und Käufe, nicht aber des Besitzes. Denn gerade aus der Bodensteuer, dem Bodenzins leiteten

---

[1] Hac se redimendi populus occasione suscepta, maximos tot avarorum hiatibus obstruendis argenti aggeres obdiderunt. Qui tanto imbre fuso sereniores redditi, se fidem eis super isto negotio servaturos sacramentis praebitis firmaverunt. Vita 3, 7.

[2] Caro, Sozialgeschichte I, 172.

[3] Allerdings begegnen uns Glieder der adeligen Geschlechter auch in deutschen Städten, aber vielfach handelt es sich wohl nur um nachgeborne Söhne. Ein Herr von Furt nannte sich Furtarius, ein Herr von Closen Closenarius. So war der bekannte Albertus Bohemus wahrscheinlich ein Herr von Böheim. Ratzinger, Forschungen 40.

die Stadtherren ein Recht auf das Eigentum, einen Anspruch auf das Obereigentum ab. In Italien kündigten die Bürger den Stadtherren einfach den Bodenzins, der zugleich Werkstättenmiete und Grundsteuer war.[1] Dazu hatten sie allerdings einen gewissen Grund. Denn der Bodenzins, Wurtzins, Hausstättenzins war in Deutschland erst allmählich eingeführt worden, und auch dann noch verzichteten einsichtige Stadtgründer darauf, wie Heinrich der Löwe. Noch weit darüber hinaus ging die Befreiung von dem Zwang und Bann der Adeligen in der Abschüttelung des Todfalles und des Heiratzwanges, in der Begrenzung des Kopfzinses und der Reichssteuer.

2. Bestrebungen der deutschen Handwerker und Bauern.

In den gebildeten Kreisen wirkte wohl etwas noch von der alten, selbst noch von Thomas von Aquino vertretenen Anschauung, daß nicht nur die Lohnarbeiter, die Lohnwerker, sondern auch die Handwerker im engeren Sinne den Sklaven nahestehen.[2] Indessen hinderte diese Anschauung keineswegs ihr Emporsteigen. Ihr Ansehen wuchs ohne Zweifel dadurch, daß sie selbständig Handel trieben und sich den Händlern anschlossen, obwohl auch der Handel nicht sehr im Ansehen stand. Selbst auf deutschen Herrenhöfen, Stifthöfen, wo sie hörig waren, gehörten die Handwerker zusammen mit den Kriegern, den Milites, zur Dienstmannenfamilie, besaßen Lehen wie sie und dünkten sich nicht geringer. Sie hatten die Heer- und Gerichtsfreiheit gerettet, die Bauern sie aber verloren. Innerhalb der Städte war infolge des Zusammenschlusses der Wehr- und Gerichtsdienst, die Verfolgung der Verbrecher, die Gemeinbürgschaft, die Abwehr der Feinde leichter auszuüben als auf dem Lande, und wenn die Bürger Vertreter dafür bestellten, sei es Schöffen, sei es Büttel, blieben die Bestellten Diener und wurden nicht die Herren der Gemeinschaft.

Mit der öffentlichen Rechtstellung, mit der freien öffentlichen Gerichtsbarkeit hingen aber viele andere Rechte zusammen, die den Handwerkern zugute kamen.[3] Heinrich V. hob in Speier jene Ab-

---

[1] Buticaticum von bottega; Schaube, Handelsgeschichte 57.

[2] S. S. 200 Note 1.

[3] Heinrich IV. bestimmte für Koblenz 1104: Tutores ter conveniunt ad placitum iniussi et unusquisque dabit denarium unum et in festivitate Martini

gaben auf, die die Belasteten zu Hörigen stempelten, nämlich den Buteil oder Todfall,[1] verbot den Stadtzoll, Bann- und Schatzpfennig, den Bannwein, verringerte die Fronleistungen der Handwerker, der Bäcker, Metzger u. a. und beseitigte den Heiratzwang. Hier liegt der Keim zu der späteren Stadtfreiheit, die zuerst Heinrich der Löwe aussprach. Wenn die Stadtherren nicht auf alle Heerdienste und Heersteuern verzichteten, teilten sie sie ab und überließen dem Könige z. B. die Heersteuer zur Hälfte.

Zu Straßburg durften nach dem Stadtrecht vom Anfang des zwölften Jahrhunderts die Handwerker nicht mehr leisten als die übrigen Bürger, die zu einer fünftägigen Fron verpflichtet waren. Ihre Leistungen, das Schwertfegen, das Putzen der Helme, die Lieferung der Hufeisen, Nägel, Schlösser, Trinkgeschirre, Fässer, Pelze, Handschuhe, mußten der fünftägigen Bürgerfron entsprechen. Die Fronpflicht der Fischer und Müller bestand darin, daß sie bei Reisen des Bischofs zu den Schiffen, die die Zöllner lieferten, Ruderknechte stellten. Die Weinwirte mußten jeden Montag sich in der Bischofspfalz stellen und, wenn der Bischof es begehrte, den Abort[2] und die Vorratskammer reinigen. Die Kaufleute mußten dem Bischof 24 Botendienste tun, jeder dreimal des Jahres, doch auf des Bischofs Kosten. Im übrigen besorgten die Fischer diese Botendienste. Die Folge brachte noch weitere Vorteile. Nachdem es der Stadt gelungen war, die Heersteuer und Bede insgesamt zu übernehmen, haben auch die Handwerker mit Erfolg versucht, ihre mehr privatrechtlichen Leistungen durch die Zunft ausführen zu lassen.

Wie wir schon früher hörten, unterstanden die Handwerker und ihr Betrieb einem oder mehreren Amtmeistern, Burggrafen oder andern Ministerialen, die sie dreimal im Jahre zum ungebotene Tinge versammelten. Die Obrigkeit bestimmte z. B.

---

quinque denarios. Die umgekehrten Bemühungen der Halberstädter Krämer (1258) und Hildesheimer Leineweber (1292), dem öffentlichen Gericht entzogen zu werden, waren eigentümliche Reaktionen.

[1] „Weder der Vogt noch der natürliche Oberherr darf den Sterbenden irgend etwas entreißen, und alle sollen die freie Verfügung ihres Besitzes haben; unter der Bedingung, daß die Bürger alljährlich am Gedächtnistage seines Vaters zur Seelenmesse mit brennenden Kerzen zusammenkämen und von jedem Hause den Armen ein Brot gäben."

[2] Necessarium.

Länge und Breite der Tücher, die Webart, die Farbe. Allmählich gewannen aber die Handwerker selbst Einfluß und berieten als Schöffen im Gewerbegericht den grundherrlichen Vorsitzenden.[1] Ja sie wählten selbst aus ihrer Mitte einen Magister oder Amtmeister,[2] was namentlich dann leicht geschah, wenn der Stadtherr nicht beizeiten gesorgt hatte, eigene Amtmeister für jede Gattung zu ernennen. So folgenschwer dieser Wechsel war, so scheinen sich oft die Stadtherren über seine Tragweite getäuscht zu haben. Denn manchmal gaben sie das Recht der freien Wahl leichten Kaufes auf.[3] Ein Meister aus der Mitte der Handwerker selbst konnte natürlich viel leichter Bescheid wissen in Sachen des Betriebes, und einem Handwerkmeister gegenüber mußte das Stadtherrnamt in den Hintergrund treten: es sank meistens zu einer bloßen Einnahmestelle herab, wie die französischen Maitrisen zeigen.

Sowenig die obrigkeitlichen Ämter einen Zusammenschluß der Handwerker und Handwerksgruppen zum Ziele hatten, so dienten sie doch unwillkürlich dazu, den Handwerkern ihre gemeinsamen Interessen zum Bewußtsein zu bringen, die oft denen der Stadtherren entgegen liefen. Es mußte ihnen viel daran liegen, wer Aufnahme in das Amt fand, wo und unter welchen Bedingungen sie ihre Waren verkaufen durften. Um ihre eigenen Interessen entschiedener vertreten zu können, schlossen sie Einungen und benützten dazu das Recht auf religiöse und gesellige Bruderschaften, ein Recht, das vielfach bestritten wurde, sogar von der Kirche.[4] Weltliche Obrigkeiten und Konzilien haben wiederholt die Bruderschaften verboten, weil sie oft zu Unruhen und Trinkgelagen Anlaß gäben.[5] Die Heil. Schrift, erklärt das Konzil von Rouen 1190,

---

[1] Schmoller, Die Straßburger Tucher- und Weberzunft S. 384.

[2] Auch Konsulen, Baillis, Prudhommes, Ewarte (eswards) genannt.

[3] Levasseur, Hist. des classes ouvrières I, 214.

[4] Haben doch auch Pfarrer Bruderschaften geschlossen gegen adelige Bedränger, verboten 1190 durch das Konzil von Rouen. Doch bestand eine confraria presbiterorum de Crespeio ziemlich lange. In Deutschland entwickelten sich die Kalandbruderschaften in den Landkapiteln zu hoher Blüte und nahmen auch Laien auf; Hist. pol. Bl. 148, 766. Über Bubenbruderschaften s. Allg. Ztg. 1903 Beil. 150. Luchaire, La société 44.

[5] In Westfalen haben sich Gilden und Gildenhäuser auch auf dem Lande erhalten, sogar begünstigt von den Grundherrschaften. Die Beitragspflicht (das servitium convivandi) ruhte auf den Häusern, und wenn ein solches

hat einen Abscheu vor derartigen Verbindungen, und andere Konzilien schlossen sich an.[1] Manchmal erregte der Umstand große Bedenken, daß diese Einungen sich über einen lokalen Umkreis hinaus erstreckten; bei den Kaufmannsgilden verstand sich das von selbst. Trotzdem konnten lokale Vereinigungen der Handwerker nicht leicht gehindert werden.

In Mainz treten die Weber 1099, in Würzburg die Schuhmacher 1128, in Köln die Drechsler 1180 zu Bruderschaften geschlossen auf. Undeutlicher ist der religiöse Zweck bei den Kölner Bettziechenwebern (1149), den Magdeburger Schildmachern (1197), bei den Kölner Hutmachern (1225). In ihren Bruderschaften gelobten die Handwerker, für das Begräbnis ihrer Angehörigen zu sorgen, Lichter brennen zu lassen und einen guten Lebenswandel zu führen, widrigenfalls sie der Mitgliederschaft verlustig gingen. Das waren freilich noch keine eigentlichen Zünfte, denen wesentlich eine gewisse Zwangsgewalt über ihre Mitglieder und dann über alle Gewerbetreibenden des betreffenden Zweiges zustand. Eine Weiterentwicklung war den Stadtherren so widerwärtig wie der Anfang, da sie zur Verselbständigung der Städte führte.

Die Stadtfreiheit kam aber auch den Bauern zugut. In der Nähe der Städte lebende Bauern waren ohnehin auf die Stadt angewiesen; sie flüchteten in der Not in die festen Städte und halfen beim Mauerbau. Noch später begegnet uns daher die Pflicht der Bauern, an der Aufrichtung der Stadtmauer mitzuhelfen. So gut es ging, suchten die Bauern die Besprechung und Besorgung der gemeinsamen Angelegenheiten in ihre eigene Hand zu bekommen, wie wir noch sehen werden. Gerade hier kam ihnen der Investiturstreit zustatten. Das ausgedehnte Patronat- und Eigenkirchenrecht erfuhr eine starke Einschränkung, und die Bauern gewannen Einfluß auf die Kirchenangelegenheiten und Kirchengüter. Um noch weitere Rechte zu erreichen, schlossen sie Einungen und

---

Haus an einen Konversen überging, war es nach einer Urkunde von 1258 verpflichtet ad ministranda convivia, que vulgo geltscap (Gildschaft) dicuntur; Westf. Urk. Buch III Nr. 636 u. 1384. Auch im Süden erinnern deutliche Spuren daran, so namentlich die Sünfzen d. h. die Symposien der Stadt Lindau — die alten Kaufmannsgilden. Die Vorstände hießen Schaffner, Pfleger, Konstaffel (Keller, Patriziat der Stadt Lindau S. 39).

[1] So das von Montpellier 1215, von Toulouse 1229, von Bordeaux 1255, von Avignon 1282; Levasseur, Histoire de classes ouvrières I, 222.

Brüderschaften, wogegen die Grundherren auf die alten Verbote zurückgriffen.

Auch suchten die Grundherren ihre Hintersassen, soweit sie noch zu öffentlichen Gerichten gehörten, diesen zu entziehen, bekämpften die Ansprüche der Vögte und Grafen und verwiesen ihre Leute an das Hofting, das Maiergericht.[1] Dagegen hatten selbst die Bauern nicht viel einzuwenden, da sie hier wie dort geschoren wurden. Oft mußten die Herrschaften ihre Leute selbst gegen ihre eigenen Beamten, Maier und Dienstmannen in Schutz nehmen.[2] Vielleicht steht es im Zusammenhang damit, daß die Stifte so häufig ihren Hörigen und Eigenleuten das Recht des Waffentragens erwirkten, um sie als Gegengewicht gegen jene zu gewinnen.[3]

Manchmal hielten alle Dienstboten gegen die Herrschaft zusammen und beraubten sie um die Wette, die Hörigen sogut wie die Maier. So berichtet Abt Markward von Fulda, wie zur Zeit seines Amtsantritts jene Leute, die früher 14 Tage hätten arbeiten müssen, kaum noch 7, und die, die zu 7 Tagen verpflichtet waren, kaum 3 dem Kloster gearbeitet hätten.[4] Eine ähnliche Klage erhob der Chronist des Klosters St. Trond, ihre Zinsleute hätten statt jährlich den Zins von zwölf Denaren nur einmal auf den Todfall bezahlen wollen und statt des Besthauptes das schlechteste Stück Vieh gereicht. Der Truchseß des Klosters eignete sich, da

[1] In tribus annalibus placitis, et in aliis per annum continuum, prepositus et villicus agent et finient absque advocato, quaecumque ad placita pertinent. Omnis investitura fiet sub banno abbatis et prepositi et villici, nulla mentione advocati habita. Abbas et prepositus ponet villicum et omnes ministerales, absque advocato. Villicus bannalis quemcumque rebellem accipiet per se et per suos, et in cippum tradet, eum cogendo, donec iustitiam exequatur sine advocato, nisi forte necesse fuerit. In centena totius potestatis Amellae, tam de fure quam de latrone et de aliis omnibus, diffiniet villicus sine advocato, omnia secundum iudicium scabinionum ipsius curtis Amellae . . . De leuda hominis interfecti solus villicus placitabit, accipiens ad opus abbatis leudam; advocatus nihil habebit inde, nisi invitatus fuerit. Charta Popponis episc. 1095 Histoire de Metz III, pr. 100.

[2] Quia hoc genus hominum raro suis contentum est, sed semper plus sibi commissis usurpare solet; Kindlinger, Hörigkeit S. 244. Milites maximam occasionem destructionis monasteriorum et quietis monachorum perturbationis fore, maximam penuriae et paupertatis causam milites esse, M. G. ss. 10, 100, s. S. 213 Nr. 1.

[3] Vgl. die Bemerkung Ekkehards M. G. ss. 2, 103.

[4] Böhmer, Fontes III, 166; s. II. Band 299.

er sich beim Abte einzuschmeicheln wußte, viele Klostergüter an, die nur mit Mühe wieder zurückgebracht werden konnten.[1]

Gerade um ihrer widerwilligen Hintersassen Herr zu werden, hatten einst die Klöster sich um mächtige Vögte umgesehen.[2] Aber die Vögte haben statt der Klosterinteressen ihren Vorteil gesucht, die Bauern und abhängigen Handwerker entweder gegen die Klöster geschützt oder aufgehetzt[3] oder die den Klöstern ergebenen heftig bedrückt. Als im Streit zwischen Kaiser und Papst das Kloster St. Trond dem Papste anhing und ergebene Bauern um das Kloster sich scharten, mußten die Leute ihre Treue schwer büßen. Da sie schlecht gerüstet dem vom Vogte geführten Dienstmannenheer entgegentraten, kamen viele elendiglich ums Leben.[4] Alle aufrührerischen Bestrebungen der Handwerker, besonders der Weber und Bierbrauer, unterstützten die Vögte.[5] Einen Stiftspropst, der sich der armen Bauern annahm, tötete einmal ein Vogt und kam mit einer leichten Buße davon.[6]

Wenn die Klöster ihre Vögte und Dienstmannen beseitigen wollten, mußten sie die Wirtschaftsverhältnisse anders regeln, zum reinen Zinsverhältnis übergehen oder wie nachmals die Cistercienser alle Arbeit durch eigene Leute besorgen lassen. Zuerst bot sich der erstere Weg; die Dienste und Zinsen wurden genauer festgesetzt, die Fronen nach Möglichkeit abgeschafft und statt der Naturaldienste Geld erhoben. Die Folge der beiderseitigen Abgrenzungen war, daß sowohl die Herrschaften als die Dienerschaften ihr Verhältnis kündigen konnten und die Herrschaften dieses Mittel benutzten, um gegen widerwillige Diener willige einzutauschen.[7]

---

[1] M. G. ss. 10, 316, 311.

[2] Acriter a preposito vel advocato coercendi sunt, ut ceteri metum habeant et nullus eorum talia deinceps usurpare presumat; M. G. ss. 10, 78.

[3] Sed quis rusticorum ecclesie adversum nos aliquam querelam haberet, pro ipsis litigabat et eos contra nos fovebat. M. G. ss. 25, 319.

[4] M. G. ss. 10, 296.

[5] L. c. 310, 340: hier ein Streit de iure picarii . . . de singulis cambis i. e. de braxinis.

[6] Quoniam pauperes rusticos . . . tuebatur; M. G. ss. 14, 301. Ein Dorfpropst und Klostervogt verwunden sich gegenseitig l. c. 500.

[7] So der Abt Wilhelm von St. Trond um 1250. In dem dabei ausgestellten Verzeichnis werden unterschieden 16 famuli, quibus cotidie et annis singulis indigemus, und 16 Pfründinhaber (Köche, Bäcker, Brauer, Schuster, Fenstermacher).

Diese Veränderungen erklären sich durch den großen wirtschaftlichen Umschwung, den Untergang der alten Villikationsverfassung und die Anbahnung freier Pachtverhältnisse, ein Umschwung, der freilich mehrere Jahrhunderte beanspruchte. Die alte Villenverfassung mit Eigenbetrieb hatte mehr und mehr zu Ungunsten der Herrschaft ausgeschlagen. Denn die Beamten, die Maier und anderen Ministerialen hatten mehr auf ihren Vorteil gesehen als auf den der Herrschaft, hatten entweder die Hörigen ausgebeutet oder die Herrschaft betrogen und oft nach unten und nach oben ihren eigenen Nutzen verfolgt. Die Dienstleute, sagt der oben erwähnte Markward, haben unter sich fest zusammengehalten und ihre Entwendungen nicht wieder herausgegeben. Es sei ihm trotz aller Anstrengungen auch nicht mehr gelungen, alles Verlorengegangene wiederzuerhalten; er sei zufrieden gewesen, wenn er in jedem Dorfe etwas zurückerobert habe. „Wozu willst denn immer mehr Reichtümer ansammeln", sprachen die Bauern zum Verwalter. „Wirst du deinen Herrn am Ende schlachten, um den Schatz zu stehlen." „Du gleichst einer Kröte, die auf trockenem Lande verschmachtet."[1] Auch förmliche Aufstände kamen nicht selten vor.[2] Das Maierrecht unterlag eben der allgemein im Mittelalter herrschenden Tendenz zur Vererblichung, und wir dürfen glauben, daß es den Herrschaften ungeheuer schwer fiel, die sich rasch verfestigenden, versteinernden Verhältnisse wieder flüssig zu gestalten und die Maier gegen gewisse Zugeständnisse zu Pächtern umzubilden.

Alle diese Wandlungen standen ihrerseits wieder im Zusammenhang mit dem Emporkommen der Städte, die ganz neue Aussichten eröffneten, und mit den Kreuzzügen, die eben aus dem gregorianischen Geiste herauswuchsen. Die Kreuzzüge erleichterten das Land durch die Entfernung vieler Bedränger. Um die nötige Ausrüstung für die weite kostspielige Reise zu gewinnen, mußten sich die Ritter mit flüssigen Mitteln versehen, mußten daher Darlehen aufnehmen und entweder mittelbar oder unmittelbar (durch Verpfändungen) ihre Hintersassen heranziehen, die ihren Vorteil wohl zu wahren wußten.

---

[1] Gualter. Map., Nug. cur. 1, 10.

[2] Schreiber, Kurie und Kloster II, 289.

3. Das Laientum und die Orden.

Viele Bauern schüttelten ihre Bande ab, kauften sich los oder entflohen mit Zurücklassung ihrer Habe, sei es in die Städte, sei es in die Klöster. Die älteren Klöster waren zum großen Teil gegen den Sinn der Regel ziemlich aristokratisch und ausschließlich geworden. Je mehr ihr Reichtum und ihr Ansehen wuchs, desto weniger gewährten sie Unfreien eine Aufnahme, namentlich die deutschen Reichsabteien, auf die sich die Kaiser stützten. Sie besaßen eine große Zahl von Ministerialen, denen kein Unfreier gebieten konnte, die meisten mit Lehen ausgestattet, nicht nur Marschalle, Seneschalle, Krieger, sondern auch Zimmerleute, Gärtner, Köche, Bäcker. Von den Kriegern insbesondere sagt ein Mönch, sie seien hauptsächlich schuld an dem Niedergang der Klöster geworden; sie haben fortwährend Streit und Händel erregt.[1] Ihre Lehen wurden geradezu erblich und gingen auch auf Frauen über. In diesen Auflösungsprozeß wurden mehr und mehr die gesamten Klostereinkünfte hineingezogen. Die Brüder, namentlich aus vornehmen Ständen, wollten es nicht schlechter haben als die eingekauften und aufgenommenen Pfründner, Matrikler, die oft „Arme“ hießen, obwohl sie den Namen nicht verdienten. Auch bei den Frauenstiften finden sich solche Pfründnerinnen, nachmals wohl Beginen genannt.[2] So glichen die Klöster mehr und mehr Versorgungsanstalten und den spätern Spitälern.

Auf besonders reiche Klöster erlangte der Adel ein Vorrecht, und er schickte dahin seine nachgeborenen Kinder. Da sie in frühen Jahren als Oblaten[3] in die Klöster kamen,[4] genossen sie eine gute Erziehung. Oblate und Gebildeter wurden in den Klöstern beinahe gleichbedeutend. Aber es fehlte ihnen vielfach der Beruf im Unterschied von den Konversen, die erst in späteren Jahren ins Kloster eintraten und die als Ungebildete (illiterati), Idioten von den Oblaten unterschieden wurden. Ernste Männer gaben ihnen den Vorzug und schränkten das Oblatentum und die damit zusammenhängende Ministerialität ein.[5] So ließen die Cluniacenser nur sechs

[1] M. G. ss. 10, 100.

[2] Ehrhard, Das Mittelalter 192.

[3] Donati.

[4] Daher nutriti genannt.

[5] Petr. Ven. stat. 23 (P. l. 1032).

Oblaten zu.[1] Noch weiter ging Wilhelm von Hirsau: er verhielt sich wie das ihm zugewandte Kloster Zwiefalten, von dem wir hören, es habe möglichst gefügige Leute als Ministerialen angestellt. „Die Kirche", heißt es „hat keinen, der seinen Kopf so hoch trüge, daß es ihm erlaubt würde, mit ritterlichen Waffen neben den Mönchen zu reiten, oder der es als Kränkung empfände, den Mantel jedes beliebigen Mönches auf seinem Tragtiere mit sich zu führen." Wenn sich die Dienstleute widersetzen, mußte der Vogt gegen sie einschreiten.[2] Die Vögte haben aber, wie gesagt, ebenso oft wie gegen die Dienstmannen und Hintersassen ihre Macht gegen die Klöster selbst gebraucht. Darum ging das Bestreben der Orden darauf, den weltlichen Patronat ganz zu beseitigen. Ein wichtiges Mittel dazu war die Exemtion, die Immunität und die Hingabe an Rom. Viele Klöster stellten sich in das Eigentum der römischen Kurie, benützten also das germanische, von der Kurie immer mit Widerwillen angesehene Eigenkirchenrecht, um diese selbst in seiner verderblichen Gestalt zu überwinden.[3]

Im Zusammenhange damit steht der stärkere demokratische Charakter der neueren und reformierten Klöster, der am stärksten bei den Cisterciensern zum Ausdruck kam, m. a. W. die größere Aufnahme von Laienbrüdern und Konversen und die Rückkehr zum Eigenbetrieb. Die Diener und Hintersassen der älteren Klöster standen außerhalb des Klosterverbandes und waren meistens verheiratet. Nun stellten sich die dienenden Glieder am Schluß des elften Jahrhundert bei dem neuerwachten religiösen Eifer unter die Klosterzucht. Bernold von St. Blasien schreibt 1083: „Unzählige, Männer und Weiber, ergaben sich zu der Zeit dieser Lebensart, daß sie unter der Aufsicht der Klöster und Mönche ein gemeinsames Leben führten und ihnen als Knechte und Mägde dienten in der Küche, Mühle und in der Viehhut. Der Hirte galt dem Mönche gleich."[4] Selbst auf dem Dorfe begannen unzählige Töchter von Bauern der Welt zu entsagen. Da bedurfte es nur eines kleinen Schrittes, um die Diener in Konversen zu verwandeln.

Das Vorbild scheinen italienische und französische Einsiedeleien

[1] Seit Abt Hugo.
[2] M. G. ss. 10, 78.
[3] Schreiber, Kurie und Kloster I, 19.
[4] M. G. ss. 5, 439.

gegeben zu haben. In den Einsiedeleien des Petrus Damiani haben sich zu den zwanzig eigentlichen Brüdern zehn oder fünfzehn Konversen und Diener gesellt.[1] Eine ähnliche Einrichtung bestand in den Niederlassungen Gualberts von Vallumbrosa und Brunos, des Stifters der Kartäuser. Die Konversen nahmen teil am Kapitel, an der Messe und alle 14 Tage an der Kommunion, behielten aber ihre weltliche Tracht bei, waren zum Stillschweigen nicht verpflichtet und besorgten die weltlichen Geschäfte. In noch höherem Maße fanden sie Aufnahme im Orden von Grammont. Hier überwog die Zahl der Laien so stark, daß sie die Kleriker in den Hintergrund drängten. Da sei es ähnlich, meint ein Schriftsteller, wie wenn man einen Wagen vor die Ochsen spanne.[2] Neben dem Prior stand ein Laie, Curiosus genannt, der die ökonomische Verwaltung führte.[3] Neben den Laienbrüdern spielten dann bald auch die Frauen eine wichtige Rolle. Robert von Arbrissel, der Stifter von Fontevraud, ein Priesterkind, hatte in seiner Jugend die Gefahren des weiblichen Umgangs nicht vermieden, später aber ein strenges Bußleben in der Einöde geführt.[4] Er predigte besonders gegen die Priesterehe und nahm sich des weiblichen Geschlechtes an; er wollte frühere Sünden sühnen, indem er sich den gleichen Gefahren aussetzte wie in seiner Jugend, um diese dann um so glorreicher zu überwinden.[5] Auch zu andern frommen Männern strömten die Frauen in Scharen. Der etwas düstere Orden des Gilbert von Sempringham umfaßte eine doppelte Zahl von Frauen. Bei den Humiliaten, einem italienischen Handwerkerorden, erlangten die Frauen einen großen Einfluß, einen noch größeren freilich zu Fontevraud. Hier entstand eine Reihe von Klöstern, eines nahm die Jungfrauen und Witwen, ein anderes, dem hl. Lazarus geweihtes, Aussätzige und andere Kranke auf; ein drittes hatte die Bedeutung eines Magdalenenheimes für Büßerinnen. Die Frauen eigneten sich besonders für die Ausübung der Wohltätigkeit. Aber auch die Laienbrüder leisteten Vortreffliches in den neu entstandenen Hospitalorden.

---

[1] Op. 14.
[2] La bible Guiot de Provins 1577.
[3] Girald. spec. eccl. 3, 21.
[4] Joh. Walter, Rob. v. Arbrissel 65.
[5] Marb. ep. Red. ep. 6; Goffr. Vind. ep. 4, 47.

Die Fremdenherbergen und Krankenhäuser wurden schon lange von Laien bedient, sei es nun daß Klöster, Stifte oder daß Bischöfe sie unterhielten, und die Laien standen in einem gewissen Zusammenhang mit dem Konvente. Dieser Zusammenhang verstärkte sich nun noch seit der Einführung der Konversen. Von Wilhelm, dem Abte von Hirsau, erzählt seine Lebensbeschreibung, er habe das Armenspital den Konversen übergeben und ihnen ihren Unterhalt und ihre Kleidung im Kloster angewiesen, aber schon sein Nachfolger habe dies abgeändert und sie für ihre Bedürfnisse auf das Spitaleinkommen verwiesen. Dadurch seien die Armen verkürzt worden, und es sei ein Unwille in vielen Kreisen entstanden; der selige Wilhelm selbst sei einem Bruder im Traume erschienen und habe die neue Ordnung getadelt. In der Folge begegnen wir noch oft der Erscheinung, daß die Gesunden die Kranken und Bedürftigen verdrängten. So geschah es auch mit dem für die Armen bestimmten Viertel der Kircheneinkünfte. Selbst die Klöster setzten den Anteil auf ein Zehntel herab und bildeten sich noch etwas ein, wenn sie wenigstens das wenige den Armen zukommen ließen. Ein Klosterchronist rühmt es, daß in seinem Orden an allen Höfen Opferkästen aufgestellt waren mit der Inschrift „Almosen".[1]

Was aber auf diese Weise den Armen entging, kam auf der andern Seite wieder herein durch Neugründungen, namentlich in den aufblühenden Städten, allerdings meist im Anschluß an ältere Kloster- und Domspitäler. So ging das Hotel Dieu in Paris hervor aus der Eleemosynaria der Notredamekirche. Den beschwerlichen Armendienst übernahmen mehr und mehr Konversen, die irgendeine Regel, namentlich die eine freie Bewegung gestattende Augustinische, annahmen und eigene Konvente bildeten. So entstand der Antoniusorden im Anschluß an die Eleemosynaria des Klosters Monsmajor in Vienne. Die Antoniter trugen das Antoniuskreuz, ein blaues Tau, auf ihrem schwarzen Gewande zur Erinnerung an den Patriarchenstab. Auch die Büßer hefteten sich Kreuze an.[2] So dürfen wir uns nicht wundern, daß uns Kreuze bei den ritterlichen Spitalorden begegneten. Ritter gesellten sich frühzeitig wie zu den Konversen überhaupt, so auch zu den Krankenpflegern.

---

[1] Decima und oblatio fällt nahezu zusammen; M. G. ss. 14, 499.

[2] Über die gelben, blauen, roten Bußkreuze der von der Inquisition Verurteilten vgl. Flade, Römisches Inquisitionsverfahren 109.

Der erste ritterliche Spitalorden entstand im Orient im Anschluß an eine Stiftung der Stadt Amalfi, das St. Johannesspital zu Jerusalem, und die erste Regel gab 1120 Gerard und Raimund von Puy. Mit der Pilgerpflege verband sich Pilgerschutz und Geleit, und daraus entstand die Kampfbereitschaft und Kampfneigung der Rittermönche.

Im umfassendsten Maßstabe fanden die Laienbrüder Verwendung in den im zwölften Jahrhundert gegründeten Rodeorden der Cistercienser und Prämonstratenser. Denn diese stellten ihrer Wirtschaftstätigkeit ganz neue Aufgaben und Ziele, und die Laienbrüder, auch äußere Brüder, Bartbrüder, spöttisch Hirsemänner[1] genannt, gewannen eine ungeahnte Bedeutung. Durch die Aufnahme der arbeitenden Laien in den Klosterverband entgingen die Mönche zugleich der lästigen Vogtei, an deren Stelle das Kapitel die Disziplin handhabte, und den vielen Anforderungen der weltlichen Obrigkeit.

---

[1] Barbati, milienses; Heimbucher, Orden I, 259.

LXVIII. Das byzantinische Reich.

Die Befestigung der Papstgewalt im Abendland schuf eine neue Kluft zwischen dem Westen und Osten der damaligen Kulturwelt. Die Griechen waren nicht geneigt, die alles überragende Gewalt Roms anzuerkennen; sie stellten gemäß den alten Konzilien den Bischof von Rom nur an die Spitze der Patriarchenreihe, behaupteten aber die Unabhängigkeit der Patriarchen von Konstantinopel, Alexandrien und Antiochien. Die Liturgie, die Kirchenordnung zeigte im Osten ein ganz anderes Gesicht als im Westen. Die Unterschiede reichten zurück bis in die ersten Jahrhunderte. Doch anerkannten die beiden Kirchen gegenseitig ihre Berechtigung. In den Grenzgebieten, in Unteritalien, bei den Südslawen vermischten sich die beiderseitigen Einrichtungen. Die italienischen Handelsstädte besaßen in ihren Faktoreien in Griechenland lateinische Kirchen. Zu Konstantinopel selbst bestand eine Kirche zur hl. Maria der Amalfitaner, ferner eine ungarische Kirche mit abendländischem Ritus, endlich die Panagia Varangiotissa d. h. die Kirche der warägischen Garde. Das Kloster des hl. Sergius war römisch. Umgekehrt hatten Basilianermönche in der Nähe von Rom zu Grotta Ferrata ein Kloster gegründet, das noch bis heute den griechischen Ritus bewahrte. Das Kloster Monte Cassino stand in einem Schutzverhältnis zu dem griechischen Kaiser. Auf den vielen Reisen in das Heilige Land besuchten die Abendländer gerne die griechischen Kirchen und Klöster und erfreuten sich vielfach guter Aufnahme, besonders wenn sie mit Gegengeschenken nicht kargten. Auch kamen die Griechen nach dem

Abendlande, nicht nur Spielleute und Lehrer, sondern auch heilige Einsiedler und Bischöfe. So lebte an der Porta Nigra zu Trier eingemauert der hl. Simeon. Zu Gent erschien 1011 ein flüchtiger Bischof Makarios von Antiochien in Pisidien und erregte die Bewunderung der Leute. Das Amanduskloster bot ihm Gastfreundschaft und wollte ihn kaum mehr ziehen lassen, aber das Heimweh trieb ihn fort, obwohl seine Kräfte nicht ausreichten, den Beschwerden der Reise zu trotzen. Er starb denn auch auf dem Wege.

Die Griechen selbst hießen sich Römer und ihre Kirche die römische und unterschieden die abendländische als lateinische; dieser Sprachgebrauch dauert bis heute fort. Ihre Kultur war der abendländischen immer noch weit überlegen; nur fehlten ihr die frischen Volkskräfte, ein großer Gesichtskreis, weitere Zusammenhänge und Fernwirkungen. Schon an den Toren von Konstantinopel begann die Barbarei, und die Unsicherheit war noch größer als im Abendland.

Immerhin hat auch diese Kultur sich nicht unfruchtbar gezeigt und auf Slawen und Abendländer gewirkt. Das Reich wußte sich immer wieder frische Volkskräfte einzugliedern und machte immer wieder Anläufe zur Selbsterneuerung. Die vielen Landverluste, die sie erlitten hatten, rafften die Griechen aus ihrer Schlaffheit empor, und mit Hilfe ausländischer Truppen gelang es ihnen, den umliegenden Völkern, Bulgaren und Russen, ja sogar den Arabern Niederlagen zu bereiten. Sie machten nunmehr energische Anstrengungen, wenigstens das noch zu retten, was sie besaßen, die griechische und die kleinasiatische Halbinsel. Der militärische Aufschwung stand in enger Wechselwirkung mit der religiösen Erneuerung. Gerade der Kampf gegen die Sarazenen belebte den Glaubenseifer. Der Glaube wurde viel volkstümlicher als zuvor. Ein nur zu wahres Wort meint, es sei leichter für die Religion zu kämpfen, als nach ihren Geboten zu leben. Der Krieg erschien als eine heilige, eine religiöse Pflicht. Der Kaiser Nikephoros verlangte von einer geistlichen Synode, daß alle im Kriege gefallenen Soldaten die Ehre von Märtyrern erhalten sollten. Ohne den Glaubenskampf wäre Byzanz noch viel früher erstarrt. Nun aber verlieh er dem gesamten Leben einen höheren Schwung, und dieser Aufschwung machte sich auch auf allen Gebieten, auch in der Kirche und Literatur geltend.

1. Die Kaiser.

Nachdem die Kaiser Nikephoros und Johannes Tzimiskes vorgearbeitet hatten, gelang es dem lange regierenden Basilios II., dem Reich eine geachtete Stellung wiederzuerobern. Auch im Innern hielt er leidliche Ordnung; denn ihm kam der Umstand zustatten, daß er auf gesetzlichem Weg auf den Thron gelangt war. Die wachsende Bedeutung der Abstammung und Erbfolge erhellt schon aus dem Umstand, daß Basilios I. sich durch Photios einen gefälschten Stammbaum hatte anfertigen lassen. Allerdings hatte auch Basilios es nicht vermocht, die inneren Gegensätze zu überbrücken. Bald zeigten sich die Soldaten, bald die Feldherren, bald die Beamten, bald der Senat widerspenstig, und gar oft mischten die zarten Frauen ihre Hände in die Intrigen des Hofes. Manche Frau ragte durch Kühnheit und Klugheit, manche durch Schönheit hervor und übte einen mächtigen Einfluß aus, und so konnte es geschehen, daß eine Frau wie Zoe, die Nichte des Basilios, drei Männer und Kaiser nacheinander sich gewann. Ihr Vater Konstantin VIII. hatte sich wenig bewährt; ihn hatte die lange Untätigkeit verweichlicht, er verschwendete in kurzer Zeit den Staatsschatz, den sein Bruder angehäuft hatte. Den Unterschied beider Brüder kennzeichnet das Witzwort: „Kreuz und Spucknapf aus einem Holz." Der gemeine Napf war nicht wählerisch in seinem Umgang. Feilen Eunuchen, gemeinen Kammerdienern vertraute Konstantin VIII. die höchsten Staatsstellen an und verfolgte die Ratgeber seines Bruders mit grausamer Mordlust. Zum Glück dauerte seine Herrschaft nur kurze Zeit, und ihm folgte seine ehrgeizige Tochter Zoe. Seine gute Gemahlin hatte ihm drei Töchter geschenkt, von denen die älteste ganz die fromme Gemütsart ihrer Mutter geerbt und sich Gott geweiht hatte. Um eine andere Tochter hatte der deutsche Kaiser Konrad II. 1027 für seinen Sohn gebeten, aber ohne Erfolg.[1] Denn dadurch hätte der deutsche Kaiser einen Anspruch auf den Thron erhalten.

Auf seinem Todbett vermählte Konstantin VIII. seine bejahrte Tochter Zoe mit einem zu dieser Zeit geschiedenen Manne, dem Senator Romanos Argyros. Aber Zoe liebte diesen Mann nicht, umsomehr aber den Bruder seines Günstlings, den Wechsler Michael.

[1] Bei dieser Botschaft erhielt Mangold von Dillingen-Werd die hl. Kreuzpartikel, die zur Gründung des Stiftes Donauwörth Anlaß gab.

Sie überschüttete den jungen blühenden Knaben mit den Erweisen ihrer zärtlichen Liebe, obwohl er an der Fallsucht litt. Im Bunde mit ihm vergiftete sie langsam ihren Gemahl. Kaum hatte dieser ausgehaucht, so beschied Zoe den Patriarchen in den Palast, kleidete sich in Prunkgewänder und befahl ihm, die Ehe mit ihrem Geliebten einzusegnen. Sein Bedenken beschwichtigte sie mit einem großen Geldgeschenk. So vermählte er das Mörderpaar. Ohne Schwierigkeit vollzog sich die Huldigung der Großen; die Widerstrebenden gewann das reichlich gespendete Gold.





Oben Ermordung des Romanos Argyros, der in den Palastthermen ertränkt wird, unten Verteidigung des großen Palastes durch Michael den Kalfaterer. Sowohl Angreifer als Verteidiger arbeiten mit Steinwürfen, jene überdem mit Bögen und Schwertern. Miniatur des elften Jahrhunderts aus der Geschichte des Johannes Skylitzes (Madrid).

Als sich Michael sicher fühlte, warf er die Maske, die Sklavenhülle ab, die er bisher getragen hatte, und zeigte den Herrn, sperrte Zoe ein, vor der ihm selbst graute, und suchte durch Freigebigkeit, Wohltätigkeit und Gerechtigkeit den üblen Ursprung seiner Herrschaft vergessen zu machen. An Frömmigkeit übertraf er noch seine Vorgänger; er suchte nur den Umgang frommer Männer auf, kasteite sich und offenbarte einen, durch keinen Zweifel getrübten, kräftigen Glauben. Alle wichtigen Hofämter waren mit Verwandten besetzt, und sein Neffe, der nachmalige Kaiser Michael V., erhielt Namen und Rang eines Cäsar. Dem Adel des Landes blieb nichts anderes übrig, als seinem Mißvergnügen durch beißenden Spott Luft zu machen; er nannte den neuen Cäsar wegen des Geschäftes seines Vaters den Kalfaterer. Nach dem Tode Michaels IV., der sieben Jahre regiert hatte, reichte Zoe diesem Kalfaterer Michael V. die Hand, 1041. Auch er zwang Zoe zur Einsamkeit; das Volk empörte sich aber, und der Senat gewährte Zoe und

ihrer Schwester Theodora das Recht, die Herrschaft allein zu führen. Michael und sein Bruder mußten in ein Kloster flüchten.

Die beiden Kaiserinnen regierten nicht lange nebeneinander. Aus Eifersucht gegen ihre besser befähigte Schwester Theodora entschloß sich Zoe, trotz ihrer 62 Jahre nochmals zu heiraten. Ihre Wahl fiel nach einigen Schwankungen auf einen früheren Günstling von vornehmer Herkunft, dessen Unterhaltung ihr viel Vergnügen bereitet hatte. Dieser, Konstantin IX. Monomachos genannt, erwies ihr alle Ehre und gewährte ihr viel Einfluß auf die Staatsgeschäfte, überließ sich aber im übrigen seinen schlimmen Neigungen, der Leidenschaft für Frauen und für schöne Bauwerke, und verschwendete viel Geld. Trotzdem hielt er sich noch vier Jahre nach dem Tode der Zoe, und erst jetzt gelangte Theodora zur Erfüllung ihrer ehrgeizigen Wünsche und regierte noch zwei Jahre bis 1056.

Bereits tauchten die Komnenen auf. Zunächst allerdings erlangte wieder eine Frau, Eudokia, die Witwe Konstantins X., großen Einfluß; sie vermählte sich, obwohl sie ihrem verstorbenen Gemahl versprochen, nicht mehr zu heiraten, mit einem tüchtigen Manne Romanos, dem ein trauriges Schicksal beschieden war. Trotz seiner vorzüglichen Regierung machte der Philosoph und Minister Psellos gemeinsame Sache mit seinem Todfeinde, dem Bruder des verstorbenen Kaisers, und auf seine Umtriebe hin wurden Romanos und Eudokia abgesetzt und deren Sohn Michael zum Kaiser gekrönt. Romanos starb eines qualvollen Todes. Michael VII. regierte nur wenige Jahre; dann bestieg der tapfere General Nikephoros III. und endlich der Begründer einer neuen Dynastie, Alexios Komnenos, den Thron 1081. Unter den Komnenen erlangte die Aristokratie eine größere Macht als unter den früheren Herrschern, und der frühere Absolutismus hörte auf.

Die Kaiser vereinigten in ihrer Hand alle Rechte, geistliche und weltliche. Sie nannten sich apostelgleich, apostolisch, wie der Patriarch, ja noch mehr, sie legten sich den Titel bei: Statthalter Gottes auf Erden, Ebenbild Gottes. Der Kaiser, schmeichelten Hofdichter, weiß alles, kann alles machen, er versteht mehr als alle Theologen, Philosophen, Mediziner. Für die Krankheiten des Leibes erfindet er gute Heilmittel und für die zweifelnden Geister neue Dogmen. Immer wieder bestiegen Kaiser nach dem Beispiele Konstantins und Justinians die Kanzel und hielten Predigten,

ein Leo der Weise, sein Sohn Konstantin Porphyrogennetos u. a. Deshalb stand ein Kaiser auch viel höher als ein Patriarch, und ein Widerspruch des Patriarchen mußte wirkungslos bleiben.[1] Wenn der Kaiser in die Sophienkirche eintrat, stimmten die Sänger an: „Siehe, der Morgenstern kommt und verdunkelt durch seinen Schein die Strahlen der Sonne; der bleiche Tod der Sarazenen, Nikephoros, der Herrscher erscheint." Da begreift man es leicht, daß ein Dichter einmal äußert: „Ich will ja ein despotentreuer Hund nur sein, nur nach den Brocken blicken von des Herren Tisch." Den Abendländer Liutprand widerten diese hündischen Speichelleckereien an, er konnte es ebensowenig begreifen, wie wenn man den Zwerg einen Riesen, den Sünder einen Heiligen nennen würde. Solches Lob, meinte er, müsse jeder Vernünftige als einen Hohn auffassen, wer das nicht tue, der gleiche einer Eule, die nur im Dunkeln sehe. Liutprand hatte eben den Gott in seiner Menschlichkeit gesehen, und da zeigte er sich recht schwach und hinfällig; die Kaiser waren mehr Puppen in den Händen geschickter Weiber oder Eunuchen als Selbstherrscher.

Aber je mehr ihnen die wirkliche Macht fehlte, desto mehr bestanden sie auf dem Scheine der Macht, desto mehr hüllten sie sich in Unnahbarkeit und umgaben sich mit einem Zaun oder einer Mauer von Zeremonien und schlossen sich in eine Wolke von Prunk ein. Die kaiserliche Farbe war purpur- oder scharlachrot. Die rote Fußbekleidung hatte dieselbe Bedeutung, wie das Diadem auf dem Haupte. Rote Schuhe gewährten die Kaiser den höchsten Beamten als Auszeichnungen. Zu dem Rot der Kleider kam reiche Goldzier. Reiche Goldschabracken deckten die Pferde, die den Kaiser trugen. Alle Beamten mußten die genau vorgeschriebene Tracht anziehen, worüber sich Liutprand lustig macht. Es wäre besser, meint er sarkastisch, die Beamten und Kaiser wären mit ihren Hauskleidern gekommen; denn ihre Staatskleider seien alt, verschossen und zerrissen gewesen. Aber auch Byzantiner selbst klagten über den Zwang der frostigen Etiquette, z. B. Theodor Prodromos. Wenn einer nicht in der gehörigen Tracht erschien, wenn das Kleid die Knöchel nicht bedeckte, an den Schuhen eine Kleinigkeit

[1] Die Fälle, die Gelzer in seiner Byzantinischen Kulturgeschichte 5 anführt, beweisen nichts gegen die allgemein geteilte Anschauung von Cäsaropapismus der Byzantiner.

fehlte, sahen ihn die Hofschanzen von oben herab an, ja erteilten ihm rohe Zurechtweisungen und Püffe.

Selbst wenn die Kaiser ins Feld zogen, stand die Zeremonie obenan. Sie führten dahin all den gewohnten Prunk mit, und ihr Zelt glich einem wahrhaftigen Heiligtume, und wenn sie zurückkehrten, feierten sie in altrömischer Weise üppige Triumphzüge, Siegeszüge, die halb den altrömischen Triumphen, halb christlichen Prozessionen glichen.[1] Alle Straßen glänzten im Schmuck der Fahnen, Teppiche, Blumen und Blätter. Die hohen Geistlichen, ein Teil der Beamten, die Beamtenfrauen wohnten dem Zuge auf Schaugerüsten bei. Voraus fuhr auf einem goldenen Wagen, gezogen von schneeweißen Rossen, das Bild der Jungfrau Maria. Dann folgten die Beamten und Verwandten des Kaisers, dann der Kaiser selbst zu Roß in glänzenden, goldstrahlenden Gewändern, neben ihm der Cäsar oder ein siegreicher Feldherr. Religiöse Hymnen und Verse begleiteten den Marsch. Da sangen wohl die Chöre: „Lob sei Gott, der sie vernichtet hat, die Leugner der Dreieinigkeit.“ Die Gefangenen mußten, auf die Rennbahn geführt, sich auf den Boden niederwerfen. Das Volk wiederholte dreimal, was der Chor sang: „Durch Gottes Gericht sind die Feinde in den Staub gesunken.“ Oder ein gefangener Häuptling mußte sich auf dem Forum dem Kaiser zu Füßen legen, dieser setzte ihm den purpurbeschuhten Fuß auf den Nacken, und der Chor fiel ein: „Wer ist wie unser Gott!“[2]

Selbst von Königen und Kaisern, die ihnen Niederlagen beigebracht hatten, verlangten die Herrscher die größte Unterwürfigkeit und konnten es umsomehr verlangen, als die fremden Herrscher nach byzantinischen Titeln geizten. Wenn sich die Frankenkönige früher Patrizier nennen ließen, so erhielten jetzt romanische und russische Fürsten die Titel Stratege, Hofmarschall, Tafelaufseher. Der Doge von Venedig ließ sich zum Strategen von Dalmatien ernennen. So erklärt es sich wohl, daß Kaiser Manuel an seinen eigenen Schwager Konrad III. das Ansinnen stellen konnte, er müsse ihm das Knie küssen, und als dieser sich weigerte, er müsse ihm, während er auf dem Throne sitze, stehend den Kuß bieten. Endlich

[1] Const. Porphyrog. de caerem. 2, 20 (Reiske comm. 4).

[2] Neumann, Weltstellung des byzantinischen Reiches vor den Kreuzzügen 1894 S. 14.

als Konrad auch darauf nicht einging, einigten sich beide dahin, daß sie sich zu Pferde sitzend den Kuß geben wollten. Als ein Türkensultan zu Manuel kam, empfing er ihn sitzend auf einem mit Edelsteinen und Perlen ausgelegten goldenen Throne, angetan mit einem Purpurgewand, das über und über mit schön geordneten Karfunkeln besetzt war; die Brust schmückte ein rosenroter Stein von der Größe eines Apfels, der an einer goldenen Kette hing. Die Wirkung blieb denn auch nicht aus: der Türke wagte es nicht, sich zu setzen, und nahm schließlich auf einer kleinen Bank Platz.[1] Als die Griechen einmal einen ihrer Kaiser blendeten und ums Leben brachten, meint ein armenischer Geschichtschreiber, sie haben nach dem Vorbilde der Juden Christum zum zweitenmal gekreuzigt und erzählt, selbst der Sultan habe unter Tränen ausgerufen: „Wahrhaftig, Ungläubige sind die Romäer!"

In der Tat fühlten sich die Kaiser Gott gleich, ihr Palast galt als Abbild des Himmels und gewährte den nach Hofluft Lechzenden einen Vorgeschmack des Paradieses. Sogar fromme Mystiker wußten den Himmel nicht anders zu schildern, als indem sie Gleichnisse aus dem Hofstaat wählten. So widerspiegelt sich in den Gesichten des Andreas Salos vom Himmel das Hofleben. Der Palast des Königs der Könige ist umgeben von einem herrlichen Park, und im Palast selbst folgt eine Halle ein Ring einem andern, einer immer schöner, glänzender, reicher als der andere, jedesmal durch einen Vorhang geschieden, bis sich im Allerheiligsten der Thronsaal öffnet, wo Gott selbst gleich einer Sonne aller Augen blendet. Mit den auserlesensten Wohlgerüchen wetteifert der entzückendste Gesang.

Unwillkürlich erinnert man sich bei dieser Darstellung an die Schilderung, die Liutprand von seinem feierlichen Empfange bei dem Kaiser im Chrysotriclinium entwirft: der Herrscher saß hinter einem Vorhang auf einem goldenen Throne unter künstlichen Bäumen, worauf automatische Vögel saßen, bewacht von Löwen, die ein Gebrüll ausstießen, während die Vögel flatterten und Orgeln spielten. Der arme Sterbliche warf sich zu Boden, und nun hob eine künstliche Maschine den Thron samt dem Herrscher hoch in

[1] Kinnamos Hist. 5, 6; dazu die Note von Ducange in der Ausg. 1670 S. 204; vgl. Dieterich, Byzantinische Charakterköpfe 38; Jorga, Byz. empire 152.

die Lüfte, und von dieser erhabenen Höhe aus würdigte er den Fremdling seiner Ansprache und entließ ihn dann großmütig. Beim Rückweg mußte der Besucher, wie es auch Andreas Salos beschreibt, die nämliche Folge von Sälen durchschreiten, durch die er gekommen war. Ein französisches Epos „Die Pilgerfahrt Karls des Großen" schildert den Empfangsaal also: Die Mauern strotzen von Gold, und die Mosaikmalereien stellen alle Tiere der Erde dar, das Gewölbe trägt eine Silbersäule, umgeben von hundert Marmorsäulen, mit Gold ausgelegt. Vor jeder stehen zwei Bronzekinder, die zu leben und sich anzulächeln scheinen, und blasen mit ihrem Munde in Elfenbeinhörner. Wenn sich der Wind vom Meere erhebt, dreht sich der Saal, die Hörner tönen süß durcheinander, so daß man glauben könnte, man höre die Engel im Paradies.[1]

2. Beamte und Heer.

Wie die Sterne sich um die Sonne reihen, so umgaben den Kaiser eine Legion von Beamten, und jeden Beamten umgab ein Gefolge. Es war eine große Hierarchie, auf deren Gliederung die Herrscher viel Sorgfalt verwandten.[2] Dem Kaiser zunächst stand der Cäsar, der Wesir, der Beigeordnete und nicht weit hinter dem Cäsar der Megas Dux, der Großherzog, und der Thronfolger, Basileus oder auch Despotes genannt. Den Titel Despotes trugen die Brüder und Verwandten, den Titel Despotis weibliche Verwandte. Dann kamen die verschiedenen Diener, die Domestiki. Ganz wie im Abendland bekleideten die persönlichen Diener des Kaisers die höchsten Hofämter. Die Leibwache hatte der Beilieger, Parakoimomenos, ein Mann von hoher Bedeutung, in der Hand. Den Befehl über die Palastwache führte der Drungarios. Ihm schlossen sich an der Komes Domestikorum, der Protostrator, der Groß-Primikerios, der Kontostaulos, der Kuropalates, der Mundschenk, der Küchenmeister,[3] der Hofmarschall, der Almosener, der Orphanotroph. Die Kanzlei besorgten Notare und Referendare, an

[1] Vgl. auch Benoit de St. Mores Roman über Troja. Manche Stelle anderer Schilderungen ist eine einfache Erweiterung des Liutprandschen Berichtes; Romanische Forschungen 1900, S. 585.

[2] Eine genaue Rangordnung hat der Protospatharios und Oberhofmarschall Philotheos ausgearbeitet; Gelzer, Byzant. Kulturgesch. 39.

[3] Pincerna, Komikleios, Artiklines.

deren Spitze ein Komes offiziorum, der Stadtkommandant, der Eparch stand, die Finanzen der Großlogothet mit vielen untergeordneten Logotheten, neben denen der Komes Largitionum noch nicht völlig verschwunden war. Der Eparch vereinigte die Gewalt des früheren Stadtpräfekten und Lagerpräfekten und war Vorsitzender des Obergerichtes. Der Quästor hatte die Aufsicht über die Zureisenden, die Bettler und die Kolonen; er hatte dafür zu sorgen, daß sie ihre Geschäfte schnell erledigten und dann wieder abreisten. Er hörte auch die Beschwerden der nach der Hauptstadt gekommenen Kolonen gegen ihre Grundherren, die Beschwerden der Untertanen gegen die Beamten an.

Endlich zählte der Hof viele Geistliche. Die Archivare, der Chartophylax, der Sacellarius, der Skeuophylax, die Referendare und Notare waren zugleich Geistliche und Beamte. Geistliches und Weltliches lief durcheinander, wenn auch nicht in der Weise wie im Abendland.

Auch die Zivil- und Militärgewalt war nicht geschieden. Die Konstantinische Trennung hatte schon Justinian durchbrochen, und die Folgezeit arbeitete weiter an der Vereinigung, die auch dem abendländischen Geiste entsprach. Die höchsten Provinzbeamten, die Oberpräsidenten, hießen Strategen, Feldherren, und statt in Provinzen zerfiel das Reich in Themata, in Armeebezirke, die kleiner waren als die alten Provinzen. Unter den Strategen standen der Protonotar, Judex und Turmarch, die Steuern erhoben, Truppen befehligten und Recht sprachen. Eine ähnliche Stellung hatte der Baiulos an kleineren Orten, der Topoteret und Kastellan, der Potestas (Podesta) oder Exusiastes, endlich der Konsul. Die frühere Selbständigkeit der Städte war fast ganz verschwunden, in demselben Grade, als sie sich außerstand sahen, die Steuern selbständig aufzubringen. Umgekehrt erlangten die Grundherrschaften eine gewisse Immunität. Die Aufgabe des Stadtverteidigers war an die Bischöfe übergegangen.[1]

Entsprechend der vorherrschenden Naturalwirtschaft empfingen die Beamten wohl feste Einkünfte (in credentiam), aber sie kauften vielfach ihr Amt oder pachteten es in gabellam. Die Verpachtung war besonders in Unteritalien gebräuchlich und wurde von den

[1] Defensor civitatis.

Normannen und staufischen Herrschern übernommen und beibehalten. Im Abendland hatte die Anweisung fester Einkünfte zur Vererblichung der Benefizien geführt, im Morgenland suchten die Kaiser diesen üblen Folgen durch einen häufigen Wechsel der Beamten vorzubeugen, gelangten aber nur unvollkommen zum Ziele, mußten sie doch auch die Entstehung von Kriegerlehen dulden.

Die Militär- und Steuerpflicht ruhte auf dem Grundbesitz, hatte aber durch die Ausdehnung des Großgrundbesitzes eine starke Verringerung erfahren. Nachdem sich vollends das Rittertum aus gleichen Ursachen wie im Abendland ausgebildet hatte, konnten sich die Kaiser nur dadurch helfen, daß sie die kriegsfähigen Grundbesitzer in ihren näheren Dienst zogen und verdiente Krieger mit Grundbesitz ausstatteten, m. a. W. Kriegerlehen schufen. Im Anschluß an spätrömische Einrichtungen erhielten an den Grenzen ganze Scharen von tüchtigen Bauern oder Barbaren (Läten) Land angewiesen und mußten die Grenzwehr übernehmen. Aus dem Kron- und Kirchengut wurden Einzellehen gebildet, für die besseren Krieger Panzer-, Roß- und Ankerlehen: ein Panzerlehen sollte zwölf Pfund, ein Roßlehen vier, ein Anker- oder Schiffslehen zwei Pfund Gold (etwa 1800 Reichsmark)[1] wert sein. Im Unterschied vom Abendland behielt der Kaiser doch alles in der Hand, er duldete keine Zwischengewalten. Die Lehen durften in ihrem Werte nicht vermindert werden; denn aus diesen Gütern mußte der Soldat seine Ausrüstung und seinen Unterhalt bestreiten. Gab es mehrere Erben, so hatten sie nach dem Verhältnis ihrer Erbteile einen Mann zu stellen. Der Lehensträger durfte die Güter nicht verkaufen, namentlich nicht an Große, und von den nicht im Kataster verzeichneten Gütern nur so viel veräußern, daß noch zwei, vier, zwölf Pfund übrig blieben.[2] Wenn etwas verkauft war wegen der Nachlässigkeit oder Abwesenheit des Besitzers, so konnte es wieder zurückgefordert werden, auch wenn der Lehensmann drei Jahre abwesend oder auf Handelsreisen gegangen war; nur wenn er sich auf arabisches Gebiet begeben hatte, fiel dieses Recht weg. Doch gewährten die Kaiser bald Milderungen, die zuletzt das ganze Gesetz durchlöcherten,[3] und gestatteten adeligen Herren den Erwerb von

[1] Der Kaufwert war mindestens viermal größer.

[2] Zachariä, Griechisch-römisches Recht 1892 S. 273.

[3] Schon Romanos II., Gfrörer, Byz. Geschichten II, 28, 63.

Kronlehen unter der Voraussetzung, daß der Kriegsdienst dadurch nicht verringert würde. Lehenssoldaten durften ohne Beschränkung Güter erwerben und durch ihre Vermittlung konnten auch die großen Eigentümer ihren Besitz erweitern, und die Kaiser mußten es dulden, sowenig ihnen das Aufkommen von Aftervasallen zusagen mochte.

Die Lehensträger waren die geborenen Hauptleute, sie mußten sich ihrerseits mit Schild- und Schwertträgern ausstatten. Ein Edelmann ritt auch im Frieden nie ohne Gefolge aus; selbst in Konstantinopel umgab ihn ein Schwarm von Dienstmannen, darunter viele Sklaven. Die eigentlichen Kriegsmannen aber waren die Germanen, die Waräger; denn die byzantinischen Bauern waren nicht zu brauchen. Friedliche Arbeit, ruhiger Besitz, auch der Lehensbesitz, verringert immer die Kriegsbereitschaft; ohne die Anlehnung an Berufssoldaten versagt jede Miliz.

Der Feudalismus senkte sich so tief ein, daß er auch für die Flottenbemannung nicht entbehrt werden konnte. Neben einer kleineren Zahl russischer Waräger[1] war es namentlich der Stamm der Mardaiten, zum Teil ansässig in Pamphylien, zum Teil in Griechenland, der die notwendige Besatzung lieferte. Trotzdem konnten die morgenländischen Kaiser gegenüber den abendländischen mit Stolz auf ihre Seemacht hinweisen: „Dein Herr besitzt keine Schiffe," sprach Nikephoros zum Gesandten Ottos des Großen, „aber ich bin mächtig auf dem Meere. Wenn er ein Wort spricht, so wird meine Flotte alle aufrührerischen Hafenstädte zum Gehorsam bringen." Daher gelang es auch den deutschen Kaisern so schwer, die Griechen aus Unteritalien zu verdrängen.

Zum Schutze der Provinzen lagen Flottenteile in den verschiedenen Meeren und diese ergänzten ihre Mannschaften aus den betreffenden Provinzen.[2] Merkwürdig ist, daß das alte Griechenland eines Flottenschutzes entbehrte, wohl weil die Kaiser fürchteten, die Flotte könnte zu einem Aufstand benützt werden. Die Hauptflotten befanden sich im Ägäischen Meer und bei Samos, und die bedeutendste war die kibyrrhäotische mit dem Hauptplatz Attalia, die den Südwesten Kleinasiens umschloß. Während die Provinzflotte

---

[1] Sie wurden in Friedenszeiten gelegentlich als Maurer verwendet.

[2] Neumann, Die byzantinische Marine, in der hist. Zeitsch. 1898 (B 81) S. 5 ff.

ständig Wache hielt, boten die Kaiser nur im Falle des Bedürfnisses eine größere Flotte zum Kriege auf und stellten hohe Anforderungen an die Reeder, mit denen sie sich durch Schiffsanlehen verbanden. Vom Kaiser Nikephoros erhielt jeder Reeder 12 Pfund Gold und mußte dafür im Jahr 4 Keratien für ein Goldstück d. h. 16 $^{2}/_{3}$ Prozent Zins leisten, was bei dem hohen Zinsfuß der Seedarlehen nicht allzuviel war.[3] Mit Hilfe der Reeder konnten die Kaiser eine ansehnliche Anzahl von Schiffen um sich sammeln. Die kaiserliche Flotte betrug daher mehr als die Provinzflotte, etwa 100 Schiffe gegen 77 Provinzschiffe. Im Verlauf des neunten Jahrhunderts schufen die Kaiser auch eine einheitliche Leitung und ernannten einen Drungar beider Flotten, unter dem der Drungar der kaiserlichen Flotte und die Strategen der Provinzflotten standen. Dazu kam der Exhegumenos, der Zelthauptmann oder Protobandophoros, der Schatzmeister, Protonotarios, ferner ein Chartularios, ein Priester, ein Arzt, ein Richter, ein Signalmeister, Protomandator. Kleinere Abteilungen befehligten Topotereten, Komites. Auf einem Schiffe dienten 100, auf einem größeren Schiffe aber 200 und mehr Mann, so daß zu der Kaiserflotte 20000 Mann nötig waren. „Fünfzig Mann“, sagt Leo VI. „sind der Ruderlinie des untern Raumes zugeteilt, die übrigen 150 handhaben die Ruder des Verdeckes und verteidigen zugleich das Schiff. Nach Umständen mag die Bemannung über 200 erhöht werden. Die kleinen Dromonen haben nur eine Ruderlinie, nicht zwei wie die andern, und heißen deshalb Einruderer oder Galien (Galeeren). Wegen ihrer leichten Bauart und Geschwindigkeit passen sie besonders zum Wachdienst und zu Überfällen.“ Die Schiffsleitung lag in der Hand eines Oberbootsmannes, dem zwei Steuerleute, ein Aufseher des Vorderteiles, ein Feuerwerker, ein Ankerknecht und ein Wachtmeister zur Seite stand. An der Vorderseite der Schiffe lagen die Geschütze, so das griechische Feuer, überdeckt mit einem hölzernen Gehäus, und andere Wurfgeschosse. Die Kriegsschiffe, fährt Leo VI. fort, soll eine genügende Menge von Lastschiffen unterstützen, die mit Kriegsgeräten und Pferden versehen sind. „Denn ich will, daß in der Regel alle Soldaten oder Ruderer, wenn auch nicht auf dem Rücken, so doch

[3] Zwei Keratien machten einen Miliariensis, 12 miliarienses einen Goldsolidus oder Aureus, 72 Aurei 1 Pfund (325 Gr.); Hertzberg, Geschichte des Byzant. 94, 203.

auf der Vorderseite an Armen, Beinen, über Brust und Unterleib Panzer tragen. Nur die, die hinter den bepanzerten Vordermännern stehen, mögen, mit lederner Rüstungen gedeckt, als Schützen Dienste tun und insbesondere Steine, eine sehr gute Waffe, schleudern." „Es ist mein Wille," sagt Leo VI., „daß du dem Feind lieber durch künstliche Bewegungen beizukommen suchst, als eine förmliche Schlacht mit der ganzen Flotte oder auch mit einem Teile derselben wagest, denn wenn man auf ein Handgemenge ausgeht, und wenn zu diesem Zwecke die Enterseile ausgeworfen werden, so ist ein entsetzlicher Kampf unvermeidlich, dessen Ergebnis man nicht voraus berechnen kann. Nicht immer entscheidet die überlegene Anzahl oder die Größe der Schiffe, sondern häufig siegen wenige über viele." Kann jedoch ein Treffen nicht vermieden werden, so mag man zum Angriff schreiten, womöglich aber nicht in der Nähe einer heimischen Küste; denn „hier besteht Gefahr, daß die Leute durchgehen, so bald man nur, wie das Sprichwort sagt, den Spieß wegzuwerfen braucht, um aufs Trokene zu kommen. Kämpft man dagegen in der Nähe der feindlichen Küste, so werden die Leute wegen der Entfernung aus der Heimat entweder siegen oder untergehen müssen; denn Tatsache ist es, daß jedem Menschen, sei er Barbar oder Romäer, in der Stunde, da es zum Schlagen kommt, der Mut entsinkt, und derer sind sehr wenige, die einen rühmlichen Kampf schmählicher Flucht vorziehen."

Je mehr es die Griechen mit fanatischen Glaubensfeinden, mit Arabern und heidnischen Slawen zu tun hatten, desto mehr nahmen ihre Kämpfe den Charakter von Glaubenszügen, autos da fé an. Wenn der Kaiser in den Krieg zog, segnete ihn, das Heer und die Flotte der Patriarch, und unter dem Psalmengesang des Volkes setzte sich das Heer in Bewegung. Fortwährend begleiteten Priester die kriegerischen Unternehmungen mit ihrem Gebet und ihren Segnungen und trugen Kreuze und Reliquien voran.[1] Das Kriegsgeschrei lautete: „Jesus Christus ist Sieger".[2] An heiligen Tagen enthielten sich die Heere des Kampfes. Diese Regeln achteten auch die Gegner, und darauf gründete einmal Tzimiskes einen Feldzugsplan: er überschritt in der Karwoche die Balkanpässe in der Überzeugung, daß der Feind während der Feiertage auf keine

[1] Grenier, L'Empire Byzantin I, 97, 231.

[2] Iesus Christos nika, Christus vincit.

Bewegung gefaßt sei. Am Karfreitag griff er den Gegner an, und am Ostersonntag zog er in das eroberte Prestlav ein.[1]

Die Heere mußten viel Geräte und Proviant mitschleppen, da die Plünderung im eigenen Lande grundsätzlich verboten war und es meistens sich um Verteidigungskriege handelte. Ein Angriffsheer hatte neben andern Vorteilen auch den, daß es seinen Proviant ungescheut erbeuten konnte. Daher beklagten sich die Byzantiner, der Kriegsdienst der Araber sei ein Räubergeschäft, das die Jugend durch die Aussicht auf Beute verlocke. Allerdings hatten sie kaum einen Grund, allzu laut zu schreien; haben doch oft ihre Feldherren das für das Heer bestimmte Geld unterschlagen und mangelhaft verpflegte Truppen in den Kampf geschickt; ja sogar die Kaiser selbst hielten, um nichts zahlen zu müssen, die Truppen zum Raube an. Die Feldherren ließen der Beutegier alle Zügel schießen, damit sie selbst einen Anteil an der Beute erhaschten. Wenn sie von einem Soldaten wußten, daß er etwas besaß, zwangen sie nicht selten durch Prügel, ihnen etwas davon zu geben; daher verbietet Leo VI., Seesoldaten zu mißhandeln oder Geschenke von ihnen zu nehmen.[2] Oft bereicherten sich die Soldaten durch ihre Plünderungen; daher meldeten sich mehr zum Solddienst, als man brauchte.[3] Manche Provinz feierte den Abzug des Heeres noch lange als ein Freudenfest.[4] Einen großen Gewinn brachten die Kriegsgefangenen, die die Sieger als Sklaven verkauften oder jahrelang im Kerker schmachten ließen, um ein hohes Lösegeld zu erpressen. Diesen Handel ermutigten noch manche Kaiser wie Johann Tzimiskes, der ihn von aller Verkaufsgebühr befreite.[5]

Die größte Schwäche des byzantinischen Heeres bestand im Mangel an Zucht. Die Soldaten gehorchten nach Laune und Belieben, und es hing alles von dem Verhalten des Feldherrn ab, ob die Truppen ihm folgten.[6] Namentlich die Germanen gaben in dieser Hinsicht immer ein schlimmes Beispiel; sie waren im elften Jahrhundert noch so zuchtlos wie im dritten, und nur ihre

---

[1] Neumann, Weltstellung S. 33.

[2] Taktik 19; Gfrörer, a. a. O. II, 414.

[3] Krause, Die Byzantiner S. 131.

[4] Neumann, Weltstellung 109.

[5] Schlumberger, L'épopée I, 322; vgl. Biot L'abolition de l'esclavage 234.

[6] Krause a. a. O. S. 135 ff.

Tapferkeit und Treue bewog immer wieder die Kaiser, sie einzustellen und sich selbst ihrer Bewachung anzuvertrauen. Die Griechen nannten sie spöttisch die Kleinode, manchmal auch Weinschläuche. Die Normannen benahmen sich im byzantinischen Reiche wie die Germanen im römischen. Sie nisteten sich immer stärker ein, namentlich in Süditalien, bis sie es an sich rissen. Selbst in Byzanz wollten sie die Herren spielen, was ihnen im vierten Kreuzzug beinahe gelang. Aber die Griechen mußten sich in das Schicksal fügen, denn sie fürchteten selbst Kindern gleich die Waffen. Die Künste des Friedens hatten sie nach dem Juden Benjamin von Tudela ganz verweichlicht.

3. Das Volk, die Großgrundbesitzer und die Bauern.

Seiner Bedeutung entsprechend trat das Heer auch in der ganzen Reichsregierung stark hervor, und neben den Geistlichen und Vornehmen erlangten die Offiziere einen Anteil am Regiment. Es bestand eine Art Hofrat, eine Notabelnversammlung, worin die hohe Geistlichkeit die Hauptrolle spielte. Neben ihr waren nur noch die Garde und die Zirkusparteien vertreten. Aber mit der Zeit haben sich auch die Offiziere der Provinzarmee Plätze gesichert.[1] Bezeichnend war übrigens der Titel der Versammlung: Silentium, Stillschweigen; denn sie hatte an sich nur schweigend die Kundgebungen des Kaisers hinzunehmen. Doch wagte sie gelegentlich einen Widerspruch zu erheben.

Selbst die Volksstimme drang zum Throne empor, nicht nur im Hippodrom, sondern auch an andern Plätzen und auf andern Wegen; es gab verborgene Ritzen an der dicksten Mauer. So mußten es die Kaiser oft erfahren, wenn das Volk über ihre Kargheit oder über die Steuerschraube murrte. Als der Kaiser Nikephoros einmal eine Musterung abhielt, näherte sich ihm ein Greis mit der Bitte um Aufnahme ins Heer. Auf die Frage des Kaisers, ob er sich denn so rüstig fühle, antwortete der Alte: Ja, er sei kräftiger als früher. Das Getreide, das er früher um ein Goldstück bekam, hätten kaum zwei Esel tragen können, jetzt aber trage er mit Leichtigkeit selbst, was er um diese Summe bekomme.[2]

[1] Gelzer, Byzantinische Kulturgesch. 44.

[2] Cedren., Comp. hist. Par. 1647 p. 661.

Als der Kaiser Manuel auf einem Marsche bei großer Hitze Durst verspürte, ließ er sich aus einem Flusse einen Krug Wasser schöpfen. Da er ihn aber an den Mund gesetzt hatte, merkte er, daß es nach Blut schmeckte, und er goß es aus mit der Bemerkung, er habe Christenblut gekostet. Das hörte ein dabei stehender Soldat und benutzte des Kaisers Bemerkung zu einer ebenso sarkastischen wie dreisten Anspielung auf die harten Steuern, mit denen er die Untertanen schröpfe und aussauge bis aufs Blut: „Nicht jetzt das erstemal, sondern schon oft hast du Christenblut getrunken.“ Der Kaiser aber, so sagt der Gewährsmann, ertrug diese Worte, als ob er taub wäre und „Knoten im Munde hätte“.[1]

Die Leute wußten genau, wem gegenüber sie sich solche Worte erlauben durften. Unter empfindlichen Herrschern stellte sich der Mann aus dem Volke, der den Sprecher machte, wohl närrisch und spielte den Besessenen.[2] Oft nahm sich der Pöbel seiner von dem Kaiser oder den Beamten verfolgten Lieblinge an, mochten diese auch im Unrecht sein. Als Michael V. der Kalfaterer die Zoe mit seinem Oheim zur Einsamkeit verdammte, erhob sich das Volk, voran die Weiber, die ihr Geschlecht beleidigt glaubten. Viele, die noch nie in ihrem Leben einen Schritt aus dem Frauengemach gesetzt hatten, erzählt Psellos, zeigten sich auf einmal kühn. Gleich Mänaden in eine heulende Masse geballt, erhoben sie ein heftiges Geschrei und schleuderten einen schrecklichen Fluch gegen den Übeltäter, der sie ihrer angebeteten Mutter beraubt hatte. „Sie ist ebenso vornehm als schön,“ riefen sie; „sie ist unsere rechtmäßige Kaiserin. Wie kann dieser elende Emporkömmling es wagen, seine Hand an sie zu legen!“ Auf ihr Geschrei stürzten die Männer herbei; die einen schwangen Streitäxte, die andern schwere Wurfspieße, die andern Keulen; die einen versahen sich mit Bogen, die andern mit Schleudersteinen. Das Volk hatte alle Gefängnisse geöffnet, um die Zahl der Kämpfer zu vermehren. So verstärkt wälzte es sich gegen den Palast und gegen die Häuser der Kaiserfamilie und zerstörte alles, was ihm unter die Hände fiel. Auch alle von dieser Familie gestifteten Kirchen und Klöster fanden keine Schonung. Selbst seiner Leibwache nicht mehr ganz sicher, entschloß sich der

[1] Nicetas, Hist. 6, 4; Dieterich, Charakterköpfe S. 37.
[2] S. II. Band S. 531.

Kaiser, dem Volkswillen nachzugeben. Zoe wurde aus dem Kloster geholt, geschwind mit dem Purpur über ihrem Bußgewand bekleidet und das Diadem auf ihr geschorenes Haupt gesetzt: so zeigte sie sich auf der Kaisertribüne der großen Rennbahn, wo sich die Menge versammelt hatte. Aber nicht zufrieden damit, verlangte das Volk auch die Absetzung des Kaisers. Umsonst suchte er das Volk zu beschwichtigen und eine Gegenmacht zu sammeln; am folgenden Tage, 20. April 1042, muße er den Palast den Empörern einräumen, die übel darin hausten.[1] Durch eine geheime Tür entwich er an das Meer, wo eine Barke ihn und seine nächsten Verwandten aufnahm. Noch einmal entstand der Zoe wegen beinahe ein Aufstand. Als ihr vierter Gemahl Konstantin IX. seiner Geliebten die Stellung einer Nebenfrau einräumte, erhob sich ein Sturm der Entrüstung, den nur Zoe selbst beschwichtigen konnte. Solche Aufstände wiederholten sich noch oft. Der Kaiser Andronikos I. quälte einen Schreiber seines Vorgängers, den er gestürzt hatte, mit empörender Roheit zu Tode. Da erhob sich das „Volk", stürzte ihn und fügte ihm schimpfliche Qualen zu. Hinter dem Volk standen aber immer Vornehme oder Mönche. So wäre der Aufstand gegen Michael nicht gelungen ohne das Einverständnis der Waräger und der hohen Beamten.

Einen streng geschlossenen Adel kannte das griechische Reich sowenig als heute das russische Reich. Der Adel konnte sich nicht kastenartig abschließen, da der Wechsel des Schicksals und der Kaisergunst seinen Bestand stark veränderte. Auch im Abendland machte man die Beobachtung, daß die vornehmen Geschlechter in Nacht und Dunkel herabsinken, und daß aus den Reihen der Unfreien viele die höchsten Staffeln der Ehren erklimmen. Aber noch stärker war der Wechsel im Orient, wo Theodor Prodromos sich etwas stark ausdrückt: „Abkömmlinge von Steinklopfern, Tuchwalkern, Gerbern und der übrigen Schar von Banausen bauen sich Häuser, halten sich thessalische und arabische Pferde und stolzieren, von einer Schar Begleitern umringt, wie Götter in den Straßen einher.[2] Ein anderer aber, und leite er sein Geschlecht von Kodrus her und wäre er bei Plato

[1] Vgl. die Abbildung S. 221; Schlumberger, L'épopée III, 821.

[2] Asperius nihil est humili cum surgit in altum, sagt Salimbene (Chron. 1287 p. 394). Ähnliche Klagen erhebt der Jude Kalonymos im Prüfstein 68, 70 (Meisel S. 228 ff.).

in die Schule gegangen, darf sich nicht einmal den Luxus eines Maultieres gestatten." Dieses Auf und Ab überrascht uns einigermaßen in einer Gesellschaft, von der man gerne annimmt, daß sie vollständig in Kasten zerfiel. In Wirklichkeit waren die Standesvorurteile wenigstens beim Adel viel geringer als im Abendlande. Allerdings hören wir einmal die Anschauung aussprechen: es gelte für ganze Völker genau, was für jedes einzelne Geschöpf Satzung sei, daß es sich zur Fortpflanzung nur mit seinesgleichen verbinde. Aber in Wirklichkeit handelten wenige danach und verschlossen sich nicht der Auffrischung. Ursprünglich ergänzte sich der Senat meist aus den Beamten, seit dem neunten Jahrhundert aus den reichen Grundbesitzern.[1] Bis dahin hatten die Adeligen sich viel mit Handel und Industrie, allerdings mehr mittelbar als Gesellschafter, Teilhaber, abgegeben, aber eben die aus diesen Erwerbszweigen gewonnenen Reichtümer wechselten und verflüchtigten sich rasch.

Im Vergleich zum Abendlande zeigte Handel und Gewerbe im Osten immer noch ein blühendes Aussehen. Das Ostreich erfreute sich einer aktiven Handelsbilanz, und das Abendland war von ihm abhängig. Aber der Westen stellte sich mehr und mehr auf eigene Füße, und auf der andern Seite bedrängten Araber und Perser das Reich, nicht am wenigsten auf dem Gebiete des Handels. Da nun überdem vom Abendland her sich ein neuer Adelsbegriff einpflanzte, der jede Handelstätigkeit streng ausschloß, wandten sich die vornehmen Geschlechter fast ausschließlich der Bodenwirtschaft zu und kauften viel Land auf. Wir haben oben gehört, daß der Eunuch Basilios ganze Ländermassen im Kilikien in seiner Hand vereinigte.[2]

Dieser Ländergier suchten die Kaiser nach Kräften zu steuern; sie erweiterten die schon auf die Zeit Konstantins zurückreichende Ersatzsteuer, das Allelengyon, und geboten den Reichen, die Steuern der Armen zu bezahlen; der besitzende Mann mußte für den besitzlosen Nachbarn, der Grundbesitzer für seine Hörigen einstehen. Diese Bestimmung führte aber zu einer noch stärkeren Ausbeutung der Besitzlosen durch den Besitzenden. Durch die Not gedrängt,

[1] Grenier, L'empire 27.

[2] S. II, 346: Schlumberger I, 309.

verkauften die Armen ihre Güter an Reiche oder Klöster, und es erging ihnen dann nach dem Ausspruch eines damaligen Schriftstellers wie den Tieren in der Fabel, die sich in die Höhle des Löwen locken ließen.[1] Immer wieder suchten die Kaiser hierin einen Einhalt zu tun, verboten die Selbstverknechtung, gewährten Freizügigkeit und ein Anrecht auf die Gemeindenutzungen. Sie verlangten die Rückgabe allen Besitzes, bei dessen Erwerb die Gewalt mitspielte oder das über ein gewisses Maß hinausging, stellten daher eine bestimmte Zahl für das Land und die Leute fest, übten strenge Aufsicht und verboten Neuerwerbungen.[2]

Endlich schufen die Kaiser Heimstätten. Nachdem sie die Unantastbarkeit der Ritter- und Soldatenlehen ausgesprochen hatten, verfügten sie, daß jeder Untertan auf den Grund, wo er saß, ein unantastbares Heimatrecht haben sollte, und legten diesen Verordnungen rückwirkende Kraft bei.[3] Gütertausche und Veräußerungen sollten nur unter Leuten gleichen Standes stattfinden: ein Bauer sollte nur von einem Bauern, ein Soldat nur von einem Soldaten Güter kaufen können. Dadurch erhielten die Güter ähnlich wie im Abendland einen bestimmten Charakter und unterschieden sich in Bauern- und Rittergüter. So wohltätig und fruchtbar der Gedanke des Heimstättenrechtes war, so standen ihm von Anfang an festgewurzelte Grundsätze über das Erbrecht entgegen, die die Kaiser nicht auszurotten wagten. Sie ließen ruhig den Widerspruch bestehen zwischen einer neuen, vom Abendland beeinflußten Einrichtung und dem altrömischen Erbrecht und waren weit davon entfernt, Fideikommisse und das Anerbenrecht einzuführen und die freie Teilung zu hindern. Überdem wechselte die Politik der Kaiser beständig, und sie gingen selbst mit schlechtem Beispiel voran. Wenn ein tüchtiger Kaiser wie Nikephoros dem Bauern Getreide zu einem billigen Preise abdrückte und zur Zeit der Teuerung um den doppelten Preis verkaufte und dadurch den Staatsschatz füllte,[4] so läßt sich leicht ermessen, wie gewalttätig weniger tüchtige

[1] Kinnamos 6, 8.

[2] Schlumberger II, 129; 430.

[3] *Θεσπίζομεν τοὺς ἐν πάσῃ χώρᾳ — διάγοντας ἐλευθέραν καὶ ἀνενόχλητον τὴν λαχοῦσαν ἔχειν διοίκησιν;* Gesetz des Romanos Lakapenos, Zachariae, Ius Graeco-Romanum III, 245.

[4] Liutp. leg. 63.

Herrscher verfuhren. Die meisten Kaiser ließen den Grundherren freie Hand, und diese steigerten die Abgaben willkürlich.

Eine Schranke fand die Wilkür der Grundherren nur an ihrem eigenen Vorteil, an dem Wunsche, leistungsfähige Bauern zu erhalten. So gestaltete sich das Verhältnis oft ganz patriarchalisch wie zu alter Zeit. Es klingt ganz abendländisch ritterlich, wenn wir hören, daß der vornehme Nikephoros Botoniates seine Bauern auf eigene Hand ziemlich lange gegen die Türken verteidigte.[1]

Am besten befanden sich die Zehntbauern und nicht viel schlimmer die Halbbauern, die, abgesehen von ihren festbestimmten Leistungen nahezu frei waren und sich nur auf kurze Fristen verpflichteten. Da der Zehntpflichtige auch noch die Steuern zu entrichten hatte, war er nicht gar so sehr im Vorteil gegen den Halbbauern, als es den Anschein hatte. Die Teilbauern haben sich bis heute erhalten; ihr Name ist teils Kolliga aus dem lateinischen collega, teils Sembros, Hälftner.[2] Schließlich erhielten sich noch weniger als im Abendland freie Bauern. Die Bauern hießen allgemein Beiwohner, Paröken, Hintersassen, Dörfler und empfingen den gleichen Namen wie die abendländischen Bauern im spätern Mittelalter: „arme Leute“, ja sie hießen, wie noch vor kurzem in Rußland, „Seelen“.[3]

Zwischen den slawischen Staaten und dem byzantinischen Reiche glichen sich die Verhältnisse in dieser Hinsicht immer mehr aus; trug doch die slawische Einwanderung viel dazu bei, den Byzantinern die Verknechtung des Bauernstandes zu erleichtern. Die slawischen Fürsten und namentlich die Russen brauchten nicht viel von ihnen zu lernen;[4] höchstens, daß sie einzelne Rechtseinrichtungen, wie den Zuschlag und die Gesamtbürgschaft der Gemeinde, die Voraussetzung des Mir, herübernahmen. Viel eher als die Slawen haben die Araber von den Byzantinern etwas gelernt und die Hörigkeit eingeführt. Auch an den Abendländern fanden die Griechen zur Zeit der Kreuzzüge gelehrige Schüler. Namentlich die Venetianer und Genueser sahen hier, wie man die Landleute und Handwerker

[1] Prutz, Kulturgesch. der Kreuzzüge S. 41.

[2] Decasos, Die Landwirtschaft im heutigen Griechenland 1904.

[3] Psycharia (Leibeigene); man denke an Gogols tote Seelen.

[4] Wie Karl Dieterich, Adel und Bauern in Osteuropa, Grenzboten 1908 I, 359 ausführt.

ausbeuten könnte, und übertrugen die dort gelernte Wirtschaft nicht nur in ihre den Arabern entrissenen Kolonien, sondern auch in ihr Heimatland.

4. Die Philosophen.

Zu der Knechtschaft der Bauern gesellte sich die Haussklaverei. Wenn man nach den Gesetzbüchern schließen dürfte, hätte sich hierin gegen das Altertum wenig geändert. Auch sonst dauerten die Zustände des Altertums ungestört fort. Wer byzantinische Schilderungen von Hochzeiten und Totenfeiern liest, glaubt sich um Jahrtausende zurückversetzt.[1] Die kirchliche Zeremonie verschwindet ganz hinter dem klassischen Schaugepränge. Selbst heute noch drängen sich Reisenden im Orient die Erinnerungen aus der homerischen Vorzeit auf. Der Hirte hüllt sich wie sein Vorfahre, der „göttliche" Sauhirt, „in das zottige Fell der großen gemästeten Ziege". Bettler gleich Iros durchschreiten würdevoll die Straßen. Die Schiffsknechte setzen sich auf Ruderbänke, „lösen vom durchlöcherten Stein das Haltseil, lehnen sich rückwärts und drehen das Meer mit dem Ruder". Edelgeformte Epheben tragen Körbe mit Früchten vorüber. Das Schlachten des Lammes vollzieht sich wie vor alters in der Öffentlichkeit. Wer besonders inständig fleht, berührt den Bart des Angesprochenen, und durch „kleine liebe Geschenke" gewinnt man die Huld der Hohen.

Wenn solche Erinnerungen sich schon heute einstellen, um wie viel zahlreicher und kräftiger müssen sie sich im Mittelalter geltend gemacht haben! Noch im dreizehnten Jahrhundert begegnen uns in Romanen Naturschilderungen, die nicht zurückstehen hinter den antiken Idyllen. Während sich Psellos am Olymp aufhält, entwirft er ein farbenprächtiges Bild; nur ist er im Zweifel, ob er die Gegend ein Paradies nennen soll oder die elyseische Wiese, auf der die seligen Geister wandeln. „Platanen und Zypressen ragen zum Himmel und rauschen mit den Wipfeln; der Sang der Vögel tönt aus den Myrten- und Mastixbüschen. Überall sprudeln Quellen, daß es ringsum grünt und blüht; Herden weiden, und die Tiere des Waldes sind zahm und nähern sich traulich den Menschen; denn niemand jagt sie. Stille Grotten öffnen sich der Betrachtung,

[1] Diehl, Figures Byzantines I, 307; II, 41, 89.

heiliger Schatten, den nur die Sprache Platos Worte fände zu besingen! Auf Bergeshöhe sind geweihte Stätten gebaut und andere in Schluchteinsamkeit, wie die verlangende Seele sie suchen mag."[1] Glücklich Liebende erfreuen sich am Glanze des Himmels, am Dufte der Blumen, am schmelzenden Gesange der Vögel, an der bunten Fülle der Natur. Unglückliche aber fühlen, wie mit ihnen die Gewässer seufzen, die Augen weinen, die Berge ihre Klagen widerhallen. „Die Bäume rufen meinen Schmerz aus," heißt es einmal, „und die Wiesen meine Klagen". Noch viel leuchtendere Farben als zur Naturschilderung verwenden die Dichter, wenn es sich darum handelt, menschliche Schönheiten zu malen, wie wir noch sehen werden.

Aber nicht bloß Dichter und Künstler leben ganz in der Vergangenheit, sondern auch Lehrer und Gelehrte und ernste Denker. Die Grammatiker und Rhetoren fühlten sich als Nachfolger großer Vorgänger. Benjamin von Tudela rühmt die Kenntnisse der Byzantiner in den vom Altertum überlieferten Wissenschaften. „Ihr in Athen", so wird einmal Byzanz redend eingeführt, „habt nur noch dem Hymettos mit dem Honig und dem Ölbaum, wir aber haben die honigsüßen Reden der Weisen und die Herrschgewalt. Ihr habt die Grabstätten der großen Philosophen, bei uns aber ist ihre Weisheit". In der Tat wimmeln die gleichzeitigen Schriften von klassischen Vergleichen, namentlich die des Psellos und der Anna Komnena. Darin mischen sich freilich auch recht läppische und kleinliche Stilübungen. In den Rhetorenschulen wurden z. B. Fragen behandelt wie folgende: was Danae sprach, nachdem sich ihr Zeus in Gestalt eines goldenen Regens genaht hatte, was etwa Zeus gesagt hat, als er Jo in eine Kuh verwandelt erblickte. Dann wieder wurde gefragt, was Zacharias sagte, als er nach der Geburt des Johannes die Sprache wieder erlangte, was wohl die Gottesmutter sprach, als Christus bei der Hochzeit von Kana Wasser in Wein verwandelte; was der Knecht ausrief, dem Petrus ein Ohr abhieb und den Christus wieder heilte; was Petrus sagte, als Simon Magus aus der Luft herabstürzte. Und wie in der Literatur mischten sich auch in der Kunst griechische und christliche Stoffe bis zur Unerkennbarkeit. Da wurden oft auf

[1] Neumann, Weltstellung 87.

Bildwerken nebeneinander dargestellt: die Geschichte des Moses, Josue und David, daneben die des Achilleus, des Odysseus, Bellerophon und Alexander.[1] Psellos wirft Homer und Plato ineinander. Wenn Homer die Götter auf goldner Flur Nektar trinken läßt, die ihnen Hebe kredenzt, so erblickt Psellos im Nektar den Genuß der Ideenschauung, in Hebe die unvergängliche Substanz. Die Nymphen, die Gewande weben, sind ihm die Seelen, die sich die Körper schaffen.

Dem Altertum gegenüber verraten die Gelehrten dieser Zeit eine merkwürdige Unbeholfenheit. Die Größe des Altertums erdrückte sie, während sie die Abendländer höchstens niederbeugte. Sie getrauten sich nicht, mit ihnen in Wettbewerb zu treten und den christlichen Ideen eine neue Form zu verleihen. Die Mönche beschränkten sich auf Reproduktionen, Exzerpte. Ihre besten Leistungen sind noch ihre historischen Mitteilungen, ihre Chroniken, gerade das, worauf sie am wenigsten Wert legten.[2] Die Gegenwart erschien ihnen immer trostloser gegenüber der Vergangenheit. Ganz im Sinne der alten Griechen verlegte die Schule das Hauptgewicht auf die Ausbildung der Redekunst. Wer nach einer Stellung trachtete, mußte über eine wohlklingende Sprache verfügen.[3] Wohl kannte auch der Osten den Vierweg, die Arithmetik, Astronomie, Musik und Grammatik. Allein in Wirklichkeit beschränkte sich die Enkykleios Paideia auf Grammatik, Rhetorik, Dialektik. Psellos hatte in dem Grammatikunterricht den ganzen Homer auswendig gelernt. Den höheren Unterricht erteilte Psellos selbst als Hypatos oder Konsul der Philosophen an der Schule des hl. Petrus, so genannt, weil sie in der Kirche des hl. Petrus lag, und er hatte Zulauf vom fernsten Osten und Westen, von Arabern und Kelten, und unter ihm lehrten die Meister Nikolaus Byzantios und Johannes Mauropus Grammatik und Rhetorik. Wer noch weiter strebte, besuchte die Rechtsschule, die des Psellos Freund Xiphilinos, der Nomophylax, der Gesetzeswächter, eingerichtet hatte. Xiphilinos und Mauropus wurden später Bischöfe.

Während die Kirche die Bestrebungen dieser Gelehrten mit Wohlwollen aufnahm, verfolgten die Männer der Praxis, die

[1] Diehl, Figures Byzantines II, 313.

[2] Ohne ihre Tätigkeit wüßten wir nichts von der Urgeschichte der slawischen Völker (Gelzer, Byzantinische Kulturgesch. 15).

Hofmänner sie mit giftigem Haß; sie fürchteten mit Recht eine Einbuße ihrer Macht. Sie setzten Spottnamen in Umlauf, nannten den Mauropus Moropus, d. h. den Schwarzfuß, den Likhudes Lykudias, den Sohn der Wölfin, der Dirne, und verhöhnten die Geiernase des Psellos. Diesen Spöttereien setzten die Philosophen beißende Epigramme entgegen: „Die Frösche quaken, aber nur im Sumpfe, die Hunde bellen, aber nur von weitem, die Krähen flattern, aber nur im Miste. Wer wundert sich, daß die Steine sprechen und die Klötze den Fröschen Antwort geben?“

Nach dem Tode seines Gönners Monomachos sah sich Psellos veranlaßt, sich in ein Kloster am Olymp zurückzuziehen, aber er faßte seinen Aufenthalt mehr im Geiste eines griechischen Idylles als der Mönchsaskese auf. Psellos bewundert die Mönche, aber er selbst kann die Macht und den Glanz nicht vergessen, den die Hauptstadt gewährt, die Sirenen des Hofes locken ihn. Ein Mönch spottet über ihn, ein Jupiter könne keinen Olymp bewohnen, auf dem die Göttinnen fehlten.[1] Ohne Zweifel hatte er den Mönchen von den Kurtisanen der Hauptstadt vorgeschwärmt, und die Mönche werden für diese Schilderung nicht unempfindlich gewesen sein. Hat doch auch eine Nonne Kassia in ihr Tagebuch eigentümliche Ansichten über Schönheit niedergelegt, die denen des Abendlandes widersprachen.[2] Es steckte den Griechen immer noch etwas im Blut von dem althellenischen Schönheitskultus. Sie dachten: lieber Schönheit als hyperboreische Gefräßigkeit und Trunksucht! Für die Mönchsatire rächte sich Psellos durch einen Spott über die Trunksucht, die im Kloster herrschte. „Wir kränzen mit Weinlaub deine Stirn, Vater Jakob, alter Silen!“ singt Psellos. „Wir hängen dir Trauben an die Ohren und um deinen Hals ein Gewinde von Bockschläuchen voll Wein.“ „Die brennende Flamme hat keinen so brennenden Durst wie du, kein Meer reicht aus, diese Hölle zu löschen.“

Als ihre Hauptgegner betrachteten die Philosophen weniger

---

[1] Neumann S. 87.

[2] „Anmut zu besitzen ist Gott wohlgefälliger als anmutlose Schönheit und Reichtum.“ „Ein erträgliches Übel ist das böse Weib, wenn es schön ist; denn in der Schönheit liegt immer noch ein Trost. Ist sie aber häßlich und bösartig dazu, so ist das Übel noch viel größer als der Trost.“ Dieterich, Byzantinische Charakterköpfe 120.

die Hofleute als die Zeloten. Ihrer Vernichtung ist ein berühmter Dialog gewidmet, der Lukianos zugeschrieben wurde, nämlich die Philopatris.[1] Hier spottet der Hauptredner Kritias über den Zahlenschwur seines Gegners Triepho, dem drei eins und eins drei ist; er spottet über den Galiläer, den Mann mit kahlem Kopf und langer Nase, der in den dritten Himmel hinaufgestiegen war. Theodor Prodromos nennt die Priester Aarone, die mit Johannes donnern, mit Paulus in die Posaune stoßen, nennt sich aber selbst spöttisch einen Knecht der Materie, einen Bettelprodromos.

Die Hauptperson des Dialoges, nämlich Kritias, erzählt, wie er morgens früh über die Straße ging, um einiges einzukaufen. Da sei er unter eine große Menge seltsamer Leute geraten, die einander allerlei in die Ohren flüsterten, so daß gleichsam die Lippen des einen am Ohre des andern hingen. Ich habe, sagt Kritias, die flache Hand über die Augenbrauen gehalten und meine Sehkraft möglichst angestrengt, um einige zu erkennen. Da bemerkte ich einen Bekannten, den Beamten Krato, den Steueräquator. Wie ich auf ihn zugehe, fängt eben ein Mensch, namens Charikenos (der Anmutlose), ein häßlicher und widriger alter Mann, nachdem er unter vielem Husten und Räuspern einen Auswurf, schwärzer als der Tod, von sich gegeben, zu reden an: „Dieser wird, wie ich vorhergesagt, den Steuerausfall nachlassen, die Schulden den Gläubigern bezahlen und alle Mietzinsen und alle Abgaben für euch bestreiten.“ Die Zuhörer aber hörten ihm mit Wohlgefallen zu. Darauf trat ein anderer auf mit Namen Chleuocharmos (der sich an der Schmach freut), ein Mensch mit einem zerrissenen Mäntelchen, ohne Schuhe und ohne Kopfbedeckung; der sprach zähneklappernd: „Ja, es zeigte mir ein schlechtgekleideter Mann, der von den Bergen hereingekommen, mit geschorenem Kopfe, im Theater mit hieroglyphischen Buchstaben den Namen dessen angeschrieben, der die Straßen mit Gold überschwemmen wird“. Darauf erwiderte ich nach den Regeln der Logik: „Nichts Gutes werden euch diese Träume bringen. Vielmehr werden deine Schulden noch wachsen, statt abzunehmen, und dir deine Reichtümer bis auf den letzten Obolos genommen werden. Wie könnt ihr so viel träumen, da gegenwärtig die Nacht so kurz ist!“ „Sie aber lachten mich aus

[1] Vgl. Aninger im Hist. Jahrbuch 1891 S. 463 ff. Krumbacher, Gesch. der byzantinischen Literatur S. 460.

und sagten, es seien keine Träume; im August werde das sicher eintreffen, was sie sagen. Daraus erkannte ich das Verderbliche ihrer Absichten."

Es handelte sich, wie wir sehen um eine Volksaufwiegelung durch Kleriker und Mönche; sie wiesen auf einen Mann hin, der als Kaiser Steuern erleichtern, Schulden und Mietzinse nachlassen, einen Mann, der die Straßen mit Gold überschwemmen werde. Auf diesen Herrn machte ein Einsiedler aufmerksam, ein Mensch mit geschorenem Kopfe, der von den Bergen hereinkam, vielleicht der Patriarch Basilios, der ein sehr strenges asketisches Leben führte, zu dem vor allem die niedere Geistlichkeit und die Mönche hielten. Dies kann aus dem folgenden Abschnitte des Dialogs erschlossen werden, der uns in einen glänzenden Palast geleitet, in das Klublokal der Verschwörung.

Kritias erzählt nämlich weiter: „Durch eiserne Tore und über eherne Schwellen gelangten wir mehrere Treppen hinauf in einen Saal mit goldener Decke, worin gebückte und bleiche Männer saßen, die allerlei Unheil und Niederlagen verkündigten." Da rief ihnen Kritias zornig zu, ob sie wieder allerlei Unglück erwarteten, um ihre Pläne durchzuführen. „Ihr Elenden," sagte er, „über euch wird all das Unglück kommen, das ihr dem Vaterland wünschet. Denn nicht in der Luft wandelnd (nicht in einer Vision) habt ihr das gehört, nicht habt ihr die schwere Mathematik (Astrologie) gelernt. Wenn ihr aber durch Zauberei und andere Schwarzkunst auf dieses Vorherwissen gekommen sein wollt, so ist eure Dummheit nur um so größer; denn das sind Einfälle und Erfindungen von alten Weibern." Darauf erwiderten jene: „Zehn Tage bringen wir ohne Speise zu, und bei nächtlichem Psalmengesang wachend, träumen wir derartiges. Diese Erleuchtungen kommen uns außerhalb des Bettes d. h. nicht durch Zauberei. Nicht auf weichlichem Lager haben wir diese Dinge erfahren." Kritias ermahnt sie darauf, von derartigen Prophezeiungen und Anschlägen abzulassen, wenn sie nicht an den Galgen kommen wollen.

Kurz darauf kommt die günstige Nachricht, daß die Perser und Araber geschlagen seien. Diese glücklichen Ereignisse machen die Erwartungen der Zeloten zuschanden. Eben diese Ereignisse haben dem Verfasser des Dialogs die Feder in die Hand gedrückt,

er nennt sich Philopatris, Vaterlandsfreund, und will die Klerikalen als Reichsfeinde an den Pranger stellen.

Ohne Zweifel brachten die Philosophen noch mehr Werke in der Art der Philopatris hervor, aber sie sind spurlos verschwunden, da sie kein rettendes Dach, wie in diesem Falle die Werke des Lukanios, fanden. Das fromme Mönchtum hat nur zu gut die Erzeugnisse der Freigeisterei zu beseitigen gewußt, daß kaum eine Spur außer jener pseudepigraphischen Schrift zu uns gelangte. Die Siege der Araber erregten viele Bedenken und Zweifel am christlichen Glauben und entfesselten die Freidenkerei. Durch Friedensverträge gezwungen haben die Kaiser den Arabern sogar Moscheen in der Hauptstadt eingeräumt, während sie die Kirchen und Klöster der Lateiner schlossen. Schon der Bildersturm entsprang, wie manche meinen, einer gewissen Toleranzgesinnung, entsprang der Absicht der Kaiser, die allzu starken Unterschiede der Religionen zu verwischen.

In dem gleichen Grade, wie die Araber in die griechischen Sitten hineinwuchsen, näherte sich der Byzantinismus orientalischen Formen. Araber und Griechen wetteiferten in der Luxusliebe. Selbst zwischen den entgegengesetzten religiösen Anschauungen schlug der Schicksalsglaube eine Brücke.[1] Nicht nur die Araber, sondern auch die Germanen teilten diesen Glauben, und im byzantinischen Reiche stimmten Gebildete und Ungebildete darin überein. Daher fanden auch manichäische Geheimlehren einen fruchtbaren Boden. Immer wieder und immer wieder tauchen gelegentlich ihre Anhänger auf unter verschiedenen Namen. Öffentlich durften sie sich nicht zeigen, nicht organisieren, und viele verbargen sich in Mönchsklöstern. Ihre Namen sind in älterer Zeit Euchiten, Paulikianer, Massalianer, Enthusiasten, Enkratiten, Markionisten, später heißen sie Phundagiagiten, Christopoliten, Bogomilen.[2] Sie lehrten, die Welt bestehe aus zwei Prinzipien, einem guten und einem bösen, und sie suchten den Sitz des Bösen nach Art der Platoniker in der Materie. Daher verwarfen sie die Auferstehung des Fleisches, den Bilderkultus, die Sakramente, das äußere Kirchentum und wollten eine ganz innerliche, vergeistigte Religion mit völliger Enthaltung vom Fleische durchführen. Auf der andern Seite hatten sie einen

[1] Conc. Trullan. 61.

[2] Ficker, Die Phundagiagiten 235, 273.

gewissen Zusammenhang mit einer enthusiastischen Richtung im Mönchtum. Der Name Bogomilen ist nur die Übertragung einer Lieblingsbezeichnung der Mönche, der „Gottesfreunde".[1] Ihre Lehren drangen ins Abendland ein und gewannen hier überraschend viele Anhänger, nämlich die Albigenser. Vielleicht stehen im Zusammenhang damit die „griechischen Philosophen", die unter König Johann nach England kamen und die katholische Religion verbessern wollten.[2]

Der Neuplatonismus war die Verbindungsbrücke zwischen Aberglaube, Irrglaube und Vernunftglaube, ein dem Christentum stets gefährlicher Herd der Aftermystik. Dieser Zusammenhang geht hervor aus der Schilderung des Psellos. In seinem Dialog über die Dämonen berichtet er über die abergläubischen Gnostiker, die Euchiten und Enthusiasten, daß sie den Erdgott, den Herrn dieser Welt, den Satan verehren. Sie feiern, erzählt er, Teufelsmahle, Orgien mit Kindopfern statt des Abendmahles und versetzen ihre Anhänger in den Verkehr mit der Dämonenwelt. Aber im Verlauf des Gespräches enthüllt sich mehr und mehr, daß Psellos ihre Lehre über die Dämonen billigt, sonst würde er sie nicht so ausführlich wiedergeben. Den Ärzten, m. a. W. den Naturforschern, meint er, sei in diesen Dingen nicht zu trauen, da sie nichts sehen und kennen als die Materie. Leute aus Thrakien und Armenien, aus den Sitzen alten Zauberglaubens, wissen in diesen Dingen mehr Bescheid.[3] Wohl drohe ihrem Glauben eben aus Byzanz, wie der thrakische Hauptredner berichtet, Verfolgung, aber es werde nicht gelingen, sie zu überwinden, wie die Wahrsager melden; die Richtigkeit ihrer Voraussagungen habe er selbst erfahren. Die Geheimwissenschaft des Nordens reizte die Wißbegier nicht minder als die Hinterlassenschaft der klassischen Zeit. Typische Vertreter dieser Mischung von Wissenschaft und Aberglauben begegnen uns auch im Abendland, so in dem vom Byzantinismus stark beherrschten Ravenna und in Pavia in der Gestalt des Grammatikers Vilgard

[1] Φίλοι θεοῦ.

[2] Fidem catholicam in multis voluerunt corrigere . . . aliquam novitatem, qua gaudent moderni, persuadere (Modernismus im dreizehnten Jahrhundert), Matth. Paris. h. A. 1216, 1249.

[3] Sehr ausführlich schildert das Treiben der Hexen der Roman Lybistros; Diehl, Figures II, 345.

und des Rhetor Rotiland, der genau nach Horaz einen Liebeszauber ausführte.[1] Magier und Sophisten spielten eine große Rolle in der Umgebung des Romanos Argyros, ja sogar im Hause der Patriarchen, z. B. des Michael Kerularios, wie früher im Hause des Photios.[2] Am Hof des Manuel Komnenos glaubte man, mit Hilfe des Buches Salomo könne man Geister beschwören. Abergläubischen Anschauungen huldigten ebensogut der hochgestellte Staatsbeamte, der Jurist, der feingebildete Philologe wie der Bauer.[3]

5. Die Kirche.

Wie wir sehen, erfreuten sich die Byzantiner einer viel größeren Denkfreiheit, als wir erwarten, und das gleiche gilt von den mohammedanischen Reichen. Ein Beweis dafür sind die Religionsgespräche, an denen Juden, Christen, Araber und ihre verschiedenen Sekten teilnahmen. Jeder durfte frei seine Meinung äußern; nur war es verboten, sich auf positive Offenbarungsurkunden, auf Bibel oder Koran zu berufen. Ein solches Religionsgespräch kommt auch vor in dem vielverbreiteten Roman von Josaphat und Barlaam an dem indischen Hofe, wo der tiefsinnige Josaphat[4] aufwächst und von dem Christen Barlaam heimlich unterrrichtet wird. Der Vater Josaphats bestellt einen Doppelgänger Barlaams, einen Heiden, der verspricht, sich im Streite mit Juden und Heiden überwinden zu lassen. Josaphat entdeckt den Betrug und zwingt den falschen Barlaam, der Wahrheit die Ehre zu geben. Ein persischer König, erzählt ein Franziskaner, veranstaltete auch einmal ein solches Religionsgespräch: jede der vielen Sekten pries ihre Richtung als die alleinseligmachende. Nun fragte der König jeden Religionsvertreter für sich, welche Religion er nach der seinen für die beste hielte; da erklärten alle übereinstimmend: die katholische. Diese hielt er denn auch für die richtige.[5] Etwas ausführlicher berichtet

[1] S. 76 A. 2. Anselm. Bisat. Rhetorim 1 (Dümmler 38, 32) vgl. Horat. epod. 5.

[2] Photios, sagt sein Ankläger, habe alles auf Gesichte der Goeten hin getan; er selbst sei ein Zauberer gewesen; eine Anklage, die im Orient anders zu beurteilen ist als im Abendland (Hergenröther, Photius I, 325).

[3] S. oben S. 78.

[4] D. h. Bodhistattva, Buddha.

[5] Ioh. Vitoduran. Eccard. I, 1773.

der Grieche Nestor über eine Religionsvergleichung, da er auf die Bekehrung des Russen Wladimir zu sprechen kommt. Zuerst tritt ein Mohammedaner auf und preist seine Lehre. „Wir glauben an einen Gott," sagt er, „wir beschneiden uns, essen kein Schweinefleisch, trinken keinen Wein und freuen uns auf die Weiber im Paradies. Jeder Mann darf alsdann siebenzig Frauen haben; wer arm war, wird reich." Wladimir hört das mit Freuden, er liebt die Weiber, aber will nichts wissen von der Beschneidung und dem Weinverbot. Ein Jude rühmt sodann seinen Glauben und schmäht Christus, den seine Glaubensgenossen gekreuzigt hätten. Dem Wladimir gefällt aber ebensowenig bei den Juden als bei den Mohammedanern die Beschneidung, und noch viel unnützer schienen ihm die vielen Enthaltungsgebote; er meint, wenn Gott sie geliebt hätte, so würde er sie nicht verworfen und in alle Welt zerstreut haben. Endlich erschienen auch Abgesandte der römischen und griechischen Kirche, zwischen denen dem König offenbar die Wahl schwer fällt. Um sich zu entscheiden, schickte er, wie die Legende berichtet, Gesandte zu den Bulgaren, nach Deutschland und nach Konstantinopel. Bei den Bulgaren finden sie einen würdelosen Gottesdienst, viel Trauer und üblen Geruch, auch bei den Deutschen entdecken sie nichts Schönes. Weitaus am besten gefällt ihnen die griechische Kirche. Geblendet von ihrer Pracht empfehlen, die Gesandten den griechischen Glauben, und Wladimir folgt ihrer Wahl, umsomehr als er eine griechische Kaisertochter zur Frau begehrt, und nimmt die vielen Fasttage und strengen Fastenvorschriften mit in den Kauf. Ja er soll sogar über die Abendländer wegen ihrer Nachlässigkeit im Fasten einen Tadel ausgesprochen haben, derselbe Mann, der kurz zuvor die jüdischen und mohammedanischen Speisevorschriften zu strenge gefunden hatte. Zudem bekannten sich die Stammesgenossen Wladimirs, die Waräger in Konstantinopel, zum lateinischen Ritus. Daher verrät der Bericht über den angeblichen Tadel des abendländischen Fastens deutlich den griechischen Verfasser.

Im Gegensatz zum Abendland verstärkten die Griechen immer noch die Strenge des Fastens; die Zeloten, die geschworenen Feinde der römischen Kirche, gewannen die Oberhand. An allen Tagen des Osterfastens war nur eine Mahlzeit gestattet und zwar nach 2 Uhr nachmittags; in der ersten Fastenwoche war noch Butter, Milch und Käse erlaubt, weshalb sie die Butterwoche hieß, der

sie beschließende Sonntag hatte den Namen Käseessen. Von da an herrschte völlige Trockenkost mit Brot, Salz, Honig, Dürrobst und Wasser; nur die Samstage und Sonntage brachten eine gewisse Erleichterung.[1] In der großen Woche mußten die Gläubigen das Fasten bis zur völligen Enthaltung steigern und durften nur für die Not etwas Brot, Honig und Wasser genießen. Kürzer und etwas milder waren die sonstigen Fasten, die Mittwoche und Freitage des Jahres,[2] das Adventfasten, das Apostelfasten vier Wochen vor Peter und Paul, das Marienfasten zwei Wochen vor Mariä Himmelfahrt. Von 180 Fasttagen der griechischen Kirche gewährten nur 41 eine größer Freiheit.

Indessen wog die Strenge in dieser Hinsicht eine übergroße Milde in andern, namentlich in geschlechtlichen Dingen auf. Die griechische Kirche ließ den verschiedenen Völkern ruhig ihre nationale Sonderart, und dieser Umstand empfahl sie den Slawen. Der Glanz der griechischen Gotteshäuser und die Pracht des Gottesdienstes wirkte wahrhaft bezaubernd auf die orientalischen Völker und auf die Slawen, die ihnen nahe standen. Die russischen Gesandten Wladimirs meinten nach ihrer Rückkehr, sie hätten in der Sophienkirche nicht gewußt, ob sie sich im Himmel oder noch auf Erden befänden. Schon als sie in die von Gold und Edelsteinen strahlende Kirche eintraten, die tausend Lichter beleuchteten, überwältigte sie der Eindruck, und er steigerte sich noch, als die Schar der Diakone mit ihren leuchtenden Gewändern auftrat und zu singen begann, und als die Masse der Gläubigen sich beim Kyrie eleison zu Boden warf. Vollends als das Dreimal-Heilig aus dem Munde unsichtbarer Sänger erscholl, fühlten sie sich in alle Himmel versetzt. So majestätisch klang das Trisagion des cherubimischen Hymnus durch die Hallen. Die Gesandten glaubten, der Gesang schwebe von oben, ihn hauchten die in der Kuppel gemalten Engelgestalten aus, und die Griechen ließen sie auf diesem Glauben. „Die Engel selbst steigen vom Himmel“, sagten sie, „und mischen sich unter die Priester.“

---

[1] Übrigens verbot die trullanische Synode 692 den Gebrauch der Laktizinien an diesen Tagen (c. 56).

[2] Auf den Mittwoch und Freitag nach Epiphanie, Ostern, Pfingsten fiel kein Fasten.

Die griechischen Hymnen mit ihren sanften Molltönen, die noch heute eine so wundersame Stimmung erwecken, begleiteten alle Feierlichkeiten, Hochzeiten, Thronbesteigungen, Sieges- und Trauerzüge. Sie trugen viel bei zur Volkstümlichkeit der griechischen Kirche. Dazu kam, daß die griechische Kirche es verstand, die Heilsgeschichte nicht nur in leuchtenden Farben, sondern selbst in Dramen vorzuführen. In Byzanz bestand sicher eine ähnliche Einrichtung wie die späteren deutschen Mysterienbühnen. Darauf weist das noch erhaltene Spiel „vom leidenden Christus“ hin, früher dem hl. Gregor von Nazianz zugeschrieben, das die neuere Kritik ins zwölfte Jahrhundert herabrückte. In der Einleitung bekennt der Verfasser treuherzig, er „wolle nach Euripides des Welterlösers Leiden erzählen“, und benutzt auch in der Folge getreulich den griechischen Tragöden. Der Mittelpunkt des Stückes ist die Gottesmutter Maria, ihr werden die einzelnen Ereignisse berichtet, und sie begleitet alle Gänge Jesu mit ihren wechselnden Empfindungen.

Der anziehende Kultus, der dramatische Gottesdienst, die weichen Gesänge standen im Osten nur zu sehr im Vordergrund und begünstigten eine gewisse Äußerlichkeit. Das Volk faßte die Religion, wie immer, von ihrer leichtesten, anziehendsten Seite auf; es stand zur Religion in einem natürlichen, nicht in einem sittlichen Verhältnisse. Die Sittenzucht, gehandhabt im Bußgericht, ersetzte durchaus nicht die religiöse Unterweisung, die Predigt, die mehr und mehr verschwand. Es scheint beinahe, daß die Geistlichkeit in demselben Maße auf die Erziehung verzichtete, als sich die griechische Kirche von der römischen absonderte. Nach Absonderungen, Spaltungen pflegen die Kirchen immer einseitiger ihre Eigenart zu entwickeln. Dieser Vorgang, den die abendländische Kirchenspaltung uns heute vor Augen führt, läßt sich schon im Mittelalter an der gegenseitigen Entwicklung der morgen- und der abendländischen Kirche verfolgen. Je mehr Gewicht das Abendland auf die Bildung, die sittliche Erziehung und die Wohlfahrt des Volkes legte, desto einseitiger kehrte die griechische Kirche den Sakramentalismus und den Zeremoniendienst hervor. Die Religion erstickte förmlich in Formen. Der Bildersturm war spurlos vorübergegangen, und der Heiligen- und Reliquienkult blühte üppiger als je. Einen wahren Gnadenschatz erblickte das Volk in dem hl. Kreuz, in dem Abendmahlstisch, im Schweißtuch der Veronika und in

den Briefen Christi an Abgar. Als der Kaiser Konstantin VIII. dem Mangold von Dillingen-Donauwörth ein Stück des heiligen Kreuzes schenkte, entstand beinahe ein Aufruhr. Nach Konstantins Tod mußte Mangold die Freigebigkeit des Kaisers im Gefängnis büßen. Wie zu einem Orakel trat Michael Kerularios zu dem heiligen Tische hinzu, als er über die Annahme der Patriarchenwürde, die ihm der Kaiser zugedacht hatte, unschlüssig war. Lange lag er im Gebete davor, wie Psellos berichtet, und als er sich erhob, strahlte er von einem höheren Lichte, das nur von einer andern Welt stammen konnte. Bei jeder Not flüchtete das Volk zu den hl. Reliquien und setzte in sie mehr Vertrauen als auf ein kräftiges Heer. Statt selbst in sich zu gehen und Buße zu tun, überließ es diese Sorge dem Mönchtum.

Das Volk vergötterte die Mönche, es hielt schon den bloßen Verkehr mit ihnen für eine Gnadenquelle und ihre Absolution für besonders heilkräftig, auch wenn sie keine Priester waren.[1] Wer in einem Kloster starb, glaubte des Himmels sicher zu sein. Daher zogen sich alte Beamte und Feldherren, verwitwete Kaiserinnen, abgesetzte Fürsten, greise Kaiser, unglückliche Ehegatten ins Kloster zurück. Derartige Beispiele finden sich auch in den slawischen Reichen. Der böse Bulgarenfürst Boris trat im hohen Alter in ein Kloster ein, um nahezu noch zwanzig Jahre den Bußübungen zu leben. Als die Eltern des Psellos ihre Tochter verloren, ging die Mutter in ein Kloster, ohne deshalb sich von ihrem Sohne zu trennen, und der Mann folgte ihrem Beispiele. Aber nicht bloß vornehme Leute, auch verunglückte Handwerker und Bauern, alte Buhlerinnen und Wirte, Arme aller Art fanden in den Klöstern eine Zuflucht. Die Bauern entgingen so der Steuer- und Militärlast. Die Klöster konnten ganze Heere von Menschen beherbergen, dank den vielen Vergabungen, die ihnen zuflossen. Wenn sie Prozesse hatten, konnten sie immer auf Nachsicht rechnen, und sie scheinen manchmal mutwillig Prozesse angefangen zu haben. Denn Psellos rät einmal einem befreundeten Richter, dem er aus alter Dankbarkeit einen Mönch empfehlen sollte, wenigstens scheinbar auf seine Forderung

[1] P. g. 88, 1920. Die Abendländer hatten andere Ansichten (s. S. 178). Dagegen tritt das Konzil von Nimes 1096 c. 2 für die Mönche ein; Mansi 20, 934.

einzugehen und einen Theaterprozeß einzuleiten.[1] Die Mönche konnten sich darauf berufen, daß ihre Einkünfte dem allgemeinen Besten zugute kämen, daß sie die Armen zu ernähren und den Gottesdienst zu besorgen hätten. Kloster, Armenhaus und Kirche hingen aufs engste zusammen.

Die Mönche übernahmen zum großen Teil den Gottesdienst und die Seelsorge, und wenn sie es unterließen, kam es vor, daß die Bischöfe das Klostergut für den Zweck des Gottesdienstes und der Armenpflege verwandten. Die frömmsten Kaiser konnten nicht ruhig zusehen, wie die Klöster alles Land aufsaugten, und mußten immer wieder einschreiten. So verbot Nikephoros nach dem Beispiel des Photios die Gründung neuer Klöster. Basilios II. befahl, alle Mönche in einem Kloster zu besteuern, die über die Zahl zehn hinausgingen. Prodromos vergleicht die Mönche mit Mäusen, die sich mit fremdem Gute vollfüllten und von der Katze aufgezehrt werden. Zwischenhinein begünstigten manche Kaiser wieder die Klöster; so verordnet Konstantin VII., daß das Erbe von Verstorbenen, die keine nahen Verwandten besaßen, zu einem Drittel der Kirche oder den Klöstern, zu zwei Dritteln dem Fiskus gehöre; die meisten Herrscher aber verfuhren nach andern Grundsätzen. Wenn im Abendland die Fürsten Kirchengut säkularisierten, so geschah dies auch im Morgenland. So hören wir von Konstantin IX., daß er den Kirchenschatz einzog, den der Patriarch Alexios angesammelt hatte.

Der Klerus besaß bei weitem nicht jene Machtmittel wie im Abendland, um Übergriffe der weltlichen Gewalt abzuwehren. Dort war es unerhört, daß Mönche und Priester, Äbte und Bischöfe Waffen trugen. „Sie sind reich und auch arm," sagt Liutprand, „reich an Gold, womit bei ihnen aus voller Kiste gespielt wird, arm an Dienern und Hausrat. Allein setzen sie sich an ihren ungedeckten Tisch, tragen sich Schiffszwieback auf und trinken oder schlürfen vielmehr Badewasser — damit meint Liutprand die sonderbare Mischung von Wein und Wasser und Honig, die die Griechen beim Mahle tranken — aus winzig kleinen Gläsern. Sie kaufen selbst, sie verkaufen selbst; selbst schließen sie ihre Türen auf und

[1] „Beauftrage die Gerichtsdiener, sie sollen die, welche ihn geschädigt haben, zur Stelle bringen, auch wenn sie noch gar nicht geboren sind. Stelle auch eine fingierte Untersuchung an, damit alles eine so wesenlose Spielerei ist wie in einer Komödie;" Ep. 119, Sathas, Bibl. gr. V, 367.

zu, sind ihre eigenen Truchsesse, ihre eigenen Eseltreiber, ihre eigenen Kapaune — doch ha! ich wollte schreiben Kauponen, aber die Macht der Wahrheit hat mir, gegen meinen Willen, das rechte Wort in die Feder gebracht. Denn wirklich sage ich, daß sie Kapaune, das ist Verschnittene sind, was gegen die Kirchengesetze geht." In der Tat wissen wir auch aus andern Fällen, daß die Griechen Eunuchen für gewisse geistliche Stellen bevorzugten; jedenfalls bildete die Verschneidung kein Hindernis für das Vorrücken von Höflingen auf hohe geistliche Vertrauensposten.[1]

Allerdings Eunuchen, Weichlinge, waren die hohen Geistlichen des Westens nicht. Sie stellten sich den Rittern und Fürsten gleich und zogen mit Panzer und Schwert aus. „Welch ein Unterschied ist zwischen den Priestern der beiden Völker," ruft Anna Komnena aus; „die der Griechen folgen Aaron, Moses und Christus, die der Lateiner sind zugleich Krieger; wenn sie das heilige Gut genießen, halten sie in der Linken den Schild, in der Rechten den Speer und sinnen auf Mord." Viel gefährlichere Fesseln als die Waffen waren aber für den griechischen Klerus seine Familien. Die Familie machte ihn abhängig von den Laien und bürdete ihm viele Lasten auf. Da er selbst nicht das Beispiel der Entsagung gab, konnte er den Kampf gegen die den Orientalen im Blut steckenden Leidenschaften nur lässig führen.

6. Familienleben.

Nicht bloß die Schwäche der Kirche, sondern auch die Nachbarschaft der Araber war schuld an der Erschlaffung des Familienlebens. Die leichten Ehescheidungen und der vielfach etwas freie Verkehr mit Dienerinnen, Sklavinnen bot einen hinlänglichen Ersatz für die Vielweiberei ihrer östlichen Nachbarn.

Förmlich an arabische Sitten erinnert, was Psellos über den Hof seines Gönners Konstantin IX. berichtet. Konstantin verdankte seine Würde der zweiundsechzigjährigen Zoe, der Purpurgeborenen. Beide hatten schon ziemlich viele Ehen und ein bewegtes Leben hinter sich. Die griechische Kirche zeigte bei der neuen Verbindung wieder ihre Schwäche. Nach anfänglichem Sträuben segnete der Patriarch die Ehe ein, indem er sich, wie Psellos boshaft bemerkt, „dem Verhängnisse oder vielmehr dem Willen Gottes fügte". Nach

[1] Vgl. I. Band 140, 427.

der Einsegnung umarmte er das Paar: „war das“, fragt Psellos, „ein kanonischer Akt, gehörte er zur Zeremonie, oder war es reine Schmeichelei? Ich weiß es nicht.“

Kaum hatte Konstantin seinen Thron gesichert, so begann er, der alten Zoe überdrüssig, seine frühere Geliebte Sklerena, eine entfernte Verwandte von vornehmem Geschlechte, wieder an den Hof zu ziehen, und Zoe selbst willigte ein, ja kam schließlich so weit entgegen, daß sie einen Vertrag, einen „Freundschaftsvertrag“ unterzeichnete, der die Rechte der Geliebten festsetzte. Sklerena mit dem Titel Augusta geschmückt, nahm ganz die Stellung einer Nebenfrau ein. Sie bewohnte einen eigenen Flügel des Palastes, lief bei öffentlichen Aufzügen hinter Zoe und ihrer Schwester Theodora im kaiserlichen Schmucke einher und genoß die Würde einer Augusta. Wenn Zoe ihren Gemahl besuchen wollte, fragte sie vorher, ob sich nicht Sklerena bei ihm aufhalte. Kaum war sie tot, so ersetzte sie Konstantin durch eine andere Geliebte, eine Alanin, in die sich auch einer seiner Günstlinge mit seinem Wissen verliebte.

Die Byzantiner hatten einen sehr lebhaften Sinn für Formenschönheit, so gut wie die Hellenen der Vorzeit. Mit einem wahren Enthusiasmus preisen sie die klassischen Züge. Da rühmt Anna Komnena von einer gefeierten Frau, sie habe das süße Lächeln und das Blondhaar der Aphrodite, die weißen Arme und die großen Augen der Hera, den weichen Hals und die zierlichen Füße der Helena besessen. Solche Vergleiche waren sogar volkstümlich. Als einmal eine berühmte Schönheit in einem öffentlichen Aufzuge erschien, erinnerte ein Hofmann an eine berühmte Stelle bei Ilias, wo die Greise Trojas, auf den Mauern sitzend, angesichts der strahlenden Helena ausrufen: „Es ist wahrlich nicht zu tadeln, daß die Trojaner und Griechen so viel Leiden erdulden wegen einer so herrlichen Frau.“[1] Manche Szene nicht bloß der Sage, sondern auch der Geschichte, gleicht dem Wettstreit der Schönheiten vor Paris. Die Väter, namentlich aber die Mütter junger Prinzen schickten Boten aus, um die schönsten Jungfrauen des Landes zum Wettstreit zu sammeln, und die Jünglinge reichten den goldenen Apfel der, die sie für die schönste und beste ansahen.[2] Ausführlich

[1] Il. 3, 156. Nach Psellos, Diehl, Figures I, 277.

[2] Auf diese Weise kamen Konstantin VI. und Theophilos zu einer Gattin; Diehl, Figures I, 15, 134.

schildert uns eine solche Wahl der Roman Belthandros. Der junge Mann mustert die Schönen bis in alle Einzelheiten: die eine hat rote Augen, die andere zu dicke Lippen, die dritte schlechte Augenbrauen, die vierte hat eine zu dunkle Haut, die fünfte hält sich nicht gerade, die sechste ist zu dick. „Wie ein Künstler" prüft er alle, bis er endlich eine findet, die die Grazien gebildet zu haben schienen. Ihre Reize wurden in einer Weise geschildert, wie es nur ein Grieche des Altertums vermocht hätte.

Von dem ritterlichen Andronikos sagt Niketas, Hermes habe seine Lippen mit dem Kraute Moly bestrichen, mit jener Zauberpflanze, die die Herzen verführt. Von einem schönen Manne sagt Anna Komnena, er sei gebildet gewesen nach dem Kanon des Polyklet, von ihrem eigenen Manne, seine Schönheit habe himmlisch, nicht irdisch geschienen, ihre Schwiegermutter habe einer belebten Statue geglichen, ein Gegenstand die Bewunderung für jeden, der einen Formsinn gehabt hätte: „Sie war wahrhaftig ein fleischgewordener Eros."

Sie meint damit Maria von Alanien. Maria hatte, nachdem ihr Gemahl Michael vom Throne gestoßen und ins Kloster gesperrt worden war, ihre Hand dem neuen Kaiser Nikephoros Botaniates gereicht, sie liebte aber den alten Mann nicht und wandte ihre Gunst dem schönen und kräftigen Alexios Komnenos zu, der bald nachher einer Verschwörung den Thron verdankte. Alexios selbst war schon verheiratet mit Irene aus einer vornehmen und mächtigen Familie. Nachdem er sich im Kaiserpalast niedergelassen hatte, wies er seiner Frau mit ihrer Mutter und ihren Schwestern den untern Teil des Schlosses an, während Maria mit ihrem Hofstaat in den alten Gemächern verblieb. Lange schwankte er zwischen den beiden Frauen. Seine eigene Mutter begünstigte die Beziehungen zu Maria. Aber aus politischer Berechnung ließ er sie fallen und hielt die Beziehungen zu seiner von ihm weniger geliebten, rechtmäßigen Gemahlin aufrecht. Er versöhnte aber Maria später durch die Verbindung seiner Tochter mit ihrem Sohne. Den meisten Einfluß aber gewährte er seiner Mutter, gerade um sie darüber zu beruhigen, daß er ihrem Willen in Frauensachen zu wenig gefolgt hatte. Diese Mutter, Anna Dalassena, war eine Frau von männlichen Verstand. In ihrem schwachen Körper wohnte, wie ihre Enkelin sagt, die Vernunft eines Greises. Ein

Staatsmann war an ihr verloren gegangen. Sie war fromm nach Art der Byzantinerinnen, betete halbe Nächte und sang die Psalmen, verkehrte gern mit Mönchen und Priestern und führte zum Schlusse eine heilsame Zucht am kaiserlichen Hofe durch, so daß man eher in einem Kloster als in einem Palaste zu wohnen glaubte. Umgekehrt glich das Kloster, das die Kaiserin Irene einrichtete, mehr einem Schlosse. Jede Nonne hatte ihr eigenes Zimmer, ihren eigenen Tisch und zwei Kammermädchen. In einer offenen Säulenhalle konnte sie auch männliche Besuche empfangen. Begleitet von einer älteren Genossin konnte jede ausgehen und tagelang zur Krankenpflege ausbleiben, ähnlich wie die Kanonissen des Abendlandes.

Eine sehr starke Erschlaffung trat ein unter Manuel Komnenos. Manuel selbst war bald seiner deutschen Gemahlin, der Gräfin Bertha von Sulzbach, überdrüssig. Ihre germanische Geradheit und Strenge stieß auch andere ab. Er erwählte seine Nichte Theodora zu seiner Maitresse, und sein Vetter und Nebenbuhler Andronikos, ein glänzender, kluger, aber ausschweifender Mann, verliebte sich in ihre Schwester. Dadurch glaubte Andronikos sich gedeckt, aber der Kaiser mußte doch wegen seines skandalösen Lebens gegen ihn einschreiten und ihn verbannen. Mit dem Kaiser wieder versöhnt, übernahm er den Auftrag, einen Feldzug zu führen, verliebte sich aber zu Antiochien in die Prinzessin Philippa und gewann durch seine prächtigen Kostüme und seine Pagen ihr Herz. Da sandte Manuel einen andern Statthalter aus, zugleich mit dem Befehle, ihn aus dem Herzen Philippas zu verdrängen. Sie machte sich indessen nur lustig über den ihr Zugedachten, sah sich aber bald auch von Andronikos verlassen. Nach vielen Abenteuern gelangte dieser auf den Thron und benahm sich hier, obwohl hochbetagt, sehr unwürdig. Man glaubte, erzählt ein Schriftsteller, den Dionysos zu sehen, umflattert von Thyaden, Mainaden und Bacchanten. Geduldig fügte sich in dieses Tun und Treiben seine junge Gemahlin, eine Französin, die eigentlich seinem Vorgänger zugedacht gewesen war. „Die Abenddämmerung umarmte die Morgenröte", sagt Niketas, „der gebrechliche alte Mann mit vielen Runzeln besaß eine Jungfrau mit Rosenfingern, die den Wohlgeruch der Liebe atmete."

Der Hof des Andronikos übertraf an Ausschweifungen noch die Hareme des Ostens. Wie bei den Arabern mußten sich auch

bei den vornehmen Byzantinern die Frauen mehr und mehr in die Einsamkeit des Frauengemaches, des Gynaikeions zurückziehen, sie durften an keiner öffentlichen Unterhaltung teilnehmen, auch keine schwere Arbeit öffentlich verrichten. In den Romanen von Digenis und Belthandros können die Helden nur mit Lebensgefahr einen Blick oder ein Wort von ihren Geliebten erhaschen. Wer entdeckt wurde, der konnte seine Augen oder seinen Kopf verlieren.

Aber dicht daneben herrschten in den mittleren und unteren Ständen ganz andere Verhältnisse. Hier konnte die Frau noch eine Rolle spielen. Der Dichter Theodor Prodromos besaß eine Gattin von besserer Herkunft, die ihm das später oft vorhielt: „Ich war geehrt," sagte sie „und du warst ein Lastträger, ich vornehm und du ein armer Bürger. Ich schlief in einem Bette, du auf einer Matte. Ich hatte eine reiche Mitgift, du bloß ein Waschwasser; ich hatte Gold und Silber, du Faßdauben, einen Backtrog und einen Sudkessel. Du hättest eine Wirts- oder Bauerntochter heiraten sollen." „Nimm doch meinen Seidenmantel, mein gelbes Kleid und meine Haarfrisur und mache ein Geschenk damit oder verkaufe es." „Nie hast du mir etwas gekauft, nicht einmal ein Unterkleid." „Ich darf keinen Ring am Finger und keinen Armreif tragen, auch kein Bad besuchen und mich nie satt essen." „Unsere Wohnung befindet sich in einem trostlosen Zustande." Wenn Theodor nach Hause kam, hatte er oft nichts zu essen, und die Frau sagte: „Ich bin nicht deine Sklavin" und überhäufte ihn mit Schimpfworten. In seiner Wut griff er dann wohl nach dem Besen, aber sie floh und schloß sich ein. „Da kam es vor," erzählt Theodor, „daß ich den Stiel durch das Schlüsselloch steckte. Sie griff danach, und wir zogen hin und her, bis sie plötzlich losließ und ich zu Boden stürzte." Darauf legt er sich zu Bett, überzeugt, daß derjenige, wie das Sprichwort sagt, der schläft, sich sättigt. Da dringt in seinem Schlaf ein Speisegeruch an seine Nase; er springt auf und will sich zu Tische setzen, aber die Familie läßt ihn nicht zu. Er verkleidet sich nun als Bettler, legt ein Sklavengewand an, setzt eine rote Wollmütze aufs Haupt und nimmt einen langen Stab in die Hand. So verkleidet erscheint er unter den Fenstern und schreit: „Habt Mitleid, gnädige Frau, habt Erbarmen, ich bin ohne Heim." Die Kinder wollen ihn mit Steinwürfen

vertreiben, aber die Frau sagt: „Laßt ihn, er ist ein Bettler, ein Pilger“ und lädt ihn zu Tisch. So kann er sich endlich sättigen.

Auch in dem Vaterhause des Psellos führte die Frau das Regiment, aber das Verhältnis war doch viel würdiger. Die Mutter, eine außerordentlich kluge und besorgte Person, benahm sich scheinbar gegen ihren Gatten ziemlich unterwürfig, aber sie hatte einen noch viel stärkeren Willen als er, eine wahrhaft „männliche Seele“, wie ihr Sohn versichert. Ihrem energischen Willen verdankte es Psellos, daß er entgegen dem Familienrate doch zum Studium kam. Sie berief sich auf nächtliche Träume, in denen der hl. Petrus und Paulus und die hl. Jungfrau selbst sie ermahnt hätten, ihren Sohn der Wissenschaft zuzuführen. Sie selbst lernte mit ihm die Anfangsgründe und spornte ihn zum Eifer an.

Auch eine ältere Schwester stand dem Psellos treu zur Seite, und er liebte ihre blonde Schönheit. In ihrer Menschenfreundlichkeit hatte sie sich einer Gefallenen angenommen, und sie verkehrte mit ihr, auch nachdem sie sich verheiratet hatte. Bei ihrer Niederkunft aber widersetzten sich die Pflegerinnen der Anwesenheit der Kurtisane, da sie, selbst in andern Umständen, der Kindbetterin Unheil bringe, denn „also verlangt es“, sagten sie, „das Gesetz des Gynaikeions“. Schon frühzeitig starb die Schwester, und Psellos war ganz untröstlich, als er von auswärts an ihr Grab gerufen wurde. In ihrer tiefen Trauer zog sich seine Mutter in ein benachbartes Frauenkloster zurück, nachdem sie von ihrem Gatten die Erlaubnis dazu erhalten hatte. Dort lebte sie in der strengen Zucht des Ordens, viel fastend und betend. Nachdem vollends ihr Gatte gestorben war, hielt sie kaum noch ein Band an der Erde fest, sie hatte viele Visionen und Verzückungen und nahm endlich den Schleier, als sie ihr Ende nahe fühlte. „Verklärt von übernatürlicher Schönheit“ erschien sie am Altare „gleich einer Braut, die ihrem Bräutigam entgegengeht“, und hielt sich noch aufrecht, als ihr der Priester den Goldring ansteckte und die Sandalen und das Kreuz der Nonnen übergab. Darauf empfing sie die heil. Kommunion und ermahnte ihren Sohn, sich der nämlichen Güter teilhaftig zu machen. Aber nun verließ sie die Kraft, sie wurde ohnmächtig und erwachte nur noch, um nach einem kurzen Gruße an ihren Sohn still und sanft zu verscheiden.

LXIX. Die Kultur der Araber.

Eine Frau wie die Mutter des Psellos, oder Anna Dalassena, die wir eben kennen gelernt haben, war im arabischen Orient unmöglich. Doch standen die Frauen noch nicht so tief wie später. Sie genossen eine wenn nicht freie, so doch angesehene Stellung, und die Männer behandelten sie mit Ritterlichkeit. Sie durften keine erniedrigenden Arbeiten verrichten und widmeten sich ausschließlich dem Familienleben. Christliche Gesandte, die nach Spanien kamen, mußten sich sagen lassen, daß es sich nicht zieme, das andere Geschlecht mit Liebesanträgen zu belästigen.[1] Viele arabische Frauen genossen eine feine Bildung und zeichneten sich durch ihr Wissen und ihre Dichtkunst aus. Dichterinnen wie Wallada und Olajja hatten viele Verehrer und rühmten sich ungescheut ihrer galanten Abenteuer. Die Entfesselung der Frau hatte ihre Entwürdigung ebenso zur Folge wie ihre Verknechtung.

Die Heirat war ein reines Kaufgeschäft. Wer aus seinem Volke eine Genossin suchte, durfte nicht selbst zur Brautschau ausziehen; erst nach der Hochzeit entschleierte sich die Braut. Anders war es, wenn einer sich eine Nebenfrau auf dem Sklavenmarkt suchte. Neben den gewandten, schönen Weibern fremder Völker hatten die arabischen Frauen einen schweren Stand, sie hielten den Vergleich nicht aus, da sie frühe verwelkten. Den alternden Frauen war ein trauriges Los beschieden; wenn sie nicht ein gewaltsamer Tod befreite, wozu sich leicht ein Grund fand, mußten sie langsam dahinsiechen, oder sie wurden wenigstens in die Ecke

[1] II, 406.

gestellt. Die Sitte zwang die erste Gattin zur Nachgiebigkeit gegen die Kebsin, aber der natürliche Trieb der Eifersucht ließ sich nicht ganz unterdrücken. Als einmal ein Mann eine Sklavin „mein Lämmchen" nannte, ließ die Frau sie töten und den Rumpf braten und setzte ihn dem Mann vor mit den Worten: „Hier hast du dein Lämmchen." Alles kam auf Körperreize an. Wo aber das Animalische in den Vordergrund tritt, sinkt das Weib zum Spielzeug, zur Puppe herab. Ohnehin neigt der Orient zur Ansicht, daß das Weib eine Mittelstellung zwischen dem Tier und Menschen einnehme. Schon Mohammed soll sich geäußert haben, die Frauen kommen meist in die Hölle als minderwertige Wesen. Noch heute verzweifeln die orientalischen Weiber im Angesichte des Todes und glauben an kein Fortleben.

Die Eingeschlossenheit der Frau schützte sie allerdings vor der Öffentlichkeit. Dem arabischen Leben fehlen noch heute die öffentlichen Ärgernisse, und die Bühne kennt keine Ehebruchs- und Unzuchtsdramen. Allein dieser Mangel bewahrte die Araber nicht vor den abscheulichsten Ausschweifungen. Gerade zur Zeit ihrer Erfolge überließen sie sich ungescheut allen Lastern.[1] Die Sklavenhändler boten gerne ihre Kupplerdienste an; in den Häusern der Sklavenhändler versammelte sich die verdorbene Jugend. Feile Geschöpfe führten hier ihre anwidernden Bauchtänze auf. Da in vornehmen Häusern zwischen Sklaven und Sklavinnen jeder Verkehr aufs strengste untersagt war, wucherten unnatürliche Laster, die Päderastie, Sodomie und die lesbische Unzucht. Obwohl die Sodomiterei verboten war, fand sie weite Verbreitung, und es entstanden dafür eigene Buhlhäuser.[1] Die Richter selbst trieben die Sünde. Der herrschende Luxus begünstigte das Sündenleben.

In der Wohnung, in Kleidung und Nahrung herrschte ursprünglich die äußerste Einfachheit. Obwohl der Koran diese Einfachheit zum Gesetze erhob, gingen die Araber mit einem Sprung zum raffiniertesten Luxus über. Neben den alten Lehmhütten in Zeltform erhoben sich Prachtpaläste, in denen sich die altorientalische Anlage mit griechisch römischen Einzelheiten vermischte. Alle Schönheit liegt hier im Innern; nach außen öffnet sich kein Fenster, und die glatten Mauerflächen belebt kaum ein Ornament. Um

[1] Ephebia; M. G. ss. 21, 241; Prutz, Kulturgesch. d. Kreuzzüge 528.

einen Park oder einen Hof reiht sich im Viereck der Bau. Oft schließen sich zwei, drei solche Hofumbauten dem Hintergrunde zu aneinander an. Ein Torweg bildet den Eingang; er führt im rechten Winkel ins Innere, damit, wenn das Tor offen war, kein neugieriger Blick ins Innere dringen konnte. Im offenen Hofe befindet sich ein Wasserbecken, das auch zum Baden benutzt wird. Dieser Hof dient in heißen Jahreszeiten zum Empfange von Besuchen. Pappeln, Orangen, Zitronen, Palmen erheben sich im Hofe, wilder Wein und Schlingpflanzen klettern an den Wänden empor. Fenster öffnen sich nur nach dem Hofe, auf die den Hof umlaufenden Galerien und Säulenhallen. Wo mehrere Höfe hintereinander liegen, steigert sich der Luxus, je weiter es in die Tiefe geht. Selten erheben sich die Gebäude auf zwei Stockwerke,

Der Hauptraum, der dem Eingang gegenüber lag, war die weite hohe Halle, mit Mosaik, Marmor, Säulen, Malereien und Getäfer reich verziert. Den Boden deckten Teppiche, im Sommer Binsenmatten, die Wände Malereien, Inschriften, Gewebe. Die Decken bestanden aus einem kunstvoll verzierten Getäfer, das sich zur Stalaktitenform entwickelte. Den erhöhten Seiten rechts und links entlang liefen Polster, Diwane, und in der Wand öffnete sich eine Nische mit Kanne und Wasserbecken. Denn die Moslime waschen sich aus religiösen Gründen öfters des Tags. In Mannshöhe zog sich ein hölzernes Gesims herum, um Gegenstände aufzunehmen, und in die Wände eingelassene Schränke bargen das kostbare Porzellan, die Glas-, Silber- und Goldgefäße. Dagegen fehlten Tische und Bänke. Kandelaber, Weihrauchpfannen, Spiegel, Waffen aller Art ergänzten die Ausstattung. Immer brannte Weihrauch und Aloe und sprudelte das Wasser. Mitten in der Halle lag bei den Reichen ein Springbrunnen. Das eindringende Licht dämpften farbige Gläser. So entstand ein ungemein behagliches Innere, wogegen die abendländischen Wohnungen reine Barbarenhöhlen waren.

Allerdings mußten in volkreichen Städten vielstöckige Häuser errichtet werden, ähnlich wie in Rom und Konstantinopel, um den Massen Quartiere zu schaffen, aber auch hier suchte sich der Araber gegen die Außenwelt und den Straßenlärm abzuschließen.[1] Die

[1] Lebon, La civilisation des Arabes 360, 376.

Spanier übernahmen diese Vorsicht, und noch heute schläft selbst ein armer Spanier in einer Dunkelkammer, die inmitten des Hauses liegt und durch Gelasse hinten und vornen abgeschlossen ist. In bessern Häusern erhellt ein Lichtschacht die Schlafkammer. Bei den Arabern steht zudem die Straßenunruhe noch heute in keinem Vergleich zum nervenmordenden Höllenlärm der modernen Großstadt. Den Verkehr in den engen Straßen vermittelten, wie im alten Rom, überwiegend Lasttiere. Zu früher Nachtstunde verstummte alles Leben.

Keinem besseren Hofe fehlten Gartenanlagen mit Ziersträuchern. Die Gärtnerei stand auf einer hohen Stufe. Nicht nur zogen die Araber künstliche Blumen und viele Heil-, Farb- und Gewürzpflanzen, sondern brachten auch überallhin, wohin sie kamen und wo sie gediehen, die orientalischen Gesträucher und Bäume, den Oleander, die Myrte, den Lorbeer und die Zypresse mit. Wohl hatten schon die Römer viele dieser Pflanzen verbreitet, neu aber waren die Zitrone, die Orange und die Palme. Die Aprikose hieß im Mittelalter Pflaume von Damaskus, ja geradezu Damas. Selbst in Mitte der Städte zogen sich Baumgärten mit Springbrunnen hinter den Häusern hin, belebt von herrlichen Vögeln mit buntem Gefieder, Singvögeln und seltsamen Tieren.

Zu ihrem Vergnügen hielten sich die Araber allerlei merkwürdige Tiere. Der Kalif Jazyd I. hatte einen Lieblingsaffen, mit Namen Abu Kais, von dem er scherzte, er sei ein alter Jude, den Gott wegen seiner Sünden verwandelt hätte. Der Affe ritt mit seinem Herrn aus, durfte sich an Festlichkeiten, bei Gastmählern, bei Wettrennen beteiligen, aus dem Becher seines Herrn trinken, und als er starb, wurde er wie ein Mensch beerdigt. Bei feierlichen Aufzügen ließen die Kalifen Löwen und Tiger mitgehen, damit ihr Ansehen sich erhöhe. Die Tiere mußten die Weiber ersetzen, auch bei öffentlichen Vergnügungen und Schaustellungen. Statt dem Liebeswerben der Männer auf den Bühnen schaute das Volk dem Kampfe der Hühner und Böcke zu. Auch Wettrennen fanden statt wie im Abendland, und arabische Gaukler und Seiltänzer kamen sogar nach Byzanz.

Im allgemeinen aber mied der Araber die öffentlichen Vergnügungen; er suchte seine Freude zu Hause; er verlegte den Hauptwert auf die Innenseite des Lebens, nicht auf die Oberfläche, die

Außenseite. Dies zeigt sich namentlich in der Kleidung. Nach außen zeigt der Araber, schon um den Vorschriften des Propheten zu genügen, nur die einfachsten Stoffe und verhüllt förmlich den Prunk der innern Gewänder. So überdauert die altnationale Tracht allen Wandel der Zeit und des Schicksals; sie besteht in Leibrock und Mantel, in Unter- und Oberkleid; nur nahmen diese verschiedene Gestalt an und unterscheiden sich im Stoff und in der Form. Dagegen fügten die Weiber und weichlichen Männer die auch bei den Griechen als weibisch angesehene Hose und das Hemd hinzu. Das feinste Frauenhemd war durchsichtige mit Goldfäden gestickte Gaze. (Der Name kommt von Gaza.)[1] Das Unterkleid des Mannes bestand meist aus Leinwand, der Mantel aus Wolle. Mehr und mehr kamen auch andere feine, kunstfarbige Stoffe zur Verwendung: Baumwolle, Seide, Damast, sogenannt von seiner Heimat Damaskus, und Brokat, eine Erfindung der Araber. Auch auf feine Lederarbeit verstanden sich die Araber vortrefflich; man denke an das nach Cordoba genannte Korduan. Die Farben leuchteten hell, feuerrot, gelb, hellgrau, himmelblau. Wozu hätten sie sonst so viele Farbpflanzen, Indigo, Krapp, Safran, besessen? Außer in Damaskus blühte die Seidenindustrie in Tripolis, Tyrus, Antiochien. Den Reiz der Kleidung erhöhte glänzender Schmuck. Die Juwelierkunst fand lohnende Arbeit und erstieg eine hohe Stufe der Ausbildung; man denke an das Damaszieren. Außer mit Edelsteinen und Gold überluden sich die Frauen und Stutzer mit Wohlgerüchen. Für wohlriechende Öle und Räucherwerk hatten die Araber von jeher eine große Leidenschaft. Sie salbten ihren Körper, besonders Haar und Bart, reichlich mit Öl. Vornehme badeten sich täglich und versahen sich vor und nach jedem Mahl mit Wohlgerüchen. Bei keiner Tafel durften Räucherwerk und wohlriechende Blumen fehlen.

In den Speisen herrschte ursprünglich große Einfachheit. Die gewöhnliche Kost eines Mannes bestand aus Brot mit Öl als Würze und an Festtagen aus Brot mit Kamelfleisch. Das Kamel war das Lieblingstier, wie bei den Germanen das Pferd. Das

[1] Die Goldfäden wurden aus Darmhäuten hergestellt. Wie der aus camisia entstellte Namen kamys beweist, stammt die Kleidung aus dem Nordischen; Kultur der alten Kelten und Germanen 77; Kulturg. der röm. Kaiserzeit II, 284, 524.

Rind schätzten die Araber gering, hielten sein Fleisch sogar für ungesund, eine Anschauung, die später auch im Abendland auftauchte; um so höher schätzten sie das Schaffleisch, besonders das Hammel- und Lammfleisch. Statt der Kuhmilch mußte Schaf- und Ziegenmilch genügen. Als Zukost dienten Gemüse und Fruchtkörner. Der Orientale baute wenig Getreide; daher trat auch beim Araber Gerste und Weizen gegenüber den orientalischen Pflanzen, dem Reis, dem Zuckerrohr, der Mangobohne, in den Hintergrund. Der Reichtum verführte zu größerer Üppigkeit, zu endlosen Mahlen. Des Morgens nach dem Frühgebet nahm der Reiche eine Schale Kamelmilch, mit Honig und Zucker versüßt, eine Stunde später das Frühstück mit Hühner-, Tauben- oder Zickleinfleisch; Mittags war das Hauptmahl, und abends hielt er offene Tafel.

Nach uralter morgenländischer Sitte, die die Römer übernommen hatten, lagerten die Araber beim Essen auf Polstern und Teppichen längs um das auf den Boden ausgebreitete Tuch — Tischtuch darf man es nicht nennen. Die Gastmähler begannen mit sauren Gerichten, setzten sich fort mit scharf gewürzten und endigten mit reichlichen Süßwaren. Die Zuckerbäcker bauten nach antiker Art ganze Türme und Schlösser und bildeten Menschen- und Tiergestalten. Als Getränk wählten die Araber, da ihnen der Prophet Wein und berauschende Getränke verboten hatte, Fruchtsäfte, Veilchen- und Rosenwasser, Gerstenwasser, eine Art Sorbet aus Gerstenmehl, Pfeffer und anderen Gewürzen hergestellt. Für Nervenreiz war gut gesorgt: ganz abgesehen von Tee, Kaffee, konnten auch Dattel- und Zibebenwein und Met, wenn sie eine rasche Gärung durchgemacht hatten, eine berauschende Wirkung ausüben. Zudem übertraten viele das Weinverbot; manche Dichter priesen ungescheut den Weingenuß, und es bildete sich eine eigene Sekte der Würzweintrinker (Kadeliten).

Ihre Lieblingspflanzen, den Reis, das Zuckerrohr, den Safran, Rhabarber namentlich aber die Palme führten die Araber überall ein, wohin sie kamen. Die Palme nannten sie eine schöne Gabe, ein Vermächtnis Gottes an die Gläubigen. Schon Mohammed soll gesagt haben: „Ehret die Palme, denn sie ist euere mütterliche Tante: aus dem steinigen Boden der Wüste eröffnet sie euch eine reichliche Quelle des Unterhaltes.“ Auch sonst setzten sie den Feldbau in der in den einzelnen Ländern herrschenden Art mit großem

Eifer fort, wandten viele technische Mittel des Altertums an und unterhielten viele Berieselungsanstalten, ließen aber auch viele Wasserleitungen verfallen und zerstörten viele Wälder, die für die Verteilung der Feuchtigkeit von unschätzbarem Werte waren.[1]

Immerhin stand der arabische Feldbau über dem abendländischen, die Araber waren viel nüchterner, praktischer, realistischer als die Abendländer. Zwischen dem Abendland und dem Morgenland war die Rolle beinahe vertauscht: dort herrschte die Mystik, die Versenkung ins Jenseits, hier der nüchterne Realismus, der sich viel mit Mathematik, Physik und Anatomie beschäftigte. Wohl mischte sich in die Alchimie ein Stück Phantastik ein; allein die vielen Experimente, die die Alchimisten und Physiker veranstalteten, führten oft unerwartet auf wichtige Erfindungen. Sie entdeckten die Eigenschaft des Gases, den Alkohol, bereiteten Schwefel- und Salpetersäure, Königswasser, Quecksilberpräparate und vielleicht das Schießpulver.[2] Gegenüber dem schon lange bekannten griechischen Feuer bestand der Fortschritt darin, daß zu Schwefel und Kohle sich Salpeter hinzugesellte und die Explosivwirkung ungemein steigerte. Doch fand das Schießpulver erst im vierzehnten Jahrhundert eine ausgiebige Verwendung für Kriegszwecke. Auch auf dem Gebiete der Optik und Mechanik machten die Araber Entdeckungen; sie wandten wahrscheinlich zuerst Pendel als Zeitmesser an. Ihren Höhepunkt erreichte ihr Wissen in der Arzneikunst. Ihre Krankenhäuser waren musterhaft, nach allen Regeln der Hygiene eingerichtet, und fast überall schlossen sich Arzneischulen an.

Allerdings dürfen die Erfindungen der Araber nicht überschätzt werden. Einmal ruhten sie auf griechischer Grundlage, und die bedeutendsten Forscher waren keine Vollblutaraber, sondern Klienten, Griechen und Juden.[3] Die Klienten waren viel rühriger, standen geistig höher, betrieben einträgliche Handwerke und übernahmen die wichtigsten Ämter. Das Steuer- und Geldwesen lag ganz in ihren Händen. Immerhin gebührt den Arabern das Verdienst, den Wert und die hohe Bildung der Griechen erkannt und

[1] Kulturgesch. d. röm. Kaiserzeit I, 315, 518.

[2] Humboldt, Kosmos II, 257.

[3] Die Araber, sagt J. Burckhardt, haben lange nicht so viel geforscht, als sie frei geburft hätten; es fehlte der allgemeine Drang zur Ergründung der Welt und ihrer Gesetze. Weltgeschichtl. Betrachtungen 100.

ihnen volle Freiheit gewährt zu haben. Die Araber vermischten sich selbst mehr und mehr mit den Unterworfenen, trotz allen Verboten und trotzdem die Sitte künstliche Schranken errichtet hatte. Zur Vermischung von Vollblut und Halbblut trug die Vielweiberei das meiste bei. Sodann entwich den Arabern rasch ihr Reichtum. So große Schätze sie sich errungen hatten, so wußten sie sie doch nicht festzuhalten. Kein Gesetz, kein Fideikommiß sicherte den Reichen ihre Stellung. Das Herabsinken, die Verarmung trugen sie mit dem gleichen Fatalismus, mit den sie in die Schlacht zogen. Viele Araber mußten sich notgedrungen zum Ackerbau bequemen. Nur hüteten sie sich, solange es ging, vor der harten Feldarbeit.

Eines echten Arabers würdig war nur die Viehzucht, das Nomadenleben und ein Handel, der ein freies Umherschweifen gestattete. Sie fuhren sehr frühe, schon seit dem siebenten Jahrhundert, nach Indien und China, nachdem zuvor die Perser und und die Chinesen selbst die Waren des Ostens vermittelt hatten.[1] Das von ihnen gegründete Basra war der Ausgangspunkt ihrer Handelsschiffe, Ceylon ein wichtiger Zwischenstapel, Kalah auf Malakka und Khanfu (beim heutigen Shanghai) ihr Ziel. Ein Aufstand der Chinesen, der an die jüngsten Ereignisse erinnert, vertrieb allerdings die Araber von Khanfu, schadete aber ihrem Handel nicht weiter. Auf ihren Fahrten gewannen die Araber die kostbaren Waren, Farbhölzer und Gewürze, die sie weiter nach Westen vertrieben: Kampfer, Gewürznelken, Aloe, Rotholz, Sandelholz, Kokos- und Muskatnuß, ferner Zimt und Seide. Viele dieser Waren, nämlich Ambra und Perlen, lieferte das näherliegende Indien. Einheimisch war der Weihrauch, der Zimt, der Balsam, die Dattelpalme. Den Weihrauch führten sie als Tauschware nach Indien und China, andere Pflanzen führten sie erst ein, so den Reis, den Indigo, die Baumwollstaude, den Maulbeerbaum für die Seidenraupe, bauten aber wenig Getreide. Seit der Eroberung Ägyptens bezogen von dort Syrien und Arabien ihren Bedarf. Deshalb baute Omar den Suezkanal, um den Verkehr zwischen dem Nil und dem Roten Meer zu erleichtern, und setzte den Zoll auf die Getreideeinfuhr herab.

Während die Araber die Viehzucht und den Bodenbau

[1] Heyd, Hist. du commerce I, 28.

schätzten, verachteten sie das Handwerk und überließen es den Klienten, die daraus vielen Gewinn zogen, namentlich aus der Goldschmiede- und Textilkunst. Viele Gewerbe galten als unehrlich, so das der Weber, Schuster, Gerber, Bader. Die Handwerker waren wie im Abendland zu Zünften vereinigt. Den nächsten Anlaß zu dieser Vereinigung bot der Umstand, daß die Handwerker desselben Zweiges auf dem Markte ihre Buden beisammen hatten. Daher hieß ihre Vereinigung saff d. h. Budenreihe. Wie im oströmischen Reich mußten auch im arabischen die Handwerker ohne Zweifel starke Zinse zahlen. Brachte doch auch den abendländischen Stadtherren ein einheimisches Handwerk reichen Gewinn!

Die arabische Verwaltung hat das blühende Wirtschaftsleben, das sie schon antraf, eher zerstört als gefördert. Die Goldströme waren bald versiegt; wie im weströmischen Reich machte der Geldwirtschaft die Naturalwirtschaft Platz und konnten die Steuern nicht mehr in Geld, sondern nur noch in Naturalien geleistet werden. Bälder noch als dort hörte die Steuerfreiheit der eigentlichen Begründer des Reiches auf. Die Moslime genossen keinen Vorzug. Auch die Pilger mußten hohe Zölle und Armentaxen bezahlen ohne Rücksicht auf ihre Verhältnisse. Es kam sogar so weit, daß ein Stamm von Vollblutarabern, verwandt mit den Hamdaniden, sich auf ein byzantinisches Gebiet flüchteten; sie fanden hier eine gute Aufnahme und schrieben an die Zurückgebliebenen, wie gut es ihnen ginge. Mehr und mehr entwöhnten sich viele Vollblutaraber sogar der Waffen.

Die allgemeine Wehrpflicht hatte dem Soldwesen Platz gemacht. Außer echten Arabern dienten besonders Türken und Berbern im Heer. Diese Soldtruppen verursachten hohe Kosten; ein Krieger empfing 600 bis 1000 Dirhem[1] und einen Teil der Kriegsbeute. Damit nicht zufrieden, erpreßten sie immer mehr, und da der Staatsschatz bald nicht mehr ausreichte, war man gezwungen, Grundstücke als eine Art Lehen anzuweisen. Dadurch entstand ähnlich wie im Abendland das Kriegslehen. Die Häuptlinge hatten ohnehin eine Stellung wie die abendländischen Senioren, besonders in Persien. Hier haben schon in der ältesten Zeit Kriegerfamilien

---

[1] S. I, 437.

Ritterdienste geleistet und die armen Bauern bald beschützt, bald ausgeplündert.

Das Stammesprinzip beherrschte die Araber stärker als die Germanen und daher blühte auch die Selbsthilfe. Wenn das Gericht einschritt, hielt es sich an das Talionsprinzip, d. h. die Richter vergalten Gleiches mit Gleichem, verhängten spiegelnde Strafen, oder die verletzte Partei verlangte ein Wergeld. Die Stämme führten fortwährende Kämpfe miteinander, trotzdem der Staat streng zentralisiert war.

Wenn je, so hatte damals die Zentralisierung eine hohe Wichtigkeit, da alle Völker und Stämme, wie von einer Naturgewalt getrieben, auseinander strebten. Die Zentralisierung war die Voraussetzung der glänzenden Kultur der Araber; sie schuf den Reichtum, ohne den der Luxus und die Kunst nicht gedeihen kann. Sie glich die starken Unterschiede in der Bevölkerung notdürftig aus und verhinderte die Kastenbildung. Die Fülle der Staatsgewalt vereinigten die Kalifen in ihrer Hand. Als Stellvertreter des Propheten waren sie zugleich Oberpriester, Oberfeldherrn und Oberrichter, Geschlechtshäuptlinge, ins Große erweitert. Mehr und mehr ahmten sie das Beispiel persischer und byzantinischer Herrscher nach und umgaben sich mit immer mehr Pomp und Prunk und verwandelten ihre Stellung in eine erbliche. Ursprünglich hatte das Volk einen Einfluß auf ihre Wahl. Wie bei andern Völkern bestimmte eine Mischung von Erbrecht und Wahl ihre Nachfolger; sie mußten aus einer vornehmen Familie stammen, aber erst die Anerkennung der Volksgenossen bestätigte ihren Häuptlingsrang. Spätere Staatsrechtlehrer sprachen unter dem Einflusse griechischer und römischer Ideen von einem Vertrage, den das Volk mit dem Kalifen schließe. Wenn der Kalif den Vertrag brach, war das Volk berechtigt, ihn abzusetzen. Durch alle Veränderungen hindurch bewahrte das Staatsleben einen demokratischen Grundzug. Nach seiner Erhebung mußte der Kalif seine Tätigkeit mit einer Predigt beginnen, in der er seine Grundsätze, gewissermaßen sein Regierungsprogramm entwickelte, und mußte später noch öfters Ansprachen halten. Nachdem aber ein Kalif einmal mit seiner Familie eingewurzelt war, konnte er mit großer Rücksichtslosigkeit seine Stellung ausnützen und sich allen Genüssen ergeben. Eben die zahllosen Genüsse, die sich die vornehmen Araber verschaffen konnten, machte sie verwöhnt, reizbar,

launisch. So entstanden die Despotenlaunen der Kalifen und der Sultane. Bis an den Wahnsinn steigerte sich die Überreizung. Die Herrscher waren wahnsinnig verliebt oder wahnsinnig grausam oder wahnsinnig verschwenderisch.[1] Daher entarteten die Dynastien so rasch.

Unmittelbar nach dem Kalifen kam der Wesir, sein Stellvertreter, und nicht weit zurück hinter ihm standen die Statthalter einzelner Reichsländer; doch konnte sie der Kalife jederzeit absetzen. Ein Großwesir mußte alle Künste eines Höflings besitzen, mußte nicht bloß Geschäftsmann, sondern auch guter Gesellschafter sein, er mußte nicht nur höhere Wissenschaften, sondern auch Ball-, Schach- und Zitherspiel verstehen. Neben dem Wesire besorgten Fachminister einzelne Gebiete, ein Finanzminister, ein Postmeister, ein Polizeivogt, ein Kontrolleur und ein Oberrichter, und es bestanden verschiedene Ämter oder Kanzleien: so eine Kanzlei der Steuern, der Krongüter, der Hauptrechnung, des Soldheeres, des Hauses (der Sklaven und Klienten), des Postwesens, der Ausgaben. Um die Verbindung zwischen den einzelnen Reichsteilen aufrecht zu erhalten, schufen die Kalifen eine Staatspost, die ausschließlich Staatszwecken diente.

Ganz wie in den alten Despotien hatte die Polizei einen großen Einfluß. Der Polizeivogt überwachte die Beobachtung der Gesetze des Koran. Er hatte zu verhindern, daß Wein öffentlich verkauft, Musikinstrumente öffentlich gespielt, daß Menschen und Tiere entmannt würden. Aber seine Tätigkeit erstreckte sich nur auf die Öffentlichkeit; das Innere der Häuser entzog sich seiner Hand, hier gedieh in voller Üppigkeit das Laster, die Sodomie, die Kuppelei, der Sklaven- und Eunuchenhandel.

In den Provinzen schalteten und walteten beinahe unabhängig von den Kalifen ihre Statthalter, die ebenso wie sie zugleich Priester, Feldherren und Richter waren. Sie erhoben Steuern und übten den höchsten Heer- und Gerichtsbann aus. Was von den Einnahmen über die Kosten der Verwaltung und des Heeres hinausging, mußten sie an die Kalifen abliefern. Allein sie plünderten die Provinzen möglichst zu ihren eigenen Gunsten aus und lieferten

[1] Vgl. die Schilderungen bei Kremer, Kulturgesch. d. Orients I, 141, 153 ff. II, 63, 60 ff.

möglichst wenig ab. Daher verpachteten die Kalifen die Statthaltereien gegen Pauschalsummen, was natürlich die Lage der Länder nicht verbesserte.

Die Länder waren unter sich verschieden; ihre Kultur, ihre Bewohner zeigten sehr verschiedenen Charakter. Das herrschende Arabertum konnte diesen Unterschied nicht austilgen. Die Araber selbst befehdeten sich gegenseitig, und die Fehden boten ihnen die einzige Möglichkeit, ihre kriegerische Kraft und ihre Kampfgier zu befriedigen, nachdem sie keine Feinde mehr zu unterjochen hatten. Sie widerstrebten naturgemäß aller Zentralisierung. Auf diesen Umstand gestützt, konnten sich die Statthalter eine unabhängige Stellung sichern und eigene Dynastien begründen. In Afrika herrschten die Idrisiden und Aghlabiden, in Ägypten die Fatimiden, in Persien die Aliden, Tahiriden, Bujiden, Samaniden, in Indien die Ghasnewiden, in Armenien und Syrien die Hamdaniden. Die gegenseitigen Kämpfe dieser Stämme bieten wenig des Erhebenden, und ihre Geschichte entbehrt des tieferen Reizes. Gerade die Unduldsamkeit der Araber hinderte sie an einem tieferen politischen Verständnisse, an einem politischen Weitblicke.

Solange sich diese Stämme selbst befehdeten, fanden die Christen und Juden mehr Ruhe und hatte das christliche Europa nichts zu fürchten. Zum Christentum nahmen die verschiedenen Herrscher eine sehr verschiedene Stellung ein. So bedrückten sie zeitweilig in Spanien die Christen nach Kräften. Sie regierten stark in die Kirche hinein, verboten den Bischöfen Zusammenkünfte, verkauften die Bistümer an die Meistbietenden.[1] Kein Priester durfte sich auf der Straße sehen lassen, ohne als Narr verspottet zu werden. Dasselbe widerfuhr den Geistlichen übrigens auch in Südfrankreich, als die Albigenser sich dort ausbreiteten. Bei Leichenzügen — andere Aufzüge haben die Araber wohl kaum geduldet — mußten die Christen sich Anwürfe mit Kot gefallen lassen. Aber auch die Juden litten unter der Laune des Volkes und der Despoten. Der almohadische Fürst Abu-Jussuff schrieb den Juden eine eigene Tracht vor, auch denen, die er zum Islam gezwungen hatte: schwere bis zu den Füßen reichende Kleider mit langen Ärmeln und statt des Turbans grobe Schleier von häßlicher, vielleicht gelber Farbe.

---

[1] Dozy, Gesch. der Mauren 1, 313.

Ähnliche Vorschriften erließen in der Folge auch christliche Herrscher. Abu-Jussuff rechtfertigte seine Maßregel folgendermaßen: „Wüßte ich, daß die bekehrten Juden den Islam mit aufrichtigem Herzen angenommen hätten, so würde ich ihnen wohl gestatten, sich mit den Moslimen durch Ehebündnisse zu vermischen. Wäre ich überzeugt, daß sie Ungläubige geblieben sind, so würde ich die Männer über die Klinge springen lassen, ihre Kinder zu Sklaven machen und ihre Güter einziehen. Aber ich schwanke in diesem Punkte; darum sollen sie durch eine häßliche Tracht abgesondert erscheinen.“[1]

Abu-Jussuff war ein Almohade, ein Mitglied jener fanatischen Berbernsekte, die zum reinen Islam zurückkehrte, den kriegerischen Geist der Vorzeit neu belebte und die unduldsamsten Grundsätze annahm. Die Almohaden breiteten sich über Marokko und Südspanien aus, zwangen hier nicht nur die Juden, sondern auch die Christen zum Übertritt und ließen ihnen nur die Wahl zwischen dem Tod oder der Verleugnung des Glaubens. Von den Christen wanderte, wer es vermochte, aus und ließ sich in einem der christlichen Reiche nieder, die sich inzwischen über halb Spanien ausgedehnt hatten. Hier genossen auch die Juden Ruhe und erfreuten sich großen Ansehens.

Auch wenn und wo die Christen und Juden von den Arabern geduldet wurden, mußten sie sich doch sorgfältig hüten, ihren Glaubensfanatismus zu reizen. Absprechende Urteile gegen den Propheten konnten zur Todesstrafe führen. Niemand durfte von Mohammed zu Christus übertreten; wer es doch tat, entging niemals grausamer Verfolgung. Daher waren die Renegaten, die aus Leichtsinn oder weltlicher Berechnung einen unglücklichen Glaubenswechsel vollzogen hatten, übel daran, wenn die Reue sie im Alter erfaßte. Auf der anderen Seite übten gerade diese Renegaten auf den Islam einen großen Einfluß aus, indem sie an ihren Vorstellungen festhielten und dadurch ihre neue Religion umbildeten.

Nur in Persien, im Lande der Schiiten, erhielt sich die reine Rechtgläubigkeit und die direkte Nachkommenschaft des Propheten, worin die Schiiten eine Fortsetzung der Offenbarung erblickten. Mit ihrem iranischen Purismus verbanden sie eine gewisse Freigeisterei.[2] In den übrigen Ländern stand die Sunna, die Überlieferung hoch

[1] Grätz, Gesch. d. Juden VI, 316.

[2] Müller, Der Islam II, 12.

im Ansehen. Hier entwickelte sich die Volksreligion mit Heiligenkult und Zeremoniendienst, während die Gebildeten einer esoterischen Lehre anhingen. Die Volksreligion bedurfte vieler Formen und vieler Äußerlichkeiten, wie sie schon Mohammed richtig vorgesehen hatte, und hiefür kamen auch christliche Gebräuche in Betracht. Heilige Stätten, die der Christ verehrte, schätzte auch der Mohammedaner hoch, und daher hat sich bis heute nicht nur manche Tradition erhalten, sondern es erfreuen sich diese Stätten auch heute noch des Schutzes der Türken.[1] Im übrigen aber verzerrten sich leicht christliche Anschauungen und Gebräuche, wenn die Mohammedaner sie entstellten, bis zur Unkenntlichkeit. So sieht die Fastenpflicht sehr strenge aus; sie schließt sogar jede Unterhaltung (auch das Rauchen) aus. Aber sobald die Dämmerung anbricht und der Muezzin das Zeichen gibt, stürzt sich alles auf Speisen und andere Genüsse. Sogar Hochzeiten dürfen des Nachts stattfinden, was dem Geiste und Zwecke des Fastens und der christlichen Sitte vollständig widerspricht.

In ebenso verzerrter Gestalt erscheint das Mönchtum, das im neunten und zehnten Jahrhundert auftaucht. In Äußerlichkeiten ahmten die Mönche, Derwische, Fakire die christlichen, wahrscheinlich aber auch die buddhistischen Mönche nach. Das Rosenkranzbeten, Niederwerfungen, Hungerkuren, harte Bußübungen verstehen sie vorzüglich. Durch rasende Tänze machen sie sich empfindungslos und verwunden sich mit Spießen, verschlingen Glas, Skorpione u. a. So pflegten sich auch die Assassinen, jene gefürchteten Ebenbilder der geistlichen Ritter des Abendlandes, durch Haschisch zu berauschen, ehe sie ihre tollkühnen Wagnisse unternahmen.

Der Drang zum Polytheismus war dem Volke unüberwindbar, und er tat sich Genüge im Geister- und Heiligenkult. Dem Volksverständnisse lag die Lehre von guten und bösen Geistern am nächsten. Auf diese glaubte man durch Formeln, seien es Gebets- oder Zauberformeln, einen Einfluß zu haben, während sich der eine unerkennbare Gott in der starren Form, wie ihn der Islam bot, allzusehr dem Gemüte entzog. Daher gewann die Zauberei eine große Bedeutung. Hat doch nach dem Volksglauben auch Mohammed Wunder gewirkt: der Mond senkte sich zu ihm herab, die Tiere

[1] Arnold. Lubec. 7, 8, M. G. ss. 21, 238 (Marienbrunnen).

sprachen, und der Feigenbaum neigte sich vor ihm.[1] Der Zauberer galt dem Volke mehr als der Priester.

Dem arabischen Volke, das unter dem herrlichen Sternenhimmel gerne nächtliche Beobachtungen machte, lag es besonders nahe, an einen Einfluß der Gestirne zu glauben. Dieser Glaube war so tief gewurzelt, daß selbst arabische Denker, Philosophen, die Macht der Gestirne wissenschaftlich zu begründen suchten. Schon im neunten Jahrhundert hat Al Kendi, der Philosoph von Basra, die Bedeutung der Konjunktionen für das politische und religiöse Leben wissenschaftlich entwickelt, und diese Lehre blieb maßgebend für die Folgezeit; auch die Christen wurden davon angesteckt und fielen in den Aberglauben zurück, den schon Tertullian, Origenes, Augustinus als unsinnig bekämpft hatten.

Neben die Gestirngeister traten die Volksheiligen, allen voran Mohammed.[2] Mohammed wurde bis zur Gottheit selbst erhoben, und es wurde ihm Unglaubliches angedichtet. Sein Leben wurde zu einer vollständigen Nachäffung Christi umgedichtet, er selbst als sündlos, unfehlbar hingestellt, und eine ganze Litanei von Ehrennamen auf ihn gehäuft, deren öftere Wiederholung als sehr verdienstlich angesehen wurde. Allerdings strebten tiefere Geister nach Höherem und Besserem, sie lasen die Schriften der alten Philosophen, der Neuplatoniker und Aristoteliker, und erhoben sich zu einer besseren Vorstellung von der Gottheit. Ein eigener Orden, nämlich der der Sufis, widmete sich der Beschauung und suchte sich durch Askese in die Anschauung Gottes zu versetzen.[3]

---

[1] So nach Jakob von Vitry H. o. 1.

[2] Wie Stephan von Bourbon erzählt, schickten die spanischen Sarazenen Weihegaben an die Kirche von Notre Dame du Puy, damit ihre Ländereien durch deren Fürsprache von Blitz und Ungewitter verschont blieben. Anecdotes 320 (ed. Lecoy 269).

[3] Mohammeds Visionen wurden in der Tradition weiter ausgesponnen. Eine der merkwürdigsten ist folgende: „Gabriel weckte mich", erzählt Mohammed, „mit dem Rufe: Mohammed, stehe auf und folge mir. Hierauf befahl er dem Michael, eine Schale Wasser von der heiligen Quelle zu bringen, öffnete mir die Brust, zog das Herz heraus, wusch es und goß ihm mit dem Wasser der Quelle Glauben, Weisheit und Erkenntnis ein und führte mich heraus aus dem Heiligtum." Auf dem Wege, den er nun geführt wurde, stand Borak mit einem Menschengesichte, Elephantenohren, Kamelhals, Pferdeleib, mit dem Schwanze eines Maultieres und den Klauen eines Stieres. Seine Brust leuchtete wie ein Rubin und seine Füße wie Perlen, er hatte

Sie beriefen sich auf ein Wort Mohammeds: „Wer durch 40 Tage in reinster, d. h. jegliches Essen und Trinken vergessender Anbetung verharrt, dem ergießen sich die Quellen der Weisheit aus dem Herzen auf die Zunge.“ An ein Mönchtum hatte aber Mohammed dabei nicht gedacht.

Viele Philosophen gelangten auf Lehren, die dem Islam direkt widersprachen. Es waren das jene freien Geister, die auch das Abendland beeinflußten, ein Avicenna, Ibn Gabirol, Alfarabi, Algazel, Averroes. Gestatteten ihnen ihre Volksgenossen auch Frei-

---

eine Schabracke von Paradiesseide. „Steig auf, Mohammed,“ sagte Gabriel, „dieses ist der Borak, den Abraham ritt, als er die Kaaba besuchte.“ Der Ritt ging nach Jerusalem, eine Schar Engel zur Rechten und zur Linken, hinten und vorne. „Dreimal wurde ich auf dem Wege angerufen,“ fährt Mohammed fort, „von zwei Männern und einer Frau, aber ich gab keine Antwort.“ „Du hast es recht gemacht, nicht zu antworten,“ sagte Gabriel, „der erste Mann rief für die hebräische Religion, der zweite für das Christentum, die Frau für die Welt. Wenn du dem ersten geantwortet hättest, so hätte dein Volk das Judentum angenommen, wenn aber dem zweiten, das Christentum, und wenn du der Frau erwidert hättest, so hätte sich Gleichgültigkeit für die jenseitige Welt seiner bemächtigt.“ „Im Tempel zu Jerusalem begrüßten mich die Chöre der Engel und Propheten und sprachen: Gegrüßet seist du, o erster und letzter und Vereiniger. Was bedeutet dieser Gruß? fragte ich meine Begleiter, und Gabriel antwortete: Du bist der erste der Vermittler, der letzte der Propheten, du wirst dein Volk am Tage des Gerichtes vereinigen. Nachdem ich ein Gebet verrichtet und zwei Verbeugungen mit den Engeln und Propheten gemacht hatte, führte mich Gabriel zu dem Felsen, auf welchem Abraham seinen Sohn opfern wollte. Hier hob er mich auf seine Flügel und flog zum Tore des Paradieses, zum Wachttore.“ Im Himmel begrüßte Mohammed Adam, dessen Gesicht freudig bewegt ist, wenn er nach rechts schaut, traurig aber, wenn er nach links sieht, wo der Weg zum Orte der Qual führt. Im zweiten Himmel fand er Jesus mit Johannes an seiner Seite, die sprachen zu ihm: Willkommen, Mohammed, Sohn des Gottergebenen, ergebener Prophet. Im dritten Himmel sah er Joseph, das Ideal der Schönheit, im vierten Henoch, im fünften Aaron, im sechsten Moses und im siebenten Abraham. Hierauf gelangte er zu dem Baum der Erkenntnis, umstrahlt vom himmlischen Lichte, unter dessen Wurzel vier Ströme hervorbrechen, der erste feurig wie Wein, der zweite süß wie geläuterter Honig, der dritte wie reine Milch, und der vierte lauterer Kristall. In prachtvollen Schalen trank Mohammed aus den Bächen, zuerst Honig, dann Milch, verschmähte aber den Wein. Da rief Gabriel aus: Gott sei gelobt, daß du in der Wahl des Trankes die wahre Natur des Islam, der Gottergebenheit, für dein Volk getroffen hast. Sie kamen darauf zum himmlischen Zelte, das sich unmittelbar über der Kaaba befindet. Gabriel ließ

heit, so waren sie doch weit entfernt, ihnen auf ihren Wegen zu folgen, sie blieben in ihrem Fatalismus stecken. Die Religion übte keine befreiende, erhebende, reinigende Macht, sondern drückte nur nieder und entfachte ein unreines Feuer. Deshalb konnte sie auch nicht die Seele der Kultur bilden, und die Kultur blieb immer äußerlich und entbehrte ihrer zartesten Blüten, was sich namentlich in der Kunst und Dichtung zeigt. Der Fatalismus tötete die Freiheit und ließ weder ein Epos noch ein Drama aufkommen. Der Dichtung fehlt die seelische Tiefe und die Charakterentfaltung. So bewegt sich auch die Kunst auf der Oberfläche, umsomehr als ihr gerade der Mittelpunkt alles Kunstschaffens, der lebendige Mensch fehlte. Sie erhob sich nicht über die ornamentale Schrift, die erweiterte Arabeske; sie übte sich nur in der Flächenrhythmik, bearbeitete immer aufs neue die Fläche, handelte es sich nun um Elfenbein, Holz, Glas, Gewebe, Ton oder Stuck. Diese Kunst zeigt weder eine Verschiedenheit nach der Zeit noch nach Ländern. Dem Arabertum fehlt jede Entwicklungsmöglichkeit, es drang nicht vor zur Fülle und Ganzheit des Geistes, zu einer umfassenden Kultur.[1]

Mohammed vorantreten, da er ein größeres Verdienst hätte bei Gott als er, und zuletzt blieb er ganz zurück. Die Engel sangen: „Wir bezeugen, es gibt keinen andern Gott als Gott," und hinter einem Vorhang tönte die Stimme Gottes: „Ich bin Gott, es gibt keinen andern Gott außer mir." Die Engel riefen: „Mohammed ist der Prophet Gottes", und Gott bestätigte es. Ein langer Weg führte ihn immer näher zu Gott, durch Tausende von Lichthüllen mußte er hindurch. Endlich gelangte er zum grünen Lager mit grünen Polstern, mit grünem Lichte umflossen. Da sah er Gott in glänzender Erscheinung und betete ihn an, in einer Entfernung von etwa zwei Bogenschüssen. Verschiedene Offenbarungen wurden ihm zuteil, er erhielt Gebetsformeln und Nachlassung der Sünden seines Volkes, mit Ausnahme des Götzendienstes. Nachdem nun Gott ihm bezeugt hatte, daß er um seinetwillen die Erde erschaffen habe, fiel ein Tropfen vom Throne Gottes in seinen Mund, und die Erkenntnis der Vergangenheit und Zukunft war ihm eingegossen.

[1] Burckhardt, Weltgeschichtliche Betrachtungen 101.

LXX. Die Kreuzzüge und das Rittertum.

Während sich so die mohammedanische Welt innerlich entfaltete und eine eigenartige Kultur erzeugte, ließ ihre innere Spannkraft nach und verschwand der kriegerische Geist der Eroberung. Sowohl im Osten gegen die Byzantiner als im Westen gegen die Normannen und spanischen Goten erlitten die Araber Niederlage um Niederlage und verloren manches schöne Land. Die Taten der Normannen und Goten erregten die Bewunderung und den Neid der festländischen Ritter. Viele Dienstmannen zogen ihnen zu Hilfe, namentlich nach Spanien, und kämpften mit Erfolg.[1] Dadurch gewöhnten sie sich an jenes Abenteurerleben, das sich in den Ritterdichtungen spiegelt. In ihre Heimat zurückgekehrt, wußten die Ritter von allerlei seltsamen Feinden und Ungeheuern zu erzählen, und ihre Legenden paßten sich der Vorliebe des Volkes für das Wunderbare und Unwahrscheinliche an. Hinter den Abenteurermären steckt nun sicher ein fester Wahrheitskern. Die merkwürdigen Erlebnisse und die Schätze der Araber und Griechen lockten die Sehnsucht der Zurückgebliebenen. Die Berichte über reiche Beute wirkten ganz ähnlich wie einst die Sage von dem Reichtum der Römer auf die Germanen außerhalb des Limes. Sie entzündeten ihre Phantasie und trieben sie zur Auswanderung.

[1] Vgl. die Geschichte Rudolfs von Schlüsselberg, Wiener Akademiebericht 1902, 145. Band; Kultur 1904, 480. Beim zweiten Kreuzzug wollte ein großer Teil der Pilger durch die Meerenge von Gibraltar fahren, um ins Heilige Land zu gelangen, verunglückte aber auf dem Wege, besuchte St. Jago und half dann dem König Alfons I. die Stadt Lissabon den Sarazenen entreißen.

Während aber im Norden die Ritter in die Ferne zogen, taten es im Süden die Stadtbürger, die schon lange in Handelsverbindungen mit dem Osten standen. Diese Handelsverbindungen reichen bis in die römische Kaiserzeit zurück, waren durch die Völkerwanderung wenig unterbrochen worden und steigerten sich wieder mit dem zunehmenden Wohlstand des Abendlandes. Nicht nur die Vornehmsten, sondern unzählige andere Adelige, Klöster und sogar kleinere Kirchen bedurften der Wohlgerüche und der Prunkgewebe des Ostens. Die Gewürze und Heilstoffe drangen auch bei dem Volke ein. Seitdem die Byzantiner den Bedarf nicht mehr allein decken konnten, mußten naturgemäß die Araber an ihre Stelle treten. Alle Räubereien der Sarazenen und alle Verbote geistlicher und weltlicher Herrscher waren nicht imstande, diesen Handelsverkehr zu hemmen. Die Verbote bezogen sich vor allem auf den Sklavenhandel und die Ausfuhr von Kriegsmaterial, von Eisen und Holz, das die Venetianer aus ihren Hinterländern bezogen.[1] Der einträgliche Sklavenhandel stand immer in einer bedenklichen Verwandtschaft mit dem Straßenraub. Aber was bekümmerte es einen Venetianer oder Genuesen, wenn sein Nachbar oder sogar sein Untertan beraubt wurde, und wenn der Erbfeind Waffen erhielt, wenn er nur selbst günstige Handelsbedingungen genoß!

Die italienischen Städte erwarben sich Faktoreien in den orientalischen Küstenstädten. Dafür mußten sie auch umgekehrt den Arabern in ihren Städten äußere Viertel einräumen, Kinzika genannt. Die Araberviertel mit ihren vielen Minarets, ihren glänzenden Bazaren und dem Gewimmel fremder Kaufleute in seltsamen Gewanden boten einen merkwürdigen, für einen frommen, einfachen Christen abstoßenden Anblick.[2] Daher bedauerte der lombardische Biograph der Gräfin Mathilde ihre Mutter Beatrix, daß sie in einer Stadt wie Pisa begraben liegen müßte, wo die Ungläubigen aus- und eingingen.

---

[1] Vgl. II, 157, 227, 396. Das Laterankonzil 1179 c. 24 bestimmte: alle, die den Ungläubigen Eisen, Waffen und Holz zuführten oder auf sarazenischen Korsarenschiffen Dienste verrichteten, sollen exkommuniziert, ihrer Güter beraubt und von denen, die ihrer habhaft werden, verknechtet werden. Innocenz III. wiederholte das Gesetz 1215 und Gregor IX. nahm es in seine Dekretalien auf (V, 6, 6).

[2] Schneider, Deutsche Rundschau 1905 (128) 60.

Schon lange vor Pisa hatten Neapel, Amalfi, Volterra mit den Arabern im Handel gestanden und Verträge mit ihnen geschlossen. Ganz besonders haben die Amalfitaner an allen wichtigen Orten Faktoreien, Hospizien errichtet, die sie auch den Pilgern nach dem Heiligen Land zur Verfügung stellten, so in Antiochien, Alexandrien und Jerusalem selbst. Hier bauten sie auf den Ruinen eines schon weit in die karlingische Zeit zurückreichenden Hospitiums Kloster und Kirche der heiligen Maria de Latina. Das Kloster war ein Doppelkloster, die Wiege des Johanniterordens. Reiche Pilger statteten es mit vielen Schenkungen aus. Durch ihre reichen Stiftungen, durch zahllose Gaben kostbarer Gewebe und Kunsterzeugnisse an Kirchen und Klöster suchten sie offenbar gutzumachen, was sie in ihrem wenig rücksichtsvollen Handel gesündigt hatten. Doch wurde Amalfi weit überflügelt von Venedig, auf dessen Hilfe sich die Kaiser in ihrem Kampf gegen die Normannen verließen. Dagegen stützten sich auf die Normannen die Pisaner und Genuesen und verfolgten im Bunde mit ihnen eine araberfeindliche Politik und verdrängten die Araber aus Sizilien. Seit diesen Siegen spielten ihre Schiffe eine große Rolle auf dem Mittelmeer; ihr Handelsverkehr beruhte auf dem Gegensatz zu den Arabern, und daher bedienten sich die Kreuzfahrer später mit Vorliebe ihrer Schiffe. Sie waren die ersten, die selbständig den Kreuzfahrern zu Hilfe kamen und wesentliche Dienste leisteten.

Die ersten Kreuzfahrer hatten den Landweg eingeschlagen durch Ungarn und Bulgarien. In der Sage vom Herzog Ernst wählen die Ritter ebenfalls diesen Weg, werden von Ungarn gut bewirtet, halten sich in Konstantinopel drei Wochen auf und besteigen alsdann Schiffe. Im frühen Mittelalter pflegten umgekehrt die Pilger zuerst auf Handelsschiffen nach Konstantinopel zu fahren und sich erst von da aus auf den Landweg zu begeben. Inzwischen hatte sich aber Ungarn zum Christentum emporgeschwungen und war Kleinasien in die Gewalt der Mohammedaner gefallen.

Die Kreuzzüge waren nur erweiterte Pilgerzüge. Schon lange vor ihrem Beginne mußten die Pilger in gut gedeckten Scharen sich versammeln und sich auf feindliche Angriffe gefaßt machen. Als im Jahre 1064 mehrere deutsche Bischöfe eine Wallfahrt unternahmen, schlossen sich ihnen Tausende an; sie mußten aber viele Kämpfe bestehen. Am Karfreitag 1065 überfielen Be-

duinen sie einige Meilen von Jerusalem. Da die Christen es für Unrecht hielten, sich mit bewehrter Hand Hilfe zu verschaffen, fielen gleich beim ersten Anprall ihrer eine große Zahl, von vielen Pfeilen durchbohrt, darunter auch der Bischof von Utrecht. Die übrigen wehrten sich mit Steinwürfen und zogen sich, so gut es ging, in eine Karawanserai zurück. Hier schützte eine schlechte baufällige Mauer notdürftig die Masse der Christen, während die Bischöfe und Geistlichen sich in das in der Mitte gelegene zweistöckige Haus zurückzogen. Immerhin mußten sich die Feinde, da ihre Angriffe abgeschlagen waren, darauf beschränken, die Angegriffenen zu belagern und auszuhungern. Am dritten Tage wollten sich in der Tat die Pilger ergeben; da kam ihnen aber wider Erwarten Hilfe vom Emir von Ramleh.[1]

Daß das Heilige Land in den Händen der Ungläubigen lag, empfand die Christenheit als Schmach, und die Palästinapilger verfehlten nicht, auf diese Schmach hinzuweisen, allen voran Peter der Einsiedler. Peter erzählte auf allen Straßen und Märkten, wie die Christen in Palästina elende Sklavendienste leisten müßten, wie sie gedrückt und ausgesogen, wie die Priester mit Ruten geschlagen würden, und wie man das Recht, das hl. Grab zu besuchen, mit Geld erkaufen müßte. „Die Heiden sind in die Erblande des Herrn eingedrungen, sie haben den Weinberg des Herrn Zebaoth verwüstet, Jerusalem ist wie eine Hütte im Gurkenfeld geworden."[2] Der Antichrist steht an den heiligen Stätten, dachten viele dabei. Diesen Jammer zu wenden, mahnten die Päpste die Christen, sich zu erheben, das Kreuz auf sich zu nehmen und Christo zu folgen. Ein jeglicher soll sein Schwert um seine Lenden gürten, den Panzer des Glaubens anziehen und die Last, die der Herr auferlegt, tragen. „Wache auf, der du schläfst! Christus wird dich erleuchten, die Krone des ewigen Lebens wirst du erlangen." Nachdem schon Gerbert und Gregor VII. zum Kampf gegen den Islam aufgerufen hatten, der die europäische Christenheit immer mehr bedrohte, benützte Urban II. die Gelegenheit auf der Kirchenversammlung zu Clermont 1095, als die Blüte des Adels versammelt war, in traurigen Worten den kläglichen Zustand des heiligen Grabes zu schildern und durch große Verheißungen die Begeisterung für das

[1] Lamberti ann. 1065.

[2] Jes. 1, 8.

Befreiungswerk zu wecken. Er unterließ nicht, auf die weltlichen Vorteile eines Kreuzzuges hinzuweisen: „Das Land, das ihr bewohnt, von allen Seiten durch Meere und Berge eingeschlossen, beengt die allzu zahlreiche Bevölkerung;[1] entblößt von allen Reichtümern, liefert es kaum genug Nahrung für die, die es bebauen, Darum reißt ihr euch herum und bekämpft und mordet einander. Stillet euern Haß und richtet euern Weg zum hl. Grab." „Ihr, die ihr Witwen und Waisen beraubt, die Unschuldigen unterdrückt, die Kirchen mit Waffengetümmel erfüllt und entehrt und des Rittertums Gürtel nur tragt als ein Zeichen, daß ihr gewohnt seid, nicht die Kirche und ihre Diener, wie ihr gelobt, zu schützen, sondern des Erlösers Schafstall zu verwüsten, euch einander selbst zu zerfleischen und wie die Geier den Leichnamen, so den Kriegen und Fehden in entfernte Gegenden nachzuziehen, legt ab den Gürtel eines solchen Rittertums, das von Gott fern ist, werdet Ritter Christi und eilt herbei zum Schutz der morgenländischen Kirche, welche die Milch des göttlichen Wortes in euern Mund träufelt." Die orientalischen Kirchen soweit als möglich von dem Türkenjoch zu befreien, stellte Urban in einer gewissen Selbstverleugnung den Christen zur Aufgabe. Jetzt ist nicht mehr die Rede von bedingungsloser Unterwerfung, wie unter Gregor VII., sondern von freiwilliger Hilfe. Diese Selbstlosigkeit konnte ihre Wirkung nicht verfehlen.

Die Rede Urbans machte einen gewaltigen Eindruck, er sprach wie ein Prophet, und man glaubte Gottes Stimme und Willen in ihr zu erkennen. Darum riefen am Schlusse die Scharen begeistert: „Gott will es" — das Wort wurde zum Feldgeschrei, mit dem man sich in den Krieg stürzte — viele vergossen Tränen, bebten vor Erregung, und unzählige drängten sich herzu, das Zeichen der Pilgerfahrt, ein rotes Kreuz, auf der rechten Schulter sich anheften zu lassen. Das Eigentum der Kreuzfahrer nahm der päpstliche Stuhl unter seinen Schutz. Während der Pilgerfahrt sollten alle Schuldansprüche und Fehden ruhen. Wer gebunden war, sei es als Leibeigener, Mann oder Mönch, durfte gegen den Willen des Herrn wegziehen und sein Land verkaufen. Diese Aussicht wirkte auf die Enterbten, die Verschuldeten und Ausgestoßenen ganz berückend, und alles träumte von ungeahntem Glück und neuen Quellen des Reichtums, der Händler wie der Leibeigene, der Ritter wie der

[1] Die Bevölkerung Frankreichs betrug kaum 15 Millionen.

Knecht. Vielen ging es nicht schnell genug, sie brannten vor Ungeduld, und ehe das große Kreuzheer im Herbst 1096 beisammen war, machten sich mehrere kleinere Scharen auf den Weg, und kamen elendiglich um, wofern sie sich nicht beizeiten besonnen hatten. Andere begnügten sich, das platte Land auszurauben und an den Juden ihre Wut auszulassen. Die Deutschen standen lange bedenklich beiseite und spotteten wohl über die Armen, die auf ihren Straßen dahinzogen, „durch falsche und törichte Hoffnungen getäuscht," bis auch sie vom Strom mit fortgerissen wurden. Denn die Bewegung griff wie eine Epidemie um sich, und wer heute noch spottete, daß man so töricht sein könne, aufs Geratewohl die Güter zu verkaufen, machte es am andern Tage ebenso.[1]

Das erste große Kreuzheer, 600000 Mann stark, unter Führung des tüchtigen Gottfried von Bouillon, bestand indessen fast ausschließlich aus französisch-normannischen Rittern. Der französische Adel hatte den ritterlichen Geist am weitesten entwickelt, wohl im Anschluß an das keltische Vorbild. Bei ihm war die „Höfischheit" schon lange zu Hause, noch ehe die deutschen Ritter Begriff und Wesen dieser Sittlichkeit ahnten. Herrendienst, Frauendienst und Gottesdienst waren die Zwecke, in denen der Adel seine Ehre und seinen Beruf erkannte. Dieser Dienst war nach strengen Regeln bestimmt und verlief nach einem Zeremoniell, wie es nur französischer Ordnungssinn entwerfen kann. Die Deutschen folgten willig diesen Beispielen und übertrafen ihre Vorbilder noch durch ihre Ausdauer.

In den Kreuzzügen fand dieser ritterliche Geist seine schönste Entfaltung. Abgelenkt von verkehrter Übung zeitigte er die schönsten Früchte. Die Ritter mußten aufhören, in Privatfehden und in der Verfolgung friedlicher Landleute ihren Mut zu zeigen, und der Gottesfriede sollte zur Wahrheit werden. Sie sollten aufhören, in verbotenen Liebesabenteuern ihre Galanterie zu bewähren und über dem Frauendienst den Gottesdienst zu vernachlässigen. Der Kreuzzug sollte wahrer Gottesdienst sein und als Ersatz jahrelanger Buße, als großer Ablaß gelten. Zu solchem Gottesdienst mochte

[1] Dum hodie super omnimoda aliorum venditione cachinnant, dum eos misere ituros miseriusque redituros affirmant, in crastinum repentino instinctu pro paulis nummulis sua tota tradentes cum eis proficiscebantur quos riserant; Guib. abb. de Novig. Gesta dei per Francos 2, 3 (6).

sich auch der leichtsinnige und unfromme Ritter leichter entschließen als zu harter Buße, und mancher ergriff gern die Gelegenheit, auf diese Weise seine Sünden los zu werden. Christusliebe und Waffenfreude standen sich nicht mehr feindselig im Wege. Kriegsmut und Religion wurden eins, wie bei den Gegnern, den Arabern. Mancher Ritter, der seine Sünden in einsamer Kloster- oder Waldesstille in Gebet und Betrachtung hätte büßen müssen, konnte sich ihrer auf leichtere Art entledigen, er brauchte seine Finger nicht zum Gebete zu falten; die Hand durfte das Schwert weiter führen, das seinen Stolz und seine Freude ausmachte. Das Schwert in der Faust konnte man sich den Himmel erstreiten.[1] „Mag Ritterschaft", sagt Parzival, „des Leibes Preis und doch der Seele Paradies bejagen mit Schild und auch mit Speer, so war ja Ritterschaft mein Begehr." Aus dieser Stimmung heraus schreibt der Normanne Saxo Grammatikus: „Gott findet mehr Gefallen daran, daß man das Recht hochhält, als daß man Weihrauchduft steigen läßt; daß man einen Schurken niederschlägt, als daß man sich selbst an die Brust schlägt; daß man einen Übeltäter auf die Knie zwingt, als daß man sich selbst auf die Knie wirft, und kein Opfer ist ihm so lieb, wie der Sieg des Rechtes der kleinen Leute."

Der Mehrzahl der Kreuzfahrer war es Ernst mit ihrer Gesinnung, und sie weihten mit Gelübde und Gebet ihr Unternehmen. Sie betrachteten sich als Ritter Christi, als Knechte, Dienstmannen Gottes, als des Herrn Ingesinde, als echte Geistliche[2] und die Gegner als seine Feinde, als Streitmacht des Teufels. Sie trugen Christi Joch, das Kreuz, an sich und bestrebten sich nicht bloß, es zu führen auf dem Rücken und an der Seite, sondern ihm auch Ehre zu machen. Während weltliche Kämpen um Ehren und das Erdreich stritten, kämpften sie um die Seele und das Himmelreich. Sie wollten die grimmigen Heiden bezwingen, auf daß sie, wie die Dichter sagen, erkennten das wahre Licht. Soviel sie Heiden erschlagen, so viel glauben sie Buße getan zu haben. Darum fürchten

---

[1] Vgl. Guiberts von Nogent Bemerkung S. 292 N. 2.

[2] Als Geistliche (clerici) genossen die Kreuzfahrer das privilegium fori und waren dem weltlichen Gerichte entzogen. Freilich führte das wie beim Klerus zu manchen Mißbräuchen, da das geistliche Gericht immer milde bestrafte; die Häuser des Ritterordens wurden zu Freistätten für Verbrecher. Vgl. conc. Turon. 1236, établ. de St. Louis I, 84, Wilken, Die Kreuzzüge VI, 574.

sie auch weder Feuer noch Schwert und sind froh, wie wenn sie zur Hochzeit schritten. Dem heidnischen Übermut setzen sie die christliche Demut entgegen, der Übermut neigt bis zur finstern Hölle nieder, die Demut aber steigt bis zum Himmel auf. Die Demut ist das Kennzeichen des christlichen Ritters. Dazu soll aber auch Zucht und Scham, Geduld und Minne kommen, die in Wahrheit inwendig brennen und nach Gottes Süßigkeit begehren, und wie sie außen gut Geschmeide von Gold und Gemmen führen, so müssen sie außen und innen leuchten wie die brennenden Ampeln.

Dieser Geist erfüllte namentlich im Anfang die Kreuzfahrer. Hier herrschte lautere, einstimmige Begeisterung; der päpstliche Legat genoß die höchste Autorität. Kein König, kein regierender Fürst nahm teil; nicht der tüchtigste, sondern der frömmste Krieger, Gottfried von Bouillon, wurde auf den Thron erhoben. Blindes Vertrauen auf die Hilfe Gottes erfüllte alle Teilnehmer. Die mitzogen, verkauften alles, was sie hatten, und vertrauten auf die Hilfe Gottes. Wer des Geldes ermangelt, wird der göttlichen Gnade die Fülle haben, soll Urban II. gesagt haben. Auch im zweiten Kreuzzug, zu dem der hl. Bernhard entflammt hatte, dauerte die weltverachtende Schwärmerei fort, und selbst als die Politik sich mehr einmischte, konnte nur großer Opfergeist die vielen Mühseligkeiten und Gefahren überwinden. Als der Herr von Joinville 1248 von seinem Schlosse auszog, getraute er sich nicht mehr umzusehen, damit ihn die Rührung und Reue nicht übermanne.[1]

Christus selbst galt als Herzog des Heeres, und das angeheftete Kreuz erinnerte die Teilnehmer stets daran, daß sie in Wahrheit Büßer und Pilger seien. Darum erteilte ihnen die Kirche einen vollkommenen Ablaß und andere Vorrechte und erneuerte und erweiterte den Gottesfrieden. Mit geistlichen Liedern trat man den Weg an und durchzog die Länder; im zwölften Jahrhundert ist in aller Mund das bekannte Pilgerlied: „In Gottes Namen fahren wir, seiner Gnaden gehren wir. Nun helf uns die Gotteskraft und das heilige Grab, da Gott selber innen lag. Kyrieleis." Wenn die Schiffe abfuhren, stimmte man das „Komm, Heiliger Geist" an. „Im Namen Gottes" befahl der Kapitän das Segel zu lösen, und unter Gesang und Gebet fuhr das

[1] Hist. de St. Louis 27 (122).

Fahrzeug dahin. Zahlreiche religiöse Übungen unterbrachen die Fahrt; jeder Pilger sollte wöchentlich einmal beichten.[1] Mit Jubelhymnen begrüßte man das Heilige Land, und mit dem Geläute aller Glocken empfing man sie. Auch in Kampf und Krieg trat der religiöse Charakter und das heilige Ziel der Unternehmung hervor. Die Kriegsgesänge waren Bußlieder; und häufig vereinigten sich die Krieger zu gemeinsamen Andachten; immer begann und beschloß man den Tag mit Gebet. Da rief vor dem Schlafengehen auf den Kreuzzügen der Herold regelmäßig: „Hilf, heiliges Grab," und die Krieger streckten mit reichlichen Tränen die Hände zum Himmel und flehten zu Gott, der Herold aber wiederholte noch einmal den gleichen Ruf. Am Schlachtenmorgen richteten sich die Helden zur Beicht und baten ihre Ewarte, sich bereit zu halten, hörten die heilige Messe und empfingen den Leichnam Gottes, das lebendige Brot. Manchmal hielt ein Geistlicher eine Ansprache, worin er hervorhob, daß die beste Buße für die Sünde der Kampf selbst sei, und auf die Kraft der Reliquien, die das Heer mitführte, hinwies. Die Kämpfer hatten Reliquien um den Hals hängen und an Speeren und Fahnen befestigt. Die Kaiser und Könige selbst fielen mit der Menge „ihre Venie" in Kreuzesgestalt zur Erde, nach allen vier Enden der Welt, bezeichneten die Stirne mit der „mächtigen" Kraft und segneten die Ihren mit der Hand. Nachdem sie sich den Friedenskuß gegeben, schritten und ritten sie, Psalmen und andere Lieder singend, mit tränenden Augen, in Glauben und Demut zum Kampf. Mit dem Ruf „Gott helfe" oder „Hilf, heiliges Grab" stürzten die Helden unter Hörnerklang in die Schlacht. Waren sie zum Tode verwundet, so war das erste, daß sie ihre Genossen und Gott um Verzeihung baten, und dann freuten sie sich der Hinfahrt als der Engel Verwandte, als lautere Täuflinge. Roland, das Vorbild der Kreuzfahrer, neigt sich in Kreuzgestalt zur Erde, bekennt nochmals seine Schuld und hebt die Hände zum Himmel: „Herr, nun weißt du wohl, daß dich mein Herze meint, sende mir deinen Boten und Gnade meiner armen Seele, daß kein böser Geist sie irre," dann zieht er seinen Handschuh, bietet ihn als Wahrzeichen unversehrter Ritterehre dem Himmel entgegen, betet noch für seinen Kaiser, für Angehörige und

---

[1] Schultz, Höf. Leben II, 255.

Freunde, neigt das Haupt, spreitet die Hände und empfiehlt die Seele dem Herrn.

Auf dem Kreuzzug wurden auch gewerbsmäßige Minnedichter ernst, und sie banden sich durch strenge Vorsätze: „Dem Kreuze ziemt reiner Mut und keusche Sitte, so mag man Seligkeit erwerben. Es ist kein kleiner Fehler, wenn man dann seinem Leibe nicht Meisterschaft halten kann. Was taugt das Kreuz auf der Kleidung, wenn man es nicht im Herzen hat?" „Als ich das Kreuz nahm", sagt Reinmar der Alte, „da hütete ich meine Gedanken, als ein rechter Pilger." Das war freilich nicht so leicht. „Die Gedanken wollten toben, sie wollten an die alte Märe und wollten, daß ich noch Freuden pflege, die ich ehemals pflog. Das wende Mutter und Magd, da ich es nicht zu verbieten mag." Aber lange Zeit zwang der Kampf und die Not die Ritter zum Ernste.

Auch nach der Eroberung war die Lage der Kreuzfahrer keine beneidenswerte, und keine Schwärmerei vermochte über die Tatsachen der Notlage hinwegzutäuschen. Die finanziellen Gesichtspunkte traten immer mehr in den Vordergrund. Denn in langer Erfahrung haben die Ritter wohl gemerkt, daß bei solchen Unternehmungen der Idealismus über finanzielle Schwierigkeiten nicht hinweghilft.

Schon bei ihrer Ausfahrt mußten sie sich gut auf die Reise ausrüsten und bedurften dazu des flüssigen Geldes, besonders wenn sie sich der raschen Überfahrt von italienischen Seehäfen aus bedienen wollten. Alljährlich fanden zwei große Pilgerfahrten, Passagien, im Frühjahr und Herbste von Venedig aus statt. Aber auch zu andern Zeiten und von andern Orten, z. B. Genua, Pisa, Marseille, gingen Pilgerzüge aus, und es wurden auf jedem einzelnen Schiff 1000 bis 1500 Menschen geführt. Ein Ritter zahlte z. B. für sich, zwei Knappen und zwei Pferde 9 Mark (ein Kajütenplatz kostete 2¹/₄, ein Deckplatz ³/₄ Mark).[1] Wer sich auf gut Glück verließ, dem konnte es recht schlecht gehen.[2] Als der Herr von

[1] Eine Mark 210 Gramm = 20 Reichsmark, hatte etwa den sechsfachen Kaufwert.

[2] So erzählt ein Predigermönch, ein Vicomte aus der Diözese Maçon, der all seine Güter dem Grafen übergeben hatte, sei schon ganz heruntergekommen und halb verhungert in Genua angelangt. Da er schon mit

Joinville mit neun Rittern und zwei Fahnenträgern auszog, beredete er sich mit einem Freunde, dem Herrn von Apremont, daß sie miteinander ein Schiff zu Marseille mieteten. Es standen ihm aber nur 1000 Pfund Renten zur Verfügung, von denen er gerade noch 200 besaß, als er in Cypern landete. Da drohten ihm seine Krieger, ihn zu verlassen, doch half ihm der König aus der Not.[1] Meist mußten die Ritter Darlehen aufnehmen und gerieten dadurch in Abhängigkeit von den Juden, teilweise auch von ihren Bauern. Allerdings sprang auch die Kirche nach Kräften bei, verbot Zinszahlungen, stundete die Bezahlung der Schulden, versetzte ihre eigenen Kirchengefäße, erließ Kreuzzugsablässe und führte Kreuzzugszehnten ein.

Vielfach zwangen aber die vornehmen Herren, besonders wenn sie Patrone oder Vögte waren, Kirchen, Stifte und Klöster zu Zwangsdarlehen oder zu Beisteuern. Eine umfassende Steuer legte vor dem zweiten Kreuzzug Ludwig VII. auf Adelige und Geistliche, Bürger und Bauern, und zwar eine so drückende, daß Peter der Ehrwürdige von Cluny sich zum Anwalte der Besteuerten machte. Er wies den König hin auf die übermütigen, reichen Juden, denen das Wucher- und Hehlerrecht große Vorteile sicherte. „Wenn ein Dieb in der Nacht Christi Kirche erbrochen hat und Leuchter, Krüge, Weihrauchgefäße, heilige Kreuze, geweihte Kelche wegträgt, so flieht er die Christen und flüchtet zu den Juden. Dort findet er nicht nur sicheren Versteck, sondern verkauft auch, was er den heiligen Kirchen gestohlen hat, den Synagogen des Satans. Um einen derartigen nichtswürdigen Handel zwischen Dieben und Juden zu sichern, ist vor alters von christlichen Fürsten ein Gesetz ausgegangen, daß, wenn ein geistliches Gut oder selbst ein heiliges Gefäß bei einem Juden gefunden würde, dieser den Gegenstand nicht zurückzugeben, noch auch den Dieb anzuzeigen brauchte.“ Dieses Gesetz hält der Abt für einen Frevel, für ein teuflisches Gesetz,

---

dem Hungertode rang, sprangen ihm mitleidige Seelen bei, es war aber zu spät, und er büßte mit seinem Tode seine früheren Gewalttaten. Steph. de Borbone 430 (ed Lecoy 374.) Bei einem Kreuzzuge 1269 mußte jeder Teilnehmer sieben Mark Sterling, sechs Butterkrüge, einen Ranzen voll Schweinefleisch, eine Ochsenseite (eingepöckelt) und ein halbes Maß Mehl mitnehmen; M. G. ss. 23, 554.

[1] Hist. de St. Louis 25 (113); 29 (136).

und er verlangt, daß die Juden ihr ungerechtes Gut verlieren. „Schont ihr Leben," redet er den König an, „aber nehmt ihr Geld. Es hieße Gott beleidigen, das Geld der Heiden zu schonen, wenn man die Güter der Christen verschwendet."[1] Ludwig VII. hat dessen Rat nur zögernd befolgt, viel ausgiebiger sein Sohn Philipp August.

Schon wegen ihrer Verpflichtungen blieben die Kreuzfahrer immer in Verbindung mit der Heimat, noch mehr aber, weil sie fortwährend Zuschüsse an Geld und Gütern brauchten. Für Nachsendungen waren auch Naturalleistungen willkommen, namentlich Pferde und Getreide, aber auch andere Güter, die sich leicht gegen andere Waren austauschen ließen.

Endlich bedurften die Eroberer eines fortwährenden Zuzugs von Leuten. Nachdem von dem ersten Kreuzzugsheere (etwa 600000 Mann) nur noch 25000 das Weihnachtsfest 1099 zu Jerusalem gefeiert hatten, ging deren Zahl in den folgenden Jahren noch weiter herunter, teils infolge der Rückkehr vieler in die Heimat, teils infolge von Seuchen, die in dem ungewohnten Klima entstanden, und es sollen im ganzen gar nur etwa 200 Ritter zur Verteidigung des Landes zurückgeblieben sein, wozu noch die doppelte bis vierfache Zahl Knechte gerechnet werden muß. Auch in der Folge stieg trotz aller Einwanderung im zwölften Jahrhundert die Zahl der verfügbaren Ritter nicht über 500 und die der Knechte nicht über 2000. Daher mußten die Fürsten Hilfskräfte aus den Eingeborenen (Turkopolen) einstellen und die Verbindung mit dem Abendland immer aufrecht erhalten, wozu die italienischen Seemächte beitrugen.[2]

Der Mangel an Leuten war denn auch die Hauptursache der Mißerfolge der Kreuzzüge. Wenn schon die Besitznahme viel näher gelegener Länder in der Völkerwanderung ein massenhaftes Menschenmaterial verschlang, um so größer mußte der Verbrauch bei einem so entlegenen Unternehmen sein, wo schon auf dem Wege viele blieben. Dazu kam die Uneinigkeit der Christen. Die Kreuzfahrer hatten nur deshalb anfangs einen so überraschenden Erfolg erzielt, weil die Mohammedaner unter sich selbst zerfallen waren. Nun aber erreichte das nämliche Schicksal die Abendländer: kaum

[1] Ep. 4, 36.

[2] Bréhier, Les croisades 95.

hatten sie Siege erfochten, so schlich sich Neid und Mißgunst ein. Daher erlagen sie vor der eigentlich abschließenden Aufgabe, vor der Eroberung Ägyptens, trotzdem alle, die den Orient kannten, dieses Reich als den Schlüssel zum Heiligen Lande erklärten und daher immer wieder auf die Notwendigkeit seiner Besitznahme drangen. Nach dem Verluste des Heiligen Landes lenkte sich die Aufmerksamkeit des Abendlandes auf näher gelegene Gebiete, so auf Tunis. Nachdem der Orient vollends wieder zur Offensive übergegangen war, beschränkte sich das Abendland auf bloße Missionstätigkeit, worauf wir noch zurückkommen.

Inmitten der feindlichen Bevölkerung beherrschte die Christen ein fortwährendes Gefühl der Unsicherheit. Alle zitterten, wenn eine Schlacht anhob. Eine gewisse Sicherheit boten nur ihre Festungen, denen sie große Aufmerksamkeit schenkten. Bei ihrem Bau hielten sich die Eroberer an jene Maßregeln, die schon die Römer ausgebildet und die Griechen und Araber übernommen hatten. Sie schufen sich einen Limes mit vielen Burgen und Wachtposten, legten weiter rückwärts im Lande verteilt starke Festungen an und schoben Burgen mit Vorposten in das feindliche Land vor. Dabei lernten sie viel von den Griechen und Arabern. Ganz besonders aber schlossen sie sich in ihrer Gefechtsweise an die der Feinde an. Neben der schweren Reiterei verwandten sie nicht nur leicht gerüstete Sergenten, sondern auch die Turkopolen, leichte Plänkler mit Schwert und Bogen, und verschiedene Fußsoldaten, darunter besonders Schützen. Die Heere wurden verschiedenartig gegliedert und ihre Beweglichkeit dadurch erleichtert. Die Waffen erfuhren manche Bereicherung durch orientalische Bogen und Armbrüste, Schwerter, Lanzen und Schilde (Tartsche ist ein arabisches Wort), ebenso die militärischen Musikinstrumente: von den Arabern stammen die Trommeln und Pauken, die bei Kämpfen eine größere Rolle spielten.

Umgekehrt haben auch die Araber manches nachgeahmt und namentlich das Rittertum besser ausgebildet, und dies gelang um so leichter, als auch die Araber anfingen, die Kriegsdienste wie die Steuern als Reallast auf den Boden zu schlagen und die vom Kriegsdienst Befreiten als Hörige zu behandeln. Schon von Saladin erzählten die Araber, er sei durch Humfried von Toron in der Ritterzucht unterwiesen und zum Ritter geschlagen worden, um zu erweisen, daß das arabische Rittertum aus einer lautern Quelle

floß und dem arabischen ebenbürtig sei. Damit wanderten auch viele Ausdrücke der Feudalordnung, so der Titel comes, princeps, imperator unmittelbar ins Arabische. Im Armenischen hat sich aus dieser Zeit die eigentümliche Bezeichnung für lehenlose Leute erhalten Santzavel = Sansavoir (Habenichts).[1]

Noch viel empfänglicher zeigten sich die Byzantiner für die abendländischen Rittersitten, führten die Turniere bei sich ein, ahmten die Abenteuer nach und dichteten selbst „Aventiuren". Da ist es bezeichnend genug, daß die Helden germanischen Typus tragen, ihre Haare goldblond und ihre Haut schneeweiß glänzt, und noch bezeichnender, daß der älteste Sagenheld dieser Art, Digenis, bei „Banditen" in die Schule ging. In dem Roman Lybistros ficht der Held mit einem König Friedrich einen Zweikampf um eine edle Jungfrau. Selbst in die Rechtsprechung drang der Zweikampf ein, und die Byzantiner gewannen sogar den rückständigen Gottesurteilen Geschmack ab und zogen sie ihrem viel besseren Gerichtsverfahren vor.[2] Doch lehnte ein Kaiser 1350 die Herausforderung des Türken Umur Beg ab.

Die Entlehnungen aus dem Abendland traten weit zurück gegen das, was das Abendland empfing. Besonders empfänglich zeigte es sich gegen die arabischen Sitten, wie wir noch genauer sehen werden. Schon Balduin, der Nachfolger Gottfrieds im Königtum Jerusalem, vertauschte die ritterliche Tracht mit den langen weichen Gewanden und dem Turban der Orientalen, ließ den Bart lang wachsen, speiste auf Teppichen am Boden sitzend, grüßte durch Neigen des Kopfes und schickte beim Einreiten in einen Ort nach orientalischer Sitte zwei Trompeter vor sich her. „Ihr wollt viel eher borstige Sarazenen sein[3] als Christen", redete einmal ein Bischof englische Adelige an. „Am Bocksbart merkt man gleich, weß' Geistes Kind der Mann ist."[4] Nur Pilger und Büßer, meinte,

---

[1] Trotz ihrer Überlegenheit im Festungsbau entlehnten die Araber die Bezeichnung castellum (kustul) und burgum (burğ spr. burdsch) für einen Turm. Endlich haben die Mohammedaner auch die Ritterorden nachgeahmt (Rabiten, Assassinen).

[2] Diehl, Figures II, 20.

[3] Setosi Saraceni.

[4] Squalorem poenitentiae converterunt in exercitium luxuriae. — Olim poenitentes, et capti, ac peregrini usualiter intonsi erant, longasque barbas

er, gingen ehemals so ungeschoren, aber auch ungewaschen und ungebadet, während die Herren der neuen Art häufig baden und sich mit Wohlgerüchen überschütten.[1]

Sehr rasch lernten die Christen die Haremsitten des Ostens, umsomehr als die unsteten Lagersitten sie vielen Versuchungen aussetzten. Unter dem großen Trosse, der jedem Heere folgte, befanden sich viele Weiber, und sie wurden sogar militärisch organisiert. Gerade infolge der vielen Kriegszüge und namentlich der Kreuzzüge besaß Europa einen starken Überschuß an Weibern, die nur zum geringsten Teil in Klöstern, zum größten Teil in andern Häusern eine Zuflucht fanden. Dazu kam noch die Verführung durch griechische und arabische Mädchen; kam es doch vor, daß die griechischen Kaiser als Gegenleistung für Hilfeleistung Geschenke und schöne Frauen anboten. Als die Sarazenen ein christliches Lager zu Nicäa stürmten, „beeilten sich zarte und vornehme Mädchen, sich in die schönsten Gewänder zu werfen und sich den Feinden anzubieten, damit diese, zur Liebe entflammt durch die schönen Gestalten und besänftigt, sich der Gefangenen zu erbarmen lernen möchten".[2] Da benahmen sich die Spanierinnen doch viel spröder und stolzer, sogar die spanischen Dirnen.[3]

Allerdings bemühten sich die Führer, der Zuchtlosigkeit zu

gestabant . . . Nunc vero pene universi populares cerriti sunt et barbatuli, palam manifestantes specimine tali quod sordibus libidinis gaudent ut fetentes hirci; Order. Vit. 11, 8; 8, 10.

[1] Otto von Freising schreibt: Initium evangelii Mahmet . . . Lavamini, mundi estote. Quod praeceptum praedicta gens stolide servans, secretiores corporis partes cotidie abluere solet; Chron. 7, 7; ebenso Arnold. Lubec. 7, 8 (pudibunda et anum). Vielleicht hängt das in vornehmen Häusern übliche Bidet damit zusammen.

[2] Albertus Aquensis, Chron. Hierosolym. 2, 39. Dem Sohne Friedrich Barbarossas, der auf dem dritten Kreuzzug erkrankte, sagten die Ärzte, posse curari, si rebus Venereis uti vellet. Er antwortet: se malle mori, quam in peregrinatione divina (Wallfahrt) corpus suum per libidinem maculare. Raumer, Gesch. d. Hohenst. II, 450. Eine ähnliche Geschichte erzählt Cäsarius von Deutschland 4, 101.

[3] Daß christliche Dirnen in Spanien gegen die Sarazenen sich spröde bewiesen, gereichte ihnen nach der Darstellung des Peter Damiani zur Ehre nicht bloß vor den Menschen, sondern auch vor Gott (op. 47, 6). Ein spanischer Bischof hielt seinen Landsleuten das Beispiel der Israeliten im Buch der Richter (20) vor; Hist. Compost. 1, 86.

wehren, und bedrohten die Unzucht mit dem Auspeitschen und der Bloßstellung der entkleideten Sünder vor dem ganzen Heere. Ob diese Drohung viel fruchtete, läßt sich nicht feststellen. Jedenfalls benahm sich das zweite Kreuzheer sehr ausgelassen, und diesem Umstande schrieben die Teilnehmer selbst ihre Mißerfolge zu. Daher erging vor dem dritten Kreuzzuge ein Gesetz, daß nur unverdächtige Waschfrauen mitziehen dürften.[1] Aber auch hier folgte den ersten Erfolgen rasch eine Erschlaffung, umsomehr als sich weltliche Interessen immer stärker aufdrängten. Was half es da, wenn Richard Löwenherz und Philipp August strenge Gesetze gegen die Spielleidenschaft erließen, da den Kreuzzug selbst nur allzu materielle Beweggründe verursachten! Am besten war es, wenn ein Herrscher selbst ein gutes Beispiel gab, wie Ludwig der Heilige. Ein Mann wie der Herr von Joinville ließ Zelt und Lager so anlegen, daß seine Leute die Ein- und Austretenden beobachten konnten, um jeden Verdacht zu beseitigen.[2] Er nahm fleißig teil an der Messe und am Stundengebet.

Selbst wenn ein Mann mit der lautersten Gesinnung das Heilige Land betrat, erlag er der Verführung oder erlahmte an der rauhen Wirklichkeit. Daher begannen manche Theologen schon frühzeitig etwas bedenklich zu werden; so meint Hildebert von Tours, für einen Herrscher sei es oft besser, seine Pflicht in der Heimat zu versehen, und für die Mönche und Nonnen besser, in ihrem Kloster zu bleiben, als in die Ferne zu ziehen.[3] Viele Pilger vergruben sich in die Ritterklöster, die im Orient entstanden, und verbanden das Mönchtum mit dem Waffendienst. Gegen Ungläubige zu kämpfen, war den Mönchen schon lange erlaubt, und solche Kämpfe kamen auch später noch selbst in Europa vor.[4] Einen besonderen Grund dazu hatten die Spitalorden. Das von Italienern gegründete Johannesspital zu Jerusalem hatte schon frühe das Geleite der Pilger von Akkon nach Jerusalem übernommen. Dazu kam bald eine weitere Führung unter dem Schutze ritterlicher Dienstmannen, der Anfang des Waffendienstes, der unter Anregung der Tempelstiftung eine weitere Ausbildung erhielt. Bei

[1] Guilelm. Neubrig. 3, 23.
[2] Hist. de St. Louis 98 (502).
[3] Ep. 1, 5, 15.
[4] M. G. ss. 24, 308.

einer Zisterne in der Nähe von Jerusalem wurden die Christen in der Regel von den Sarazenen überfallen. Da entschloß sich Hugo von Payens 1120, zuerst allein, dann mit mehreren Rittern Wache zu halten. Seine Genossen legten ein Gelübde ab und schlossen sich den Kanonikern des Tempels zu Jerusalem an, besuchten ihren Chordienst und erhielten den in der Nähe gelegenen sogenannten Tempel Salomons eingeräumt, wo sie Wohnungen, Ställe und Vorratskammern einrichten konnten. Anfangs lebten sie sehr einfach, aber sehr rasch dehnte sich der Orden aus, und schon 1128 gab ihm das Konzil von Troyes eine Regel, eine Anpassung der Benediktinerregel an die besonderen Aufgaben, die sich der Orden gesetzt hatte.[1]

Die damit gegebene Stiftung eines Ritterordens im eigentlichen Sinne war ein sehr fruchtbarer Gedanke, eine für viele verlockende Idee. Die Verbindung ritterlichen Tatendranges mit frommen Absichten, worin der Hauptreiz der Kreuzzüge lag, die Verbindung von Pilgertum und Ritterdienst erhielt eine erhebliche Verstärkung durch eine Stiftung, die es erlaubte, zugleich Mönch und Ritter zu sein. Denn Ritter und Mönch zugleich zu sein, war damals und jederzeit die geheime Sehnsucht jeden frommen Herzens; mancher Ritter mochte schon lange nach dem Klosterfrieden verlangt haben und wollte doch der Waffenfreude nicht entsagen; und Ritter zu werden, war anderseits auch das höchste Bestreben manchen gemeinen Mannes. Jeder ehrlich Geborene konnte eintreten. Wie mochten sich beide Teile freuen, auf diese Art ihr Ziel zu erreichen![2] Immerhin schien reiner Waffendienst noch nicht allein eine religiöse Stiftung zu legitimieren, und man glaubte, den neuen Orden nur so in die Welt einführen zu können,

[1] Das vollständige Fleischverbot der Benediktinerregel wurde z. B. dahin ermäßigt, daß an drei Tagen der Woche, Sonntag, Dienstag und Donnerstag, Fleisch gestattet war. Ermüdete Ritter erhielten Dispens von der Matutin! Jeder Ritter hatte einen Diener. Dagegen mußte schon damals die Jagd, mit Ausnahme der Löwenjagd, verboten werden. Schnürer, Templerregel 99, 105.

[2] Guibert v. Nogent bemerkt ausdrücklich, daß es Gott durch die Kreuzzüge für die Ritterschaft so gefügt, daß die Kriegsleute, statt bei ihrem Lebensende ihren Waffenrock mit der Kutte zu vertauschen, nun in diesen Zügen einen neuen Weg zum Seelenheil geöffnet erhalten hätten, der es ihnen erlaubte, in ihrer ritterlichen Sitte zu verharren; Gesta dei per Francos 1, 1.

daß man Krankenpflege beifügte. Umgekehrt wollten die Johanniter den Gewinn, der sich an den Waffendienst heftete, sich nicht entgehen lassen und erweiterten daher ihre Stiftung zum Ritterorden. So gestalteten sich die Stiftungen gleich.

Von großem Werte war es für die neu entstandene Tempelstiftung, daß sie gleich von Anfang an die begeistertste Anerkennung des größten Kirchenlehrers jener Tage, des hl. Bernhard, fand. Derselbe sah im Kampf gegen Heiden eine Art Apostolat und erkannte im Vorsatz, zu diesem Kampf sich zu verpflichten, nicht weniger ein gottgefälliges Gelübde, als in dem Versprechen der Armut und des Gehorsams. „Um Christi willen zu töten," sagt er, „ist kein Verbrechen, sondern höchster Ruhm." Rasch neigte sich auch den Ritterorden die Gunst des Papsttums zu, das in ihnen eine bleibende Vormacht gegen den Islam begrüßte. Bei solcher Gunst konnte es nicht fehlen, daß sich der Orden rasch vermehrte und bis zur Mitte des dreizehnten Jahrhunderts 9000 Häuser erworben hatte. Doch beschränkte er sich im allgemeinen auf das französisch-normannische Rittertum, für Deutschland wurde 1190 ein eigener, der Deutsche Orden gestiftet.

Die Ordenshäuser glichen mehr Burgen als Klöstern. Je dreizehn Ritter genügten, um einen Konvent zu bilden. Hatten die Johanniter genau wie die alten Mönche schwarzes Gewand getragen, und anfangs wahrscheinlich auch die Templer sich dieser Sitte gefügt, so gingen sie doch bald zur feineren Sitte der neuen Orden über, wahrscheinlich unter dem Einfluß des hl. Bernhard, bevorzugten das Weiß, die Gottesdienstfarbe der Weltgeistlichen, und überließen ihren Knappen und Knechten die schwarze Farbe.[1] Mit dem weißen Mantel bedeckten sie wie die weltlichen Ritter ihren Harnisch. Um sich als Buß- und Spitalorden zu kennzeichnen, fügten sie ein Kreuz hinzu, die Johanniter ein weißes, die Tempelherren ein rotes, die Deutschherren ein schwarzes Kreuz.[2] Daher hieß man die Tempelherren die „roten Mönche". Die Kleider

[1] Die älteste Regel erhielt noch keine Angabe über die Farbe; sie sagt einfach, die Kleider dürfen nur von einer Farbe sein; alte Kleider seien für die Diener und Arme aufzuheben. Für den Winter wurden Schafpelze genehmigt.

[2] Die Antoniter hatten ein blaues Kreuz. Durch die verschiedene Farbe des Kreuzes unterschieden sich sonst die Nationen. So hatten die Franzosen einmal rote, die Engländer weiße, die Niederländer grüne Kreuze; Matth. Paris ch. m. ad a. 1188.

sollten einfach sein ohne Besatz von Silber- und Goldfäden; ebenso war die Verzierung von Sattel- und Zaumzeug, von Harnisch und Schwert, Sporen und Steigbügel verboten. Bekomme man eine mit Gold verzierte Waffe geschenkt, bestimmte die Regel, so solle die Verzierung ausgekratzt werden.[1] Die Haare sollten kurz geschoren sein, der Bart aber lang wachsen. Infolge davon konnte sie der Feind leicht von den weltlichen Rittern unterscheiden, obwohl auch Verwechslungen vorkamen.[2] Jeder Ritter sollte die ihm gelieferten Waffen gut verwahren; jede selbstverschuldete Beschädigung mußte er ersetzen.

Wie in allen Klöstern hatten die Zimmer für einzelne keinen Verschluß; stets sollte nachts ein Licht darin brennen gegen den Fürsten der Finsternis. Damit stimmten auch die Orientalen überein: das Nachtlicht, das schon die Propheten kennen, erlischt noch heute kaum in einem Hause.[3] In der Nahrung und im Getränke hielten sich die Ritter grundsätzlich an die Regeln anderer Orden, mußten sich aber bald den besonderen Verhältnissen anpassen. Wem Wasser nicht gut bekam, dem war Wein erlaubt, und Schwächliche bekamen alle Tage zweierlei Fleisch. Kranke Brüder mußten in die Krankenstube gehen, durften aber die Zeit nicht mit Brettspiel oder Romanlesen vertreiben; sonst bekamen sie nichts zu essen. Zur Kurzweil durften sie Waffenübungen veranstalten, in beschränktem Umfange auch jagen. Die Regel lautet allerdings viel strenger, als sie in Wirklichkeit ausgeübt wurde, und wir hören öfters, daß gerade jagende Ritter von Feinden überrascht und niedergemetzelt wurden.[4]

Dem wachsenden Reichtum und Ansehen entsprach die große Zahl von Dienern, Gastrittern und sonst Verbundenen, worunter sich auch Verheiratete befanden. Zum Gottesdienst blieb nicht allzuviel Zeit übrig, die Kommunion war nur dreimal im Jahr vorgeschrieben. Doch bewahrten die Ritter immerhin noch strenge Zucht und wogen, was an Entsagung verloren ging, auf durch kühnen

---

[1] Ludwig der Bayer gestattete seinen den Tempelherren nachgebildeten Gralrittern, goldene Gürtel und Sporen, mit Gold oder Silber verzierte Messer, goldene Fingerringe zu tragen.

[2] Iac. Vitr. ex. 87 (Crane 39).

[3] Jer. 25, 10.

[4] Schnürer, Templerregel 121.

Heldenmut und Todesverachtung. Die Zeitgenossen berichteten Staunenswertes von ihren Taten.[1] Deshalb haßten auch die Feinde sie über alle Maßen. Wenn geistliche und weltliche Ritter gefangen genommen wurden, pflegten wohl die Sarazenen jene kurzer Hand umzubringen, umsomehr als sie kein Lösegeld erwarten durften.[2] Auch setzten sie ihnen die Assassinen entgegen, einen wahren Teufelsorden, wie die Christen meinten.

Solange die geistlichen Ritter arm und einfach lebten, leisteten sie Ausgezeichnetes nach dem übereinstimmenden Urteil der Zeitgenossen,[3] aber nachdem sie Erfolge errungen und Reichtümer gesammelt hatten, erreichte sie das allgemeine Los aller Orden, und sie entgingen nicht dem allgemeinen Schicksale der Kreuzfahrer, umsoweniger als sie im Heiligen Lande sich dauernd niederließen.[4] Der Ausschluß der Orden vom Grundbesitz, den die weltlichen Ritter wegen des Kriegsdienstes lange über sie verhängt hatten, konnte auf die Dauer nicht aufrechterhalten werden, und nachdem einmal die Schranken gefallen waren, gelangte Gebiet um Gebiet in ihre Hand. Sie richteten eine bessere Wirtschaft ein als die weltlichen Ritter und behandelten die Bauern viel besser.[5]

[1] So erzählt Jakob von Vitry von einem Todessprung eines Tempelritters, der an die Sage von Harras dem kühnen Springer erinnert; Ex. 90.

[2] Einen kurzgeschorenen, bärtigen Ritter, den die Feinde einmal mit einen Tempelritter verwechselten, feiert Jakob von Vitry als Märtyrer; Ex. 87.

[3] So nach Jakob von Vitry, Olivi u. a.

[4] Prutz, Die geistlichen Ritterorden 44 ff.

[5] Prutz, Kulturgesch. 332.

LXXI. Wirtschaftsverhältnisse der Kreuzfahrerstaaten.

Die Kreuzfahrer übertrugen auf den Orient ihre Feudalverfassung, begründeten den Kriegsdienst auf den Grundbesitz und schlossen daher nicht nur die Mohammedaner, sondern auch lange Zeit die Ritterorden vom Lehenbesitz und daher auch vom Grundeigentum aus. Um ihrer Kriegspflicht nachkommen zu können, mußten sie dem Lande und dem Bauernstande große Lasten auflegen und waren daher bei den einheimischen Bauern noch verhaßter als ihre Vorgänger.

Von der Bevölkerung war ein großer Teil im Streite gefallen, ein anderer Teil nach Osten geflohen, die Zurückgebliebenen aber vernachlässigten den Bodenbau, um nicht viel leisten zu müssen und die Beherrscher in Verlegenheit zu bringen, was schließlich ihnen selbst zum Schaden ausschlug. Erst als die fränkische Herrschaft dauernder sich gestaltete und die Surianen einer milderen Behandlung sicher waren, griffen sie wieder zur Arbeit, und es kehrten die Entflohenen zurück.

1. Landwirtschaft.

Die Wirtschaftsverhältnisse Syriens und Palästinas unterschieden sich wesentlich von denen des Abendlandes, wenigstens Nordeuropas, woher die meisten Kreuzfahrer gekommen waren, und glichen mehr denen Italiens, weshalb sich auch die Italiener am besten zur Verwaltung eigneten. Die extensive Wirtschaft stand weit zurück hinter der intensiven. Der Wald und die Weide war klein und die Viehzucht unbedeutend. Daher konnten die Ritter ihrer Jagdliebhaberei nur in Gebirgsgegenden und am Jordantale obliegen.

Die ihnen nötigen Pferde mußten sie vom Abendlande beziehen. Oft geschah es, daß kampflustige Ritter in Hafenstädten liegen bleiben und das nächste Passagium abwarten mußten, das ihnen Pferde brachte.[1] Ein Pferd hatte einen hohen Wert, den doppelten oder noch einen höheren als im Abendland; denn ein Pferd kostete 10—30 Byzantiner.[2] Noch höher im Preise standen Maultiere, die ebenfalls vom Abendlande, namentlich aus Apulien kamen; sie kosteten das Dreifache des Pferdes. Nur wenig benutzt wurde das Kamel. Schlachtvieh konnte wohl gezogen werden, aber das einheimische reichte lange nicht aus. Das gleiche gilt vom Getreidebau. Außer Weizen und Gerste fanden die Hülsenfrüchte reichliche Pflege. Aber abgesehen davon, daß schon bei gutem Wachstum der Ertrag lange nicht ausreichte, zerstörten noch allerlei Unfälle, Dürre, Heuschrecken, feindliche Einfälle die Saatfelder, so daß große Teurung entstand. Nicht selten mußten Kreuzzugsgelder zum Ankauf von Getreide und Vieh verwendet werden. Etwas besser ging es, nachdem am Ende des zwölften Jahrhunderts Cypern in die Hände der Kreuzfahrer gelangt war; denn von hier kam nicht nur viel Getreide, sondern auch Schlachtvieh nach Palästina.

Das Beste, was das Land leisten konnte, bestand im Wein- und Ölbau, wozu noch andere Südfrüchte kamen, Feigen, Orangen, Mandeln, Granatäpfel, Paradiesäpfel (Adamsäpfel), eine nach Jakob von Vitry Palästina ganz eigentümliche Frucht. Dagegen mußten die Franken auf die ihnen gewohnten Früchte, Äpfel, Birnen, Kirschen, Nüsse, verzichten. Sehr bedeutend war der Anbau des Zuckerrohrs und der Baumwollstaude und die Zucht der Seidenraupe, die einer ausgedehnten Fabrikation Stoffe lieferte. Die hier gewonnenen Waren bildeten den Hauptaustauschartikel mit dem Abendland.

Bezeichnend für das Verhältnis der Wirtschaftszweige zueinander sind die Leistungen, die einer neu gegründeten Kolonie als Pachtbedingungen auferlegt wurden. Die Kolonisten erhielten Haus und Land zu vollem erblichen Eigentum, mußten aber von dem Ertrage ihrer Felder, den sie bauten, Teile abliefern, z. B. vom Wein- und Gartenlande ein Viertel und von den Olivenpflanzungen

---

[1] Prutz, Kulturgeschichte der Kreuzzüge 322.

[2] Aurei, Mankusen s. S. 230 N. 1; II, 159.

zwei Drittel.[1] Obwohl eine solche starke Belastung Kolonisten abschrecken mußte, konnten sich die Herrscher zu keinen milderen Bedingungen verstehen, um keine allzu starke Ungleichheit gegenüber der andern Bevölkerung aufkommen zu lassen. Es war ja auch sonst so, daß das herrschende Landesrecht seinen Einfluß auf die Kolonisation ausübte, weil sonst alsbald Neid und Unzufriedenheit entstand. Bei der Besiedelung der slawischen Gebiete in der Ostmark mußten die deutschen Bauern sich auch zu ziemlich schweren Lasten verstehen, konnten aber den Nachteil dadurch ausgleichen, daß sie viel besser und mit reicherem Erfolge arbeiteten als die Slawen. Eine solche Hoffnung winkte aber damals den Besiedlern Syriens und Palästinas in keiner Weise; auch fühlten sie sich ganz anders fremd unter der einheimischen Bevölkerung als die Deutschen unter den Slawen. Diese Umstände schreckten von der Einwanderung ab, der tüchtigste Zuwachs fiel fort und dem herrschenden Adel fehlte die Unterlage.

Was sich an niederem Volke herandrängte, waren leichtsinnige Abenteurer und begnadigte Verbrecher. Auch später noch bestand, wie Jakob von Vitry berichtet, der Zuzug zum großen Teil aus Dieben, Räubern, Mördern, Piraten, Ehebrechern, Trunkenbolden und Spielern, ihren Klöstern entlaufenen Mönchen und Nonnen, ihren Männern durchgegangenen Frauen und Buhlerinnen, und zudem mehrte sich noch durch Vermischung solcher Abendländer mit der morgenländischer Bevölkerung die Verkommenheit. Selbst die aus der Verbindung von Abendländern und Byzantinern hervorgegangen „Gasmulen“ standen in keinem besonderen Ansehen.

Fast jeden Tag und jegliche Nacht geschehen offene und geheime Totschläge, berichtet Jakob von Vitry von Akkon, wo er Bischof war. Männer erdrosseln Nachts ihre Weiber, und Weiber räumen nach alter Gewohnheit mit Giften und Tränklein ihre Männer weg, wenn sie ihrer überdrüssig sind. Giftapotheken gibt es genug, und die ganze Stadt wimmelt von schlechten Häusern. Dirnen wohnen zur Miete sogar in Häusern, die Geistlichen und Klöstern gehörten. Auch bessere Elemente wurden angesteckt. Fast ausnahmslos, bemerkt ein deutscher Mönch, ergeben sich die Christen

[1] Von ihren Backöfen gehört dem Könige das fünfzehnte, und falls dieselben durch andere benutzt werden, das zehnte Brot; Strehlke Tab. ord. Teut. c. 1, p. 1 bei Prutz, Kulturgesch. der Kreuzzüge 327.

im Heiligen Lande der Geldgier und der Ausschweifung und leben wie die Tiere.[1]

Aus eigener Erfahrung beurteilt auch Freidank das bunte Gemisch sehr abfällig, umsomehr als er von Kaufleuten und Wirten geprellt wurde. Besonders berüchtigt waren die Pullanen, die sich darauf verlegten, als Wirte, Garköche und Kaufleute die Pilger auszunützen. Beim Sultan Saladin suchte sich einmal einer dieser Menschen einzuschmeicheln, indem er sagte, er habe sich um ihn große Verdienste erworben, weil er Hunderte seiner Feinde mit faulem Fleisch und Fischen vergiftet hätte.[2] Da bedurfte es oft wenig, daß viele zum Islam abfielen.[3]

Die bäuerliche Arbeit ruhte auf den Schultern der Surianen, d. h. syrischer Christen, die sich mit griechischem und arabischem Blute gemischt hatten. Die Surianen waren von altersher daran gewöhnt, gedrückt und geschunden zu werden, zuerst unter byzantinischer, dann unter arabischer und jetzt unter fränkischer Herrschaft. Ganz wie im Abendland mußten die auf den Casalien sitzenden Bauern einen bestimmten Teil der Feldfrüchte, sodann Eier, Hühner, Honig u. a. abliefern, nötigenfalls für Feldzüge Pferde und Lasttiere stellen und Spanndienste tun. Waren schon diese Lasten sehr drückend, so wurden namentlich die Wegbaufronen, zu denen die Bauern schon von den arabischen Herren verpflichtet waren, ungemein schmerzlich empfunden.[4] Wie in Griechenland und Italien wurde der Ackerbau von Städten aus besorgt — dies ist noch heute so in Italien. Wenn die Felder weit entlegen waren, zog der Bauer zur Zeit der Feldarbeiten mit den Seinen hinaus in die Strohhütten, die übrige Zeit aber wohnte er in der Stadt.

---

[1] Non fuit aliquis adeo dives in Ierosolyma, qui pro pecunia sororem, filiam vel, quod execrabilius erat, luxuriae peregrinorum uxorem propriam non exponeret sicque illos mercedibus laborum suorum evacuaret. Caes. Dial. 4, 15.

[2] Steph. de Borbone 435 (p. 377).

[3] M. G. ss. 21, 123; Prutz a. a. O. 40, 140, 530.

[4] Prutz, Kulturg. 330, 390; Wilken, Gesch. d. Kreuzzüge VII, 378. Prutz, der die Tyrannei der Franken etwas abschreckend schildert, stellt die Sache S. 330 so dar, als ob sehr häufig zwei Drittel verlangt worden wären. Auch hätten nach Prutz alle Surianen im Zustande der Leibeigenschaft geschmachtet, während Heyd (Hist. du commerce I, 155) auf die Tatsache hinweist, daß viele den Rang und Titel eines Reis (Führers, Richters) erhielten.

Durchschnittlich gehörten zu einem Bauernhof, Casale genannt, dem die Manse entsprach, 40 Jauchert.[1] Einem Lehen mußte mindestens ein Casale zugrund liegen; meist aber umfaßte es mehrere Hufen. Zu einem Casale gehörten außer Wald und Weide auch Gärten, Weinberge, Olivenpflanzungen, namentlich aber eine Anzahl von Hörigen, Villanen. Daraus erlärt sich die Nachricht, die wir einmal hören, daß in 160 Dörfern, die der Tempelherrenorden in der Gegend von Safed besaß, nicht weniger als 11000 Sklaven beschäftigt gewesen seien.[2]

Die Unfreien erfuhren eine strenge Behandlung, eine ganz besonders strenge, wenn sie entliefen, was bei den unsicheren Verhältnissen häufig vorkam. Der Sklavenhandel bewegte sich frei, ohne Schranken. Rechtlos wie im Abendland waren die Nomaden, die Beduinen, auf die das Wildfangrecht (ein Regale) Anwendung fand. Die Herrscher verkauften oder verschenkten sie zelt- oder familienweise mit ihren Herden, Weibern und Kindern, und die Barone jagten sie gleich einem Wilde.

Einen vollständigen Gegensatz zum Land bildeten die Städte, in denen Industrie und Handel gedieh und die Unfreien eine freiere Luft atmeten. Hier genossen selbst die Bauern, die Surianen, ein wenig Lebenslust, wenn ihnen die stille Zeit des Jahres darin zu wohnen gestattete.

2. Die Stadtviertel und der Handel der Abendländer.

Unter den Städten selbst wieder ragten die Seestädte hervor, wo die Italiener schon vor der Eroberung Quartiere besaßen. Diese Quartiere waren je nachdem größer oder kleiner, beschränkten sich hier auf einen „Platz", dehnten sich dort zu einer „Rotte" aus und nahmen vielfach ein ganzes Viertel ein[3] und hießen von ihren Warenlagern fundaci, zu Konstantinopel Embola von den Lauben, die sie umgaben. Hierher wandten sich mit Vorliebe die Einwanderer niederer Herkunft aus Europa, Schneider und Schuster, Bäcker und Fleischer, Maurer und Zimmerleute, Trödler und Krämer und ließen sich in den Buden, in den Stationen des Viertels

---

[1] Carrucatae.

[2] Prutz a. a. O. 327.

[3] Platea, ruga, vicus.

nieder. Auch Casalien in der Umgebung hingen davon ab. Ihr Gebiet innerhalb und außerhalb der Stadt suchten die Mutterstädte freizuhalten von der Gerichtsbarkeit und Steuerpflicht der Landesherren; sie widersetzten sich mit aller Macht ihrer Feudalisierung und suchten den freien Verkehr, wie er in der Heimat bestand, aufrechtzuerhalten. Nicht als ob sich ihre Kolonisten dem Kriegsdienste und allem, was damit zusammenhing, dem Wachdienst, dem Brücken- und Wegebau hätten entziehen können. Im Gegenteil waren die Bürger stolz auf ihre Waffenfähigkeit und ihr Waffenrecht; denn eben darauf beruhte ihr Vorrang vor den Einheimischen. Nur an Angriffskriegen brauchten sie nicht teilzunehmen. Im übrigen aber fühlten sie sich dem Adel, wenigstens dem niederen, vollständig ebenbürtig. Gerade deshalb konnte ihnen das Recht auf Güterbesitz nicht bestritten werden, ein Recht, das die schon von den Ritterorden angebahnte Lockerung der Feudalverfassung vollendete.

Eine etwas beschränkte Freiheit genossen die Stadtverwaltungen. Schon vor den Kreuzfahrten standen an der Spitze der Kolonien über den Ältestenräten Vicecomites, auch Baiuli, Konsuln, Prokuratoren genannt, und übten die niedere Gerichtsbarkeit aus, die jeder Kommunität, selbst den Juden zuweilen zustand, schlichteten also in diesem Umfang Streitigkeiten der Genossen untereinander und hörten Klagen gegen sie an. Allein sie dehnten nach Möglichkeit ihre Macht auch auf schwere Fälle, Raub, Mord, Brandstiftung und Unzucht aus. Sogar die Kirchen dieser Gebiete suchten sich dem Gehorsam gegen die Ortsbischöfe zu entziehen, was ihnen aber nicht gelang. Die Ortsvorstände wurden von der Mutterstadt auf kürzere oder längere Zeit bestellt, manchmal erhielten sie ihr Amt sogar als eine Art Lehen. Einige erlangten eine große Macht. Jederzeit mußten die Mutterstädte vor ihren Unabhängigkeitsgelüsten auf der Hut sein, und sie suchten dieser Gefahr durch Absendung außerordentlicher Legaten und später durch Zentralisierung unter einem gemeinsamen Baiulus, Rektor oder Konsul zu steuern.[1]

Auf der andern Seite bemühten sich die Landesherrn, die

[1] Der venetianische Bailo von Syrien trat an Festtagen mit dem ganzen Prunke eines Dogen auf, in einem langen golddurchwirkten Gewande von karmesinroter Farbe aus Atlas und Damast, worüber ein breiter Mantel hing, mit einem bunten Baret auf dem Haupte.

Kolonien ihrer Oberherrlichkeit nicht entweichen zu lassen. Schon der Umstand, daß an allen Hafenorten mehrere Handelsstädte beteiligt waren, gestattete ihnen, eine gemeinsame Hafenpolizei zu üben, die Curia catenae zu halten, so genannt von der Kette, die den Hafen sperrte. Auch beschränkten sie mehr und mehr die vollständig freie Ein- und Ausfahrt. Die Ausfuhrwaren mußten eine kleine Taxe bezahlen. Zu Konstantinopel, wo die italienischen Städte nach und nach nebeneinander ein Quartier um das andere unmittelbar an der Westseite des Hafens, des goldenen Hornes, erwarben, wachten eigene Kauffahrer, scalarii, und Quartieraufseher, embolarii, über die Ordnung. Ihr Reichtum gestattete ihnen eine immer weitere Ausdehnung, sie erwarben immer mehr Buden und Casalien, die ihnen reichlich Zinse trugen.

Von den Griechen lernten die Abendländer mit Eifer die Technik des Hafen- und Schiffbaues und die Schiffahrt. Jahrhundertelang bezogen die Venetianer ihre großen Schiffe von den Griechen und bauten selbst nur kleine Fahrzeuge. Noch erinnern viele Ausdrücke an die griechische Schule, z. B. estoire von Stolos (arabisch ustul), eschar der untere Schiffsraum von Scharion, sarcia, Pamphylen, Margari, Dromonen, Salandrien, besonders aber der Ausdruck Naukleros, Schiffsmeister.[2] Einzelne griechische Ausdrücke drangen auch ins Deutsche ein, z. B. Galie, Galeere, Calant (chaland);[3] ferner das Wort Galine, die Windstille, von der in der Gudrun die Rede ist. Das Wort ist um so auffallender, als im Norden Windstille nur selten vorkommt. Sehr alt ist der Name Kocke für ein breites Schiff.[4] Frühe gingen auch auffallend viele Bezeichnungen in die nordischen Sprachen über, so die Namen der zum Kampfe geeigneten Langschiffe, der Drachen, der Butten usw.[5] Die fränkische Barke scheint aus dem griechisch-ägyptischen Baris zu stammen. Andere Bezeichnungen sind mittellateinisch, z. B.

[1] Es erinnert an die grundherrlichen Städte Europas, wenn die Weber, Fleischer, Ölverkäufer bestimmte Zinse bezahlen und jeder Jude einen Byzantiner entrichten mußte.

[2] Le Moyen âge 1897 (10) 222.

[3] Von galia, galandria. Die Galien hießen wohl auch gatti, Katzen. Biremis, quae vulgo galea vocatur; Hist. Comp. 2, 75. Im späteren Mittelalter kam noch das Wort Golf dazu.

[4] Von concha.

[5] S. oben S. 87.

der Name des Kapitäns oder Schiffleiters Marnäre,[1] der Name Port = unterer Schiffsraum, Keibe = Mastkorb,[2] Kabel = Ankertau.[3] Der arabische Orient endlich lieferte folgende Ausdrücke: Admiral, Dragoman,[4] Arsenal, Kalfatern, Brander, Felucke, Korvette; ferner fondaco (funduk), Bazar, Magazin, Baracke, Tara, zecca, zecchino (Zechine), Tarif, dogana (douane), Karawane.[5]

Die Zahl der Abendländer wuchs ins ungeheure; um die Mitte des zwölften Jahrhunderts zählte man nicht weniger als 60000 Lateiner in Konstantinopel. In ihren Händen lag fast der gesamte Handel, den einst die Griechen betrieben hatten; nur den Handel mit Rußland und dem Kaukasus hatten die Kaiser ihren Untertanen vorbehalten.[6] Die Fremden drangen sogar in die höchsten Staatsstellen ein; denn die Kaiser kannten ihre Überlegenheit und ersetzten ihre bestechlichen und unzuverlässigen Beamten durch Europäer. Vom Kaiser Manuel berichtet Niketas: „Während er die Romäer als Diebe mied oder verdächtigte, bereicherte er, ohne es zu wissen, habsüchtige Barbaren.“ Die Fremden genossen lange nicht nur ihre eigenen Rechte, sondern auch Steuerfreiheit. Diese hoben nun die Kaiser notgedrungen auf und verpflichteten die Bewohner der Faktoreien, die sie burgesii nannten, zur Kriegshilfe, zumal gegen Flottenangriffe. Im Vertrag mit den Genuesen 1169 verpflichteten sich diese, wenn eine Flotte von über 100 Schiffe erschiene, in jeder ihrer Faktoreien nur 20 Mann zur Bewachung zurückzulassen und die übrigen zu Schiff auszusenden. Trotzdem steigerte sich die Eifersucht des Volkes von Jahr zu Jahr und endigte in einem Aufstand, der an Stelle des fremdenfreundlichen Kaisers den Andronikos auf den Thron erhob (1182). Die Fremdenkolonien wurden überfallen, Tausende getötet und Tausende verknechtet und verkauft. Allerdings kehrten bald wieder bessere Zeiten zurück, aber das gegenseitige Mißtrauen dauerte fort. Es führte schließlich zur Eroberung des griechischen Reiches durch die Kreuzfahrer und zur Errichtung des lateinischen Imperiums.

[1] Von marinarius.

[2] Von cavea, davon kommt auch Koje (Schlachthäuschen).

[3] Von capulum. Dazu kam später Kordel, Pinte, Back, Proviant.

[4] Tragemunt.

[5] Ferner carraca, chébec, Tarida, Teret, Kriegsschiff.

[6] Mit Rossia und Matracha; das letzte Wort ist noch nicht aufgeklärt.

Nachdem Jerusalem dauernd wieder in den Besitz der Mohammedaner übergegangen war (1187), hielten sich die Kreuzfahrer am griechischen Reiche schadlos und teilten es unter sich. Den Hauptanteil, etwa die Hälfte, besetzten die Venetianer, von denen das Unternehmen ausgegangen war und denen alle Kreuzfahrer durch Guthaben verpflichtet waren. Pisa und Genua mußten sich mit weniger begnügen. Aber die Eroberer gerieten bald miteinander in Streit. Die Genuesen verbanden sich mit den Griechen, um Venedig zu verdrängen, und fanden dabei sogar die Hilfe des Papsttums, das sich von der Sache des lateinischen Kaisertums zurückzog, nachdem es ungeheuere Opfer gekostet und doch die päpstlichen Wünsche nicht erfüllt hatte. Es suchte auf friedlichem Wege eine Verständigung mit den Griechen durch Union.[1] Von dem unabhängig gebliebenen Kaisertum Nicäa aus erfolgte die Wiedereroberung. Konstantinopel gelangte an die Griechen zurück 1261, nachdem es die Lateiner 57 Jahre besessen hatten. Viel Liebe hatten sich die Abendländer nicht erworben, wie das Sprichwort beweist: „Lieber türkisch als lateinisch."

Der Geschichtschreiber Niketas nennt die Venetianer verschlagene Vagabunden nach Art der Phöniker, und der Erzbischof Eustathios von Thessalonich spricht mit der größten Entrüstung von der adriatischen Kröte, der Land- und Wasserschlange, dem Sumpffrosch, dem heimtückischen, böswilligen adriatischen Seeräubervolk. An Stelle der Venetianer übernahmen die Genuesen den Handelsverkehr und verdrängten sie aus Thrakien und Makedonien. Dagegen retteten die Venetianer ihr Herzogtum Athen und Fürstentum Morea und bekämpften ohne Aufhören ihre Nebenbuhler. Nach Pera, in ihre alten günstigen Quartiere westlich vom Goldenen Horn, durften sie nicht mehr zurückkehren; in Pera herrschte gleich einem Fürsten der Podesta der Genuesen,[2] dem ein großer und kleiner Rat[3] und ein Handelsamt zur Seite stand.[4] Aber eine nicht minder große Macht besaß der venetianische Baiulus zu Syrien.

[1] Norden, Papsttum und Byzanz 159. Nach Norden gaben fast nur politische Gründe den Ausschlag, vor allem die Furcht, die lateinischen Eroberer, namentlich die benachbarten Herrscher von Unteritalien, möchten zu mächtig werden; Hist. Ztsch. 1909 (102) 393.

[2] Potestas, vicarius Ianuensis in toto imperio Romaniae et mari maiore.

[3] Consilium.

[4] Officium mercanciae.

Nach dem Fall von Jerusalem beschränkte sich die Herrschaft der Abendländer auf die Küstenstädte, und unter ihnen ragten besonders Akkon und Beirut hervor. In Akkon liefen die meisten Handelswaren des Ostens zusammen, nicht bloß die auf Landwegen von Bagdad herbeigeschafften, sondern auch die zu Wasser durch das Rote Meer eingeführten Früchte und Erzeugnisse des fernen Ostens. Daneben bestand zu Alexandrien ein wichtiger Markt, den die Sultane von Ägypten förderten, da sie die Zufuhr abendländischen Holzes und Metalles nicht entbehren konnten.

So erwarb das Abendland in Akkon, Alexandrien und Beirut den Rhabarber von Ostasien, den Moschus von Tibet, Pfeffer, Zimt, Muskatnuß, Gewürznelken, Aloeholz, Kampfer, Elfenbein aus Indien, Weihrauch, Indigo, Farbhölzer, Datteln, Perlen aus Arabien. Desgleichen kamen persischer Schwefel, chinesisches Geschirr (Porzellan), gestreifte Stoffe aus Yemen, griechischer Brokat, indischer Stahl, ägyptische Kristallgefäße, emaillierte syrische Glasgefäße in den Handel. Aus Palästina und Syrien selbst gelangten viele Bodenerzeugnisse dahin, berühmte Weine, Öl, Zucker, Baumwolle und Seide. Als Gegengabe führten die Abendländer ein: Holz, Felle, Netze, auch Lederarbeiten und Leinwandgewebe und Eisenwaren, endlich Getreide. Die schönen Tuche Flanderns begegnen uns neben dem einheimischen Damast, Brokat, den gold- und silberdurchwirkten Stoffen in den Bazaren des Orients, hauptsächlich eingeführt auf Marseiller Schiffen, und daneben deutsche Gewebe. Viel Getreide lieferte Bulgarien, wohin die venetianischen Schiffe fuhren (Rußland verwehrte den Byzantinern den Zutritt).

Seit der Wiedererstarkung ihrer Macht legten die Griechen den Fremden stärkere Beschränkungen auf und verboten z. B. den Handel mit Salz und lange Zeit auch den Getreidehandel innerhalb des byzantinischen Reiches.

Besonders empört waren die Byzantiner über die von den Venetianern betriebene Einfuhr von Kriegsmaterial, Eisen und Holz, wodurch die Macht der Feinde die größte Förderung erhielt, und sie griffen auf die alten römischen Gesetze zurück.[1] Auch die

[1] Nach älterem römischem Rechte verfiel, wer verbotene Ware ausführte, sogar dem Tode. Die späteren Kaiser ermäßigten diese Strafe. Leo der Weise unterschied zwischen Reedern und Schiffern und bedrohte jene mit Einziehung der Ladung und dem Verlust des dritten Teiles ihres Vermögens,

Kirche stellte sich in dieser Hinsicht auf ihre Seite, aber ohne vielen Erfolg. Denn dieser Handel brachte wie der Sklavenhandel ungeheuere Gewinne und befreite das Abendland von dem drückenden Übel einer einseitig passiven Handelsbilanz.

Mit Geld allein hätte das Abendland nicht bezahlen können; der Metallvorrat war schon längst erschöpft. Nun wurde ein großer Teil des nach dem Orient abgeströmten Goldes oder Silbers mit Gewalt wieder zurückgeführt. Wer in der Heimat arm war, sagt Fulcher von Chartres, wird in Palästina reich, wer hier wenig Geld besaß, verfügt dort über viele Byzantiner. Mancher Reichgewordene fuhr nach Hause und wurde mit demselben Erstaunen aufgenommen, wie früher ein aus dem Römerreich zurückgekehrter Germane oder später ein Amerikafahrer. Es ließen auch manche aus Palästina ihren Heimatgenossen melden, wie gut es ihnen ginge, um sie ins Land zu locken. So ist ein Brief des Grafen Balduin von Bourg erhalten, welcher sagen läßt: man möge jenen nicht glauben, die bei ihrer Heimkehr über Not klagen, er beziehe allein aus seinen Gütern 1500 Mark. Genau der nämlichen Täuschung bedienten sich die spanischen und englischen Besiedler Amerikas, die andere nachziehen wollten. Sie verbreiteten schwindelhafte Berichte, auf die Shakespeare wiederholt anspielt. In der Tat mochte es manchen gut ergehen, sie fühlten sich wohl im Lande und machten es sich behaglich, traten in friedlichen Verkehr mit den Männern und Frauen des Landes und lernten ihre Lebensart, Speise, Wohnung und Kleidung kennen.

---

diese mit Scherung, Prügel- oder Geldstrafe und schließlich mit dem Verlust der Freiheit (Nov. 63, Zachariae, Ius Graeco-Rom. III, 158).

LXXII. Helden- und Liebesdichtung.

Die Kreuzzüge näherten die Völker einander und erleichterten den Austausch von Anschauungen und Sitten. Aber wie es immer bei einem regen Verkehr zu geschehen pflegt, mit der Anziehung verbindet sich auch eine Abstoßung. Gerade weil sich die Völker näher kennen lernten, entdeckten sie auch aneinander manche Fehler und wurden sich ihrer Eigenart bewußt. Das Nationalgefühl wuchs auffallend rasch zwischen dem elften und dreizehnten Jahrhundert und fand einen Ausdruck in der Nationalliteratur. So sehr sich die Stoffe der Literatur gleichen, so ähnliche Züge die Helden und ihre Verwicklungen tragen, so fehlt doch nirgends der volkstümliche Einschlag. Der deutsche Roland unterscheidet sich deutlich vom französischen; der deutsche Kaiser Karl zeigt andere Eigentümlichkeiten als der französische.

1. Spanische und griechische Helden.

Einen besonders charakteristischen Ausdruck fand der spanische Held in der Gestalt des Cid. Cid, ein ungeschlachter Haudegen, war kein vollbürtiger Ritter, sondern hatte als Sohn eines Ritters und einer Bäuerin in der Jugend in einer Mühle gedient und hatte sich durch eigene Kraft emporgeschwungen. Er tritt stolz dem Könige gegenüber und fordert von ihm Gerechtigkeit. Als ungestümer Mahner wird er verbannt und gründet sich auf eigene Faust eine Herrschaft unter den Mauren. Weinend verläßt er sein Stammschloß. Noch einmal wendet er das Haupt zurück und steht und schaut es an, sieht Türen offen stehen und Pforten ohne Riegel und Kleiderhalter, leer an Pelzen und Mänteln und ohne Falken, ohne Geier in der Mause.

In Burgos wirbt er kühne Degen und verspricht ihnen doppelten Sold. Seine Frau und Tochter läßt er im Kloster zurück und nimmt traurig Abschied, nachdem sie gemeinsam die Messe von der heiligen Dreifaltigkeit gehört. Dann zieht er fort mit seinen Mannen, dreihundert an der Zahl, und ringt den Mauren Gebiet um Gebiet ab. Besonders schwer war der Kampf um Alcocer, wo er sich nur durch einen überkühnen Ausfall zu retten vermag. Nach jedem glücklichen Kampfe schickt er seinem Könige die beste Beute; so auch nach dem Kampfe von Alcocer dreißig gezäumte Rosse. Der König nimmt das Geschenk an, „weil es den Mauren abgenommen ist; auch gefällt es ihm, daß sein Cid solche Beute gewann; aber vom Cid sagt er nichts." Trotz des Königs Pochen freut sich Cid jedesmal, von der Heimat etwas zu erfahren. Endlich erobert Cid Valencia und läßt Frau und Töchter dahin kommen. Da nähert sich gefahrdrohend der Sultan von Marokko mit feindlicher Macht, und den Frauen wird bange; seit sie geboren sind, haben sie solche Furcht niemals erlebt. Der gute Cid greift in seinen Bart und tröstet sie: „Keine vierzehn Tage sollen vergehen, bis man euch ihre Trommeln zu Füßen legt." Und so geschieht es: Cid schlägt den Sultan aufs Haupt, und seine Herrschaft in Valencia ist gesichert. Die Kunde von solchen Erfolgen macht endlich auch Eindruck auf den spanischen König, er wirbt für die Infanten von Carrion um die Hände von Cids Töchtern. Die Infanten gefallen nun zwar Cid nicht, aber da sie der empfehle, der sein Herr sei, erklärt er, so wolle er seinen Willen tun und des Königs Gnade nicht verscherzen. Cid hatte sich in den Freiern, die bald seine Schwiegersöhne werden, nicht getäuscht, sie sind Feiglinge, und Cid schämt sich ihrer. Eines Tages war Cid eingeschlummert und sein Löwe hatte sich aus dem Käfig befreit. Da flüchten sich die Schwiegersöhne, der eine hinter den Sessel, der andere hinter die Weinpresse, und als der erwachte Cid den Löwen wieder gebunden, kriechen sie bleich und farblos hervor. In der Schlacht benehmen sie sich unmännlich, und da man sie verspottet, rächen sie sich an ihren Frauen, schlagen sie mit Sporen und Riemen wund und lassen sie für tot liegen. Cid fordert Rechenschaft von ihnen, sie aber entziehen sich dem Duelle. Darauf vermählt Cid seine Töchter an die Herrscher von Aragon und Navarra.

Ein trauriges Schicksal war sieben Jünglingen, den Infanten von Lara zu Salas beschieden, deren Tod die Herzen ungemein rührte.[1] Sie zeichneten sich frühe durch Tapferkeit und Heldenmut aus und waren der Schrecken der Araber. Aber sie zogen sich die Eifersucht ihrer Tante Llambla[2] zu. Schon bei ihrer Hochzeit mit ihrer Mutter Bruder Rodrigo (Velasquez) erwachte ihre Leidenschaft, da der jüngste unter ihnen, Gonsalvo, ihren Vetter im Ritterspiel übertraf. Der beiden Hohn rächte Gonsalvo mit dem Tode des Vetters. Voll Erbitterung schwur Llambla Rache, verstellte sich aber und heuchelte Freundschaft, lud die sieben Brüder auf ihr Schloß zu Barbadillo ein und stachelte einen Diener an, sie zu beleidigen. Gereizt durch diese Beleidigung erstachen sie den Diener und verletzten dabei das Gastrecht. Nun suchte ihr Vater den Zorn seines Schwagers Rodrigo zu besänftigen und ließ sich gerne dazu herbei, für ihn einen Auftrag an Almansor von Cordova auszurichten. In dem Briefe, den ihm Rodrigo mitgab, versprach dieser den Arabern die sieben Infanten, ihre Hauptfeinde, in einem Scheinfeldzug auszuliefern und forderte sie auf, ihren Vater, den Überbringer der Botschaft, zu töten. Almansor aber kerkerte den Überbringer nur ein und schickte Vasallen zu dem Kampfe aus, den ihm Rodrigo anbot. Der Verabredung gemäß ließ Rodrigo die sieben Infanten im Stiche, als sie sich zu weit vorgewagt hatten. Sie wurden gefangen und auf der Stelle erbarmungslos einer um den andern dahingeschlachtet. Rodrigo weidete sich wie ein Teufel an dem Anblick. Darauf ließ Almansor ihre abgetrennten Köpfe auf ein weißes Tuch ausbreiten und führte den ahnungslosen Vater hinzu, der vor Entsetzen ohnmächtig wurde und auf die Erde fiel. Nachdem er wieder zu sich gekommen war, nahm er einen Kopf um den anderen in die Hand, küßte ihn und gab seinen Empfindungen wortreichen Ausdruck.

Ins Gefängnis zurückgekehrt erhielt der Alte einen sonderbaren Besuch, die Tochter Almansors, die dieser zu seiner Erheiterung geschickt hatte. Sie schwindelte ihm vor, sie habe auch sieben Kinder durch Christenhand verloren und sei nicht so untröstlich gewesen wie er; er könne sich wohl noch einen Rächer erzeugen. Sie war noch Jungfrau und dem alten Manne blitzte der Rache-

[1] Paris, Poèmes et legendes 225.

[2] Flammula.

gedanke auf. Aus der Verbindung des alten Mannes mit dem jungen Mädchen sollte später der Rächer hervorgehen. Bald darauf entließ Almansor den Gefangenen mit den Köpfen seiner Söhne nach seiner Festung Salas. Dort wurden sie in einer Kirche ausgesetzt und blieben jahrhundertelang ausgestellt zum Staunen und Entsetzen der kommenden Geschlechter. Rodrigo entriß dem alten Grafen von Lara, seinem Schwager, ein Schloß um das andere, aber inzwischen wuchs der Rächer im Maurenlande heran, nämlich Mudarra. Achtzehn Jahre alt eilte er, nachdem er die Geschichte seiner Geburt kennen gelernt, ins Christenland, seinen Vater aufzusuchen. Sein Kommen erfüllte nicht nur den Vater, sondern auch dessen Frau, seine Stiefmutter, mit lebhaftester Freude, da sie in ihm den Rächer ihrer Ehre erblickten. Er eroberte Rodrigos sämtliche Schlösser und zwang ihn schließlich zum Zweikampfe, worin Rodrigo unterlag.[1] Mudarra überbrachte den verwundeten Ritter seiner Stiefmutter, die eine echt spanische Leidenschaft dazu hinriß, sein Blut zu trinken und ihm eine grausame Todesart zu bestimmen. Er wurde umgekehrt aufgehängt und mit Lanzenstichen und Steinwürfen so lange gequält, bis er unter entsetzlichen Schmerzen den Geist aufgab.

Solch schlimme Helden kennt auch die wirkliche Geschichte. An den widerspenstigen Cid erinnert der Byzantiner Andronikos Komnenos aus dem bekannten Kaisergeschlechte. Er war eine glänzende Erscheinung, ein bezaubernder Mann, geschmeidig, geistreich, ein prächtiger Redner, dabei verliebt wie Achill. Wie dieser mit Agamemnon geriet er in Zwist mit dem Kaiser, weil er mit der Schwester der Geliebten des Kaisers Beziehungen unterhielt. Dazu gesellten sich andere Unverträglichkeiten, und so mußte er, so oft auch eine Versöhnung zustande kam, immer wieder vor dem Kaiser fliehen. Er selbst vergleicht sich mit David, den Saul von Ort zu Ort verfolgte. Neun Jahre lang saß er im Gefänguisse und fand immer Mittel und Wege, die Haft zu erleichtern oder ihr zu entrinnen. Lange verkehrte er mit seiner Frau nachts im Gefängnis und täuschte die Wächter.[2] Aber kaum hatte er mit ihrer Hilfe

[1] Nach einem andern Gedichte trafen sie sich zufällig (Paris l. c. 261).

[2] In den Boden des Gefängnisses hatte er ein Loch gegraben, durch das er in einen Kanal entschlüpfte. Dort blieb er verborgen. Aus Zorn nun nahm man als angebliche Mitschuldige seine Frau gefangen und brachte sie in das Gefängnis. Nicet. hist. 3, 2.

die Fesseln abgeschüttelt, so eilte er von einer Geliebten zur andern. Als sein weibersüchtiges Herz endlich Ruhe gefunden hatte, blieb er Theodora, der Witwe des Königs Balduin von Jerusalem, treu und ging mit ihr und seinen drei Kindern von Ort zu Ort, hielt sich bald bei den Armeniern, bald bei den Türken, bald bei den Russen auf. Zwischenhinein kehrte er nach Konstantinopel zurück und versöhnte sich mit dem Kaiser Manuel, aber jedesmal wieder brach sein unverträglicher Charakter durch. Endlich gestalteten sich die Umstände so, daß er noch als Retter des Vaterlandes erschien und mit 63 Jahren den Thron besteigen konnte. Als Kaiser erwarb er sich viele Verdienste, wütete aber mit schonungsloser Grausamkeit unter dem hohen Adel und verband mit der Grausamkeit eine bei einem Greise doppelt abstoßende Wollust.

Viel edler benahm sich der Sagenheld Digenis Akritis, der Sohn einer vornehmen Prinzessin und eines Arabers (daher heißt er zwiegeschlechtig, Digenis). Schon in jungen Jahren träumt er von Abenteuern, überwältigt Bären und Löwen und begibt sich dann in eine Räubergesellschaft. Der Hauptmann stellt ihn auf die Probe: „Wenn du 15 Tage lang wachen und fasten und dann noch Löwen töten kannst, bist du würdig, in unsere Reihen einzutreten.“ Digenis besteht die Probe und führt eine Zeitlang das Leben eines Banditen, heiratet dann aber eine vornehme Griechin und stellt sich in den Dienst des Kaisers. Nun nimmt er den Kampf mit den Grenzräubern auf; eben daher erhielt er den Namen Akritis, Grenzwehr. Der Kaiser selbst besucht ihn in Person und ernennt ihn zum „Patrizius und Markgrafen“. Als einziger Mann besteht er oft hundert Araber und macht viele Abenteuer durch. Es stellen sich ihm dreiköpfige Drachen in den Weg, die Flammen speien, viele Löwen und andere Ungetüme. Zum Schlusse nimmt ihn ein Eden auf, eine herrliche Gegend, reich an Blumen und Blüten, buntgefiederten Vögeln und wunderbaren Tieren. Aber alle Schönheit der Natur überstrahlt die Gemahlin des Digenis, die Eudokia. Schon mit dreiunddreißig Jahren im Alter Christi stirbt er; denn alles Schöne welkt rasch dahin, und mit ihm vereint sich Eudokia. Sie will nichts hören von den selbstlosen Rate ihres Mannes, nach seinem Tode ein zweitesmal zu heiraten. Sie betet zum Himmel um ihre Auflösung, und die Vorsehung erhört ihr Gebet.

2. Deutsche und französische Helden.

Wie das Rittertum den höchsten Ideen dient, zeigt Roland, der für die Seinen den Opfertod leidet, ganz besonders in der französischen Sage, dann aber auch in der deutschen Nachdichtung, die Heinrich der Löwe durch den Pfaffen Konrad anfertigen ließ. Gleich den zwölf Aposteln, umgeben zwölf Paladine den großen Karl, der wie ein Prophet mit Gott im Verkehr steht; er wird geschildert als ehrwürdiger Greis mit weißem Haar, gesenktem Haupte, voll majestätischer Hoheit und die Fülle der Weisheit im Herzen bergend. Seine Augen glänzen wie der Morgenstern oder wie die Sonne um die Mittagszeit; die Feinde und die heidnischen Boten können diesen Blick nicht ertragen. Er lehrt das Volk die Pfade des Rechtes, ein Engel schrieb sie ihm vor; Gott sendet ihm bei allen wichtigen Anlässen Engel zu, ihn bei Feldzügen zu beraten und bei widrigem Geschicke Kraft und Trost zu spenden. Auch Roland, das auserwählte Rüstzeug Gottes, erfreut sich übernatürlicher Hilfe. Ganelon ist der Judas in dem Kreise der Helden; er verrät Roland an die Heiden, freilich nicht aus rein teuflischer Bosheit, sondern weil er selbst von seiten Rolands Verrat und Schimpf fürchtet. Er ist kein reiner Teufel, — darin zeigt sich eine weise Maßhaltung, daß selbst dem Ganelon, wie dem Hagen im Nibelungenlied, noch manche treffliche Eigenschaft gelassen wird; er ist untadelig als Held, und sein gebietender Blick jagt den Heiden Schrecken ein. Wohl unterliegt Roland seiner Tücke, und er stirbt mitten in seiner Jugendblüte, — ein späterer Dichter hätte ihn sicher auch aus der tiefsten Gefahr noch gerettet werden lassen. Es macht auf Roland keinen Eindruck, als Oliver ihn mahnt, sich um Aldas, seiner Geliebten willen zu schonen; er hat ein eisernes Herz. Dafür belohnt ihn Gott auch mit einer erhebenden Sterbestunde. Die beiden Freunde Oliver und Roland beten im Todeskampfe und empfehlen Karl, ihren Herrn, in die Gewalt Gottes. Als Roland stirbt, erscheint vom Himmel ein Licht, und ein Sturm erhebt sich, schüttelt die starken Waldbäume, hebt Schiffe und stürzt Türme nieder. Auf die Kunde von seinem Tode weint der Kaiser Blut, und noch ist der Stein, auf dem er saß, davon naß. Alda aber, Rolands Geliebte, erliegt dem Schmerze: sie fällt zur Erde und betet zu Gott: „Den du mir zum Freunde gegeben, warum hast

du mir ihn genommen, wohin soll ich nun Arme kommen? Ich bitte dich, Sohn der reinen Magd, daß ich unbefleckt möge fahren, wo die Jungfrauen alle sind geladen; meine Seele empfehle ich deiner Gewalt, aller Engel Königin!" Da begann sie alsogleich zu bleichen; der Kaiser wollte ihr helfen, griff sie mit der Hand, aber sie war tot; so zeigte Gott sein Wunder. Die andere im Epos auftretende Frau, die Heidenkönigin Brechmunde, versinnbildet die Empfänglichkeit des weiblichen Gemütes für das Christentum; sie spricht zu Karl, dem sie die Tore öffnet: „Du bist mir zum Troste gekommen, ich erkenne wohl deine Wahrheit, die Teufel haben mich lange betrogen, hilf mir nun zu der Christenheit." Als der Kaiser und seine Leute ihre Toten beweinen, meint sie, es sei nicht nötig, Tote zu beklagen, die um des Rechtes willen erlagen, sondern nur offene Sünder, die den Sündertod starben.

In vielen Romanen erweisen die Mohammedanerinnen den christlichen Helden Hilfe und Rat. Gewöhnlich sitzt in der feindlichen Burg eine Königs- oder Fürstentochter, von deren Schönheit die ganze Umgebung spricht. Als der Urgroßvater Wilhelms von Aquitanien, Garin, auszog, sich das Schloß Montglane zu erobern, berichtet ihm ein Fahrender von der Schönheit, die das Schloß birgt. Nun verdoppelt der Ritter seine Anstrengungen, er muß unglaubliche Abenteuer bestehen; es gelingt ihm aber schließlich doch, Schloß und Braut zu erringen.

Auch seine übermütigen Söhne erstreiten sich schöne Lehen. Mehr Unglück hatte Hernaut: er irrt arm umher, während der Bastardsohn seines Oheims in den Besitz des väterlichen Erbes gelangt ist. Dieser sucht ihn auf jede Weise zu entfernen, aber die schöne Jungfrau Fregunde verhilft ihm zum Besitze seines Erbgutes. Aus seiner Ehe mit Fregunde entsproßt Aimeri, der selbst wieder Wilhelm von Aquitanien (von Orange) das Leben gibt. Obwohl es der Geschichte dieses berühmten Helden und Heiligen der Kirche wenig entsprach, bildete ihn die Sage zu einem Frauenhelden edler Art um. Sein Schutzgeist war Arabella, Orable, später Wiburg genannt.[1]

Ebenso hilft die Emirstochter Esclarmonde dem Hugo oder Huon von Bordeaux. Huon hatte den Lieblingssohn Kaiser Karls

[1] S. II, 234.

getötet, der ihn seiner Besitzungen berauben wollte, und bekommt Verzeihung nur unter Bedingungen, die jedem für unerfüllbar vorkommen. Bevor nun Huon zur Erfüllung dieser Bedingungen schreitet, begibt er sich nach Rom, wo ihm der Papst rät, zuvor eine Pilgerfahrt nach dem Heiligen Lande anzutreten. Nachdem er diesen Rat befolgt und das heilige Grab besucht hat, irrt er lange umher und trifft endlich am Roten Meere einen Einsiedler, dessen Blöße nur das lange Körperhaar beschattet.[1] Dieser entpuppt sich als ein Landsmann, Gerasmes genannt,[2] der in einer Schlacht gegen die Sarazenen in die Gefangenschaft geraten, aber aus der Sklaverei entkommen war. Er führt den Huon auf einem gefahrvollen Wege nach Bagdad. Auf diesem Wege treffen sie Oberon und erhalten von ihm das Wunderhorn, das den Guten die Hilfe Oberons und seiner Scharen sichert. Sie gelangen in eine Stadt, worin unter der Oberherrlichkeit des Emirs von Bagdad ein abgefallener Verwandter Huons das Regiment führt, und entgehen der Falle, die ihnen dieser stellt, mit Hilfe ihrer wunderbaren Gaben. Huon besiegt einen Riesen, dem er einen Zauberring abnimmt, und erreicht endlich Bagdad. Hier, wo eben die Hochzeit der Tochter des Emirs stattfindet, gelingt es ihm gleich, den ersten Teil der Forderungen Kaiser Karls zu erfüllen: er erschlägt des Emirs Schwiegersohn, küßt die Prinzessin und verkündet laut seine Absicht auf den Bart und die Backenzähne des Emir. Den verblüfften Emir entwaffnet der vorgezeigte Zauberring. Aber eben um sich des Ringes zu bemächtigen, befiehlt er die Gefangennahme Huons. Umsonst bläst Huon in sein Horn; er hatte beim Eintritt gelogen, daß er ein Moslim sei, und ging dadurch seiner Gnade verlustig. So mußte er in den Kerker wandern und wäre hier seiner Leiden erlegen, wenn nicht des Emirs Tochter ihm Speise gebracht und ihn getröstet hätte, obwohl sie von ihm nur Schlimmes erfahren hatte. Die Prinzessin, Esclarmonde genannt, erklärt sich bereit, sich taufen zu lassen. Da nun zu gleicher Zeit der Emir in Gefahr geriet durch den Einfall eines Riesen, den niemand bestehen konnte, macht die Prinzessin ihren Vater auf Huon aufmerksam. Huon, aus dem Kerker gelassen, besiegt in der Tat den

[1] König Richard Löwenherz traf 1192 einen Eremiten, von dem es heißt: capillis tantummodo operiebatur barbaeque prolixitate (Matth. Paris).

[2] Scherasmin heißt er in Wielands Oberon.

Gegner, tötet den Emir, dessen Falschheit aufs neue zutage tritt, und bemächtigt sich seines Bartes und seiner Zähne. Reich mit Schätzen beladen, geht er mit der Prinzessin nach Italien unter Segel, nachdem ihn Oberon zuvor gewarnt hatte, die Prinzessin zu berühren, ehe ein Priester ihren Bund gesegnet hätte. Da Huon diese Warnung nicht beachtet, muß er die schwersten Schicksalsschläge erfahren.[1] Huon und seine Geliebte geraten in die Gefangenschaft; er sühnt aber durch Kämpfe gegen die Sarazenen seine Schuld. Nachdem sein Bund mit Esclarmonde besiegelt ist, gelangt er in seine Heimat, muß aber die Untreue seines Bruders erfahren, den nach seinen Gütern ein gieriges Verlangen ergriffen hatte. Der eigene Bruder verhaftet den Huon und führt ihn gefangen vor den Kaiser, vor dem er durch das Pairsgericht zum Vierteilen verurteilt wird, weil er seinen Auftrag nicht ausgerichtet habe. Karl freute sich schon auf die Augenweide, die ihm die grausame Strafart bereiten werde. Aber da erscheint Oberon, befreit Huon und überliefert seinen Bruder der verdienten Strafe.

Fast das gleiche Abenteuer wie Huon besteht in der deutschen Sage Ortnit, König der Lombarden, dem Alberich beisteht. Ortnit zog aus, um Sidrat, die Tochter des Sultans von Syrien, zu erringen, und erhielt von seiner Mutter einen Zauberring. Mit Hilfe dieses Ringes und mit Hilfe Alberichs gelangt er nach vielen Abenteuern in den Besitz Sidrats. In anderer Hinsicht gleicht auch Herzog Ernst dem Huon. Wie wir schon früher gehört haben, lehnte sich Herzog Ernst gegen seinen eigenen Vater auf. Da er sich aber dem Kaiser gegenüber zu schwach fühlte, sucht er auf Abenteuerreisen im Morgenland sein Rittertum zu bewähren. Durch das Ungarland, dessen König ihn wohl aufnimmt, eilt Ernst mit seinen Begleitern nach Konstantinopel. Nach einem Aufenthalt von drei Wochen rüstet ihm der griechische Kaiser Schiffe und Reisevorräte. Der Herzog und seine Begleiter bestehen heftige Stürme und Gefahren, kommen im Lande Grippia zur Burg der Kranichschnäbler, darauf zum Lebermeer und zum Magnetberg, der alles Eisen aus den Schiffen zieht. Krankheit und Hunger raffen die Helden bis auf wenige hinweg; die Übriggebliebenen lassen sich in Rindshäute einnähen und von Greifen in ihre Nester tragen.

[1] Mit langer Trennung, wie sie dem französischen Roman oft eigen ist (Galeran, L'éscoufle, La comtesse d'Anjou).

(Eben durch die Sage vom Herzog Ernst wurde die Gestalt der Greifen volkstümlich.)[1] Von den Greifennestern aus befreien sich die Helden mit ihren Waffen und fahren auf einem Floße durch den Karfunkelberg, aus dem Ernst den „Waisen" bricht für die Kaiserkrone. Darauf kommen sie in das Land der Einäugigen, der Einsterne, der Kyklopen, kämpfen dann mit den Plattfüßen und den Langohren, dann mit den Zwergen und Riesen, den Pygmäen und Giganten. Eines Tages geht Ernst am Meere spazieren und sieht ein Schiff landen, das aus dem „Morlande" kam. Die Kaufleute nehmen ihn auf seine Bitte auf und bringen ihn nach Morland, wo er sich in den Dienst des christlichen Herzogs stellt und ihm im Kampfe gegen den König von Babylon beisteht, Nach einem glücklichen Ausgange läßt ihn der König nach Jerusalem geleiten, wo er einen glänzenden Empfang findet. In der Grabkirche angekommen, opfert er einen Teil seiner wunderbaren Beute. Über ein Jahr bleibt er in Jerusalem und kämpft mit den Tempelherren gegen die Heiden. Dann schifft er sich zu „Ackers" ein und landet nach sechs Wochen zu Bari, wo er dem hl. Nikolaus huldigt.

Die sonderbarsten Abenteuer erlebt Balduin von Seeburg — eine geschichtliche Persönlichkeit wie Herzog Ernst, nämlich der König Balduin von Jerusalem. Dagegen entbehrt die Geschichte des Königs Rother, die zwischen Italien und Konstantinopel spielt, der vielen Abenteuer und wunderbaren Begebenheiten. Das Vorbild zu Rother ist wohl ein normannischer Fürst: er hält Haus und Hof zu Bari am Westmeere als mächtiger König, und nichts fehlt ihm als eine Frau. Das klagt er seinen Mannen, und diese raten ihm, um die Tochter des Königs Konstantin zu freien. Nun schickt er seinen getreuen Lupolt als Brautwerber aus und spielt zum Abschied drei Lieder, woran sie ihn erkennen sollten. Der griechische König läßt die Boten ins Gefängnis werfen, König Rother selbst zieht in „Reckenweise" mit viel Mannen und Riesen nach Konstantinopel, gibt sich dort für den flüchtigen Dienstmannen Rothers „Dietrich" aus und bietet seine Dienste und reiche Geschenke an. Der König erhört seine Bitte und lädt den angeblichen

[1] Die Leute dachten dabei an das Wort „greifen". Um die nämliche Zeit verbreitete sich auch der Name Strauß, Pelikan, Phönix. (Seiler, Entwicklung der deutschen Kultur II, 68.)

Dietrich und die Seinigen zur Tafel. Dietrichs Freunde zeigen dabei ihre Kunst. Asprian schleudert einen Bären, der aus seiner Schüssel fressen will, an die Wand, als ob er eine Katze wäre, und Witold wirft die Kämmerer wie Spielbälle durch die Luft. Darob ergreift Entsetzen den König und die Seinigen. Alles bewundert den Ankömmling und liebt ihn wegen seiner Freigebigkeit. Auch des Königs schöne Tochter hört von dem reichen Gaste und bittet, um ihn sehen zu können, ihren Vater, ein Fest im Hippodrom zu veranstalten. Weil aber Dietrich stets von Neugierigen umlagert ist, kann ihn das Mägdlein nicht sehen. Daher läßt sie ihn durch ihre Kammerfrau Herlent zu sich bitten. Er kommt nicht selbst, sondern schickt ihr einen goldenen und silbernen Schuh, beide passend nur für den linken Fuß. Sofort lädt sie Dietrich nochmals ein, der dann auch mit dem rechten Schuh erscheint. Das Mägdlein erkennt bald, daß Dietrich gegen Rother freundliche Gesinnung hege, und gesteht, daß sie keinen andern zum Manne haben wolle außer Rother. Als er ihr den Schuh ansteckt, erschrickt und schämt sich die Jungfrau und erklärt, ihm gerne folgen zu wollen, wenn sie ihm trauen dürfe. Da gedenkt Dietrich sofort seiner Mannen, und mit Hilfe Herlents gelingt ihm ihre Befreiung. Am Spiele der Harfe erkennen die Gefangenen, die kaum noch lebend das Tageslicht erblicken, ihren König. Herlent entdeckt zu ihrer Freude, daß Dietrich König Rother ist, und hilft ihm bei der Entführung der Königstochter. Dem entrüsteten, über den Verlust untröstlich gewordenen König Konstantin bietet sich ein Spielmann an, er wolle die Entflohene wieder zurückschaffen. Er verkleidet sich als Kaufmann und nimmt Steine, Wasserperlen, Gold und Scharlach mit. In Bari angekommen rühmt er den Kauflustigen ganz besonders einen Kiesel, der, wenn ihm die Königin in die Hand nehme, so übers Land leuchte, daß niemand sterbe. Zwei kranken Kindern zulieb läßt sich die Königin in Abwesenheit ihres Gemahles am Strande des Meeres herbei, den Stein in die Hand zu nehmen, aber der listige Führmann entführt sie alsogleich. Nach seiner Rückkunft entschließt sich König Rother als Pilger verkleidet nach Konstantinopel zu fliehen und seine Frau zu holen, was ihm auch nach vielen Fährlichkeiten gelingt.

In der Tat kamen viele Griechinnen nach dem Abendland,[1] so Irene, die Frau Philipps von Schwaben, „die Rose ohne Dorn, die Taube ohne Galle".[2] Umgekehrt holten sich Griechen im Abendland Frauen, denen oft eine wichtige Rolle zufiel.[3]

3. Leidenschaft, Hingabe und Verführung.

Die Marmorstadt am Goldenen Horn erregte nicht weniger als Jerusalem die Phantasie des wanderlustigen Abendländers. In manchem Roman erscheint sie wie ein Abbild des Himmels, ein Nachbild des Paradieses. Wie das französische Epos „Die Pilgerfahrt Karls" sie schildert, bot sie schon von der Ferne einen bezaubernden Anblick mit ihren hundert Türmen, Kuppeln, Goldadlern, umgeben von einem Kranze duftender, farbensatter Gärten voll Fichten und Lorbeerbäumen, wo sich zehntausend Ritter mit ihren schönen Freundinnen auf blühendem Rasen lagern. Gerne verweilen hier die abendländischen Ritter.[4]

Karls Begleiter führen ein üppiges Leben. Eines Abends rühmen sie sich, um die Zeit zu vertreiben, ihrer unmenschlichen Kraft und spotten über Hugo, den König von Konstantinopel. Hugo, dem ein Aufpasser ihre Prahlereien (ihre Gabs) hinterbringt, droht, ihnen den Kopf abzuschlagen, wenn sie nicht ausführen, wessen sie sich gerühmt. Auf Bitten Karls hilft ihnen der Himmel. Wilhelm von Aquitanien wirft auf weite Entfernung eine riesige Metallkugel gegen den Palast, daß vierzig Ellen der Mauern davon einstürzen; Bertrand lenkt einen Fluß aus seinem Bett und setzt die ganze Hauptstadt unter Wasser. Oliver aber, der nur seine Kraft in der Liebe gerühmt hat, entehrt die Königstochter. Damit

---

[1] Petrus de Sabaudia . . . secum de partibus suis longinquis incognitas Anglis genere et loco nationis puellas nobilibus Angliae, quos in custodia sua dominus rex educaverat, adduxit maritandas. Matth. Paris. ch. m. 1247.

[2] In ihrem Grabe zu Lorch befand sich ein Ring, zusammengesetzt aus Leidenswerkzeugen, jetzt im Besitz der Großfürstin Wera in Stuttgart.

[3] Man denke an Bertha von Sulzbach, Constantia von Hohenstaufen, Agnes von Braunschweig.

[4] Die Sage von der Pilgerfahrt Karls stützt sich auf eine Fälschung des zehnten Jahrhunderts. Der Mönch Benedikt in dem Andreaskloster auf dem Berg Soracte deutete der Bericht Eginhards von den Beziehungen Karls zu den Arabern um zu einer Pilgerfahrt, M. G. ss. 3, 710.

hatte Hugo genug. Der Erzbischof Turpin brauchte nicht mehr das Pferd zu besteigen, um Balläquilibristik zu treiben.

Auch die von der Sage verklärten Helden verraten Reste von alter Barbarei und weisen Züge von Grausamkeit und Wollust auf. In den älteren deutschen Dichtungen wimmelt es von Schlachten und Abschlachtungen, es fließt unendlich viel Blut. Mit einer gewissen Wollust zeigt uns Herbort die verdrehten Augen, die blutbefleckten Schädel und Haare, das hervorquellende Gehirn und die bloßgelegten Eingeweide. Auch der Pfaffe Lamprecht freut sich wie Mönch Ilsan, wenn er mit blutroten Buchstaben schreiben kann. Gleicherweise ist die Kaiserchronik voll kriegerischer Schilderungen. Speere klirren, Schwerter klingen, Ströme Blutes rinnen. Dazu bieten überreiche Gelegenheit die zahlreichen Kämpfe der römischen Kaiser und Könige, angefangen von Romulus und Cäsar — beide folgen im Gedicht unmittelbar aufeinander —, und der Dichter kennt keine republikanische Zeit. Das Annolied läßt in der großen Cäsarschlacht Bäche Blutes fließen, die Erde ertönen und die Hölle entgegen glühen, und im Alexanderlied ist der Sturm gar grimmig; wie das Meer braust, brüllen die Helden, mancher Edle schwimmt im Blute. Aber die Helden und Dichter machen ihre Grausamkeit wieder gut durch reichliche Tränen. Mit inniger Teilnahme verweilt Lamprecht im Alexanderlied bei den Wirkungen, die die Niederlage der Perser im Feld und zu Hause hervorbringt, er sieht, wie die Väter die Kinder und die Frauen ihre Trauten bejammern. Selbst die Jungen an den Straßen, wo sie zum Spiel versammelt sitzen, beklagen ihre Verwandten und Herrn; die Kinder in den Wiegen weinen wie die Alten und leben ohne Wonne. Mond und Sonne verwandeln ihr Licht und wenden sich von dem Mord, der da geschehen ist. Darius kommt in seinen Saal; um ihn weinen klagend seine Leute, er wirft sich auf das Estrich nieder und jammert, daß er noch lebe; er klagt das wankende Glück an, das seine Herrlichkeit durch den einen Mann zertrümmert hat, das den Reichen zum Narren hat und den, der fest sitzt, niederfällt.

In den Jammer und das Elend, in die Kampfeswildheit und

---

[1] Was Ordericus Vitalis über die Nichte Suleimans berichtet, die 1101 einen Fürsten Roger heiratete, ist nicht vereinzelt (10, 21). Im „Nußberg“ von Heinrich Rafolt befreit umgekehrt eine abgefallene Christin die Mohammedaner; Hagen, Gesamtabenteuer I, 441.

Feindeswut fällt ein mildernder Schimmer von der Frauenwelt. Der Gefangenen und Verwundeten nehmen sich arabische Mädchen an. Mit den lieblichen Blumen der Flur vergleicht Lamprecht die heidnischen Mädchen selbst. Er erzählt mit bezaubernder Naivität, wie die Helden Alexanders auf ihren Orientzügen einmal in einen tiefen Wald kommen: sie hören ein liebliches Singen aus dem kühlen, grünen Walde, wo kein Sonnenstrahl eindringt. Im Schatten der Bäume wuchern Blumen, Gras und Würze mancher Art, und klare Quellen rinnen aus dem Dickicht. Da spielen schöne Mädchen auf dem grünen Klee, springen und singen so schön, daß die Helden all Herzeleid und Ungemach vergessen. Woher kamen diese Mädchen? Wenn der Winter vorbei und der Sommer angeht, dann sprossen edle Blumen auf, rund wie ein Ball und hell und weiß in der Ferne leuchtend. Öffnen sich diese, dann springen Jungfrauen hervor mit roten und weißen Gewändern, die wie Blätter der Blumen an ihnen haften. Wenn aber die Sonne eine bescheint, schmilzt sie dahin, und wenn der Sommer vorbei ist, zergehen sie alle, und die Helden ziehen traurig von dannen, die sich ihrer Liebe erfreut. Das Bedenkliche an dieser Erzählung ist mit großer Zartheit vom Dichter verhüllt.

Oft entstanden längere Verbindungen und tiefere Neigungen; ja es kam vor, daß arabische Väter ihre Töchter den Rittern überließen. Sogar einen kaum glaublichen, fast übermenschlichen Heroismus trauen Volks- und Mönchserzählungen den Mohammedanern zu.[1] So soll ein heidnischer Wirt in seiner überwallenden Gastfreundschaft seinem Freunde seinen Harem geöffnet haben. Hier zeigte er ihm sieben schöne Jungfrauen von vornehmem Geschlecht und bat ihn, sich eine zur Frau zu nehmen.[2] Er wählte eine von

---

[1] Nach der älteren durch den Spanier Petrus Alphonsus überlieferten Darstellung handelt es sich um zwei heidnische Freunde. Der eine lebte in Ägypten, der andere in England. Gleiches erzählt das französische fabliau des deux bons amis (ed. 1779 II, 385). Die Mönche aber gestalteten die Erzählung dadurch spannender, daß sie eine Religionsverschiedenheit dazwischenschoben.

[2] Nach der Erzählung des Petrus Alphonsus wurde der Gastfreund in dem Hause seines Wirtes liebeskrank; er ließ sich zuerst die Frauen, dann die Sängerinnen, dann die Dienerinnen, dann die Töchter zeigen. Keine gefiel ihm. Erst zuletzt führte ihm der Wirt eine besonders vornehme Jungfrau vor, die er ihm denn auch zur Gattin gab.

ihnen und führte sie nach Hause, ließ sie taufen und fand, daß er gut gewählt hätte. Er fand in seiner Frau nicht bloß wunderbare Tugenden und häusliches Glück, wie der Predigermönch Thomas von Chantimpré mit gewisser Begeisterung hervorhebt, sondern es fielen ihm auch Ehren und Reichtümer zu, und er erlangte die erste Stelle im Staate. Dagegen ging es dem Heiden immer schlechter. Er wurde schwermütig und verlor Schönheit und Gestalt, ja sogar sein Vermögen. In der Verzweiflung flüchtet er zu seinem christlichen Freunde, gerät auf dem Wege in den Verdacht, einen Mord ausgeführt zu haben, und hätte beinahe am Galgen geendigt, wenn ihn nicht sein Freund gerettet hätte. Er läßt sich taufen, heiratet eine Verwandte seines Freundes und gelangt wieder zu seinem früheren Glücke.[1] In dem griechischen Roman von Digenis verliebt sich der arabische Emir in eine von ihm geraubte Griechin, bekehrt sich zum Christentum, und so siegt, hören wir, „die reizende Jungfrau dank ihrer Schönheit über die gefürchteten Herren Syriens". Die Mutter der Braut blickt mit Sorge auf die Verbindung, sie fürchtet die Sultanlaunen eines Heiden, der keine Treue kennt und kein Leben schont. Aber die Befürchtungen erweisen sich als übertrieben, und aus der Ehe geht ein berühmter Held hervor.

Viel häufiger kamen umgekehrt Verbindungen vor zwischen Christen und Mohammedanerinnen, und der Sage und Geschichte nach ließen sich diese leicht dem Christentum gewinnen. In den stattlichen Gilbert Becket, einen englischen Sachsen und Bürger von London, den ein Sarazenenfürst gefangen hielt, verliebte sich dessen Tochter und befreite ihn. Nachdem er entwichen, konnte sie es vor Sehnsucht nicht aushalten und sie eilte ihm nach. Sie kannte nur zwei englische Worte, London und Gilbert. Aber diese zwei genügten, sie ans Ziel zu führen. In London ließ sie sich taufen und erhielt den Namen Mathilde. Ihr Sohn war der berühmte Thomas Becket, zuerst Kanzler des Reiches und von weltlicher Lebensart, später Erzbischof von Canterbury, endlich Märtyrer für die Freiheit der Kirche.[2] Schon die Treue der „Heidinnen" betrachteten die Ritter als eine Art Taufe; denn sie sahen in ihr ein Gegenstück zur Be-

[1] Petr. Alph. Discipl. cleric. 3, 2. Thom. Cantip. 2, 20, 2; Gesta Rom. 169.

[2] So erzählt der Abt Alanus von Tewkesbury. Der Beiname Saracenus kommt in England und Frankreich öfters vor (Joh. Salisb. ep. 149; M. Paris. 1239).

gierdetaufe.[1] Wolfram von Eschenbach nennt sogar die Keuschheit eine reine Taufe.[2] Eine viel verbreitete Sage läßt eine heidnische Jungfrau, eine Sultanstochter, in einem Blumengarten spazieren gehen: da blühen in üppiger Pracht Lilien und Rosen und andere Blumen ohne Zahl. In ihrer Begeisterung sieht sie den Schöpfer all dieser Herrlichkeit, den Heiland, der ihre Gedanken zur Himmelshöhe emporhebt.[3]

So ideal, so ätherisch entfaltet sich in den seltensten Fällen die Liebe; meist handelt es sich um einen recht irdischen Heiland, um einen schönen Jüngling, der die Frauen aus ihren Kerkern befreit. So entführt Wilhelm von Orange die schöne Arabella, und Wittich vom Jordan die Frau Libanet.[4] Dabei ging es oft nicht ohne Mißbrauch der Gastfreundschaft ab. Ein tapferer Graf hatte nach einer späteren Erzählung das Gefallen des Heidenkönigs gefunden; er geht aus und ein in seinem Hause und dringt, während jener auf der Jagd sich aufhält, ins Frauengemach ein und gesteht der Königin, daß er ihr zulieb die Fahrt unternahm. Nach vielen Verwicklungen und Schwierigkeiten entflieht sie dem Hof, wird getauft und dem Grafen angetraut.[5]

In einem griechischen Roman stößt der Held Digenis auf seinen Wanderfahrten auf eine junge Mohammedanerin, die ein vornehmer Grieche verführt, entführt und dann verlassen hatte. Ritterlich nimmt er sich ihrer an, geleitet sie zu ihrem Geliebten zurück, läßt sich aber in dem täglichen Umgang mit ihr von ihren Reizen fangen und vergißt seiner schönen Gemahlin. Die Liebe dringt durch alle Sinne ein, heißt es, „durch die Augen wegen ihrer Schönheit, durch die Hände mit Berührungen, durch den Mund mit Küssen, durch die Ohren wegen ihrer lieblichen Rede“. So erliegt er der Verführung, übergibt sie aber schließlich ihrem Geliebten und zwingt ihn zur Heirat. Ein andermal hat er es mit einer Amazone zu tun, die auf schneeweißem Rosse in glänzender Rüstung einherreitet und ihn zum Zweikampf fordert. Von ihrer Schönheit geblendet, wehrt er sich nur lässig, verwundet sie

[1] Wirnt von Gravenberg, Wigalois 8024 (Grabschrift der Jafite).
[2] Parzival I, 28 (827).
[3] Ztsch. f. d. deutsche Altertum 1890 S. 18.
[4] Vgl. die Sage von Salomo und Gudrun; Panzer, Hilde-Gudrun 269.
[5] Hagen, Gesamtabenteuer II, 389.

nur leicht und zwingt sie, sich als besiegt zu erklären. Darauf bietet sie sich ihm selbst an, wie Brunhilde dem Siegfried. „Ich habe geschworen,“ sagt sie, „meine Jungfrauschaft zu bewahren, bis ich überwunden wäre.“ Eine Zeitlang schwankt Digenis, aber bald gibt er seinen Widerstand auf und kehrt nach einem kurzen Liebesrausch zu seiner Frau zurück.

Ähnliche Szenen kamen auch in deutschen Romanen vor, so in der Sage von Meleranz. Eines Tages kommt der Ritter Meleranz im Orient zu einem unter einer Linde errichteten Zelte: hier erfreute sich die schöne Tydomie, Königin von Kamerie, des erfrischenden Bades. Da die Dienerin vor ihm entflieht, hebt die Dame den „Samit,“ der den Bottich bedeckt auf, ruft den Ritter herbei und befiehlt ihm, ihr statt des entflohenen Mädchens Hilfe zu leisten. Er muß ihr das Badehemd, den Mantel und die Schuhe herbeiholen, darauf etwas beiseite treten, bis sie die Kleider angelegt und sich auf das Bett gelagert hat. Dann ruft sie ihn wieder herbei und heißt ihn die Mücken verscheuchen, bis sie einschläft. In der wirklichen Geschichte des Andronikos stattet dieser seiner Geliebten, einer kaiserlichen Prinzessin Eudokia, einen Besuch ab in ihrem Zelte. Aber ihre Verwandten stellen ihm nach dem Leben, und Eudokia rät ihm, sich als Frau zu verkleiden und zu entfliehen, er aber fürchtet, sich lächerlich zu machen, und bahnt sich mit dem Schwerte den Weg. In das Badezelt der Tydomie war die Geschichte des Paris und der Helena, des Äneas und der Dido eingewoben. Helena, Dido und Lavinia hatten mit Medea und Antigone in der Thebensage den einen Zug gemeinsam, daß sie ihre Gunst schönen Fremdlingen schenken und diesen zum Siege verhelfen. Einer der ältesten deutschen Dichter, Herbort von Fritzlar, schildert mit feinem Verständnis und einem gewissen Humor die Entführung der Helena durch Paris. Zuerst bricht die von Paris geraubte Helena in untröstliche Klagen aus, aber allmählich „vergaß die Frau ihres Leides, von der Stunde je baß und baß; an dem andern Morgen war gemindert schon ihr Sorgen: darnach in sieben Tagen hörte niemand sie mehr klagen; nach einem halben Jahr minnete sie ihn offenbar; und als das Jahr herum kam, da war sie Menelao gram.“

Da die Ritter oft jahrelang umherirrten, gab es auf beiden Seiten Gelegenheiten zu Abenteuern. Gar rasch vergaßen die Irren-

den ihre verlassenen Gattinnen, und auch deren Treue wurde auf harte Proben gestellt. Manche Frau erwehrte sich mit hohem Starkmut ihrer Freier wie Penelope, andere aber wurden schwach und willigten, durch die unaufhörlichen Werbungen belustigt oder belästigt, bald in eine heimliche, bald in eine offene Liebe ein und trösteten sich über die Gewissensbisse hinweg, daß ihre fernen Gatten ihnen die Treue auch nicht wahrten. Als die Normannen unter Wilhelm I. England eroberten und besetzten, fühlten die zurückgelassenen Frauen eine ungestillte Sehnsucht[1] und forderten ihre Männer auf zurückzukehren, andernfalls würden sie sich nach anderen Gatten umsehen. Manche folgten dem Rufe und kehrten zurück. Kam es doch sogar vor, daß fromme Ritter ihre fernen Gattinnen ganz vergaßen und verleugneten und sich dem göttlichen und dem Kirchengesetze zum Trotze in Ritterorden aufnehmen ließen.[2]

Die Untreue der Weiber ging oft so weit, daß sie heimkehrenden Gatten die Türe wiesen und sie verfolgten. So verliebte sich nach einer keltischen Mythe die Frau des wackeren Raso in einen gefangenen Sarazenen in seiner Abwesenheit und wiegelte das Volk gegen ihren Mann auf, als er zurückkehrte. Er aber wußte sie verkleidet in eine Falle zu locken und nahm an ihre Rache.[3] Noch viel schlimmer ging es manchem Manne,[4] und manches Weib gebärdete sich wie eine Teufelin, ungerührt durch alle Opfer des Mannes. Eine solche Tragödie schildert die ergreifende Geschichte des Freiherrn Rudolf von Schlüsselberg, die um das Jahr 1200 ein Geistlicher zu Rom, Notar der päpstlichen Kanzlei, niederschrieb.[5] Rudolf besaß, erzählt der Kleriker, eine Frau, die ebenso hervorragte durch Schönheit als durch edle Herkunft und ihm zwei Kinder, einen Knaben, das Ebenbild seines Vaters, und ein Mädchen, das Ebendbild der Mutter, schenkte. Leider sollte das eheliche Glück nicht lange dauern; die Frau befiel der Aussatz, und die Verwandten Rudolfs drangen inständig in ihn, sich von seiner Frau zu scheiden

[1] Saeva libidinis face urebantur; Order. Vital. 4, 6.

[2] Ivon. Carnot. ep. 245 (140); Petr. Ven. ep. 6, 26; M. G. ss. 23, 466.

[3] Gualter. Map., Nug. cur. 3, 5.

[4] So z. B. dem Kaufmann Ollo, in dessen Abwesenheit sich sein Gastfreund Sceva in sein Haus einnistete l. c. 4, 16.

[5] Schlüsselberg liegt in Oberfranken, Schönbach, Studien V, 32 (Wiener Akadber. 1902); s. S. 276 N. 1.

und eine andere zu heiraten; und als er das nicht tat, sagten sie sich von ihm los. Aber die Liebe und Treue des Ritters war so groß, daß er lieber Haus und Hof verließ und mit seiner Familie nach Spanien zog, um gegen die Sarazenen zu kämpfen, als seine Frau aufzugeben. Hier verrichtete er große Heldentaten, die ihm die Zuneigung der Königin erwarben. Da sie verwitwet war, trug sie ihm ihre Hand an, er aber schlug sie in seiner Treue aus. Diese Treue lohnte Gott damit, daß er den Ritter eine Heilquelle finden ließ, die seine Gemahlin vom Aussatze befreite. In andern Erzählungen heilt Blut, unschuldiges Blut von Knaben oder Mädchen oder einfach die treue Hingabe einer Jungfrau die Kranken. Dem Ritter von Schlüsselberg vergalt seine Frau seine heroische Treue sehr übel. Als sie ihre frühere Schönheit wieder erlangt hatte, wurde sie übermütig und eitel und sog begierig die Schmeicheleien ihres Hausfreundes ein. Dieser flüsterte ihr in die Ohren, daß sie mit ihrer Schönheit einen viel würdigeren und mächtigeren Herrn verdient hätte. Er kenne, stellte er ihr vor, einen mächtigen heidnischen König, der nach der schönsten Frau begehre, er werde ihr ohne Zweifel sein Königreich zu Füßen legen. Die verblendete Frau ging auf diese Einflüsterungen ein und floh mit ihren Kindern zu dem Könige, der sich mit ihr vermählte. Sogleich beeilte sich der Ritter Rudolf die Entflohenen aufzusuchen. Er verkleidete sich als Krämer, erwarb sich kostbare Edelsteine und Geschmeide und begab sich auf die Fahrt. Glücklich kam er in die feindliche Stadt, wo seine Frau weilte, stellte sich mit seiner Ware auf den Weg, auf dem, wie er ausgekundschaftet hatte, der König und die Königin zum heidnischen Tempel sich zu begeben pflegten. Die Kostbarkeiten des Krämers zogen die Aufmerksamkeit der Kinder auf sich, die die Königin auf dem Gange begleiteten. Sie erkannten ihren Vater und hinterbrachten es der Königin. Das verruchte Weib sann nun auf den Mord ihres früheren Mannes und beredete den König dazu. Er ließ Rudolf gefangen nehmen und über einem glühenden Kohlenbecken aufhängen. Doch sein Sohn rettete ihn, und er eilte in das Gemach, wo sich inzwischen seine teuflische Gemahlin der Liebe freut, und ermordete sie samt ihrem Buhlen. Glücklich entkam er mit seinen Kindern und lebte weiter in Frieden.[1]

---

[1] In die Geschichte des Herrn von Schlüsselberg spielt eine ältere Sage

Ein besonders üppiges Weib war Sebille, die unverkennbar orientalische Züge trägt, wenn sie uns auch in einem Lied begegnet, wo wir es am wenigsten erwarten, nämlich in einem Epos, das den Sachsenkrieg Karls des Großen zur Unterlage hat. Das Lied nennt sie das Weib des Sachsen Widukind (französisch genannt Guiteclin). Richtiger hätte sie der Dichter eine Araberin nennen dürfen statt einer Sächsin, aber die Dichter machen keine genauen Unterschiede; verwechseln doch manchmal auch die Geschichtschreiber Slawen und Sachsen. In der erwähnten Sage lagert sich das französische Heer links des Rheines. Da zieht Sebille durch ihre prunkende Erscheinung jenseits des Flusses die Augen der Ritter auf sich: sie trägt Kleider von der größten Farbenpracht; an allen Gliedern glänzen Juwelen; eine Goldkrone flammt auf ihrem Haupte, Augen und Mund verraten ihr sinnliches Begehren. Sie entblödet sich nicht, auf den stattlichsten Ritter der Franken, nämlich Balduin, den Bruder Rolands, ihre Augen zu werfen. „Frauenschönheit ist unnütze", ruft sie, „wenn man sie nicht während der Jugend genießt." Um besser von den Rittern gesehen zu werden, läßt sie ihr Zelt am Ufer des Flusses aufschlagen. In der Tat stürzt sich Balduin in den Fluß, überläßt sich dem Vergnügen und wäre beinahe von den Feinden gefangen worden, wenn ihn nicht seine übermenschliche Kraft gerettet hätte.

Die ältere deutsche Sage kennt keine solche herausfordernde geile Weiber, wohl aber die keltisch-bretonische und die französische. Im Westen kommen sie nicht nur in der Sage vor,[1] sondern auch in der Geschichte; man denke an Eleonore von Aquitanien, die geschiedene Königin von Frankreich, dann langjährige Königin von England. Sie hatte in ihrer Jugend Ludwig VII. ins Heilige Land begleitet, sich dort mit einem vornehmen Mohammedaner eingelassen und war wegen Ehebruchs und Teufelsbuhlschaft von

---

herein, wonach ein Günther von Schlüsselberg einen riesigen Wenden (Vandalen genannt), nach anderer Auffassung einen Sachsen, der „Große" genannt, um 1034 überwand, von dem das Geschlecht der Große herkommen soll. Die Sage knüpft sich an die Burg Gößweinstein an; Schönbach, Studien V, 52 (1902).

[1] In der bretonischen Sage werfen sich gewöhnlich die Frauen den Männern an den Kopf. Sogar die Frau des Artus tut es und bringt dadurch einen Lanval in große Verlegenheit. An Potiphars Frau erinnert die Königin im Lied von Guingamor.

Ludwig geschieden worden. Das Volk wußte noch von viel Schrecklicherem zu berichten: die Ahnfrau der Eleonore sei bei der Wandlung während der Messe als Hexe durch das Fenster davongeflogen; ihr Gemahl, Heinrich II. von England, sei der eigene Stiefsohn Eleonores gewesen. „Was vom Teufel kommt, muß wieder zum Teufel zurückkehren", sagte man. Die Kinder, die sie in England gebar, gerieten in Streit miteinander und mit ihrem Vater. Heinrich, sonst ein tapferer und gerechter Herrscher, überließ sich, ihrer überdrüssig, seinen sinnlichen Neigungen und hielt sie lange gefangen, bis sie endlich durch ihren dritten Sohn Richard Löwenherz befreit wurde.[1] Durch sie kam Poitou an die Krone von England. Dadurch entstand eine jahrhundertelange Feindschaft zwischen den Franzosen und den Engländern, noch geschürt von Dichtern wie Bertrand von Born. Er richtete an Eleonore flammende Vorstellungen: „Erzogen in Überfluß und süßen Freuden, genossest Du königliche Freiheit, erfreutest Dich am Spiele der Frauen, an ihrem Gesange, an den Tönen der Instrumente, und nun weinst und trauerst Du. Wo ist Dein Hof, wohin kamen Deine jungen Freundinnen, Deine Freunde und Räte? Die einen starben eines schimpflichen Todes, fern von der Heimat, die andern irren verbannt einher. Du rufst, und niemand hört Dich. Denn der König des Nordens hält Dich eingesperrt wie eine belagerte Stadt. Erhebe Deine Stimme, damit Deine Kinder Dich hören, der Tag wird kommen, wo sie Dich befreien, wo Du zurückkehren wirst in Dein Heimatland." An ihrem Hofe sammelte sich ein ganzer Schwarm von Dichtern und Spielleuten, und ihrem Beispiele folgten andere Fürstinnen. Ein fahrender Schüler glaubte sein Mädchen nicht höher preisen zu können, als wenn er erklärte: „Sie gefällt mir besser als Frankreichs Königin." „Wäre die ganze Welt mein, von dem Meere bis an den Rhein: ich wollte gerne darauf verzichten, wenn die Königin von England mir angehörte", so lautet ein zu ihren Lebzeiten gedichtetes Lied, das noch im dreizehnten Jahrhundert bayerische Spielleute sangen. Gerade um solchen Damen zu gefallen, verließen die Dichter die alte ernste Heldendichtung und begaben sich auf das Gebiet der Liebesromantik.

[1] Darauf bezog man die Weissagung des Merlin: „Der Adler des gebrochenen Bundes freut sich an seiner dritten Brut"; Galf. Monmut. 7, 3; Matth. Paris ch. m. ad a. 1189.

4. Liebesdichtung.

Die Franzosen haben es zuerst verstanden, gegenüber dem Altertum ihre eigenen Wege einzuschlagen und sich dem Banne des Klassizismus zu entwinden, dem selbst die Griechen, besonders aber die Italiener unterlagen. Schon im elften Jahrhundert wandte sich ein Mann wie Guibert von Nogent gegen die Überschätzung des Altertums. Wohl teilt er das allgemeine Vorurteil von dem Altern der Welt, aber er meint auch, die alternde Gesellschaft besitze ihre eigenen Vorzüge, und dies zu rühmen sei auch ein Verdienst.[1] Einer der selbständigsten Denker seiner Zeit, Abälard, wußte seinen Empfindungen einen vollkommenen Ausdruck zu verschaffen. Gewissermaßen ein ganz moderner Mensch, feinfühlig, beweglich, wußte er sich auch in fremde Gemütsstimmungen hineinzuversetzen. Er verstand die Kunst der Dialektik so gut wie die Schilderung von Gemütszuständen. Der große Philosoph war zugleich der erste große Lyriker seiner Zeit. Zwar hat sich von seinen Liebesliedern, die das Volk auf der Gasse sang, keines erhalten, aber sein Briefwechsel mit Heloise gibt uns hinlänglich Aufschluß über die Macht der Liebe und die Macht des Wortes, das ihr Ausdruck gab. Welche Glut lodert in den Zeilen Heloisens: „Nichts habe ich in dir gesucht als dich selbst, rein nur dich und nicht das Deinige begehrend. Nicht den Bund der Ehe und nicht Heiratsgüter habe ich erwartet. Wohl mag der Name Gattin heilig sein, aber süßer war es mir, deine Geliebte zu heißen, oder wenn du nicht zürnen willst, deine Buhle oder Hetäre, damit, je tiefer ich mich erniedrige, ich um so mehr Huld bei dir finde." „Zweierlei war dir eigentümlich, wodurch du die Herzen aller Frauen gewinnen konntest, Anmut des Wortes und des Gesanges." „Welcher unter den Königen oder Philosophen konnte deinem Ruhme gleichkommen? Wer eilte nicht, dich zu erblicken, wenn du öffentlich erschienest; wer folgte, wenn du weggingest, dir nicht mit vorgestrecktem Halse, mit auf dich gerichteten Augen? Welche Ver-

---

[1] Etsi enim in antiquis virtus defaecata praeeminuit, tamen in nobis, in quos licet saeculorum finis devenerit, dos naturae nequaquam prorsus extabuit. Praedicantur merito pro hominum novitate priscis acta temporibus, sed multo iustius efferri digna sunt, quae mundo prolabente in senium peraguntur utiliter a rudibus; Gesta dei per Francos 1, 1.

mählte, welche Jungfrau sehnte sich nicht nach dir? Welche Königin oder mächtige Frau beneidete nicht meine Freude?“

Die Liebe Abälards und Heloisens blieb lange geheim; Abälard ward von Fulbert, dem Oheim Heloisens, als ihr Lehrer berufen, und Fulbert glaubte auf die allgemein anerkannte Standhaftigkeit Abälards bauen zu dürfen; allein er täuschte sich über die Macht der Natur. Als es zu spät war, erkannte er seine Verblendung, und seine Nachsicht schlug in Rachsucht um. Abälard suchte seine Erregung zu beruhigen, indem er sich erbot, Heloise zu ehelichen. Heloise aber wollte dies durchaus nicht, um nicht den Ruhm Abälards und seine Studien zu beeinträchtigen. Sie wies darauf hin, wie wenig Philosophie und Ehestand zusammenstimme. „Wie vereinigen sich Studenten mit Kammermädchen, Schreibzeug mit Wiegen, Bücher und Tafeln mit Spinnrocken, Federn und Griffel mit Spindeln? Wer auch könnte wohl, in heilige oder philosophische Gedanken vertieft, das Weinen der Kinder, die Lieder der Ammen, mit denen sie die Kinder zum Schweigen bringen, den lärmenden Schwarm des männlichen oder weiblichen Gesindes ertragen?“ „Wer mag die beständige widerliche Unreinlichkeit der Kinder gerne ertragen? Reiche Leute wissen sich in dieser Beziehung zu helfen, das gebe ich zu, denn sie sind in ihren fürstlichen Räumen nicht beschränkt, sie brauchen in ihrem Überfluß nicht auf die Kosten sehen; und die Sorge ums tägliche Brot liegt ihnen fern. Allein die Lage der Philosophen ist eine andere als die der Reichen.“

Da indessen Fulbert auf seinen Willen bestand, erklärte sich Abälard geneigt unter der Bedingung, daß die Ehe geheim bleiben sollte, und so ließ er sich, nachdem er sein Kind in der Obhut seiner Schwester zurückgelassen hatte, nach Paris zurückgekehrt, morgens in aller Frühe trauen, nachdem er die Nacht in einer Kirche Vigilie mit seiner Braut gehalten hatte. Als Zeugen wohnten Fulbert und seine Verwandten von beiden Seiten bei. Dann trennten sie sich alsbald — jedes ging still seines Wegs, und von da an sahen sie sich nur noch selten und verstohlen, weil ihre Ehe geheim bleiben sollte. Aber wider das geschlossene Abkommen verkündigte Fulbert das Geschehene überall und mißhandelte Heloise, die ihm deshalb einen Vorhalt machte. Um sie Fulbert zu entziehen, brachte sie Abälard in das Nonnenkloster bei Paris, worin

sie ihre Erziehung genossen hatte. Er ließ sie die Gewandung anlegen, die das Klosterleben erfordert mit Ausnahme des Schleiers. Nun aber glaubten Fulbert und seine Verwandten, er hätte sie jetzt erst recht hintergangen und Heloise zur Nonne gemacht, um sie los zu werden. Aufs höchste entrüstet, vereinigten sie sich zu seinem Verderben. Nachdem sie seinen Diener durch Geld gewonnen hatten, nahmen sie eines Nachts, als er ruhig in seiner Kammer schlief, die denkbar grausamste und beschämendste Rache an ihm, so daß alles darüber entsetzt war. Als es Tag wurde, strömte die ganze Stadt vor seiner Wohnung zusammen, und es ist schwer, ja geradezu unmöglich, die Äußerungen des Entsetzens, des Jammers, des Geschreies, der Klagen zu beschreiben, die nun laut wurden. Hauptsächlich die Kleriker und ganz besonders seine Schüler vermehrten seine Qual durch ihre unerträglichen Lamentationen. Abälard wandte sich in der Folge ernsteren Gedanken und Beschäftigungen zu und sühnte durch sein zurückgezogenes Leben die Sünden seiner Jugend.

Viel heller und heiterer als im Norden klang im sonnigen Süden das Liebeslied. „Als der gute König Karl der Große", sagt ein Troubadour, „seine Länder verteilte, gab er die ganze Provence, dieses Land von Wein und Wald und fließenden Wassern, den Spielleuten, weshalb die Provenzalen als ihre Nachkommen noch immer bessere Lieder und Weisen erfinden, denn jedes andere Volk."[1]

In dem üppigen Lande hatte sich ein großer Wohlstand entfaltet; die Städte blühten, und glänzende Ritterburgen erhoben sich aller Orten. Die Ritter bekümmerten sich wenig um die Wirtschaft; im Unterschied zu andern Ländern fehlte hier von Anfang an der große Eigenbetrieb der Grundherrschaften.[2] Die Grundherren beschränkten sich auf den Rentenbezug, und Renten standen ihnen reichlich zu Gebot.

Das Leben hatte immer einen Anstrich heidnischer Genußfreude; schloß sich doch auch die soziale Ordnung unmittelbarer als anderswo an römische Einrichtungen an. Mit römischen Nachwirkungen verflochten sich arabische Einflüsse. Fortwährend bestand

---

[1] Philippe Mouskes, Chronique rimée v. 22429; Diez, Poesie der Troubadours 16.

[2] Kiener, Verfassungsgesch. d. Provence 33.

mit den gebildeten Mauren und Griechen ein reger Verkehr. Die geschickten Ärzte und Mathematiker, die in den Schulen von Cordova und Granada erzogen waren, fanden gastfreundliche Aufnahme, und die Griechen führten den Märkten von Narbonne und Toulouse neben den Spezereien und der Seide ferner Klimate auch kühne Theorien zu, die paulicianische oder manichäische Geheimlehre, die man wegen ihrer antiklerikalen Richtung begierig aufgriff. Denn die Geistlichkeit fiel bei den luxusliebenden reichen Herren, wie bei den Arabern in Spanien in Verachtung, und sie begegnete ähnlichen Anwürfen. Wie dort mußten sich die Priester manchmal verstellen und ihre Tonsur verbergen. Während man früher sagte: „Ich wäre lieber ein Jude, als das zu tun," wurde es hier zum Sprichwort: „Ich würde lieber Geistlicher werden." Von Peire Vidal sagte man: „Er singt ganz offen von Liebe, aber es stände ihm besser an, wenn er in der Kirche den Psalter oder den Leuchter mit den großen brennenden Kerzen trüge." Sogar ein geistlicher Troubadour sagte: „Ein Pfarrer und bärtiger Mönch sind mir gleich zuwider."[1]

Statt Gott erwählten sich viele mit Bewußtsein die Welt und ihre Freuden zum Lebensziel und schlossen sich dabei an antike Vorstellungen an. Schon die Ausdrücke der Dichter erinnern an die griechische Lebensfreude: joi, gai klingt an die griechische Hedone an. Die cortezia geht zurück auf die römische urbanitas, die griechische Kalokagathie. Wie bei den Alten bestand die Haupttugend in der Maßhaltung, mezura, maze, und in der Freigebigkeit, largueza.[2] Die Liebeskunst des Ovid war den Dichtern das große Orakel, gleichsam ihre Bibel. Nach andern Dichtungen schildern sie der Venus Schloß und Garten, ihren Liebeshof, ihr Liebes-

---

[1] So der Mönch von Montaudon. Übrigens erklärt Bertrand Carbonel in einem Schimpflied, er wolle auch rühmen, was zu rühmen sei, der Priester Einfachheit; um Gottes willen verschmähen sie alle Zier, so möge auch Gott sie in aller Trübsal laben; Brinkmeier, Rügelieder 11.

[2] Einem römischen Legaten, erzählt Stephan von Bourbon (492), wurde der Dauphin von Montferrand als besonders weise gerühmt. Er besuchte ihn und fragte ihn, was er für das Wichtigste halte. Da antwortete jener „das Maß", denn das Maß, sage das Sprichwort, dauere fort (mezura dura). Ob auch der Begriff des Eros eindrang, bleibt selbst nach Wechßler, der hierin ziemlich weit geht, zweifelhaft; Kulturproblem des Minnesangs I, 359.

gericht und ihre Liebesurteile.[1] Sie übernahmen eine Art erotische Mythologie.

Auf der andern Seite drängten sich freilich auch volkstümliche Einflüsse auf. Aber wenn sie die Fastnacht und die Maienzeit mit ihrem fröhlichen Leben schildern, so kann dies gerade so gut auf griechisch-römische als auf germanische Sitten zurückgehen; in diesen Liebhabereien glichen sich alle Völker. Ungermanisch war jedenfalls die Abschließung junger Mädchen. Nur die verheiratete Frau durfte sich frei bewegen. Die Frauen konnten Lehen besitzen und ihr Vermögen selbständig verwalten. Die Ehe war bloß eine äußere Form und beruhte selten auf innerer Wahl und Neigung. Die Ehescheidungen waren daher gewöhnlich, und die freie Liebe an der Tagesordnung. Solcher Liebe nachzujagen, war das Geschäft der zahlreichen Ritter, die nicht wie anderwärts an den festen Boden gefesselt waren. Es gab ein vagabundierendes Rittertum, wie vagabundierende Kleriker, und die Früchte des unstäten Lebens waren hier und dort die gleichen: bei viel Liederlichkeit viel Geist und Witz; hier wie dort die gleiche Liebesseligkeit und Kirchenfeindschaft.[2] Die Vagantenpoesie ist aber viel leidenschaftlicher und sinnlicher, als die verkünstelte Troubadourpoesie, die sich an den Formenkodex des Rittertums hielt.

Noch frostiger sind die italienischen Liebessänger, die uns in Sizilien begegnen. Hier erstarrte alles zur Allegorie, keine greifbare, lebendige Persönlichkeit tritt uns entgegen. Die Geliebte, die Madonna des einen Dichters gleicht auf ein Haar der des andern.[3] Die Dichter suchten sich hohe Ideale aus, Fürstinnen, Gräfinnen, zu denen sie wohl ihre Augen, aber nicht ihre Hände erheben durften. Schon die große Entfernung und der Standesunterschied brachte es mit sich, daß sie wenig individualisierten, sondern sich nur in Allgemeinheiten bewegten; oft lobten sie mehrere Frauen zusammen.[4] In dieser Art ließen sich die vornehmen Frauen, eine Maria von Ventadour,

---

[1] Manche Anregung bot das Pervigilium Veneris.

[2] Quidam fatuissime credunt, se satis mulieribus placere, si ecclesiastica cuncta despiciant; Andreas Capellanus Tr. amor. 2, 4.

[3] Cesareo, La poesia Siciliana 251; Gaspary, Gesch. der Italienischen Literatur I, 62; Baumgartner, Weltliteratur VI, 37. Eine Ausnahme steht bei Cesareo 258.

[4] Wechßler, Kulturproblem I, 139.

eine Beatrice von Montferrat, Irmengard von Narbonne die Huldigung der Dichter wohl gefallen. Daher galt auch das ernste Liebeslied nur als Fiktion eines fenhedor, als Verstellung, fenher (feindre), und die Liebe als ein Wahn, eine cuida. Von der Freundlichkeit der Frau sagte man mentir cortes. Nun wollten aber schon die einfachen Spielleute älterer Zeit nicht beim bloßen Wahne und Scherze stehen bleiben;[1] um wie viel weniger die Troubadours, die sich über sie hoch erhaben fühlten! Allerdings gelangten viele nicht an ihr Ziel wegen der großen Abgeschlossenheit der Frauen, die sich durch den orientalischen Einfluß verbreitete. Aber gerade die Schwierigkeit reizte noch mehr, und die Lieder der Sänger waren ein lauter Protest gegen die mohammedanische Verödung und Beschränkung des Lebens. Um so eifersüchtiger wachten die Gatten und Väter, und mancher nahm grausame Rache, wenn ein Fahrender die Schranken durchbrach. Die Frauen waren gefälliger; es schmeichelte sie, wenn sie stillen und lauten Lobpreis, heimliche und offene Verehrung fanden. Vor dem Äußersten schreckten freilich viele zurück, und manche zogen scharfe Grenzlinien, wenn sich der Scherz in Ernst umsetzen wollte. Der dicke Troubadour Gaucelm Faidit besang eine edle Gräfin, die ihn lange zum besten hielt. Als er endlich schnöde abgewiesen war, klagte er noch lange über den Verrat und zog ins Heilige Land. Nicht viel besser ging es dem Peire von Auvergne, einem früheren Geistlichen.[2]

Auch ernst gemeinte Liebeslieder dienten mehr dazu, die Lachlust als ernste Gefühle zu erregen. Dazu kamen noch die Lächerlichkeiten, denen sich die fahrenden Ritter auf Geheiß der Frauen durch Leistung unmöglicher oder nahezu unmöglicher Zumutungen aussetzten. So verlangte von dem Troubadour Guillem von Balaun seine Geliebte, daß er sich einen Nagel ausziehen lasse, was er denn auch tat. Solche Lächerlichkeiten boten den Anlaß zu allerlei Spottliedern, und diese Spottlieder bildeten eine wohltuende Abwechslung zwischen dem fortwährenden Liebesgetändel, mit dem die Troubadours sich und anderen die Zeit lang machten. Ein Dichter verliebte sich auf seiner Kreuzfahrt in eine Griechin, heiratete sie und ließ sich überreden, seine Frau sei eine Kaiserstochter,

---

[1] II, 458.

[2] Romanische Forschungen 1900, 691.

und gebärdete sich als Kaiser. Darum spotteten seine Genossen: „Noch nie hat ein solcher Trunkenbold auf dem Throne gesessen, nie ein solcher Säugling Schild und Lanze geführt und Sporen angeschnallt. Man sollte ihm einen scharlachroten Hut ohne Bänder und einen Stecken für eine Lanze geben.“ Ein anderer, dessen Geliebte Loba Wölfin hieß, nannte sich Lob, schlof in ein Wolfsfell und lief auf allen vieren im Gebirge von Cabaret, wo ihn die Hirten und Hunde verfolgten und so schlimm zurichteten, daß er für tot in Lobas Wohnung getragen wurde. Guiraud von Borneil wird ein von der Sonne verbranntes Tuch genannt, so schwarz sei er; Peire von Auvergne sei ein Frosch, der sich selbst erhebe. Den Gesang schlechter Spielleute vergleichen ihre Gegner mit dem Krächzen einer Krähe oder dem Grunzen eines Schweines oder dem Jammern eines Verwundeten, der operiert wird, oder dem Schreien eines Pfaues.

Manche spielten die Bramarbasse. Peire Vidal rühmt sich: „Hätte ich nur ein gutes Kampfroß, wie wollte ich meine Feinde jagen! Sie fürchten sich mehr bei dem Klang meines Namens, als die Wachteln den Sperber, und geben keinen Pfennig für ihr Leben. Denn sie kennen meine Stärke und mein Ungestüm. Lege ich meinen Panzer an, so zittert die Erde unter meinen Füßen. Man lobt mich, weil ich mich edel benehme. Nie gab es in der Kammer einen angenehmeren, nie in den Waffen einen grimmigeren Mann. Hundert Frauen kenne ich, die mich bei sich haben möchten, wenn sie mich kriegen könnten. Ich bin einer, der sich nie etwas einbildete, noch zu viel von sich redete, aber es ist wahr: Frauen küsse ich und Ritter strecke ich zu Boden.“ Ganz anders als diese Prahlereien lauten die feurigen Kriegsoden eines echten Kriegshelden, wie es Bertrand von Born war. „Mich freut es,“ singt er, „wenn die Plänkler nahen und sich ein rauschend Heer bekrieget, wenn dann der Herr zum Kampfe sprengt voran und mit kühner Heldensitte die Seinen spornt. Manch farbiger Helm, Schwert, Speer und Schild, schadhaft und zerhauen, ist bald zu sehen, es schweifen irre Rosse gefallener Ritter durch das Feld. Ein jeder denkt, wie er am meisten Arme und Köpfe spalte. Nicht solche Wonne flößt mir ein Schlaf, Speis und Trank, als wenn es schallt auf beiden Seiten ‚drauf hinein‘, ‚zu Hilfe, zu Hilfe‘ und wenn die Rosse wiehern . . . Es ist mir Augenweide, wenn man

ein festes Schloß bezwingt, und wenn die Mauer kracht und springt, und wenn ich ein Heer von Gräben seh' umringt, um die sich starkes Pfahlwerk schlingt." Bertrand hetzte Fürsten und Könige aufeinander und tat sein möglichstes, Engländer und Franzosen zu entzweien. Deshalb versetzte ihn Dante als Unruhstifter in die Hölle. Dafür war er frei von aller Liebeszärtlichkeit, an der seine Genossen dahinschmolzen.

Wenn die Theologen ihr Tun verdammten und für ihr Leben die Hölle in Aussicht stellten, erklärten die Troubadours, sie wollten lieber mit ihren Geliebten in die Hölle fahren als mit einfältigen Frauen zum Himmel, so ein Peirol und der deutsche Wachsmut von Mülhausen. Rambout von Orange sagte, das Lächeln seiner Freundin mache ihn fröhlicher, als wenn ihn vierhundert Engel anlächelten. Übrigens erklärt auch Walther von der Vogelweide, er wolle lieber die Wangen der Geliebten ansehen als den Himmel oder den Himmelswagen.[2] „Was Gott besitzt, „erklärte ein Troubadour, „wolle er von der Freundin zu Lehen haben, wenn er Vasalle sein könnte." Ein Leben ohne Liebesgenuß sei tot und für Gott ein Gegenstand des Abscheues, meint Bernhard von Ventadour.

---

[1] Thierry, La conquête de l'Angleterre 1877 III, 277, 334; IV, 381.

[2] Wechßler I, 427.

LXXIII. Verfall und Erneuerung des Mönchtums.

Unter dem Einfluß der Kreuzzüge bereicherte sich das Leben; Dichtung und Kunst fand viele Anregung und stellte sich bald in den Dienst der Religion, bald in den Dienst der Welt. Die Klöster statteten sich aus mit Kunstschätzen, mit herrlichen Geweben, mit glänzenden Werken der Plastik, pflegten die Musik, bauten schöne Kirchen und zogen dadurch die Massen an sich. „Der Anblick reicher Kunstwerke drängt den Menschen mehr zum Geben als zum Beten", sagt der hl. Bernhard. „Das Geld zieht das Geld an, seine Geschenke bringt man lieber den Kirchen dar, in denen schon ein größerer Reichtum entfaltet war. Während die Augen sich an den mit Gold bedeckten Reliquienschreinen weiden, öffnet sich der Geldbeutel wie von selbst. Führt ein schönes Bildnis einen Heiligen oder eine Heilige vor Augen, so wird man es um so heiliger halten, je reicher es an Farben ist. Das Volk strömt herbei, um es zu küssen und glaubt sich aufgefordert, seine Gabe darzubringen. Ist das die Frucht, welche die Jünger des heil. Benediktus von ihren Meisterwerken einzuheimsen hoffen: simplicium oblationem? Ein solcher Köder würde der Liebe einen schweren Schaden zufügen. Die Tugend der Mönche würde ebensosehr darunter leiden als die Börse der Laien."[1] „Einfalt und Armut", lautet ein geflügeltes Wort im Mittelalter, „erzeugt Reichtum, aber die Tochter frißt die Mutter". Das war damals so wie heute. Wem das Volk Verehrung zollt, dem bringt es gerne Opfer. Nun waren aber damals die Mönche die einzigen, zu

[1] Apol. ad Guil. 11.

denen es emporschauen konnte. Die Mönche wurden daher viel reicher als die Kleriker und bildeten sich nicht wenig darauf ein, nicht weniger als auf ihre Tugendhaftigkeit.[1] Auch wenn der Weltklerus höher gestanden wäre, als es den Anschein hat, so sah das Volk doch allzusehr seine Untugenden im täglichen Verkehr, viel mehr als die der Mönche, die sich hinter Mauern verschlossen.

Seit der Einführung des Zölibates hatten sich die Verhältnisse etwas gebessert, und der Weltklerus hatte an Achtung gewonnen. Seitdem, klagt ein Mönch, stehen die Orden nicht mehr in so hohem Ansehen, umsoweniger als auch bei ihnen die Erschlaffung einriß.[2] Ganz abgesehen von einzelnen Verhältnissen steht, wie Ivo von Chartres im Anschluß an Augustinus und Hieronymus ausführt,[3] der Weltklerus im Range höher als das Mönchtum,[4] was freilich die Mönche nicht abhielt, ihr Verdammungsurteil über die Kleriker zu sprechen. Sehr streng äußert sich der hl. Bernhard und stellt die Laien über die meisten Kleriker,[5] und ein Jahrhundert später predigte Antonius von Padua über die „fruchtbaren" Laien und die „unfruchtbaren" Kleriker. Die Kleriker, führt der hl. Bernhard aus, möchten alle Freuden und Ehren der Laien genießen, nicht aber ihre Lasten tragen.[6] Sie streben nach weltlichen Titeln und Ämtern, und mancher Priester höre lieber den Titel Dapifer (Truchseß) als den Titel Dekan.[7] Sehr ungeziemend findet er es, daß hohe Würdenträger über eine große Schar von weltlichen Dienern und Beamten gebieten. Die Weltleute, Kriegsleute wollen sich nicht von Geistlichen anführen lassen, so ungern als die Geistlichen weltlichen Herren sich unterordnen.[8] Vor dem Kampf gegen die

---

[1] Vgl. die Zusammenstellung bei Philipp von Harveng De cont. cleric. 86.

[2] Nunc mores et leges mutatae sunt, et clerici ut monachos confutent et conculcent, clericos extollunt; Order. Vit. 11, 16.

[3] Monachus non docentis, sed dolentis habet officium. Clerici oves pascunt; ego pascor. Hier. cont. Vigilant 16; ep. 14 ad Hel. 8 (der erste Satz ist frei zitiert).

[4] Ep. 36.

[5] De conv. ad cleric. 8; De consider. 2; Declam. in evang. ecce nos reliquimus 10 (Gauffr. decl. 10); In ps. qui habitat s. 6, In cant s. 33, De gest. Malachiae praef.

[6] Laici cum labore, sed clerici sine labore volunt possidere totum mundum. Bern. Toletanus in synodo sermo.

[7] Ep. 78.

[8] Ep. 78.

Simonie war diese Unterordnung die Regel gewesen; seitdem hatte sich manches gebessert, aber die Einmischung der Bischöfe und Äbte in die Politik hatte eher noch zugenommen, wie wir später noch hören werden. Die hohen Prälaten gebärdeten sich wie weltliche Fürsten und gaben ein schlimmes Beispiel.[1]

Da wundern wir uns nicht, daß auch im untern Klerus viele Mißstände herrschten. Allen Reformen zum Trotze bestand die Priesterehe im hohen Norden, namentlich auch in England zu Recht. Der Benediktiner Nigellus Wirecker führt uns eine apulische Pfarrerfamilie vor, wo der Sohn dem Vater im Amte nachfolgt. Die Weihe des Sohnes durch den Bischof macht keine Schwierigkeit. Am Morgen des Weihetages verschläft er die frühe Stunde, weil er mit seiner Familie abends des Guten zu viel getan hatte. Als er zur Kirche kommt, ist alles schon vorüber, und er muß ohne Weihe zurückkehren. — Der hl. Bernhard kehrte einmal auf der Reise im Hause eines Priesters ein, der schon einmal ein Kloster aufgesucht, aber die Weltlust nicht hatte überwinden können und sich ein Weib genommen hatte. Als der Heilige am andern Tage abreisen wollte, war der Priester eben in der Kirche beschäftigt. Da sandte er ihm sein taubstummes Kind mit einem Gruße. Als der Priester sein Kind sprechen hörte, rührte ihn dieses Wunder so, daß er sich dem Heiligen zu Füßen warf und seine Schuld bekannte, umsomehr als er das Ende seiner Tage nahen fühlte, und versprach, in das Kloster zurückzukehren. Gerührt von dieser Reue verbürgte ihm Bernhard die Aufnahme. Wenn er inzwischen sterben sollte, beruhigte Bernhard den um sein Seelenheil zitternden Mann, so werde er bei Gott Gnade finden. Als der Heilige nach einer Zeit zurückkehrte, war der Sünder tot und begraben. Er ließ das Grab öffnen, und nun zeigte es sich, daß er statt des Priesterkleides das Mönchsgewand trug. Gott hatte seine Buße angenommen.

Eben die Buße, die Reue führte unzählige in das Kloster, die Unmöglichkeit, in der Welt rein und keusch zu leben, und die Abscheu über begangene Sünden. Aber viele darunter hielten nicht stand und fühlten sich dann oft recht unglücklich im Kloster. Manche

[1] Petr. Vener. ep. 2, 4; Mart. Th. a. V, 1459. Unglaubliche Dinge stehen in einer Streitschrift Arnulfs von Lisieux D'Achery, Spicil, I, 153; M. G. ss. 12, 709, 713; Goffrid. Vindoc. ep. 1, 21.

traten aus zum Entsetzen der Zurückgebliebenen; zeitweise machten die Ausgetretenen eine große Zahl aus.[1] Viele, die trotzdem blieben, verfielen in jene trübe Mönchsstimmung, die zwischen Gleichgültigkeit, Stumpfsinn und Verzweiflung hin und her wogte. Sie wird uns oft beschrieben unter dem Titel der Acedia und unter den sieben Hauptlastern aufgeführt. Besonders waren ihr ausgesetzt jene, die unberufen in das Kloster eintraten, unselbständige Naturen, die im Kloster ein gemächliches Leben führen wollten, und Oblaten, die nicht freie Wahl ins Kloster geführt hatte.[2] Ihre Lage erschwerte der Umstand, daß die Kirche einen Rücktritt in die Welt äußerst ungern sah.[3] Das Oblatentum, bemerkt Ulrich von Regensburg, habe zumeist die Schuld getragen am Untergang der Klöster in deutschen und romanischen Ländern. Die Leute haben die Klöster wie Nester behandelt, wo sie ihre mißgestalteten und enterbten Jungen unterbrachten.[4]

Viele Klöster, namentlich alte Reichsklöster, nahmen nur Kinder adeliger Geschlechter auf, einige sogar nur Glieder des Hochadels, St. Gallen, Reichenau, Murbach, Corvey, andere auch Söhne des niederen Adels. Diese Gewohnheit hing damit zusammen, daß die alten Klöster zum Reichsheerdienst verpflichtet waren, daß die Äbte, wenn sie Ministerialen gebieten wollten, selbst nicht aus dem niederen Stande hervorgegangen sein durften. Die Äbte wohnten in förmlichen Schlössern, wozu die durch den hl. Benedikt offen gelassene Freiheit geführt hatte, daß die Äbte die Gäste abseits bewirten durften. Eben um die Gäste zu erheitern, zogen sie allerlei fröhliches Volk zu ihren Tafeln, und sie gewöhnten sich selbst an ein freies, ungebundenes Leben.[5]

Seitdem die großen Abteien, Fulda, Werden, Prüm königlich geworden sind, sagt Cäsarius von Heisterbach, müssen sie auch höfische Pfründen haben.[6] Die Abteien und Klöster näherten sich

---

[1] Bei Petrus Damiani bilden sie eine ganze Klasse; Op. 16 praef.

[2] Jac. Vitr. Hist. occ. c. 33; Caes. Dial. 1, 11 sq; 4, 53.

[3] Petrus Damiani bekämpft entschieden einen Bischof, der für die Freiheit eintrat; Op. 16, vgl. Synode von Toledo 656 c. 6.

[4] Udalr. ant. cons. praef.; D'Achery Spicil. I, 641.

[5] Martène, Th. an. V, 1609. Ganz Unglaubliches wird von einem Abte von Altealtares berichtet, Florez, España sagrada XIX, 24; XX, 508.

[6] Ex quo enim coeperunt esse regales, dignum est ut praebendas habeant curiales; Hom. III, 97 (Dom. XVI. p. Pent).

immer mehr Stiften, Kanonikaten, wo die Gemeinsamkeit des Lebens sich nur noch auf den Gottesdienst beschränkte.

Das gilt namentlich auch von den Frauenklöstern, die ohnehin meist nur auf die einfache Kanonissen- oder Diakonissenregel angewiesen waren.[1] Ihre Konvente waren noch viel ausschließlicher und aristokratischer geworden als die Kanonikate und Klöster. Aber auch die Benediktinerinnenklöster standen unter dem Banne des Standesvorurteiles. Dieses war so stark, daß selbst die hl. Hildegard gegen 1150 ihrem neuen Kloster auf dem Rupertsberge bei Bingen ein freiständisches Gepräge gab und dafür folgenden Grund anführte: Niemand werde sein Vieh zu einer Herde und in einem Stalle vereinigen: Ochsen, Esel, Schafe; diese Vermischung führe zum Hasse, wenn die Hochgeborene vor der Niedrigen weichen müsse; auch Gott unterscheide das Volk auf Erden, wie er im Himmel Engel, Erzengel, Throne, Herrschaften, Cherubim und Seraphim unterscheide.[2]

Schon die Freiheit und das freie Bewußtsein hinderte die Kanonissen und andere Nonnen an der Übernahme von Aufgaben, wie sie spätere, bürgerliche Klöster ins Auge faßten, namentlich an der Krankenpflege. Es fehlte ihnen insgesamt der richtige Wirkungskreis. Gewiß beschäftigten sich auch die Frauenstifte und Frauenklöster mit Krankenpflege und Unterricht, aber lange nicht in dem Maße, wie wir voraussetzen. Eher noch interessierten sie sich für weibliche Arbeiten, wie die Mönche für den Bodenbau. Aber die Hauptaufgabe blieb immer der Gottesdienst, und dazu bedurften sie nicht vieler Personen. Trotzdem vermehrten sich die Frauenklöster ziemlich rasch,[3] ganz besonders seitdem weibliche Spitalorden entstanden und die Beginen sich mit Unterricht und Krankenpflege beschäftigten. Da fanden wohl sechs und mehr Prozent der weiblichen Bevölkerung Unterkunft. Die älteren Orden nahmen nicht einmal alle Freien auf, die den Eintritt begehrten, geschweige denn

[1] Zwischen Kanonissen nnd Diakonissen suchte Schäfer (Kanonissenstifte 25) einen engen Zusammenhang festzustellen. Gegenüber denen, die diesen Zusammenhang bestritten, verteidigt sich Schäfer in der Röm. Quartalschrift 1910, II 68 und stellt fest, daß wenigstens die Weihe der Äbtissin die gleiche war wie die der Diakonissin.

[2] In einem Brief an die Äbtissin von Andernach, ep. 116 (P. l. 197, 338).

[3] In Deutschland stiegen sie von 150 auf 500 in der Zeit zwischen 1100 und 1250; Hauck, Kirchengesch. IV, 397.

Unfreie, außer es zwang sie ein mächtiger Mann. So hören wir aus Italien, daß ein Visitator einmal zwei vornehme Frauen unterbringen wollte, daß ihm aber die Äbtissin sich widersetzte, worauf er den Bann über sie sprach. Sie erkrankte und starb rasch und unversehen, nachdem sie mit den letzten Atemzügen noch ihre Reue ausgedrückt hatte.[1] Die hl. Hildegunde verkleidete sich als Mann, um in ein Männerkloster einzutreten.[2] Hier lebte sie zwei Jahre lang, nicht ohne sich und andere trotz aller Frömmigkeit Versuchungen auszusetzen.[3] Eine Schwester des Grafen von Apulien, Jakelina, verkleidete sich als Einsiedler.[4]

Viele frommen Gemüter ärgerten sich über den freien Verkehr der Nonnenklöster.[5] Oft lagen Männer- und Frauenklöster dicht beisammen und standen unter einer gemeinsamen Leitung. In den wilden Zeiten des früheren Mittelalters bedurften die Frauen notwendig dieser Anlehnung, da noch wenig Städte bestanden, die ihnen Schutz geboten hätten; sie bedurften des Gottesdienstes der Männer, und in den großen Stiften beteiligten sich die Kanoniker und Kanonissen an derselben Feier. „Da gibt es Kirchen," sagt Jakob von Vitry,[6] „wo Damen auf der einen Seite des Chores, Kanoniker auf der andern singen und sich beeifern, ebenso schmelzend wie jene die Melodien zu bilden. Die Frauen machen oft wie die Sirenen durch ihren unüberwindlichen Eifer die mitstreitenden

---

[1] Salimbene chron. ad a. 1229 (M. h. Parm. 1857 p. 28).

[2] Caes. Dial. 1, 40; Boll. April II, 782. Aus älterer Zeit berichtet etwas Ähnliches die Legende der Euphrosyna, Eugenia und Marina. Vgl. Phil. de Harveng, De cont. cleric. 84.

[3] Absente magistro monachum qui hoc nobis retulit, Hermannum nomine, tunc puerum quatuordecim annorum ad cyphum suum ducens ait: Consideremus in hoc vino, quis nostrum sit formosior et cum relucentes in eo facies attenderent, iterum aiebat: Hermanne, quomodo placet tibi facies mea? respondit ille: Videtur mihi mentum tuum dispositum sicut mentum mulieris. Tunc illa quasi indignando recessit, postea pro neglecto silentio ambo vapulabant. Caes. 1, 40. Ein solch günstiges Motiv ließen sich die Fabeldichter nicht entgehen; sie wußten daraus die anzüglichsten Geschichten zu gestalten. Man denke an Rutebeufs Frère Denise cordelier (Kressner 102). Bezeichnend ist die Erzählung des Cäsarius, wonach der Teufel in Gestalt einer Nonne in ein Mönchskloster eindrang (5, 33). Der Teufel als Köchin s. Jac. Vitr. H. occ. 18.

[4] Thom. Cantip 2, 29, 38.

[5] Caes. Dial. 8. 52; 5, 8. Übrigens war die Verleumdung ein consuetus laicis mos; M. G. ss. 23, 208.

[6] Hist. occ. 31.

Herren Kanoniker müde. Bei Prozessionen wandeln auf der einen Seite die Kanoniker, auf der andern die Damen, geschmückt und geziert, singend dahin."

Wo dieser Anschluß fehlte, mußten doch mehr oder weniger zahlreiche Kleriker angestellt werden, Beichtväter, Messeleser und Gehilfen, damit sie den Gottesdienst besorgten, und diese mußten sehr vorsichtig sein.[1] Nicht selten wurden die Kleriker in die gleiche Reihe mit den Bedienten gestellt, an denen es nicht mangelte. In vornehmen Stiften umgaben eine große Dienerschaft und junge Verwandte die Frauen, besonders die Äbtissinnen. Diese hatten gleich den Äbten nicht nur Offiziale und Schreiber (Clercs),[2] sondern auch edle Herren als Kämmerer, Truchsesse, Schenke in ihren Diensten.[3] Umsomehr mußten sich die Kleriker vor ihnen beugen. Kleriker und Possenreißer bedeutete oft gleichviel. Ein frommer Mann, gefolgt von einer Schar Armen, begegnete einmal einer solchen Äbtissin und sprach zu ihr: „Eurem Stande würde es mehr zur Zierde gereichen, wenn Euch wie mir die Armen folgten und nicht Possenreißer."[4]

Sehr anschaulich schildert das Leben eines solchen Stiftes der

---

[1] Vgl. Caes. Dial. 3, 28, 33; 4, 94, 103; 11, 58. Thomas von Chantimpré erzählt den Fall einer Sechzigjährigen, die die Wäsche eines Hausgeistlichen besorgte. Nach 2, 30, 47 ereilte ein plötzlicher Tod die Sündigen. Eine Sünde in einer grangia s. Caes. 12, 26. Sonderbar ist endlich die Erzählung des Jakob von Vitry, wo Nonnen ihre Fehler einem Geistlichen beichteten. Auf Grund dieser Beichten erklärte der Klerus das Kloster in Verruf und wandte ein schlimmes Wort auf es an, das früher die Konzilien von den Nonnenklöstern gebraucht hatten (II, 300 Note 3); Ex. ed. Crane 80 p. 36; Ivo ep. Carnot. ep. 70, P. l, 162, 90; D'Achery, Spicil. III, 3; II, 781; M. G. ss. 25, 112. Andere Erzählungen s. Petr. Vener. De mir. 1, 2; Boll. Sept. III, 475; Mensa philosophica tr. 4 de monialibus; Vinc. Bellov. Spec. hist. 6, 87; Andr. Capell. Tr. amor. 2, 16 (de amore monacarum). — Sogar Bischöfen traute man einen Mißbrauch ihrer Gewalt zu, wie aus der Legende des Bischofs Udo von Magdeburg und des Bischofs Roland von Mainz hervorgeht; Schönbach, Studien V, 5, 58 (Wiener Akademieabh. 1901). M. G. ss. 12, 709.

[2] Die Geschichte einer Äbtissin und ihres Schreibers behandelt mit einer uns auffallenden Deutlichkeit ein Mirakelstück, wo Maria dazwischen tritt und zwar auf Grund einer Erzählung Gautiers von Coincy (Julleville, Les mystères II, 232). Einen officialis verklagt Joh. Salisb. ep. 130.

[3] Einen dapifer als Missetäter s. Wright, Latin stories 38.

[4] Caes. Dial. 6, 5.

französische Roman Galeran aus dem Schluß des zwölften Jahrhunderts. Die Äbtissin Hermine aus einem Grafengeschlecht begibt sich mit fünf Nonnen und ihrem Beichtvater zu einer Tauffeierlichkeit bei ihrer Schwester, läßt deren Sohn Galeran im Kloster erziehen zugleich mit einem Mädchen, einem Findling. Solch junge Leute waren die Abgötter der Nonnen[1] und wurden recht verwöhnt. So spielte Galeran und seine Freundin miteinander Daphnis und Chloe unter den Augen ihres Beichtvaters, bis die Zeit kam, wo der Jüngling die Ritterschaft erlernen mußte. Nach dem Tode des milden Beichtvaters erduldet das Mädchen viel Ungemach, wird verjagt und verdient ihr Brot fünf Jahre lang mit Harfenspiel und weiblicher Handarbeit; endlich aber wendet sich alles zum Guten.[2] Da hatten die Nonnen freilich keine Zeit mehr, für die Seelenruhe ihrer Stifter und Wohltäter zu sorgen.[3]

Außerhalb des Gottesdienstes durften sich die Kanonissen ziemlich frei bewegen; sie trugen weltliche Kleider, konnten Reisen machen und in die Welt zurückkehren.[4] Daher erklären sich die häufigen Nachrichten von verheirateten Nonnen.[5] Natürlich widersetzte sich die Kirche einem solchen Unfuge,[6] und ein Theologe erzählt, wie sich einer weltsüchtigen Nonne an jedem Ausgange der Gekreuzigte in den Weg stellte, verdirbt aber den Eindruck dieser Sage durch die Beifügung einer anderen Legende, wonach eine Nonne wohl entwich, inzwischen aber durch Maria vertreten wurde[7].

---

[1] Eine sehr drastische Schilderung steht Boll. Iul. III, 779.

[2] Dieses Motiv kommt übrigens öfters vor, so im L'éscoufle und La comtesse d'Anjou.

[3] Was ihnen die Mutter Peters des Ehrwürdigen einmal sehr entschieden zu Gemüt führte, sogar in einem Cluniacensischen Reformkloster; ep. 2, 17 (P. l. 219).

[4] Schäfer, Kanonissenstift 205 ff.

[5] S. oben S. 112 und die Synode von Lambeth 1100. Noch häufiger als im Abendland kommen sie im Morgenland vor.

[6] Als Simon von Montfort 1238 die Schwester Heinrichs III. von England geheim heiratete, widersetzte sich aus dynastischen Gründen Richard von Cornwallis und wies auf ihre frühere Nonnenschaft hin. Da erwirkte sich Simon von Rom Dispens mit der Begründung, sie habe nur den Ring, nicht den Schleier empfangen. Aber viele Theologen erklärten, durch den Ring habe sie sich Christus auf immer verlobt (vgl. Lomb. sent. 4, d. 38); M. Paris ch. m. 1238.

[7] Caes. Dial. 7, 33, 34, (35).

Unter den Nonnen selbst herrschte viel Unfriede, eine allgemeine Erscheinung bei Frauenköstern,[1] und es ist ungemein bezeichnend, daß vor einem Papste Klage geführt wurde, viele Nonnen schlügen sogar Kleriker und Laienbrüder, nicht nur Laienschwestern.[2] Doch kam auch das Umgekehrte vor,[3] und Petrus Damiani meint, manchmal kämpften die Mönche wie die Vipern gegeneinander.[4]

Auch über Männerklöster hören wir viel Klagen. Bischof Anselm von Havelberg schreibt, die Mönche führen ein verweichlichtes Leben und erblicken ihre Lebensaufgabe darin, im Kloster müßig zu sitzen und die Hände in den Schoß zu legen, ihr tägliches Brot und ihre Kleidung ohne Mühe zu empfangen, sorglos und mit Muße zu schlafen, von Winkel zu Winkel nach Behagen mit gravitätischem Schritt einherzuspazieren und die Ankunft des Abtes, sowie die Abwesenheit oder Anwesenheit des Priors pfiffig zu erforschen, die Ankommenden über das, was es draußen Neues gebe, neugierig auszufragen, mit versteckter Zeichensprache zwar die Zunge schweigsam zu erhalten, aber mit Handbewegungen ihren Gebrauch zu ersetzen. Sehen die Mönche ihren Eigenwillen irgendwie gehemmt, so werden sie unwillig, murren im geheimen oder geben ihrem Unmut in offenem Widerspruch Ausdruck. Wenn sie sich unter dem Schein der Disziplin Stillschweigen auflegen und in Schlupfwinkel zurückziehen, sei es mehr die Stimmung verwerflichen Unwillens als einer frommen Hingebung, die sie dort beseele. Während sie dann das Elend und die Schuld ihrer Sünde im Herzen auskochen lassen und sie weder beichten noch bereuen, trinken sie den Kelch ihrer eigenen Bitterkeit bis auf die Hefe. Wenige erheben sich zur Höhe der Demut und Stärke und genießen den Wein der Zerknirschung und die Süßigkeit der Beschauung.[5] Sogar von den Cluniacensern schreibt Peter der Ehrwürdige: „Müßiggang

[1] Ironisch schreibt der Dominikaner Nigellus Wirecker: Nunquam rixantur, nisi cum locus exigit aut res, sed neque percutiunt, sit nisi causa gravis; Spec. stult de monialibus (94).

[2] D. Greg. 5, 39, 33; M. Paris. ch. m. 1238 (Luard 515).

[3] Giraldus spec. eccl. 35.

[4] Ecce, et venenatae bestiae inter se in exhilendo monachis obsequio concordant, cum videlicet ipsi monachi viperina invicem a se proh dolor! immanitate resiliant. De vita eremit. op. 51, 5. Vgl. op. 52, 27.

[5] Epist. apol. p. canon. reg. P. l. 188, 1135.

hat so sehr einen großen Teil der Unsrigen, am meisten aber die Bartbrüder in Besitz genommen, daß sie im Kloster und draußen mit Ausnahme von einigen, die lesen, und ganz wenigen, die schreiben, an den Wänden des Klosters herumlehnen und schlafen oder von Sonnenaufgang bis zum Niedergang, ja bis in die Nacht hinein, wenn sie es ungestraft können, den ganzen Tag mit leeren, müßigen Worten oder mit Schmähreden vergeuden".[1]

Unzählige Klöster, auch viele Frauenklöster, hatten sich in Stifte oder Kanonikate verwandelt, wo jeder Genosse sein Eigentum, seine Zelle,[2] seinen festen Anteil an den Einkünften besaß und damit schalten und walten konnte, wie er wollte. Die schon früher begonnene Sonderung zwischen der Abtei und dem Konvente, zwischen den verschiedenen Klosterämtern und Dienerstellen hatte sich weiter fortgesetzt[3] und auf die einzelnen Tische erstreckt; da war kein Einhalt mehr zu tun; selbst bei den Cisterciensern machte sich später dieses Gesetz geltend, obwohl die Regel ihm schnurstracks zuwiderlief.

Manchmal kamen die Kanoniker oder Mönche wohl noch zum gemeinsamen Tische zusammen, aber nur dann, wenn es keine Fastenspeise gab,[4] oder sie versammelten sich wenigstens abends zum gemeinsamen Trunk und zur Unterhaltung.[5] Selbst in einem strengen Orden hatten die Mönche Todesangst vor Fastenspeisen, vor Fischen und Eiern, und ihr eigener Abt nennt sie Geier, Raben und Wölfe, weil sie sich immer nur von Fleisch nähren wollen.[6] Um wie viel mehr galt dies von den Kanonikern! In einer Stiftsrechnung wird kaum noch Gemüse erwähnt.[7] Um so größer waren andere Portionen; sie betrugen wohl das vierfache einer Mönchspfründe.[8] In einer englischen Satire heißt es, sie beziehen drei-

[1] Statuta 39.

[2] Die üble Folge der Isolierung s. M. G. ss. 25, 133; vgl. Caes. Dial. 11, 29.

[3] S. II, 373.

[4] M. G. ss. 23, 213.

[5] Wo sie sich, wie ein ihnen entlaufener Mitkanoniker berichtet, in Lästerreden ergingen: noctibus vero, quando sedebunt ad ignem et vacabunt potatonicus, ero psalmus eorum; Caes. 4, 49.

[6] Petr. Vener. ep. 6, 15.

[7] Westdeutsche Ztsch. 1903 S. 299.

[8] Vier Pfund Brot, vier Pfund Wein oder ebenso viel Bier täglich nach einer alten Regel; Mansi 14, 232.

fache Anteile, schwelgen in Wein und feinen Gerichten, während die niederen Glieder, die Scholaren und Präbendare sich mit Eiern, Bohnen und Käse begnügen müssen. Wenn sie zum Gottesdienste zusammenkommen — dieser blieb immer noch gemeinsam —, sitzen jene, diese aber müssen stehen. Jene unterhalten sich mit lustigen Geschichten, während diese sich mit dem langen Gesange abmühen.[1] Bei dieser Lage der Dinge ging die Gleichheit sehr oft in die Brüche.

Die Zwietracht und Unordnung, die in den Klöstern und Stiften herrschte, bereitete den Außenstehenden großes Vergnügen. Nicht bloß die Vögte, sondern auch die Dienstmannen und Hörigen,[2] in den Städten die Bürgerschaft, ja sogar die Bischöfe wußten sie wohl auszunützen, und die Kanoniker pochten vergebens auf ihre Exemtion.[3] Unter den vielfachen Angriffen von oben und unten litt manches reiche Kloster und Stift so stark, daß sie in Schulden hineingerieten, ja sogar zerfielen und untergingen. Ein Cistercienser sagte einmal: „Sieh, Bruder, seinerzeit war hier eine so große Anzahl von Mönchen, daß sie im Chore mit einander abwechseln mußten, und zu keiner Stunde der Nacht und des Tages das Lob Gottes verstummte; und jetzt sind unser kaum achtzehn, und wir haben kein Brot zu essen." Stephan von Tournai schreibt traurig, er sei sehr überrascht gewesen, als er einmal ein bekanntes Kloster besuchen wollte, Ruin und Todesstille anzutreffen, wo er lauten Chorgesang erwartet hätte. Infolge von Kriegsbedrängnissen löste sich wohl ein Frauenkloster vollständig auf, und die Nonnen zogen sich in ihre Familien zurück.[4]

Um wenigstens dem Andrang von unten zu entgehen, die

[1] Hos risus pascat, nos cantio longa fatiget. Grex solito more canat Alleluia, graduale. Praepositi verbis contendant atque cachinnis. Wright, Satirical Poets II, 215.

[2] Fur foveat furem, fovet ut meretrix meretricem . . . Ille molendinos, hic nostros surripit agros; hic villas decimat. hic vectigalia fraudat; hic silvas vendit, hic prata virentia tollit, nec totus census nostros transfertur ad usus. De querimonia cleri; Wright, l. c. II, 215.

[3] Bei einem Streit zwischen dem Kloster von St. Viktor und dem Pariser Archidiakonat wurde der Prior des Klosters 1130 in der Begleitung des Bischofs von den Neffen des Archidiakons angegriffen und niedergemetzelt; Steph. ep. Paris. 12 (Bouquet 15, 335); Bern. ep. 158.

[4] Thom. Cant. 2, 29, 21. Joh. Sal. ep. 310. Noch im zwölften Jahrhundert wurde das Kloster Lerin von Seeräubern zerstört und die Mönche ermordet; Hildebert. ep. Cenom. ep. 3, 7.

Dienstmannen und Maier los zu werden, gaben viele Klöster die eigene Verwaltung auf (schließlich sogar die Cistercienser) und zogen die Pacht- und Zinswirtschaft vor. Die Cistercienser haben nachmals die Verfügung erlassen, daß reiche Klöster armen zu Hilfe kommen müßten, ein Auskunftsmittel, das bei den älteren unabhängig nebeneinander stehenden Klöstern ausgeschlossen war. Diese haben sich in ihrer Not vielfach an die Päpste gewandt, die sie in ihren besonderen Schutz nahmen und ihre Privilegien verteidigten.[1]

Die priviligierte Stellung machte die Kanoniker ungemein verhaßt, und daher kam es, daß Vögte die Stifte auflösten und Weltgeistliche an ihre Stelle setzten, oder umgekehrt die Stifte mußten sich in Klöster verwandeln.[2] Oft verjagten die Bischöfe und Vögte kurzerhand die Kanoniker;[3] im Mittelalter machte man kurzen Prozeß; kam es doch auch umgekehrt vor, daß Kanoniker und Weltgeistliche die Mönche vertrieben, die sie beschämten und zu einem besseren Leben antreiben wollten.[4] Häufig mußten die Klöster statt einer freieren Regel eine strengere annehmen, umsomehr als sich auch die Gunst des Volkes von üppigen Mönchen abwandte.

Ein durchaus entartetes Mönchtum und ein verkommener Klerus hätte sich überhaupt nicht halten können in einer im großen ganzen durchaus christlichen Gesellschaft; sie hätte es als einen Fremdkörper ausgestoßen. Nach schlimmen Einzelheiten darf man die Gesamtheit nicht beurteilen; sie verschwinden in der großen Fülle erbaulicher Züge und rührenden Gestalten. Die Klosterchroniken wissen nicht genug zu berichten von Taten der Abtötung, der Wohltätigkeit und von lichten Himmelserscheinungen. Es ist immer die gleiche Melodie die mit einer gewissen Einförmigkeit wiederkehrt; es ist immer der gleiche lichte Hintergrund, der dann die Schatten um so stärker hervortreten läßt. Bei der Kirchenreform standen die Klöster im allgemeinen den Päpsten treu zur Seite, und namentlich haben sich manche Frauenklöster ausgezeichnet.[5]

---

[1] Schreiber, Kurie und Klöster II, 347.

[2] Beides steht nebeneinander M. G. ss. 21, 500 und 517. Viele Streitigkeiten erzählte Joh. v. Salisbury ep. 1 sq. Vgl. Schreiber, Kurie und Kloster I, 120.

[3] Über Fécamp vgl. P. l. 141, 849.

[4] Mansi 19, 969; Alex. II ep. 39.

[5] Dresdner, Sittengeschichte 326.

Ein vornehmer Konvent beobachtete die Klausur so gut, daß die Frauen sich sogar bei einem Brande weigerten, ihr Haus zu verlassen.[1]

Entschiedenen, kräftigen Bischöfen und heiligmäßigen Männern gelang es meist leicht, Ordnung zu schaffen; sie hatten die öffentliche Meinung meist auf ihrer Seite.[2] Oft genügte ein einziger Mann, um ein ganzes Stift durch sein gutes Beispiel mit fortzureißen. Ein solches Vorbild war der Dekan Ensfried von St. Andreas zu Köln, der mit seinem Oheim eine Pfründe besaß, aber alles verschenkte, so daß jener ihm oft die bittersten Vorwürfe machte.[3]

Nicht selten hausten gute und schlimme Kanoniker nebeneinander. So hören wir von einem Bonner Stifte:[4] während der eine Kanoniker in seinem Zimmer saß und die Heilige Schrift studierte, kam in seinen Hof ein anderer Kanoniker, sein Nachbar, mit Hunden und Falken und erfüllte den stillen Ort mit widerwärtigem Lärm. Als jener von seinem Fenster aus dies sah und hörte, sprach er bei sich: Herr Gott, wie lange erträgst du den Leichtsinn und die Torheiten dieses Menschen? Wie er aber das Buch aufschlug, fiel sein Blick auf die Stelle bei St. Paulus: „Wer bist du, der du einen frommen Knecht richtest? Er steht oder fällt seinem Herrn. Er wird aber stehen, denn der Herr ist mächtig, ihn aufrecht zu erhalten.“[5] Und er bereute sein vorschnelles Urteil. Ein Abt, der wußte, daß seine Mönche sich in ein Weinfaß versteckten und dort sich gütlich taten,[6] gesellte sich mit unschuldiger Miene zu ihnen. Am andern Morgen bekannte er im Kapitelsaal seine Schuld, ließ sich die Disziplin geben und zwang durch seinen Vorgang die übrigen, seinem Beispiele zu folgen. Sehr auffallend benahm sich dagegen ein Abt in dem Prämonstratenserkloster Vicogne in Flandern: Der Klosterbäcker hatte einen unerlaubten Verwandtenbesuch bekommen. Um die Sache zu verheimlichen,

[1] Petr. Vener., De mirac. 1, 22.

[2] Lindenbrog, Rer. germ. sept. ss. 124; M. G. ss. 25, 112; Hildeb. Cenom. ep. 2, 10.

[3] Dial. 6, 5.

[4] Caes. Hom. III, 38.

[5] Röm. 14, 4.

[6] Congregati sunt in vas vinarium maximum et vacuum, quod vulgo dicitur tunna; Caes. Dial. 3, 49 (47).

versammelten sich die Brüder zu einem Trunke bei ihm. Da schlich sich ein Angeber zum Abte, und dieser schickte seinen Kaplan zur Untersuchung; da dieser nichts bemerkte, bestrafte er sogar noch den Angeber.[1]

Noch immer kam es vor, daß Mönche ihre Äbte fortärgerten, verjagten vergifteten, oder gar erschlugen.[2] Andern gelang es, ihre Äbte zu Tode zu zaubern oder zu Tode zu beten. Dann konnte es wohl geschehen, daß immer wieder ein strenger Mann nachkam. Einmal sagte ein kluger Bruder beim dritten Abt: „Ich bete für seine Erhaltung, sonst bekommen wir einen noch schlimmeren."[3] Andere glaubten durch Klagen bei den Bischöfen zum Ziele zu kommen, so die Mönche von St. Amand zu Tournai, deren Beschwerden Stephan von Tournai untersuchte. Stephan erklärte, bei dem Abt keine Schuld gefunden zu haben, viel eher bei den Mönchen. Diese seien wenig liebenswürdig (non amandi), unverbesserlich und aufrührerisch.

Innerhalb eines und desselben Ordens stellten sich oft nach Landschaften Unterschiede ein. So befleißigten sich nach dem Urteile eines Waliser Geistlichen die englischen Benediktiner einer strengeren Zucht als die französischen und italienischen.[4] Ziemlich lange hielten sich die Cluniacenser mitten in den Verführungen aufrecht. Noch am Schlusse des zwölften Jahrhunderts deutete der Engländer Nigellus Wirecker an, daß eigentlich die Cluniacenser den strengsten Orden besäßen. Die schwarzen Bohnen und der Nachtgottesdienst, meinte er, stoße viele ab, womit freilich der heil. Bernhard nicht einverstanden war; denn er tadelt ihre feinen Gerichte, Kleider und Lagerstätten.[5] Stinkende Eier, Bohnenbrei und dünne Weine, die ganze Nacht hindurch Geschrei, das schrecke einen ab, sagt ein anderer, der die Probe gemacht; er wolle wenigstens stehend ein wenig im Chore schlafen. Den Tag über arbeiten sie ohne Unterlaß, so daß sie sich nur beim Mahle ein wenig ausruhen können.[6] Damit stimmt überein, was die Cister-

[1] M. G. ss. 24, 310.

[2] S. II, 308; M. G. ss. 23, 203; Wibald. Stabul. ep. 152, 232, 270, 274, 350; Thom. Cantip. 1, 16, 2; Joh. Salisb. ep. 147; P. Abael. hist. calamitat.

[3] Wright, Latin stories 51 (49).

[4] Giraldus, Spec. eccl. 2, 6.

[5] Wright, Satiric. Poets. I, 83.

[6] La bible Guiot de Provins 1676.

cienser an den Cluniacensern tadeln, daß sie mitten in der Nacht ihre Nokturnen halten und in der Frühe zur Zeit der Matutin schlafen, während es eigentlich umgekehrt sein sollte; sie schlafen, wenn sie wachen, und wachen, wenn sie schlafen sollten.[1] Auch zu dem von der Regel vorgeschriebenen Mittagsschlaf legen sie sich nur zum Scheine nieder, den Psalter in der Hand; wenn eine Glocke läute, springen sie auf, waschen und kämmen sich, als ob sie vom Schlaf erwachten. Ängstlich vermieden sie jeden schlimmen Schein und bewahrten die Zucht. Ein Fabeldichter erläutert die Standhaftigkeit der Mönche gegen sinnliche Versuchungen und führt das Beispiel eines Cluniacensers an, der sich auf glühenden Kohlen wälzte.[2] Auch der hl. Bernhard, dessen Wirken so deutlich im Gegensatz steht zu dem der Cluniacenser, stellt ihnen das beste Zeugnis aus. Ihre Lebensart, sagt er, ist heilig, ehrenvoll, ausgezeichnet durch ihre Reinheit, eingegeben vom Heil. Geiste und in hervorragender Weise geeignet, die Seelen zu retten. Er erinnert an die Gastfreundschaft, die er bei ihnen genossen und die er umgekehrt ihnen erwiesen hätte. Dadurch suchte er ihr Mißtrauen und ihre Unzufriedenheit zu beschwichtigen, die seine tatsächliche Stellungnahme verursachte. Viele ihrer Ordensgenossen verließen ihr altes Heim und schlossen sich den neuen Asketen an, ja ganze Häuser gingen von einer Kongregation zur andern über.

Bei diesem Wechsel spielten auch manchmal unlautere Motive mit, und Bernhard hat sich selbst getäuscht, so in dem gelehrten und gewandten Cluniacenser Nikolaus, der offenbar gehofft hatte, in seinem Orden eine größere Rolle zu spielen. Er schrieb oft Briefe unter dem Namen und mit dem Siegel des hl. Bernhard, die keineswegs in dessem Sinne lagen, und trug viel dazu bei, die Zwistigkeiten zwischen beiden Orden zu verschärfen.

Nur mit Mühe gelang es Peter dem Ehrwürdigen, dem Verfall seines Ordens Einhalt zu tun. Hatte er sich doch selbst kaum gegenüber dem milderen Gegenabt Pontius aufrechtzuerhalten vermocht, dem namentlich die vom Kloster abhängigen Laien zur

---

[1] Martène Th. an. V, 1604.

[2] Solche Mönche vergleicht er mit Nachtigallen qui saltant super duros ramos; Odonis de Ceritona Fab. 51. Derselbe Odo erzählt von einem Eremiten, der aus demselben Grund seine Hand ins Feuer hielt, Hervieux, Les Fabulistes II, 639, 667.

Seite standen.[1] Gleich den älteren Benediktinern hatten die Cluniacenser einen weiten Gebrauch von der Freiheit gemacht, die der hl. Benedikt für Wohnung, Kleidung und Nahrung gewährt hatte, und sie hatten sein Wort von der Notwendigkeit, diese Bedürfnismittel an die Natur des einzelnen anzupassen, weit ausgedehnt. Sie hatten die Kleider und Speisen gehäuft. Sie wählten die feinste Wolle und den neumodischen Regensburger Barchent, wie selbst Peter der Ehrwürdige klagt, und putzten ihre Schuhe viel zu oft.[2] Die Kochkunst trieben sie bis auf die höchste Spitze und wußten selbst in die Fastenspeisen eine reizende Mannigfaltigkeit zu bringen.[3] Während den Gaumen kostbare Speisen ergötzen, sagt der hl. Bernhard, umschmeichelt das Ohr angenehmes Getöse, der Herr aber sagt: „Die Welt freut sich, ihr aber werdet trauern." Außerdem klagten fromme Männer darüber, daß die Mönche sich viel zu viel um die Welt bekümmerten, Vormundschaften, Patenschaften übernähmen,[4] die Arzneikunst ausübten, sich in die Politik einmengten, durch ihre Schule weite Beziehungen unterhielten und ihre Brüder auf ferne Schulen schickten.

Das Mittelalter kannte eine viel freiere Beweglichkeit, als wir uns vorstellen. Viele Religiosen wechselten ihren Beruf mit Leichtigkeit, und manche probierten einen Orden nach dem andern,[5] und vielen war kein Orden streng genug. Den Übergang zu einer härteren Lebensweise billigte auch die Kirche.[6] Die ernste Zucht übt eine merkwürdige Anziehungskraft aus, wie man noch heute beobachten kann, wo die strengen Orden viel mehr Zulauf finden als die laxen. Einen besonderen Schauer erregten die Einsiedler, die Nachfolger des Elias.[7]

Auf einen Romuald und Petrus Damiani folgte ein Bruno, der Stifter der Kartäuser. Bruno, ein geborener Kölner, hatte sich aus seiner angesehenen Stellung zu Reims in die Einsamkeit

---

[1] Milites et cumprovinciales tam rustici quam burgenses; Order. Vital. 12, 15.

[2] Petri stat. 17, 18, 28.

[3] Bernard Apol. ad Guilelm. abb. 8; cf. Caes. hom. III, 14.

[4] Richer. 3, 35.

[5] Caes. 11, 13, 14.

[6] Synode von Tribur 895 c. 26, Bourges 1031 c. 25; Petr. Blesens. ep. 86; Martène Th. an. V, 1594.

[7] S. oben S. 141.

zurückgezogen und war der Bischofswürde entflohen. Ohne Zweifel trug dazu bei der schreckliche Tod eines unwürdigen Kanonikers, dessen Geist nach einer späteren unbeglaubigten Sage sich ihm zeigte mit der erschütternden Klage, er sei vor dem göttlichen Richterstuhle nicht bestanden. In der Einöde von Grenoble ergab sich Bruno strengen Bußübungen mit zwölf Genossen. Sie trugen das Bußkleid immer über ihren Körper, darüber das Skapulier statt der Kukulle und hatten als Mäntel (Froccen) vorn schließbare Pallien.[1] Ihr Haar schoren sie vollständig. Die meiste Zeit lebten sie von Kräutern, fasteten am Montag, Mittwoch und Freitag bei Wasser und Brot und genossen nur an Sonn- und Festtagen Eier und Käse. Ihr Brot war so grob als möglich und ihr Wein so dünn wie Wasser. Des Fleisches enthielten sie sich auch bei Krankheiten (deshalb nennt sie ein Benediktiner Mörder der Kranken). Täglich beschränkten sie sich auf eine Mahlzeit, die sie sich selbst in ihren Zellen bereiteten. „Wenn ich sehe," schreibt ein Benediktiner, „wie sie ihr Feuer blasen und schüren, so scheint mir diese Arbeit ehrlicher Leute unwürdig zu sein."[2] Die meiste Zeit hielten sie sich in ihren Zellen auf — sie glichen hierin ihren Gegenfüßlern, den Kanonikern, — und versammelten sich nur zur Matutin und Vesper in der Kirche, beteten aber die übrigen Horen jeder für sich, wobei sie sich nach den Glockenzeichen richteten. Die Einsiedler des Petrus Damiani vollzogen alle sieben Horen gemeinsam; dann betete aber noch jeder für sich oder mit einen Genossen einen Psalter für die Lebenden und einen für die Toten. Eine Messe besuchten die Kartäuser anfangs nicht alle Tage, sondern nur an den Festtagen, später aber alle Tage. So streng wie die Einsiedler des Petrus befolgten sie das Stillschweigen, verständigten sich nur durch Zeichen und öffneten den Mund nur zum Lob Gottes und zum Bekenntnis ihrer Sünden. In ihrer Einsamkeit ergaben sie sich dem Gebete, dem Studium und dem Abschreiben der Handschriften. Die Besorgung ihrer Güter, die sie zum Unterhalt brauchten, die Pflege ihrer Kühe, Ziegen und Schafen überließen sie Konversen, genau

[1] Utuntur autem scapulariis laneis pro cucullis . . . palliis autem ex pellibus solum utuntur, tanquam Alemannicis, ante pectus clausis. Girald. spec. eccl. 3, 20.

[2] Guiot von Provins in seiner Bibel 1337.

wie die Einsiedler des Petrus Damiani. Doch sollte die Zahl von achtzehn bei keiner Niederlassung überschritten werden.

Die Abendländer drängten unwillkürlich zum Zusammenschluß. Nicht einmal im Paradiese möchte ich allein sein, meint ein Benediktiner. Die Einsamkeit ist ein schlechtes Leben und erzeugt Trauer und Unwillen.[1] Viel besser dafür angelegt waren die Morgenländer. Daher erlangte auch im Abendland das Einsiedlertum nicht jene Bedeutung wie im Orient, wo es auch in außerchristlichen Religionen in hoher Blüte stand. Hat doch der Buddhismus sogar ein Vorbild für das Christentum geliefert in der Gestalt des Barlaam, hinter der sich vielleicht Buddha selbst verbirgt. Die Geschichte des Einsiedlers Barlaam, der den Königsohn Josaphat bekehrte, von Johannes Damascenus bearbeitet, wurde gerne gelesen und ins Deutsche übertragen von dem Schweizer Ritter Rudolf von Ems.[2]

---

[1] Guiot von Provins 1342.

[2] S. oben S. 247. Michael, Geschichte d. d. Volkes IV, 77.

LXXIV. Der hl. Bernhard, der hl. Norbert und ihre Orden.

Vom Einsiedlertum, wie wir es eben geschildert haben, ging der hl. Bernhard aus. Er liebte wie Romuald und Bruno die Einsamkeit der Berge und Wälder. Auch sein Gegner, Petrus der Ehrwürdige, hatte einen feinen Sinn dafür; er schildert in begeisterten Worten Berghöhen, auf denen der Einsiedler Wolken unter sich sieht,[1] und er kennt das geheimnisvolle „Waldesschweigen“.[2] Das wenige, das er wisse, sagt der hl. Bernhard, habe er unter den Eichen und Buchen des Waldes gelernt, weshalb man ihn einen Waldweisen nannte. „Wenn ich mit den Felsen verkehre,“ sagt ein anderer Mönch, „habe ich im Beichtstuhl weniger zu bekennen, als wenn ich mit Menschen verkehre.“ „Die Gegend von Clairvaux“, bemerkt ein weiterer, „ist so lieblich, daß sie den müden Geist erquickt, Sorgen verscheucht, jenen, die Gott suchen, die Andacht entflammt und an überirdische Freuden erinnert. Wenn ich die Blumen sehe und ihren Duft atme, steigen in mir sanfte Erinnerungen auf.“ Aber freilich muß die Seele für solche sanfte und ruhige Einwirkungen offen sein; „denn,“ meint Ivo von Chartres, „weder das tiefe, stille Dunkel der Wälder, noch die Gipfel der Berge können den Menschen glücklich machen, wenn er nicht eine geistige Einöde, einen Sabbat des Herzens, Ruhe des Gewissens und Aufschwung des Geistes in sich selber trägt.“ „Es ist eine gute Einsamkeit,“ bemerkt Richard von St. Viktor, „wenn

[1] De mir. 1, 8.

[2] Amoenus locus, ubi salicum magna multitudo quasi cuiusdam silvae secretum aemulabatur; l. c. 23. Den Einsiedlern und Mönchen verdankt Italien die Erhaltung wenigstens eines kleinen Teiles seiner Wälder; sonst wäre alles kahl wie in Spanien.

kein Laut das Schweigen bricht, es sei denn die Stimme der Waldtaube und der Seufzer, der unaufhörlich einem Herzen entsteigt, das nach göttlicher Liebe verlangt, eine böse aber, wo die Sehnsucht nach dem Göttlichen fehlt."

Im Unterschied von den Benediktinern haben die Cistercienser stille Waldtäler und Niederungen vorgezogen und die feuchten Sumpfgegenden nicht gescheut. Die Natur sollte die Mönche nicht zerstreuen, sondern sie erst recht sammeln, die Seele ganz nach innen kehren. In der Einsamkeit schweigt die menschliche Begehrlichkeit.

Bernhard wollte die Bedürfnisse des Menschen auf das geringste Maß zurückführen und ging selbst mit dem guten Beispiel voran. Er aß und schlief so wenig, daß ihn beständige Krankheit plagte und er damit auch sein Leben abkürzte, wie nachmals der hl. Franziskus. Er sagte einmal, sein Magen sei so schwach geworden, daß ihm nichts zu essen das einzige Vergnügen bereite; nur hin und wieder nehme er etwas Flüssigkeit.[1] Seine Augen hielt er so im Zaume, daß er nicht wußte, wie viel Fenster in der Klosterkapelle Licht hereinließen, und ebenso tötete er das Gehör ab. Wenn er unnütze Unterhaltungen anhören mußte, verstopfte er die Ohren mit Werg. Allerdings verlangte er solche Abtötung nicht von jedem Bruder. Denn er wußte, daß ein Übereifer nicht jedermanns Sache sei. Er mißbilligte es offen, daß manche seiner Brüder, um ihren Geschmack abzutöten, sich Kasteiungen auflegten wie viele Eremiten, die Speisen absichtlich recht ungenießbar machten, fast gar nichts aßen und kaum schliefen. Denn man wußte wohl, daß ein entkräfteter Körper zu Gebet und Arbeit nichts mehr taugte und daß so Gehirnkrankheiten entständen.[2] Nicht selten sahen sich die Äbte veranlaßt, kranken Brüdern kraft des Gehorsams eine kräftige Kost aufzuzwingen.[3]

Aber möglichst wenig schlafen und essen sollten die Mönche doch; deshalb war das Lager hart, die Speise reizlos und bestand

---

[1] Er erbrach sich sehr häufig; v. 1, 5, 6 (44, 63) und seine Füße schwollen an wie einem Wassersüchtigen; offenbar war er herzleidend. Ep. 310.

[2] Monachus vacuus ventre non potest bene ieiunare, vigilare, laborare; Caes. Dial. 4, 78; vgl. 4, 45.

[3] Wenn sie sich dennoch weigerten, konnten nach den Erzählungen des Cäsarius (10, 8, 9) Wunder eintreten, die bewiesen, daß Gehorsam mehr wert sei als Entsagnug.

aus Gemüse, Bohnen, Linsen und Erbsen mit etwas Salz und Öl-zusatz. Als einmal ein zu einem Bischof erhobener Cistercienser in einem Kloster seines Ordens einkehrte, befahl er einem Laienbruder, ihm eine Predigt zu halten. Dieser nicht verlegen, führte aus, wenn einmal der Bischof in die Ewigkeit hinüber gehe, werde sich der hl. Benedikt über seine Inful verwundern und ihn nicht als Mönch anerkennen. Beharre der Bischof auf seiner Mönchszugehörigkeit, so werde ihm der Heilige den Leib öffnen lassen; finde sich darin Gemüse, so werde er zur Schar der Mönche treten müssen, wenn aber feine Fische und Fleisch, müsse er außen bleiben.[1] Nur etwas Salz und Öl ließen die Cistercienser den Gemüsen beimischen, Fett aber verdammten sie so heftig, daß strenge Brüder sogleich zu essen aufhörten, sobald sie, an fremde Tische geladen, an den aufgetragenen Gemüsen und Breien nur eine Spur von Fett entdeckten.[2] Der Cluniacenser Petrus meinte freilich, es wäre besser, den Speisen etwas Fett beizumengen als den Leib mit Gemüse vollzustopfen. Oft folgten zwei Gemüse nacheinander;[3] denn die Regel des hl. Benedikt gestattete für Mittag und Abend zwei Gerichte. Doch konnten auch Milch oder ein paar Eier oder Käse das zweite Gemüse ersetzen. Mehlspeisen, Fische oder gar Vögel gehörten zu den Seltenheiten. Zur Zeit der Arbeit im Frühjahr bis Herbst fanden zwei Mahlzeiten statt, die eine um die sechste, die andere um die zwölfte Stunde; von Mitte September bis Ostern eine Mahlzeit zur Zeit der Non.

Wie zwei Gerichte, gestattete die Regel auch zweierlei Kleidung: die Tunika und das Skapulier (für die Arbeit) oder die Kukulle, und ließ außerdem nur noch Kapuzen und Strumpfschuhe zu, verbot aber Beinkleider wie den Mönchen so den Nonnen. Bernhard kehrte in dieser Hinsicht zu der im Laufe der Zeit stark gelockerten Ordnung des hl. Benedikt zurück, stieß aber auf starken Widerstand. In wärmeren Gegenden, meint ein normannischer Mönch, entbehren auch die Laien des Beinschutzes, etwas anders sei es im Norden.[4] Ein englischer Benediktiner findet den Mangel geradezu anstößig und wünscht, daß auch nachts die Beine bedeckt seien.[5] Noch durch-

[1] Caes. Dial. 4, 79.
[2] Caes. l. c. 6, 3, 4.
[3] Martène Th. a. V, 1637.
[4] Order. Vital. h. e. 8, 25.
[5] Nigellus Spec. stult. ed. Wright, Sat. poets I, 85. Dentur eis braccae,

schlagender war der Hinweis auf die Worte des Apostels Paulus: „Welche Glieder an uns unehrbar sind, diese bedecken wir um so sorgfältiger“ und auf ein altes Gebot des Moses.[1] Nachts legten die Mönche das Tagesgewand, die Tunika, nicht ab, im Unterschied von den Laien, und bedeckten sich mit ihren Kukullen. Die Kleider verwuchsen fast mit dem Mönche; sie wurden alle über den Kopf gezogen, und wenn der Mönch sie wechselte — an Samstagen vor der Beicht —, verband er damit die eigene Körperreinigung. Aber im Gegensatz zu den Cluniacensern haben die Cistercienser den Kleiderwechsel und die Körperreinigung möglichst eingeschränkt. Ein frommer Mann war auch ohne Bad rein, er badete überhaupt nicht, wie Lobredner nicht zu bemerken vergessen,[2] und wechselte selten sein Gewand, behielt bei der größten Hitze Ober- und Untergewand an, verschmähte bei der Kälte Hemd, Pelz und Beinkleid[3] und verstand sich höchstens zu einem Bußhemd. Die Folgen blieben denn auch nicht aus, viele wurden krank, so schon der hl. Bernhard, dem ein eigener päpstlicher Befehl vorschreiben mußte, sich ein wollenes Hemd und Käppchen zu gestatten.

Infolge des langen Tragens desselben Gewandes entstand Unreinlichkeit und Ungeziefer, wie ein Franziskaner ziemlich unverblümt ausführt.[4] Mit einer gewissen Genugtuung erzählt später Cäsarius von Heisterbach, wie ein ins Kloster getretener Ritter seinen früheren Freund dem Mönchsleben gewinnen wollte, von ihm aber die Antwort erhielt: „In Wahrheit, lieber Freund, möchte ich schon in den Orden treten, aber ich fürchte mich vor dem Ungeziefer in euren Kleidern, denn das Wollenzeug ist eine Brutstätte des Ungeziefers.“ Darauf fragte ihn der Mönch, wie er,

l. c. 45 (auch Nonnen 94). Wer aber Messe las, zog femoralia an: Gualter. Map., Nug. cur. 1, 25.

[1] 3. Moses 16, 4; 2. Mos. 28, 42; 1 Kor. 12, 23. Quamvis in feminalibus lineis ministris dei castitas indiceretur, tamen honestas velandorum inhonestorum . . . sollicite praecipiebatur; Peter. Vener. ep. 1, 28. Sehr ausführlich handelt darüber Philipp von Harveng, De cont. cleric. 51 sq.

[2] M. G. ss. 17, 699.

[3] M. G. ss. 17, 699.

[4] Item cum una tunica, qua solummodo utuntur, exponunt se multis miseriis tam pediculorum, quos excutere non possunt, quam etiam sudoris et pulveris et foetoris: quia tunicam nec excutere, nec lavare possunt, nisi remanserint nudi. Salimb. chron. 1248 p. 121.

der vor Schwertern nicht gezittert hätte, vor so etwas Angst empfände.[1] Darauf trat er in den Orden ein und fand seine Ruhe. Nach einiger Zeit trafen sich die beiden Freunde, und der eine fragte den andern, wie es mit seiner Furcht stände. Dieser gab zur Antwort: „Glaube mir, Bruder, und wisse: Steckte in meinem Habit sämtliches Ungeziefer sämtlicher Mönche, es würde mich nicht mehr aus dem Orden beißen." Wie wir eben von Cäsarius erfahren, kam geradezu das Schimpfwort Lauser oder kahle Läusepelze für die Mönche auf.[2] Mit einem anderen, kaum wiederzugebenden Schimpfnamen, der auf einen üblen Geruch hinwies, belegte einmal der Vater des Salimbene die Mönche, die ihm seinen Sohn entführten.[3] „Die Lausnickel d. h. die Mönche," klagten einmal die Teufel, „liegen auf den Boden und grunzen wie die Schweine, so daß wir gar nicht an sie herankommen können. . . Auch haben die Mönche ein Murmelhaus, d. h. den Kapitelsaal,[4] worin uns alles, was sie verbrochen haben, weggenommen wird."

In einem starken Widerspruch mit diesen Aussagen steht die Tatsache, daß die Cistercienser für ihre Gewänder die weiße Farbe wählten, die als vornehm galt und schwer rein zu halten war. Schwarz galt als Zeichen der Buße und der Arbeit. Aus Demut, sagt Peter der Ehrwürdige, haben die Väter das schwarze Gewand gewählt, auch Martin, ein echter Mönch, habe kein weißes und kurzes Gewand, sondern einen schwarzen langen Mantel gewählt.[5] Schwarz sei das Zeichen der Demut, weiß das der Freude und Verklärung.[6] Mit ihren weißen Tuniken und Kukullen angetan, können die Cistercienser dem Pelzwerk nicht genug Verachtung erzeigen,[7] als ob die in Pelzwerk eingehüllte Demut nicht mehr wert wäre als der Stolz in den Tuniken! Eigentlich, gibt der hl. Bernhard zu, passe die schwarze Tracht besser für die Mönche; aber auch die weiße habe ihren guten Sinn. Vermutlich beriefen

[1] Dial. 4, 48.

[2] Dial. 12, 5.

[3] Fili dilecte, non credas istis pissintunicis, sed veni mecum (Chron. 1229 p. 13).

[4] Domus susurrii (Dial. 12, 5).

[5] Nigrum et pendulum pallium (non album et curtum). Ep. 1, 28; 4, 17.

[6] Vgl. die Vision eines Cluniacensers, die an Bruno erinnert; De mirac. 1, 20.

[7] De pelliciis nigros derident. Gualter. Map., N. c. 1, 25.

sich die ersten Stifter auf den Erneuerer des Mönchtums, Benedikt von Aniane.[1] Weiß war das Gottesdienstkleid der Priester und Kanoniker[2] — auch die Kanonissen trugen Weiß[3] und über den Kopf den weißen Schleier der Urzeit. Der weiße Chorrock war den Mönchen geradezu verboten, wie den Priestern umgekehrt die Kukulle. Demnach unterscheidet sich noch heute in Rußland der weiße und der schwarze Klerus.

Weiß war also die ärmellose Tunika der Cistercienser (bei den Weltgeistlichen Alba, Camisia, Subta, Subtana genannt), und weiß war die Kukulle die mit einer Kapuze und im Unterschied zu den Cluniacensern mit Ärmeln versehen war, dasselbe Kleid wie die priesterliche Kutte, der zu den Knöcheln reichende Chorrock,[4] nur daß sie sich in der Form unterschieden. Ihre Kukullen machen die Cistercienser den Cherubim gleich, behauptet einmal einer der Brüder; zwei Flügel bedeckten das Haupt (nämlich die Kapuze), zwei die Arme, zwei die Füße; die Cluniacenser aber meinten, sie ständen ihnen darin nicht zurück, wenn sie Kukulle und Flocke zusammennähmen.[5] In der Tat nennt ein südfranzösisches Konzil 1096 die Mönche Engel mit sechs Flügeln, und es kann dabei nur die Cluniacenser im Auge gehabt haben.[6] Ärmel und Kapuzen wurden je nach Bedürfnis an verschiedene Kleider angeheftet, auch bei den Laien, wie wir noch sehen werden.

Während die Cistercienser keine Froccen kannten, hatten die vornehmen Cluniacenser das Skapulier, das Arbeitskleid, aufgegeben. Jene kehrten aber zur alten Ordnung des hl. Benedikt zurück und verschmähten nicht dieses schlichte Gewand, das wie die Dalmatika, der alte Sklavenrock, nur bis an die Kniee reichte und der Ärmel entbehrte, und wählten dafür eine dunkle Farbe, da das Weiß leicht schmutzig wurde. Als einmal ein Mönch der großen

[1] Die Tunika (Toga) war weiß, Kukulle und Skapulier schwarz nach Mab. Annal. II, 262. Nos religionis perditae restauratores, nos emortui ordinis resuscitatores: nos languentium, tepentium, sordentium monachorum iustissimi condemnatores. Ep. 229, 27.

[2] Daher unterschied man monachi nigri, monachi albi; M. G. ss. 17, 235 (45).

[3] Die Benediktinerinnen Schwarz.

[4] Cotta, superpellicium, rochetum.

[5] S. S. 136 N. 4 und das Bild S. 386.

[6] Mansi 20, 934.

Hitze wegen die Kukulle gegen das Skapulier vertauschte, machte ihm der hl. Benedikt in einem Gesichte einen heftigen Vorwurf, obwohl er sich auf eine Krankheit berufen konnte, und jener fand erst Ruhe, als er zur Kukulle zurückgekehrt war.[1] Auch für die Kukullen wählten viele Mönche, weil das Weiß schwer rein zu halten war, graues Tuch, das auch leichter bezogen werden konnte. Doch erklärten sich verschiedene Verordnungen gegen die graue Farbe und schlossen sie besonders von der Kirche aus. Indessen blieb den Cisterciensern der Name „graue Mönche", vielleicht eher wegen der Verbindung als wegen der Mischung von schwarz und weiß, während die Prämonstratenser und Kartäuser stets die weißen Mönche hießen. Auch in den Mänteln, Froccen, Pallien, Kappen unterscheiden sich die Mönche.

So entstand eine große Mannigfaltigkeit verschiedener Ordenstrachten, während der Orient an der Gleichfarbigkeit festhielt und die Einförmigkeit des geistigen Lebens der Vielgestaltigkeit der Welt entgegensetzte. Doch wußte das Abendland auch seine Art wohl zu verteidigen. Die Mönche, sagt Otto von Freising, haben Gewänder von verschiedenen Farben, wie sie auch im Innern im bunten Glanze verschiedener Tugenden strahlen, gemäß dem Worte des Psalmisten: „Des Königs Tochter ist ganz herrlich inwendig, sie ist mit goldenen Stücken gekleidet."[2] „Die einen nun, die ein apostolisches Leben führen und schon in ihrem Äußeren die Reinheit, die Unschuld zeigen wollen, tragen ein reines Leinenkleid; andere desselben Ordens kleiden sich rauher zur Ertötung des Fleisches in die wollene Kutte."[3] So vergleicht Odo von Cheriton die einen Mönche mit weißen, die andern mit schwarzen Schafen und meint von den letzteren, sie seien zwar äußerlich häßlich, innen aber schön und rein.[4]

Innerhalb des Rahmens der Klosterregel gewährte die Benediktinerordnung eine gewisse Freiheit der Bewegung, die mit der Zeit immer mehr ausgenützt wurde. Durch diese üblen Erfahrungen belehrt, schränkten die Cistercienser die Freiheit immer stärker ein, verboten strenge jeden Verkehr mit der Welt und beschäftigten die

[1] Caes. Dial. 11, 36.

[2] 45, 14.

[3] Chron. 7, 35.

[4] Hervieux II, 632. Sagte doch auch der hl. Hieronymus: sordida vestis candidae mentis indicium, ep. 125, 7; Cicero Tusc. 3, 23, 56.

Genossen unaufhörlich, ließen ihnen nur die Wahl zwischen Gebet, Lesung und Arbeit. Zum Gebet durften sie von einem Altar zum andern, von einer Kapelle zur andern wandern, weshalb sie viele Kapellen erbauten. Nicht jeder durfte jeden Raum betreten, selbst nicht die Wärmestube.[1]

Auch alle Ungleichheiten sollten vermieden werden; alle sollten gleichmäßig an den Arbeiten teil nehmen, sogar am Flicken, Waschen und Kochen. Endlich sollten auch zwischen den einzelnen Klöstern keine Ungleichheiten sich einschleichen wie bei den Benediktinern. Gegen diesen Übelstand hatten schon die Cluniacenser angekämpft und deshalb einen strengen Zusammenschluß und eine scharfe Unterordnung mit häufigen Visitationen durchgeführt. Daß es nicht gelang, die Einheit zu bewahren, nachdem sich ihnen bei zweitausend Klöster angeschlossen hatten, war der Anfang des Verfalls. Nun führte Bernhard eine noch straffere Zentralisierung durch. Wie die Cluniacenser fanden auch die Cistercienser die Unterstützung der Päpste, da zentralisierte Orden sich viel leichter von Rom aus leiten ließen; doch haben sie gelegentlich auch wieder Ausnahmen gestattet. Am wenigsten gefiel der Zusammenschluß vielen Bischöfen, die den Generalkapiteln große Schwierigkeiten in den Weg legten, und noch viel weniger die Exemtion.

Eine den Bischöfen viel erwünschtere Stellung nahmen die Prämonstratenser ein, die nur eine Reform der Kanonikate beabsichtigten, aber eine den Cisterciensern ebenbürtige Bedeutung erlangten. Ein Lütticher Mönch vergleicht sie mit den beiden Flügeln der Cherubim und ihre beiden Stifter mit Elias und Henoch.[2] Der Stifter der Prämonstratenser, der hl. Norbert von Xanten, gehört in die Reihe jener französischen Wanderprediger, die aus dem neuerwachten Reformeifer herauswuchsen, eines Robert von Arbrissel, Bernhard von Thiron, Vitalis von Savigny, Girald von Salles, Heinrich von Lausanne.[3] Den hl. Norbert begeisterte der Predigtauftrag des Heilandes und seine Mahnung, auf die Mission weder Tasche, noch Schuhe, noch zwei Röcke mitzunehmen. Mit den bloßen Füßen, sagte er, wolle er Gott suchen. So zog er überall

[1] Lib. usuum 72.

[2] M. G. ss. 10, 512.

[3] Walter, Die ersten Wanderprediger 1903, 1906.

umher als Pilger, wie er sich selbst bezeichnete, als Evangelist, Prediger, wie ihn seine Anhänger nannten.

Bernhard hatte auf die religiöse Wirksamkeit in der Welt, auf die Seelsorgstätigkeit kein großes Gewicht gelegt. Er, der größte Prediger des zwölften Jahrhunderts, hatte sich sogar gegen das Predigen ausgesprochen. Der Mönch, meinte er, habe keinen Beruf zu lehren; für ihn müsse die Stadt ein Kerker, die Einsamkeit ein Paradies sein. Diese Gesinnung blieb immer lebendig in seinem Orden. Noch Cäsarius von Heisterbach stellt das Leben eines Mönchs höher als das eines Pfarrers. Ja, dieser Anschauung entzogen sich auch außenstehende Kreise nicht. Denn alle stimmten darin überein, daß Maria einen besseren Teil erwählt hätte als Martha, daß das tätige Leben hinter dem beschaulichen an Wert zurückstehe.[1] Freilich wußte das Mittelalter wohl, daß das beschauliche Leben für wenig auserlesene Seelen taugte, und eben darum verlangten die neuen Orden wie die alten von ihren Mitgliedern beständige Arbeit.[2] Nur erhielt die Arbeit nach der Anschauung des Mittelalters ihren Wert weniger durch die soziale als durch die individuelle Wirkung. Sie sollte vor allem dem Seelenheil dienen. Auch die Kanoniker und Priester unterlagen dieser Anschauung, und sie suchten, obwohl sie ihre Tätigkeit auf die Welt verwies, das Klosterideal zu verwirklichen. Der Bruder Gerhohs von Reichersberg führte aus, alles, was man bei einem Mönche bewundere, finde sich auch bei Regularkanonikern, denen er angehöre. Die Mönche, sagt man, sind Nachfolger der christlichen Armut: ich auch, erwiderte jener; sie Nachahmer der apostolischen Vollkommenheit: ich auch; sie Bekenner des gemeinsamen Lebens: ich auch; sie Diener Christi: ich auch. Fromme Männer, die der Eifer Christi drängte, betrachteten es daher als ihre wichtigste, notwendigste Aufgabe, die Geistlichen zum evangelischen Leben zurückzuführen. In ihren Bemühungen scheuten sie sich nicht vor Übertreibungen. Schon der Verkehr mit Frauenzimmern brachte nach ihrer Anschauung die Kleriker in den Verdacht des Nikolaitismus. Gerhoh selbst erklärte, Sonderwohnungen und Privateigentum gefährdeten das Seelenheil. Jedenfalls sei Privateigentum für den Sünde, der sich zum kanonischen Leben verpflichtet habe; ja noch mehr, er

[1] Vgl. Boll. Iul. III, 559 eine sehr interessante Disputation.

[2] Thom. Cantip. 2, 6; 2, 7; 2, 10.

sei eine Art Simonie und Häresie.[1] Solche Aussprüche verhallten nicht wirkungslos.

Schon lange vor Gerhoh und dem gleichgesinnten Norbert nahm das kanonische Leben wieder einen neuen Aufschwung. Viele Stifte verwandelten sich in Klöster wieder zurück, während zuvor viele Klöster sich in Kanonikate aufgelöst hatten, ein Vorgang, der sich übrigens auch später wiederholte. Andere Stifte nahmen wenigstens eine schäfere Regel an, die das Privateigentum enger beschränkte als die Ordnung Chrodegangs. Im Ausgang des elften Jahrhunderts tauchte in Frankreich eine Regel auf, die den Namen Augustins trägt und sich bald auch in Deutschland verbreitete, so in Reichersberg, Beuron, Weltenburg. In einigen Orten wie Kloster-Neuburg, St. Pölten, St. Florian besteht die Regel der Augustinerchorherren noch heute fort. Für diese Regel entschied sich auch Norbert, als ihn die Bischöfe drängten, sich einer Ordnung zu fügen. An sich hätte, sollte man denken, für den strengen Geist Norberts eine straffere Ordnung gepaßt, und viele scheinen ihm auch die Cistercienserregel empfohlen zu haben. Denn Norbert verstand die Mahnung des Heilandes, als Apostel die Armut zu wählen, möglichst wörtlich, und seine Jünger nannten sich Arme Christi. Nur wer sich so allen Besitzes entäußerte, gewann nach Norberts Meinung die Macht über die Welt und die in ihm herrschende Gewalt des Bösen. Gleich den alten Missionaren kämpfte Norbert mit dem Bösen gleichsam Aug' in Aug', trat dem Satan persönlich gegenüber, rettete mit unendlicher Mühe die armen Besessenen von ihren Fesseln. Norbert pflegte seinen Schülern oft seine eigene Erfahrung vorzuhalten: ich habe der Fürsten Höfe besucht, habe irdische Güter im Überfluß gehabt, es hat mir nicht an Genuß jeglicher Art gefehlt. Aber glaubt es mir, meine Brüder, gerade die Fülle irdischer Güter ist wahre, innere Armut, und es war mir nie wohler, als da ich alle Besitzes bar war. Denn gerade die Entäußerung irdischen Gutes verschaffte mir die Fülle himmlischer Güter, und diese, wie unendlich angenehmer, dauerhafter und befriedigender sind sie! Die Selbstentäußerung sollte vor der eigenen Person nicht Halt machen. „Priester", rief Norbert seinen Jüngern zu, „Priester! Du bist nicht du, denn du bist Gottes! Du bist nicht

[1] P. l. 194, 1496, 1124; M. G. l. d. l. 3, 232: Hauck, Kirchengesch. IV, 344.

in deiner Gewalt (tuus), denn du bist ein Knecht und Diener Christi! Du bist nicht dein, denn du bist der Kirche verlobt! Du gehörst nicht dir, denn du bist der Mittler zwischen Gott und Menschen! Du bist nicht von dir, denn du bist nichts. Was bist du denn also, Priester? Nichts und alles! O Priester, hüte dich, daß dir nicht zugerufen werde, was Christus am Kreuze zugerufen wurde: Andern hat er geholfen und er kann sich selber nicht helfen.“ So stellte Norbert die höchsten Anforderungen an den Geist und die Gesinnung seiner Brüder. Wenn der richtige Geist unter den Genossen waltete, glaubte er, sei eine Regel überflüssig, und er vermied es, eine solche umständlich zu entwerfen.

Erst gedrängt von den Hütern der Ordnung, denen das Umherschweifen nicht gefiel, entschloß er sich für die Augustinerregel, weil sie dem neuen Geiste den weitesten Spielraum bot. Denn er sah bald, daß seinem Orden die verschiedensten Menschen zuströmten und daß keine Regel die Gewähr für die Fortdauer eines Charisma böte. Kräftige Unterstützung fand Norbert nicht allein beim Kaiser, der ihn zum Erzbischof von Magdeburg ernannte, sondern auch bei andern Großen. Von Magdeburg und Havelberg breitete sich sein Orden über Norddeutschland aus. Zu seinen vornehmsten Schülern gehörte der Lothringer Anselm, der Franzose Evermod, der Graf Otto von Reveningen, Propst Günter von Gottesgnaden. Eine große Zahl von Laienbrüdern trat den Priestermönchen zur Seite, und zum männlichen gesellte sich ein weiblicher Orden.

Auch die Cistercienser konnten den Zudrang der Frauen nicht leicht abwehren, und nicht jeder konnte so hart sein wie Wilhelm von Hirsau, der wohl Laien, aber keine Weiber aufnahm. Das schwache Geschlecht verlangte gebieterisch Berücksichtigung und Rechte, umsomehr als mit der wachsenden Bevölkerung die Zahl derer zunahm, die keine Ehe schließen konnten. Erschwerten doch viele Verhältnisse, nicht am wenigsten kirchliche, den Eintritt in den Ehestand. Dazu kam, daß die Frauen, namentlich in den höheren Ständen, mehr Rechte erlangten, seitdem der Frauendienst aufkam. Daher entstanden zahlreiche Cistercienserinnenklöster, aber sie lagen meist weit entfernt von den Männerklöstern. Ängstliche Vorschriften sorgten dafür, daß kein Ärgernis entstand. Kein Mönch, auch kein Laienbruder durfte ohne Zeugen mit einer Frau sprechen. Die Frauen durften nicht einmal die Kirche, geschweige den Kreuzgang

betreten, und in den Nonnenklöstern sollte keine verheiratete Frau über Nacht bleiben dürfen. Indessen hat die Rücksicht auf hohe Gönner und Gönnerinnen zu Ausnahmen geführt, und die ausgedehnte Kulturtätigkeit, die Arbeit in der Welt hatte ein gewisses Nachlassen der inneren Spannung zur Folge.

Schon auf die glänzenden Anfänge fielen manchmal Schatten, und unvermerkt schlichen sich in die lautersten Beweggründe weltliche Erwägungen ein. Der Besserungs- und Verbesserungstrieb verband sich rasch mit der Herrschgier, und der Wettstreit der Orden nahm üble Formen an.[1] Kaum hatten die Cistercienser die Benediktiner und Kanoniker überflügelt, so sahen sie sich von den Kartäusern und namentlich von den Bettelmönchen in den Hintergrund gedrängt.[2] Doch darf der Betrachter über solchen Schattenseiten nie vergessen, daß die Lichtseiten überwogen. Was Bischof Stephan von Tournai an den Cisterciesern rühmt, das gilt beinahe allgemein von den damaligen Orden: „Hier beneidet Lea die Rahel nicht um ihre Schönheit, noch verringert Lea die Schönheit der Rahel. Es murrt nicht Martha über das Stillsitzen der Maria, aber die zu den Füßen des Herrn sitzende Maria läßt auch Martha nicht allein dienen. Unter den Ordensgenossen ist gleiche Freude, nichts außerhalb der Klosterordnung, nichts dagegen. Es wundern sich die Menschen, die Engel freuen sich, und die Gegner fliehen; denn diese Gemeinschaft ist schrecklich wie eine wohlgeordnete Schlachtlinie von Burgen. Die Gottesdienste feiern sie mit solcher Feierlichkeit und Andacht, daß man in ihrem Gesang Engelstimmen zu hören glaubt. Außerhalb der Kirche beschäftigen sie sich entweder mit Handarbeit, damit sie der Teufel immer beschäftigt finde, oder sie lesen oder dringen mit heiligen Meditationen in den Himmel ein, um im Paradiese die verborgenen Worte zu vernehmen, die kein Mensch sagen kann. Wenn sie sich von der Gemeinschaft der Brüder entfernen, so legen sie ihrem Munde ein solches Schweigen auf, daß sie das Schweigen, den Kult der Wahrheit und Gerechtigkeit nicht einmal mit einem Laut unterbrechen. Sie tun sich nicht

[1] Sehr wenig erbaulich klingt, was Giraldus über die Verwandlung eines Prämonstratenser- in ein Cistercienserkloster schon aus der zweiten Hälfte des zwölften Jahrhunderts und über die Intrigen des Cistercienserabtes berichtet; Spec. eccl. 3, 2 ff.

[2] Caes. hom. Dom. III p. Pentec. (Coppenstein III, 23).

zu zweien und dreien allein in den Winkeln des Klosters zu müßigem Geschwätze zusammen, ja sie gestatten nicht einmal, untereinander Ernstes zu reden. Um der Sünde zu entgehen, kündigen sie gewissermaßen der Natur, die die Zunge zum Reden gemacht hat, den Krieg an. Der Orden ist ein Berg, der wie kein anderer den Himmel berührt; er empfängt vom Tau des Himmels und von dem Fette der Erde seinen Segen."[1] Je weniger sie redeten, desto größer war der Friede und desto inniger die Liebe. In einem guten Kloster freute sich der eine über den andern und erbaute sich an seiner Tugend.

Die Klöster waren Schulen des Gemeinsinns; hier konnte man sehen, wie erfolgreich und fruchtbar das Zusammenwirken verschiedener Kräfte sei, und was ein vernünftiges Ineinandergreifen und eine einheitliche Verwaltung vermöge. Nicht bloß bildete ein Kloster für sich einen Organismus, sondern gemeinsame Bande umschlangen auch die Klöster desselben Ordens, und es fand ein beständiger Austausch von Kenntnissen und Kräften statt. Eine tüchtige Kraft kam dem ganzen Orden zugut, die Künstler und Gelehrten wanderten von einem Kloster zum andern, lehrend und lernend. Ein hervorragendes Bindemittel der Klöster waren ferner die Gebetsverbrüderungen, die zugleich einen tief eingreifenden Reformgedanken enthielten. Die Gemeinschaft des Gebetes zog auch eine größere Gleichförmigkeit in der Beobachtung der Regel nach sich, und es schlossen sich daran seit dem zehnten Jahrhundert Bestrebungen zur Herstellung umfassender Kongregationen. Durch ihre Diptychen und Nekrologien gewannen die Klöster einen weitgehenden Einfluß auf die Laien, die es sich zur Ehre anrechneten, eingegliedert zu werden in die Gemeinschaft der Klöster als Mitbrüder oder Mitschwestern. Auch den Ritterorden schlossen sich Konfraternitäten an. Da durften die Weltgeistlichen nicht zurückbleiben, und sie nahmen daher auch Laien auf in die Kalandbruderschaften der Landkapitel, so genannt, weil die Geistlichen sich am ersten jeden Monats, an den Kalenden, zu versammeln pflegten. Bei diesen Versammlungen, verlangte einmal eine spanische Synode, sollten sich die Geistlichen auch um die Armen bekümmern,[2] während

---

[1] Ep. 71.

[2] Die calendarum archipresbyteri, presbyteri, milites, rustici, in calendarum antecessorum more conveniant, tunc si quid querelae, vel iniuriae

man den Klöstern den Vorwurf machte, daß sie nur nach den Reichen ausschauten.

Mit den Orden, namentlich mit den neueren, konnten die Weltgeistlichen nicht gut wetteifern; denn ihnen standen ganz andere Mittel und Vorrechte zu Gebot, so die grundsätzliche Freiheit vom Banne und Interdikte, worauf gestützt sie auch Exkommunizierten Begräbnisse in ihren Kirchen verschafften. Deshalb umdrängten die Cistercienser und die Bettelmönche, wie wir noch hören werden, die Krankenlager reicher Leute und boten ihnen Heilmittel für Leib und Seele an.[1] Sie stellten ihnen vor, welche Gnaden die Anlegung des Ordenskleides als Buß- und Totenhemd nach sich zöge.[2] Schon in den älteren Klöstern suchten die Leute sich eine Ruhestätte, und diese Sitte nahm immer mehr überhand. Fast noch mehr Vorteil als von der Beerdigung hatte die Kirchen von der Taufe; denn die Taufe gliederte das Kind der Kirche ein und begründete das Recht auf Zehnten und Oblationen. Über die Hintersassen der Klöster gelang es leicht ein Taufrecht zu erlangen. Auch der Erwerb von Taufkirchen als Eigenkirchen schloß ohne weiteres dieses Recht ein.

Das Volk kam den Mönchen entgegen, da es von einer Zugehörigkeit zu einem Kloster viele zeitliche und ewige Vorteile erwartete.[3] Daher häuften sich die Einverleibungen, und gestützt auf

obortum fuerit, ab archipresbytero ceterisque discretis viris, veraciter perquiratur et emendetur: quod si diffinire nequiverit, sequenti die super illius negotii causa vera indagine facta pontifici atque apostolicae sedis primatibus referatur et determinetur; Didaci Hist. Compost. 1, 96 (Florez. E. s. 20, 179).

[1] Verbis consolatoriis, et tam ad corporis sanitatem quam ad animae quoque cura longe propensiore salutem commonitoriis confortant. — Regnumque coelorum ipsis quantalibet et quam gravia peccamina in mundo commiserint, quasi sub certa sponsione promittentes, nunquam a domo recedunt; sed inter familias domus et mulierculas diebus et noctibus iacent, nec ordinem respicientes nec honestatem, donec vivos aut mortuos secum aportent. Girald. spec. eccl. 3, 14, 10. Hist. mon. Villar. 2, 1, Martène III, 1315.

[2] Monachalem habitum quem frater cum abbate veniens occulte detulerat, ne quis foret ad parata defectus, ostendi cucullamque novam ei praetendi fecit; Girald. l. c. 3, 15.

[3] Nobiles aliique Christi fideles populi, si quas habebant ecclesiolas vel aliqua alia ecclesiastica beneficia vel etiam praediola, eidem loco ex integro et toto conferre aut aliquo subiectionis titulo innodare et subiugare satagebant, putantes et reputantes, immo pro certo credentes et agnoscentes, suas ecclesiolas liberiori stare et militare proventu, si tam sancto et venerabili loco aliquo subiectionis nodo subiicerentur, quam si in propria qualicunque,

die Volksgunst erwarben die Klöster selbständige Pfarrechte, und die Bischöfe genehmigten die Klostervikarien gegen jährliche Zinse, gegen eine Ablösung der den Pfarrern obliegenden Leistungen.[1] Schon frühe machte man den Cisterciensern den Vorwurf, daß in ihrer Nähe nicht nur Burgen, sondern auch Pfarrhäuser verschwänden. Einst hatten sie allerdings andere Grundsätze. Der hl. Bernhard hatte sogar die Cluniacenser scharf getadelt, daß sie die Pfarrechte mißachteten.[2] Nur die Weltgeistlichen, die Kleriker, nicht die Mönche hätten das Recht, vom Altare zu leben, erklärte er,[3] aber sehr rasch gingen seine Brüder über diese Warnung hinweg, bekümmerten sich, an die Stelle der Weltgeistlichen gerückt, nicht einmal um die Rechte der Bischöfe. Der hl. Bernhard selbst wurde in diese Richtung gedrängt. Als eine Reihe von Bischofsitzen in seiner Nähe in die Hände cluniacensisch gesinnter Männer gerieten, erhob er ein unbegreifliches Wehegeschrei über diese Ungerechtigkeit. „Ihr Hochmut", sagt er, „kennt keine Grenzen; die Scham und die Furcht Gottes sind ganz verschwunden."[4]

Ganz anders urteilten natürlich die Bischöfe von ihrem Standpunkte aus. Schon 1123 klagten sie, ihnen bleibe nichts mehr übrig, als Stab und Ring niederzulegen und den Mönchen zu dienen; diese haben die Kirchen, die Villen, die Ortschaften, die Oblationen für Lebende und Tote, alle Scham ist geschwunden und die Ehrbarkeit vergessen, mit Hintansetzung der Sehnsucht nach dem Himmel jagen sie mit unersättlicher Gier nach den Rechten der Bischöfe, überall nur auf den eigenen Vorteil bedacht.[5] Fielen sie doch sogar den bischöflichen Sendgerichten in die Arme, wie wir noch hören werden.

Die Klöster anerkannten keine Synodalpflicht und keinen Synodalzins, wehrten sich auch gegen die Abgaben, denen die älteren Klöster unterlagen,[6] und verlangten die nämliche Exemtion wie

---

prout constitutae sunt, libertate persisterent et permanerent. Lamb. Hist. Ghisn. 31.

[1] Daher redemptio altarium genannt; Goff. abb. Vindoc. ep. 3, 12 (Bouquet 69).

[2] Ecclesiarum parochialium, primitiarum et decimarum possessiones, quae ratio vobis contulit, cum haec omnia . . . ad clericos canonica sanctione pertineant? Petr Ven. ep. 1, 28.

[3] Ep. 387; Decl. in ev. ecce nos. 17. [4] Ep. 166 sq.

[5] M. G. ss. 7, 802. [6] Schreiber, Kurie und Kloster 230.

die Cluniacenser.[1] Nicht exemt waren die Prämonstratenser als Regularkanoniker, wohl aber die Kartäuser, besonders aber die mächtigen Ritter- und Spitalorden. Überdem genossen sie in weitgehendem Umfange Zehntfreiheit, worin gerade die Cistercienser vorangingen. Sie erklärten von Anfang an, keinen Zehnten selbst erheben zu wollen, weil sie sich ganz von der Gesellschaft absonderten, und daher weigerten sie sich auch, den Zehnten selbst zu entrichten.[2] Solange die Orden arm waren und die Armen unterstützten, hatte die Zehntfreiheit einen Sinn, meint Peter von Blois, später aber sei sie mehr eine Anmaßung geworden und habe einem Raube geglichen. Damit stimmte auch Papst Alexander III. überein.[3] Die Kanoniker sind Ägypter, erklärt Walter Map, selbst ein Kanoniker, aber die sie beraubenden Mönche Hebräer. Was sind sie denn mehr als jene? Geizhälse leben noch einfacher und dürftiger, bilden sich aber nichts darauf ein. Den Pfarrkirchen den Zehnten zu entziehen, meint Peter von Blois, sei nicht viel besser, als reitenden Klerikern die Pferde zu stehlen.[4] Es kam wohl vor, daß die Pfarrer mit Gewalt in die Grangien eindrangen und den ihnen gebührenden Zehnten an sich rissen.[5] Durch Schenkung und Tausch gelangten eben viele Güter in die Hände der Cistercienser, auf denen eine ältere Zehntlast ruhte. Für solche Fälle hat auch Hadrian III. die Zehntfreiheit aufgehoben und sie auf den Novalzehnten beschränkt. Da nun aber die neuen Orden, vor allem die Cistercienser, ihre Tätigkeit der Rodung zuwandten, so konnten sie bei dieser Beschränkung wohl bestehen, umsomehr als die folgenden Päpste dem Vorrecht eine weite Ausdehnung gaben, so daß sie fast immer frei blieben, wo sie mit ihren eigenen Leuten das Feld bestellten.

Je weniger die Klöster auf fremde Hilfe angewiesen waren, desto mehr entgingen sie auch den lästigen Zumutungen des Staates, den Abgaben, Fronen, Kriegsdiensten, und konnten die Vogtei entbehren. So fehlte kein Umstand, der ihnen Macht und Einfluß gesichert hätte.

[1] Ebenso die Camaldulenser und Vallumbrosaner.

[2] Schon unter dem hl. Bernhard schädigten sie deshalb das Cluniacenserkloster Gigny, und Peter der Ehrwürdige erklärte, sein Orden beanspruche zwar Zehnten, entrichte aber selbst Zehnten; Ep. 1, 33, 34.

[3] D. Greg. 3, 30, 9. [4] Ep. 82 ad abb. Cisterc.

[5] Schreiber, Kurie und Kloster I, 268.

LXXV. Tagesordnung und Arbeit der Mönche.

Bei dem alten Mönchtum bekleideten nur wenige Brüder die Priesterwürde. Gegen die Aufnahme von Priestern hegte Benedikt und Kolumban geradezu eine gewisse Scheu, weil sie Ungleichheiten befürchteten. Inzwischen hatten sich aber die Verhältnisse gewaltig geändert. Auch in den alten Klöstern waren die meisten Genossen Priester, und unter diesen bildeten die Mehrzahl die, die im Kloster selbst ihre Ausbildung genossen hatten und als Oblaten dahin gekommen waren. Wer in späteren Jahren eintrat, nachdem er zuvor in der Welt gelebt hatte, konnte in der Regel nicht mehr die volle Bildung in sich aufnehmen. Daher hatte der Name Konverse, den diese später Eingetretenen bekamen, geradezu die Bedeutung von ungebildet, und es entstand ein scharfer Gegensatz zwischen Oblaten und Konversen. Trotz der Ungleichheit, die dem Geiste der Regel des hl. Benedikt widerstrebte, behielten die Cistercienser die im Laufe der Zeit gebildete Einrichtung bei und gaben ihr erst eine rechte Gestalt und Form. Denn sie schien ihnen das beste Mittel zu sein, über die Schwierigkeiten hinwegzukommen, die die Sorge um den Haushalt mit sich brachten.

Allerdings sollten sich auch die Priester, die Vorstände und Lehrer mit der Handarbeit abgeben. Wie die anderen mußten sie selbst ihre Kleider waschen und flicken, ihre Schuhe putzen und fetten und der Reihe nach kochen helfen.[1] Als der hl. Bernhard

[1] Nach der Erzählung des Cäsarius erschien einem, der seine Kleider nicht selbst flickte, auf dem Todbette der Teufel mit einer feurigen Nadel. Kaiser Friedrich I. und Otto IV. ließen die, die hierin nachlässig waren, ihre Ungnade fühlen; Dial. 6, 15 ff.

selbst einmal seine Schuhe putzte und ein Gast ihm ein Vorhalt darüber machte, erklärte er, der Teufel spreche aus ihm.[1]

Die Notwendigkeit der Handarbeit erkannten auch die Cluniacenser an; nur stellten sie ihr die Geistesarbeit gleich, oder vielmehr in Wirklichkeit höher, denn niemand konnte sich im Mittelalter von der antiken Auffassung ganz freimachen, die das beschauliche Leben hoch über das tätige stellte.[2] Deshalb ist auch die Mahnung des hl. Benedikt zur Handarbeit bald verklungen. Bei den Cistercienseru selbst nahmen die Arbeitsbrüder einen geringeren Rang ein als die Beschaulichen, und ein Mann wie Peter von Blois ist gar nicht begeistert von ihrer Handarbeit.[3] So überließen nun auch die Cistercienser die Handarbeit größtenteils den Konversen, jenen einfachen, meist unfreien Leuten, die den Klöstern in großer Zahl zuströmten. Für sie war die Aufnahme in den Orden eine große Gnade; denn viele Klöster schlossen sie ganz aus oder ließen nur eine kleine Anzahl Matrikler, Pfründner, Mendikanten zu. So auch Frauenstifte, wo sie uns später unter den Namen Beginen begegnen.[4] In viel größerem Umfange nahmen die neuen Orden Arme und unfreie Leute auf. „Du hattest weder Strümpfe noch Schuhe," sprach einst St. Bernhard zu einem Konversen, der im Sterben lag, „halbnackt, gingst Du einher, Hunger und Durst quälten Dich, als Du zu uns flohest und Deine Bitten das Tor der Abtei vor Dir eröffneten. Wir haben Dich in Deiner Armut um Gottes willen aufgenommen, und von der Zeit an bist Du bezüglich der Nahrung, der Kleidung und aller übrigen Dinge den Gelehrten und Hochadeligen, die bei uns sind, gleichberechtigt betrachtet worden."

In die Reihe der Konversen durften im allgemeinen nur kräftige Männer, Leute aus niedern Ständen, Söhne von Bauern und Handwerkern, die nach keiner Bildung Verlangen trugen, be-

[1] Vita 1, 3 (26). Er ließ sich vom ferrarius Fett geben und schloß sich im Calefactorium ein, ne ex opere tam despecto laudem quaerere videretur, calceos suos inungere coepit. Caes. Dial. 4, 7.

[2] Nisi autem essent opera praeter rusticationem deo acceptabilia, nequaquam Iudaeis diceret dominus: Operamini non cibum qui perit, sed qui permanet in vitam aeternam. Petr. Ven. ep. 1, 28.

[3] Ep. 97.

[4] Schäfer, Kanonissenstift 255.

scheidene Leute eintreten, die nicht nach Ehren und Einflüssen strebten und willenlos allen Wünschen sich zur Verfügung stellten.[1] Mit einer deutlichen Geflissenheit unterbanden die Gesetze bei den Laienbrüdern jeden Drang zur Bildung: ein Laienbruder sollte nicht lesen können, niemals aber ein Buch besitzen oder öffnen dürfen. Ohnehin benahmen sich manche Laienbrüder recht übermütig. Haben sie doch im Orden von Grammont die Priester ganz verjagt. Von einem sächsischen Benediktinerkloster hören wir, daß die Gesamtheit der Laienbrüder sich auf gleiche Stufe stellte mit den Priestern und sich im Kirchenchore neben sie begab.[2] „Wenn solche Burschen Mönche geworden sind," sagt ein Cistercienser, „so wollen sie alsbald unsere Herren sein."[3] Wissen doch auch sonst schlaue Diener ihre Herren zu beherrschen; Konversen vollends konnte das Kloster nicht mehr entlassen, und sie halfen zusammen.

Dem ausgeprägten Standesgefühl des Mittelalters mußte eine solche Umdrehung der Ordnung sehr mißfallen. Denn an sich unterschieden sich die Konversen schärfer als heute die Laienbrüder von den „Vätern" in ihren Wohngelassen, Kleidern und Speisen,[4] und unter den Vollmönchen selbst und unter den Laienbrüdern gab es wieder Rangungleichheiten. Ein französischer Benediktiner tadelt es, daß die Äbte, die Kellerer und andere Würdenträger zuerst für sich sorgten;[5] sie standen zuoberst im Chore. Nach den Brüdern kamen die Novizen, und unter diesen standen die Familiaren, und unter diesen die Lohnknechte und Taglöhner. Gerade wegen der Anmaßlichkeit der Konversen nahm die Zahl der Knechte immer mehr überhand. Schon Alberich hatte ihre Anwerbung vorgesehen, da die Laienbrüder nicht zu allen Diensten zu gebrauchen waren, so zu Boten- und Fuhrdiensten.[6] Je mehr ihre Zahl freilich an-

[1] Nach Girald hätten sie manchmal Sündenböcke abgeben müssen. Si fratres deprehensi forte fuerint, tamquam rem ignorantes et reos etiam ultione plectentes, totam in fratres culpam refundunt; Spec. eccl. 3, 15.

[2] Chronik von Lauterberg bei Halle 1212; M. G. ss. 23, 182.

[3] Caes. Dial. 12, 57.

[4] Sie hießen illiterati idiotae, barbati, ministri, famuli regulares, milienses; Hoffmann, Das Konverseninstitut S. 23.

[5] La bible Guiot de Provins 1274.

[6] Ein Graf von Berg verdingte sich als Schweinehirt zu Morimond. Dagegen tadelt Walter Map ihre Zurückhaltung. Nec ad minimas et viles custodias vel opera feminarum, ut lactis et similium, quempiam propter conversos suos admittunt; N. c. 1, 25.

wuchs, desto weniger konnten die Konvente Vögte entbehren; nur wählten sie statt der einfachen Adeligen Bischöfe oder Könige.

Um allen Verwicklungen aus dem Wege zu gehen und ihre Ordnung nach ihrem eigenen Sinne durchzuführen, suchten die neuen Orden möglichst abgelegene Orte auf. Ohnehin waren die fruchtbaren Gegenden schon längst besiedelt, sei es von Markgenossenschaften, sei es von Klöstern. Selbst die Nähe solcher Siedlungen vermieden sie, weil leicht Betriebs- und Weidegenossenschaften entstanden, die zu endlosen Streitigkeiten führten. Schon die Schenkungen älterer mit Zinsen und Fronen ausgestatteter Höfe machten so viel Schwierigkeiten, daß ihnen die Cistercienser gerne aus dem Wege gingen. Ausdrückliche Verbote schlossen die Übernahme von Fron- und Zinsgütern aus, ebenso von Bannrechten,[1] ja sogar von Kirchen, Altären und Begräbnisstätten, auf denen solche Rechte ruhten. Entgingen sie doch auch so nicht immer dem Vorwurf, sie verdrängten Ritter, Bauern und Pfarrer; in England entstand ein Sprichwort: „böse Nachbarn wie die weißen Mönche".[2] Das Generalkapitel von 1191 hat diesen Vorwurf indirekt bestätigt.[3] Allerdings war, auch wenn sie sich noch so weit zurückzogen, kaum zu vermeiden, daß eine Markgenossenschaft oder ein Grund- oder Landesherr Weide- und Forstrechte oder ein Pfarrer Zehntrechte geltend machte,[4] und es konnte geschehen, daß irgendein Herr eine Erlaubnis erteilte, seine Genossen oder seine Nachkommen aber andere Ansichten hegten.[5] Gerade recht entlegene Gegenden hatten die mächtigsten Herren, die Könige, mit ihrem Banne belegt.

Da blieb nichts übrig, als ganz unfruchtbare, öde Markländer

[1] Backhäuser, Mühlen und dgl.

[2] Mali vicini sicut monachi albi; Girald. spec. eccl. 3, 12. Saeculares non libenter claustrales habent vicinos; Caes. Dial. 4, 63. Ähnlich äußert sich Guiot von Provins a. a. O. 1226; vgl. M. G. ss. 23, 466. Qui violenter coelum diripiunt, utrum violenter terram diripere liceat? Steph. Tornac. ep. 56.

[3] Martène, Th. an. IV, 1272.

[4] Pastores villae vicinae, ad quam cultura spectabat, cum pecoribus suis ad partes illas accedentes, consueta pascua plurimum arata, quoniam usque ad spinam herbam pascere solebant et non ultra, vehementer admirantes obstuperunt; Girald. l. c. 3, 15.

[5] So berichtet Giraldus, daß König Johann von England andere Ansichten hatte als sein Bruder Richard und Cisterciensermönche in einem solchen Falle mit einer Buße von 200 Mark belegte; l. c. 3, 12.

aufzusuchen, die der Urbarmachung harrten. So kamen die Cistercienser und Prämonstratenser in die unwirtlichen Slawenländer des Nordostens — welcher Sprung vom sonnigen Südfrankreich zum düsteren Norden! Während die Slawen sich mit den leichten, wenig ergiebigen Sandböden begnügt hatten, nahmen die Cistercienser und die Prämonstratenser die schweren, sumpfigen und waldigen Gebiete in Angriff. Als ein Vorbild ihrer Rodetätigkeit verehrten die Cistercienser den hl. Leonhard, den Bauernpatron, der Gefangene befreite und zur Kulturarbeit verwandte. Ihm weihten sie mit Vorliebe die Kirchen der urbar gemachten Gebiete. Doch haben auch die Ritterorden seine Verehrung verbreitet. Wie es jenen dabei zumute war und welche Entbehrungen sie zu erdulden hatten, kann man an einem Vorfalle sehen, der sich in einer viel sonnigeren, kultivierteren Gegend abspielte. Als fränkische Cistercienser in Oberösterreich das Stift Schlägl begründeten, harrten sie sieben und ein halbes Jahre unter den größten Mühseligkeiten aus: oft gebrach es ihnen an Speise und an der notwendigsten Kleidung. Ein Abt und ein Bruder fielen dem Hunger und der Kälte zum Opfer. Da faßten die noch übriggebliebenen den Entschluß, die unwirtliche Gegend zu verlassen und nach Franken zurückzukehren. In stiller Nacht sind sie mit ihren Büchern, Kelchen und Kirchenornaten heimgezogen. Das Mutterkloster aber ließ sich durch keine Bitten bewegen, das gefahrvolle Unternehmen noch einmal zu versuchen. An ihre Stelle traten 1218 die weißen Brüder oder Prämonstratenser des bayerischen Klosters Osterhofen.[1] Ein ganz ähnlicher Vorgang wiederholte sich an dem ehemaligen Benediktinerstift Lorsch an der Bergstraße. Auch hier gaben die Cistercienser bald das Unternehmen auf, und statt ihrer zogen die Prämonstratenser ein.

Mit mehr Erfolg arbeiteten die Cistercienser zu Eberbach: sie schufen zu Steinberg aus einer ziemlich großen Wüstenei einen herrlichen Weinberg, den sie mit einer hohen Mauer umgaben. Der dort gewachsene Wein wetteiferte mit dem Johannisberger. Auch in sonst längst kultivierten Gegenden der Niederlande fanden die neuen Orden Stoff zur Tätigkeit. Sie betrieben die Urbarmachung so fleißig, berichtet ein Schriftsteller, daß sie sogar auf

[1] Michael, G. d. d. Volkes II, 64.

dem Rückweg große Lasten schleppten.[1] Selbst fein erzogene, gelehrte und adelige Männer arbeiteten so eifrig, daß man hätte meinen können, wenn sie die Ernte einheimsten, pflückten sie in einem schattigen Lustgarten Äpfel oder säßen sie an einer wohlbesetzten Tafel.[2] Ein Bruder sah, wie Christus neben ihm beim Pflügen einherschritt und das Ochsengespann lenkte. Und den hl. Bernhard unterwies der Herr selbst im Mähen.[3]

Die urbar gemachten Gegenden nahmen die Mönche in ihren eigenen Betrieb und verwarfen das Pacht- und Zinswesen. Sie kehrten zurück zu der alten Mönchwirtschaft, wie sie noch vor der Villenverfassung der Karlingischen Zeit bestand, und zur geschlossenen Hauswirtschaft. Sie könnten sich wie Noe in die Arche einschließen, meint Walter Map, und würden die Welt nicht vermissen.[4] Auch die Viehzucht betrieben sie in einem ausgedehnten Maße, mehr als wir von einem die Fleischnahrung ausschließenden Orden erwarten. Freilich nahm dabei die Schaf- und Schweinezucht einen größeren Raum ein als die Rindviehzucht — Kühe fehlten oft ganz. Viele Mönche, nicht bloß die Cistercienser, hielten die Aufzucht für etwas Unpassendes.[5] Mit der Viehzucht steht im Zusammenhang das System der Vereinödung, das Einzelhofsystem, das eine große Ausdehnung erfuhr. Denn das Einzelhofsystem hat, wie wir noch heute sehen, seinen besten Halt da, wo die Weidewirtschaft überwiegt.

Ihre Höfe nannten die Cistercienser allerdings Grangien, Kornspeicher, aber das Wort bedeutet überhaupt ein Wirtschaftsgebäude.[6] Die Grangien, Maiereien, Vorwerke lagen rings um die Abteien bis auf eine Tagreise entfernt; weiter sollten die Vorposten nicht vorgeschoben werden, und eine Grangie sollte von der anderen

---

[1] Hist. mon. Viconiensis, M. G. ss. 24, 298.

[2] Conr. Ebers. exord. 3, 11, P. l. 185, 1062 (vgl. 3, 6, 19 wie Maria die Brüder erquickt).

[3] L. c. 4, 18; v. Bern. 1, 3 (27).

[4] N. c. 1, 25.

[5] Auch die fast nur aus Laien bestehende Kongregation von Grammont ließ nur in abgelegenen Grangien dieses Geschäft betreiben, und ebenso lesen wir von den Kartäusern: boves habere poterunt ad decem aratra, sed vaccas nullas nec equas. Girald. spec. eccl. 3, 20, 21. Vgl. Steph. Tornac. ep. 78.

[6] Auf den Fronhöfen waren die Grangien Nebengebäude, die sich um den Haupthof (curtis, curia, caminata) innerhalb der Hofreite oder Hofstatt (area) reihten und von den Frönern instand gehalten und bewacht wurden.

mindestens zwei burgundische Meilen entfernt sein. In ihrer Größe waren sie so verschieden wie die Bauerngüter und bewegten sich zwischen Rittergütern und Sölden. Sogar Holz-, Stroh- und Lehmhütten kamen vor.[1] Zu großen Höfen gehörten mehrere Hufen.

Um die Höfe lag eine Reihe von Werkstätten, Mühlen, Backhäusern, Webstuben, Walkhütten, Schustereien und Schmieden, in denen es sehr lebhaft zuging und die mit großem Geschicke geleitet wurden. Wußten doch die Mönche die Wasserkraft gut zu verwenden, wenn man eine Schilderung liest, wie eine einzige Triebkraft die ausgedehnten Anlagen bedient. Über den durch alle Werkstätten hindurch laufenden Fluß spricht nämlich ein Mönch folgendes Lob aus: Er ist, sagt er, in der Kornmühle beschäftigt, den Brüdern die Nahrung zu bereiten; man darf also wohl verlangen, daß er jetzt auch an ihre Bekleidung denke; er erhebt keinen Widerspruch und fügt sich in alles, was man von ihm verlangt. Er hebt und senkt abwechselnd die schweren Walker, die Schlägel oder vielmehr hölzernen Füße. Wenn er immer schneller so viele Räder in Bewegung gesetzt hat, verläßt er schäumend die Walkmühle; man sollte meinen, er sei selbst gemahlen worden. Beim Verlassen der Walkmühle, tritt er in die Gerberei ein, wo er, um die zur Fußbekleidung der Mönche nötigen Stoffe zu bereiten, ebensoviel Betriebsamkeit als Sorgfalt zeigt. Dann teilt er sich in eine Menge kleiner Arme und besucht in seinem diensteifrigen Laufe alle die Orte, wo man seiner Beihilfe bedarf. Wenn es sich darum handelt zu kochen, zu sieben, zu drehen, zu zerreiben, zu bewässern, zu waschen oder zu mahlen, so bietet er seine Mitwirkung an und versagt sie nie. Endlich damit nichts übrig bleibe, wofür ihm Dank gebührt, und um keines seiner Werke unvollendet zu lassen, schleppt er allen Schmutz mit sich fort und läßt alles reinlich hinter sich zurück.[2]

Die Klosterwerkstätten sollten ausschließlich dem Selbstbedarfe der Mönche dienen, schon um den Verkehr mit der Welt möglichst zu verringern. Dies ging aber nicht so ganz einfach. Die Laienbrüder mußten auf den Markt ziehen, nicht nur um Getreide und

[1] M. G. ss. 25, 223.

[2] Vita Bern. 2, 3 (116); P. l. 185, 570.

Vieh zu verkaufen, sondern auch um Viehhäute und Schafwolle einzutauschen, da der Bedarf durch die eigene Viehzucht nicht gedeckt wurde. Der Handel sollte sich indessen nur innerhalb der Grenzen bewegen, die das eigene Bedürfnis erforderte, oder wie man sich ausdrückte, soweit „die Armut dazu nötigte," er sollte sich also möglichst auf den Tausch beschränken. Deshalb durften die Brüder nicht länger als drei, vier Tage ausbleiben; sie sollten nicht über den See fahren, keine entfernten Orte aufsuchen. Auch sollten sie keinem Kloster lästig fallen, sondern ihren Unterhalt mitführen und möglichst einfach leben. Freilich ließen sich diese strengen Regeln nicht folgerichtig durchführen, und die Handelstätigkeit dehnte sich immer mehr aus. Gerade der Handel gab, wie leicht zu ermessen ist, frühzeitig Anlaß zu Beschwerden unter den Laien über die Habgier der Mönche.[1]

Den ganzen Betrieb überwachte der Kellerer. Bei der großen Ausdehnung der Wirtschaft mußte die Last der Leitung auf verschiedene Schultern verteilt werden, und es begegnen uns daher eigene Ökonomen, Kämmerer, Pröpste, Werkmeister.[2] Größeren Höfen stand ein Hofmeister vor,[3] der wohl noch einen Gehilfen[4] zur Seite hatte, und dazu kam ein Geschirrmeister,[5] Börsenmeister, Kleiderverwalter.[6] In den einzelnen Maiereien führten Grangienmeister oder Grangiarier aus der Zahl der Konversen die Aufsicht.

Bei den Benediktinern bildeten die Vorwerke selbständige Priorate, die sich den Mutterklöstern gegenüber oft auf eigene Füße stellten. Um dies zu vermeiden, verboten die Cistercienser Priestermönchen dort den Aufenthalt und entzogen den Laienbrüdern dadurch die Gelegenheit, die Messe zu hören. Bald aber entstanden auf den Grangien Betsäle, und zum Speisesaal gesellte sich ein Kapitelsaal,[7] wo sie sich ihrer Vergehungen anklagten und Predigtvorträge mit wechselnder Teilnahme anhörten.

Die Laienbrüder mußten sich mit einem noch einfacheren Essen

---

[1] Caes. Dial. 7, 40 (41); 4, 62, 63; Martène, Th. a. IV, 1249 ff.

[2] Magister operis.

[3] Magister, rector curiae.

[4] Solatium.

[5] Magister quadrigarum.

[6] Bursarius, vestiarius.

[7] Caes. 7, 37 (38).

begnügen, als den Mönchen gestattet war. Selbst die Angehörigen eines Klosters erschienen nicht regelmäßig im Refektorium, da sie vielfach den ganzen Tag auf die Arbeit ausziehen mußten. Sie erhielten ein Pfund Brot, den Tagesteil des hl. Benedikt, und zwar ohne Getränk, mit auf den Weg, obwohl schon Benedikt wenigstens eine Hemina Wein zugestanden hatte.[1] Die Laienbrüder sollten nur Wasser trinken und auch keine Pitanzen erhalten. Wem das gewöhnliche Maß nicht reichte, der erhielt eine Brotzulage. Statt des Brotes nahmen sie auch Brei, namentlich Hirsenbrei, zu sich und hießen daher spöttisch Hirsenmänner. Ausdrückliche Verbote schlossen sogar Käse, Eier oder Fische aus. Aber sie ließen sich nicht lange aufrecht erhalten, und die Laienbrüder tranken bald Bier und auch Wein und aßen wegen der schweren Arbeit öfters als die Mönche. Schon von Anfang an durften sie das nur als Ausnahme zugelassene Frühstück, das Mixtum, zu sich nehmen.

Sehr einfach war die Kleidung der Laienbrüder. Sie brauchten ihren Körper weniger sauber zu halten und ließen das Haar wachsen, weshalb sie auch Bartbrüder hießen und ein Fabeldichter sie mit Böcken, die andern Mönche aber mit Schafen vergleicht.[2] Ein bärtiger Mönch und ein Pfarrer sind mir gleich zuwider, meint ein geistlicher Troubadour.[3] Die Brüder von Grammont machten eine Ausnahme; sie wandten ihren Bärten eine große Sorgfalt zu, wuschen und kämmten sie fleißig und flochten sie nachts zu drei Strähnen.[4] Ebenso wie durch den Bart unterschieden sich die Laienbrüder von den Vollmönchen durch die schwarze oder graue Farbe ihrer Tuniken.[5] Die Schuhe, die sie bekamen, waren schon ein Jahr zuvor von den Mönchen benutzt worden. Gegen diese Einrichtung erhob sich einmal ein förmlicher Aufstand der Laienbrüder. Wegen der vielfachen Gefahren durften und mußten sie gleich den Bauern Waffen, lange Messer mitnehmen, umsomehr

[1] Hoffmann, Das Konverseninstitut S. 81, 91.

[2] Hircus ait: ego sanctior sum omnibus, qui utor cilicio quod fit de pilis caprarum; habeo barbam prolixam, quam nunquam radi patior; Odonis de Ceritona fab. 81 (Hervieux II, 632).

[3] Der Mönch von Montaudon.

[4] La bible Guiot 1542. Steph. v. Tournai nennt sie cornibae; ep. 135.

[5] Auch scheinen die niederen Glieder einen kurzen Mantel ohne Kapuze getragen zu haben (Skapulier); Benediktinerstudien XIII, 505.

als schon die Regel des hl. Benedikt wenigstens ein kleines Messer jedem Mönche gestattete, das er nur nachts ablegte.

Die harten Betten der Konversen hatten als Überwürfe Tierfelle statt der Wollteppiche. Doch erfreuten sich die Laienbrüder der Freiheit, länger im Bett verweilen zu dürfen als die eigentlichen Mönche. Von Ostern bis Mitte September durften sie schlafen bis Tagesanbruch, weil sie, wie die Regel sagte, keine Mittagsruhe genossen. Doch scheint auch diese vielfach gewährt worden zu sein. Zur Zeit, wo die Mittagsruhe eher möglich war, im Herbst und im Winter mußten sie sich schon gegen 3 Uhr erheben.

Die heilige Messe hörten viele nur an Sonn- und Feiertagen, andere sollten dafür 50 Vaterunser beten. An diesen Tagen durften die entfernter wohnenden ihrer Gottesdienstpflicht sogar in anderen Kirchen Genüge leisten.[1] Sogar von den Kartäusern behauptet ein englischer Benediktiner wiederholt, sie hätten im Monate bloß ein- oder zweimal die Messe besucht.[2] Auch empfingen sie jeden Monat oder auch nur jeden zweiten Monat die Kommunion.

Ihre religiösen Kenntnisse waren gering; es genügte, wenn sie das Paternoster, das Kredo, das Miserere und Benedicite auswendig kannten. Das kanonische Offizium ersetzten sie durch eine Anzahl Vaterunser, und zwar zwanzig für das Matutinum der Werktage, und vierzig an den Festtagen mit zwölf Lektionen — je zehn für die Laudes und die Vesper, je fünf für jede der übrigen Horen, wozu am Schlusse immer ein „Ehre sei dem Vater" kam.[3] An hohen Festtagen wohnten die Brüder so gut wie das Volk den Vigilien und Matutinen bei, die, die Gelegenheit hatten, alle Sonn-

[1] Sogar die Sonntagsruhe wurde manchmal schlecht beobachtet. Ein Bruder schickte einmal einen jungen Novizen zum Holzhauen aus, wofür freilich beide die Rache des Himmels ereilte. Wright, Latin stories 88 (76).

[2] Et semel in mense vel bis de iure venire ad missam poterunt, si vacat atque volunt. Nig. Wirecker, Spec. stult. ed. Wright 89, 95, ed. 1702 p. 79, 85.

[3] Im dreizehnten Jahrhundert beteten die Laienbrüder nach der Angabe des Franziskaners Berthold von Regensburg bedeutend mehr, nämlich 29 Vaterunser für die Matutin, 12 für jede größere Hore, 7 für jede kleinere (Schönbach, Studien VII, 47). Die Mitglieder des dritten Ordens mußten weit weniger beten, für sieben Horen sieben oder fünfzehn Vaterunser und den Glauben (Pierron, Die katholischen Armen 16, 173).

tage und viele jeden Tag. Denn der fromme Gesang erfreute die Herzen und, ihn entbehren zu müssen, war für sie ein Opfer. Doch tröstete Gott, wie eine Legende berichtet, manchen, der dieses Glück entbehren mußte, durch seine Gnade.

Die eigentlichen Mönche mußten sich nachts von ihrem Lager erheben, sei es schon nach Mitternacht oder einige Stunden später — die Cluniacenser waren in dieser Hinsicht strenger als die Cistercienser, wie wir schon oben hörten. Diese Sitte geriet nun freilich da und dort in Verfall, aber immer wieder fanden sich Männer, die sie erneuerten, tüchtige Äbte oder eifrige Genossen und Patrone. So wird aus Flandern erzählt, Graf Balduin der Bärtige habe, als er hörte, Kanoniker zu St. Martin von Bergen vernachlässigten den Nachtgottesdienst, sich einmal verkleidet um Mitternacht zu ihrer Kirche geschlichen. Der Küster öffnete nunmehr die Kirche, das Zeichen zur Matutin zu geben, und läutete die Glocke; allein niemand erschien. Der Küster winkte dem vermeintlich armen Manne, hinauszugehen, um die Kirche wieder schließen zu können. Da fragte der Graf, ob denn keine Matutin sei, er möchte ihr anwohnen; der Küster sagte, alles sei schon fertig, die Kanoniker pflegten nicht aufzustehen. Da nahm der Graf den Kanonikern ihre Heiligtümer und Güter und gründete ein neues Kloster.

Was die einen zu wenig taten, das taten die andern wieder zu viel. Besonders fromme Mönche schliefen nur wenig, hielten sich die ganze Nacht in der Kirche auf, höchstens daß sie sitzend ein wenig einnickten.[1] Andere gönnten sich nur vom Abend- zum Nachtgottesdienst Ruhe, wachten bis zum Tagesanbruch, die meisten aber legten sich nieder. Die aber, die schlummerten, „wandelten", lesen wir einmal, gleichsam im Traume „zum Chor und Altar; mancher setzte beim Aufstehen den Vers fort, mit dem er beim Niederlegen aufgehört hatte."[2]

Vom Schlafsaal führte der Weg unmittelbar in die Kirche. Diesen Gang mußte der Sakristan oder seine Gehilfen vor der Mette erleuchten, bevor er das Glockenzeichen gab.[3] Den Aufgang der Sonne begrüßte die Prim, das erste Stundengebet, und auf die Prim folgte das Kapitel. Im Kapitelsaal las den versammelten

---

[1] M. G. ss. 17, 699.

[2] M. G. ss. 24, 298.

[3] Über die lignea laterna s. Udalr. Cell. Antiq. consuet. 2, 8.

Mönchen der Lektor den Tagesabschnitt aus den Martyrologium und Nekrologium und gedachte der je an dem Tage verstorbenen Brüder und Wohltäter. Den Wunsch des Abtes oder Priors „Mögen sie ruhen im Frieden" bekräftigte der Konvent mit Amen. Damit hatte der Lektor sein Amt beendigt und übergab das Buch dem Abte oder Prior. Nun folgte eine kleine Ansprache, bestehend in der Auslegung einer Sentenz. Hierauf leiteten die Worte „Laßt uns sprechen von unserem Orden" die „Disziplin" ein. Jeder mußte bekennen, was er gegen die Ordensregeln gefehlt, und den Anklagen der anderen Brüder Rede und Antwort stehen, wenn ein anderer ihn anklagte. Es handelte sich dabei um äußere, leicht festzustellende Nachlässigkeiten und Streitigkeiten z. B. unnötiges Umherschauen, unnötiges Schwätzen, Zerstreutheit. Die Strafe folgte auf dem Fuße nach und bestand meistens in einer leichten oder schweren Züchtigung mit der Rute oder Geißel, die die Vorstände wohl selbst verabreichten; kam es doch auch vor, daß Bischöfe ihre Kleriker eigenhändig züchtigten. Wer geheime Sünden beichten wollte — und zwar sollte jeder wenigstens einmal in der Woche beichten — ein Konverse seltener, etwa alle vierzehn Tage —, der enthüllte nach dem Kapitel oder vor demselben oder auch zu einer anderen passenden Zeit dem Prior sein Inneres und empfing die Buße, die in ähnlichen Strafen bestand wie für öffentliche Vergehen. Endlich verteilte der Prior die Arbeit im Hörhause, wo alle Genossen, auch der Sänger, Sakristan, Hospitaler erscheinen mußten.

Der Prior oder Subprior gab das Zeichen zum Arbeiten und Essen durch den Schlag auf die Tafel. Zum Gottesdienst lud die Glocke ein, doch bedienten sich die Cistercienser nur kleiner Glocken.

Zur Terz fand die feierliche Messe statt. Schon vor der Terz oder auch nachher mußten die Brüder in der Bücherkammer erbauliche Werke lesen. Die meisten aber arbeiteten — die Laienbrüder brauchten, wie wir eben hörten, nicht einmal die Messe zu besuchen —, sie mußten die Arbeit ruhen lassen, wenn das Gebetszeichen ertönte. Zur Sext fand das Mittagessen statt, bestehend in zwei Gerichten. Nach dem Mittagessen folgte, wenigstens während der warmen Jahreszeit, eine Ruhepause, wo sich alles niederlegte, selbst die Schüler.

Dagegen fiel im Winter, wo die Nacht länger dauerte, die Mittagsruhe meist weg und fand das Mittagsmahl erst zur Non statt. Zur Arbeitszeit fiel auf die Non nur ein kleiner Trunk und folgte

eine Arbeitszeit bis zur Vesper. Gleich den Cluniacensern fügten die Cistercienser und Kartäuser dem gewöhnlichen Stundengebet neue Offizien an, das Offizium der Dreifaltigkeit (das Fest der hl. Dreifaltigkeit kam gegen Schluß des zwölften Jahrhunderts auf), das Offizium des Heil. Geistes, die kleinen Tagzeiten Mariä, das Totenoffizium; in der Fastenzeit täglich die Bußpsalmen und die Gradualpsalmen.[1] Die Cistercienser widmeten nach dem Vorbild ihres großen Heiligen, des Bernhard, Maria, eine schwärmerische Verehrung und begannen dem Konfiteor den Namen Maria einzufügen.[2] Auch die Verehrung des Allerheiligsten erfuhr durch sie große Förderung, und ihren Marienlegenden gesellten sich Erzählungen von Hostienwundern hinzu.

Der Abendgottesdienst fand der besseren Beleuchtung wegen schon in den alten Benediktinerklöstern im Westchor und der Morgengottesdienst im Ostchor statt. Nach Beendigung der Arbeitszeit zogen die Mönche das Skapulier, das auch bei den weißen Mönchen als Arbeitskleid schwarz blieb, aus, nahmen das Abendessen ein und versammelten sich dann zur Kollation im Kapitelsaal, erquickten sich an geistlichen Gesprächen und begaben sich dann wieder zum Kompletorium in die Kirche. Hierauf suchten sie das Nachtlager auf; die ganze Nacht aber wandelten Wächter, Circitoren umher, um Aufsicht zu führen, und stets brannte ein Licht. Peter der Ehrwürdige sagt, eher dürfe das Licht in der Kirche entfernt werden als das im Schlafsaal. Wenn kein Licht brannte, gab es große Unzuträglichkeiten.[3]

In der älteren Zeit schliefen alle beisammen mit Einschluß des Abtes auf niedrigen, festen, harten Bettstellen,[4] die nur ein Strohsack und ein Kopfkeil bedeckte.[5] Aber schon die Cluniacenser statteten

---

[1] Vgl. Petr. Dam. op. 10 (10), 15 (9), 34 (5); M. G. ss. 17, 698.

[2] Schönbach, Studien VI, 57, (1907).

[3] Infra matutinos si quis fratrum aut puerorum volebat aliquando exire ad necessaria naturae, dum timeret tenebrarum horrorem longique itineris luteam difficultatem, magnam interim sustinebat naturalis necessitatis iniuriam, M. G. ss. 10, 256.

[4] Spondae.

[5] Sagum quod vulgo dicitur stratum — cervicale. Kissen (coti, pulmae) und Matratzen (culcitrae) waren bei den Cisterciensern ausdrücklich verboten. Hat bei den alten Christen, fragt einmal der hl. Bernhard, das Bett ein opertorium catinum aut discolor barricanus (Barchent) bedeckt? Ap. ad Guilelm. 9.

das Bett reichlicher aus mit einer Matratze und Decke, mit Federbett und Kissen.[1] Zu jedem Bett gehörten Ledergürtel und Bänder zum Befestigen der Hosen und des Hemdes,[2] ferner ein Messer, ein Kamm, eine Nadel mit Faden, je mit einem Behälter. Sie schliefen in Hemden und Hosen, während die strengen Mönche ihre Tuniken und Strümpfe anbehielten und sich mit ihren Mänteln deckten;[3] die einen wie die anderen mußten sich beim Niederlegen und Aufstehen sorgfältig benehmen und im Bette liegend die Kukulle aus- und anziehen.[4] Zu diesem Zwecke benutzten sie die alten niederen Bettgestelle, nachdem sie daneben bessere Lager eingerichtet hatten. Auch umgaben mit der Zeit viele Mönche, vermutlich zuerst die bevorzugten, ihr Liegerstatt mit dünnen Bretterwänden, wie sie in Krankenhäusern ohne weiteres erlaubt waren, und daraus entwickelten sich eigene Zellen, die ebensooft verboten als wieder eingeführt wurden.

An den Schlafsaal schloß sich das geheime Gemach[5] und das Lavatorium an, worin die Mönche nach dem Aufstehen Gesicht und Hände reinigten und an Samstagen Kleider und Bettzeug wuschen. Auch vor und nach dem Essen erfolgte meist eine kurze Säuberung. Vielfach gab es aber auch eigene Waschschüsseln und hängende Waschbecken.[6] Mit der Kopfwaschung verband sich vielfach eine Fußwaschung. Aber die Fußwaschungen wurden meist vollzogen in einem gemeinsamen Lavatorium, namentlich die vielen Liebes-

[1] Cottum, coopertorium, stragulatum, capitale, cussinum. Zum öfteren Wechsel der Leintücher vgl. Caes. 11, 19. Den Gegensatz dazu bildet das üppige Lager einer Äbtissin, wovon Jakob von Vitry erzählt, daß sich darin kein pulex, wohl aber das Fieber halten konnte. Pulex und Fieber tauschte den Platz; jener begab sich zu einer armen Frau, die ihn in ihrem tiefen Schlaf nicht störte; Ex. 59 ed. Crane. p. 23.

[2] Brachiolineum, corrigia cervicina, Udalr. Ant. cons. 3, 11; D'Achery, Spicil. I, 692.

[3] Laena, cuculla; Martène, Th. an. V, 1650; Exord. 4, 25. Über das carnaliter dormire s. v. Bern. 1, 3 (25).

[4] Udalr. Ant. cons. 2, 5, 9. Nullus in lecto ascendat rectus, sed de sponda divertat pedes in ipsum lectum; Lib. usuum 72 (159). Die sponda heißt kurz zuvor suppedaneum.

[5] Domus necessaria, locus privatus mit Sitzen, die Zwischenwände trennten und mit Wischheu versehen; P. l. 150, 1116, 1250.

[6] Scutella. Sie kamen auch bei dem häufigen Nasenbluten und Erbrechen zur Verwendung; Lib. us. 89.

dienste (mandata), die die Regel für die Armen und die Gäste vorschrieb. Den Abt bedienten die Brüder und die Brüder der Abt jeden Samstag. Den Cluniacensern machte man den Vorwurf, sie folgten der Regel hier nur oberflächlich, sie berührten den Fußrücken mit den obenhin benetzten Fingern nur ganz kurz, weil ein jeder sich vorher selbst gewaschen hätte. Sie hatten eigene Badezellen, Krypten, eingerichtet[1] und gestatteten zweimal im Jahre, vor den Hochfesten, den Brüdern ein Vollbad. In anderen Klöstern erschwerte das Baden der Umstand, daß immer ein Bruder unter der Aufsicht eines andern stehen sollte und doch die Regel jede unanständige Entblößung verbot.[2]

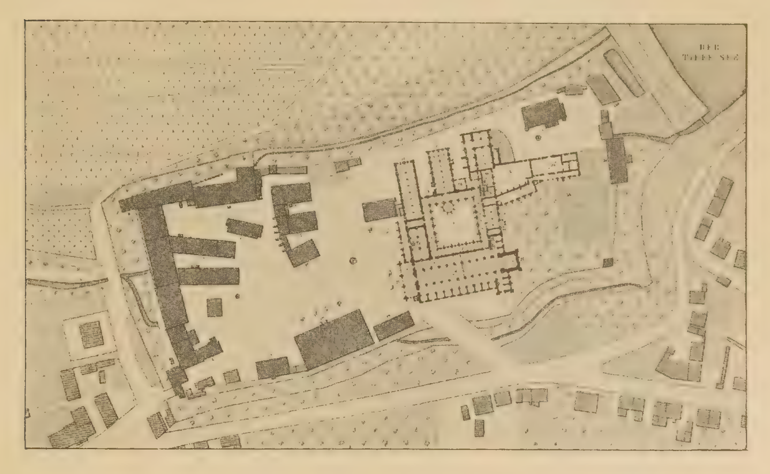
Wo eine strenge Gemeinschaft bestand, waren die Mönche immer beisammen, in der Kirche, im Schlafsaal und tagsüber in verschiedenen Räumen, vor allem im Kapitelsaal, der das Wärmehaus und in kleinen Klöstern auch den Speisesaal, ersetzte. Bei größeren Konventen ergaben sich von selbst mehrere Räume oder „Häuser", das Schlafhaus, Dormitorium, Dorment, das Kapitelhaus, das Hörhaus, der Speisesaal, das Refektorium, der Remter, das Wärmehaus, Gemeindehaus, der Sprechsaal, das Parlatorium. Die Kanoniker und auf der andern Seite die Eremiten hatten schon längst eigene Zellen oder Kammern eingerichtet, ebenso viele Benediktiner, besonders die vornehmen. Die Zellen, Stuben und Häuser lagen im Viereck aneinander um den Kreuzgang, claustrum, ambitus (bei den Kartäusern galilaea genannt), auf der Südseite der Kirche gelegen, eine mit Kreuzgewölben gedeckte Halle, die die Verbindung zwischen den einzelnen, in die Klausur einbegriffenenen Bauräume vermittelte.[3] Hier wandelten die Brüder lesend und betrachtend auf und ab oder setzten sich auf die bereitstehenden Bänke vor Bücher- und Schreibtische, hörten auch Vorlesungen, Kollationen an. Hier hing die Klappertafel und befand sich wohl auch das Lavatorium. Oft lief in einem Oberstock über dem Kreuzgang ebenfalls ein Bogengang (entsprechend den Lauben oder Loggien der Schlösser) und die daran liegenden

[1] Pignot, L'ordre des Cluny II, 513.

[2] Vgl. die Bestimmungen über den Kleiderwechsel und den Locus privatus im Liber usuum 72, 158; Udalr. Ant. cons. 2, 5, 13.

[3] Caes. Dial. 4, 49. Vgl. Guib. Gemblac. ep. 6.

Räume dienten als Kleiderkammer,[1] als Bücher- und Schreibsaal, Schlafsaal, Krankenzimmer[2] mit Apotheke und Novizenzimmer.



Lageplan des Cistercienserklosters Maulbronn.

Die in der Mitte liegende Kirche wurde im zwölften Jahrhundert gebaut, die anderen Räume erst in der Folge. Der Eingang liegt westlich, in der Zeichnung links. An das Tor schließt sich nördlich das Gasthaus, südlich eine Kapelle für die Frauen, die die Klosterkirche nicht betreten durften. Weiter nach Innen liegen die Wirtschaftsräume, in der Zeichnung schwarz schraffiert: Gesindehaus, Ställe, Speicher, Mühle, Bäckerei, Küferei, Keller. Den Zugang zur romanischen Klosterkirche vermittelt eine Vorhalle; hinter dem die Kirche abschließenden Querschiff liegt der viereckige Chor. An die Nordseite der Kirche stößt senkrecht im Westen ein schmaler Gebäudeflügel an, der der Kirche gleichzeitig ist, mit einem Vorratsraum (cellarium) und dem langen Konversenrefektorium (23), in dessen zweitem Stock sich das Dormitorium befand. Parallel damit durch die Kirche verbunden läuft das frei über den Kreuzgang vorspringende Herrenrefektorium (25), später als Sommerrefektorium benützt, und wieder parallel weiter nach Osten das Brüderhaus, die Fraternei, über der ein zweiter Stock das Dormitorium der Mönche enthielt. Zwischen der Fraternei und der Kirche schiebt sich der Kapitelsaal ein, von dem aus nach Osten ein langer gangartiger Bau, das Parlatorium, und im weiteren Verlauf die Abtwohnung (34) in den Garten sich erstreckt. Die senkrechten Vorsprünge sind sonst nicht typisch, ebensowenig die südliche Lage der Kirche. Die meisten Klöster bilden ein geschlossenes Viereck.

Im Schreibzimmer waren immer eine Anzahl Mönche beschäftigt, in Hirsau z. B. unter Abt Wilhelm zwölf mit einem Aufseher. Verlangte doch gerade die Benediktinerregel, jeder Mönch sollte Tafel und Stift zum Schreiben besitzen, und noch mehr setzte sie das Lesen im allgemeinen voraus. Dieser Regel folgten die meisten Orden. Von einem Prämonstratenser erzählt Cäsar von Heisterbach, dessen Hand sei, als man 20 Jahre nach seinem Tode sein Grab öffnete, noch so unversehrt und biegsam gewesen, als

[1] Vestiarium.

[2] Infirmaria.

wäre sie erst einem lebenden Körper abgeschnitten worden, es sei eine Hand gewesen, die immer nur die Liebe geführt habe.

Die Haupttätigkeit beschränkte sich auf Abschreiben. Die selbständige Produktion fand keine Förderung, außer wenn sie sich auf die Ausarbeitung von Predigten und die Niederschrift von Wundern und Visionen bezog. Mönche, die Verse machen, heißt es einmal in einer Vorschrift, sollen in fremde Häuser verschickt werden und dürfen nur mit Genehmigung des Generalkapitels zurückkehren. Ein andermal verbietet ein Generalkapitel einem Mönche, sich von einem Juden im Hebräischen unterrichten zu lassen; die Konversen sollten nicht einmal lesen können, sondern ihre Gebete auswendig wissen.[1] Cäsarius erzählt von einem Laienbruder, der mit der Heiligen Schrift begann, zu andern Büchern fortschritt, endlich weltliche Schulen besuchte, aber gerade dadurch in die Fallstricke des Teufels fiel und am Galgen endete.[2]



Schreibender Benediktiner aus dem zwölften Jahrhundert. Er trägt die ärmellose Kukulle mit Kapuze und Stumpfschuhe. Die über den Arm fallenden Flügel sind in gewissen Abständen zusammengeheftet. Die rechte Hand führt die Schreibfeder, die linke hält mit dem Federmesser das Pergament fest. In das Pult ist das Tintenhorn (cornet, inkhorn) eingelassen. An dem romanisierenden Stuhle sind die auch an Bettgestellen sich häufig findenden Tocken bemerkenswert. Die Zeichnung stammt aus einem Zwiefaltener Psalterium 1138.

Noch mehr als die frommen Mönche vernachlässigten die Weltgeistlichen die Studien, und die Bildung ging zur Zeit der salischen Kaiser stark zurück, so daß eher das elfte als das zehnte Jahrhundert ein dunkles genannt werden könnte. „Wenn ich einen Blick auf die Studien der Vorfahren werfe", schrieb bald nach dem Tode Heinrichs III. Williram, Abt von Ebersberg,[3] „so muß ich den jetzigen erbärmlichen Zustand bejammern. Ist etwa einer während seiner

[1] Martène, Thes. anecd. IV, 1292 (24); Institut. Dist. 14, c. 2, Nom. Cisterc. (1892) 352. Die strengen Schulforderungen der Cluniacenser hoben die Cistercienser gebührend hervor, um die Novizen abzuschrecken; Schönbach, Studien I, 44, 116, (Wiener Akademiebericht 1898).

[2] Dial. 5, 16.

[3] In der Vorrede zu seinem deutschen Hohenliede.

Schulzeit in die grammatikalischen und dialektischen Studien eingeführt worden, so hält er das für hinreichend und kümmert sich nicht im entferntesten mehr um die göttliche Wissenschaft, obwohl es den Christen nur aus dem Grunde erlaubt ist, die Bücher der Heiden zu lesen, damit sie aus ihnen zu unterscheiden vermögen, wie weit das Licht von der Finsternis und die Wahrheit vom Irrtum abstehen. Andere aber, wenn sie der theologischen Lehren mächtig sind, spotten über die, die beim Vortragen der Lesestücke und Kantiken Fehler machen, ohne ihrer Unwissenheit durch Unterweisung oder Verbesserung der Bücher irgendwie zu Hilfe zu kommen?"

LXXVI. Das Klosterspital und die Hospitalorden.

Wie eine Schule, gehörte zu jedem Kloster, zu jedem Stift, zu jeder größeren Pfarrkirche, ja zu jedem größeren Hofe eine Herberge, ein Spital, ein Krankenhaus. Die alte Vorschrift der Kirche, daß die Pfarreien für die Armen zu sorgen hätten, und die Zuwendung eines Teiles der Kircheneinkünfte bildet die Grundlage dieser Fürsorge. So haben denn auch die Stifte, auch die Frauenstifte, ihre Pflicht nicht versäumt. Am deutlichsten sieht man dies zu Mailand, wo die Priesterehe, wie Landulf ausführt, keineswegs einer großartigen Kranken- und Armenfürsorge im Wege stand.[1] Aus den Stiftsanstalten wuchsen die ältesten Spitäler und andererseits die höheren Schulen hervor. Die ältesten Spitalorden lehnten sich an ihre Regel an, so das Hotel Dieu in Paris, das Spital St. Johannis in Hildesheim, St. Gereon in Köln, St. Leonhard in Basel u. v. a. Die ältesten Spitalherren waren geradezu regulierte Chorherren, so die Antonius-, Heiliggeist- und Kreuzbrüder.

Ihre Vorläufer waren die älteren Mönche und ihre Vorbilder die Infirmarien und Hospitäler der Klöster. Das Klosterkrankenhaus verwaltete ein eigener Infirmarer, dem oft noch ein Subinfirmarer zur Seite stand, die Fremdenherberge der Hospitaler (custos hospitii), während der Almosener für die bettelnden Armen sorgte. Von den ständig im Kloster wohnenden Armen, Kranken, Pfründnern sind wohl zu unterscheiden die auf kurze Zeit einkehrenden Gäste, und innerhalb beider Klassen bestand wieder ein sozialer Unterschied, ob einer aus einem höheren oder niederen Stande stammte.

[1] H. Med. 2, 35; M. G. ss. 8, 71.

Allerdings lassen uns die Ausdrücke oft im unklaren; selbst die Bezeichnung eleemosyna, eleemosynaria ist nicht ganz deutlich, denn Almosen hieß die Gesamtheit der Stiftungen, auch der Pitanzstiftungen; daher bedeutet eleemosynarius und pietantiarius oft die gleiche Person. In einem großen italienischen Kloster[1] war die Eleemosynaria 60 Fuß lang und 10 Fuß breit, weit größer aber das Hospiz der Vornehmen, daher auch Palatium genannt, nämlich 155 Fuß lang und 30 Fuß breit: in der Mitte lag ein großer Eßsaal, links und rechts davon an den Langseiten Schlafräume auf der einen Seite mit 60 Betten für die Männer, auf der andern Seite mit 30 Betten für Frauen und Kinder.[2] Auch für die Pferde der Gäste war Vorsorge getroffen; der Schmied sollte vor der Abreise nachsehen, ob die Pferde gut beschlagen seien. Was für die Verpflegung aufgehen durfte, war genau vorgesehen, namentlich für die dauernd im Kloster wohnenden; es entsprach im allgemeinen dem Mönchsanteil. Wenn die Mönche Pitanzen erhielten, sollten die Armen nicht vergessen werden. Der Kellerer war angewiesen, alles Nötige zu liefern. War er nicht anwesend oder zögerte er, so durfte der Hospitaler die Gefäße, in denen er, was er nötig hatte, vermutete, zerbrechen und es nehmen, „damit die Mangellosigkeit der Liebe bei Erweisung der Gastfreundschaft in allen Stücken gewahrt bleibe".[3] Zu Cluny mußten drei Brüder täglich an den Pfründnern das Mandatum, die Fußwaschung vollziehen, nur im Winter sollten es die Diener des Eleemosynarius tun. Auch den einkehrenden Gästen, schrieb die Regel vor, die Füße zu waschen; da aber ihre Zahl zu groß war, mußten die Cluniacenser oft davon absehen, was ihnen von ihren Gegnern Vorwürfe eintrug. Sie erwiderten aber mit Recht darauf, wenn sie jedem Fremden die Füße waschen müßten, so könnten sie vom Morgen bis Abend nichts anderes tun. Die Pforten des Klosters standen Tag und Nacht offen, so daß die Klöster wohl bildlich Fremdenherbergen, Fremdenasyle, Fremdenbauer[4] genannt wurden.

Die Cluniacenser wurden noch weit überflügelt von den Cister-

---

[1] Farfa.

[2] Jedes Bett war versehen mit einer latrina (einem Nachtstuhl), Guid. Disc. Farf. 2, 1; P. l. 150, 1250.

[3] Const. Hirsaug. 2, 51; P. l. 150, 1111.

[4] Vivarium.

ciensern, die auch in anderen Dingen mit ihnen wetteiferten. Ihren großen Eifer rühmt sogar ein so schroffer Feind wie der Waliser Giraldus und bekennt, daß sie ohne Unterlaß zu allen Stunden sich den Leidenden zur Verfügung stellen.[1] „Es gibt wohl kein Kloster unseres Ordens," sagt Cäsarius, „das nicht verschuldet wäre wegen der Gäste und Armen."[2]

Notgedrungen mußte manches Kloster um die Gunst der Reichen buhlen, ja man machte ihnen den Vorwurf, sie machten förmlich Jagd auf sie. „Sie locken die Reichen an," sagt ein Engländer, „bewirten sie nicht in der gewöhnlichen Fremdenherberge, sondern in eigenen Kemenaten und stellen ihnen viele geistliche Wohltaten in Aussicht."[3] Ein reicher, aber geiziger Herr hatte die Aufnahme seines Sohnes in das St. Pantaleonskloster zu Köln verlangt, weigerte sich aber, seinem Sohne eine Ausstattung mitzugeben, indem er erklärte, es wäre Simonie, auf diese Weise seine Aufnahme zu erzwingen. Da nun der Abt den Jüngling nicht aufnahm, beschuldigte der Vater das Kloster der Simonie. Ein befreundeter Abt aber bestärkte das Kloster in seiner Weigerung; denn gerade dann, wenn die Klöster mehr Leute aufnähmen, als ihrem Vermögensstand entspräche, seien sie genötigt, um die Gunst der Reichen zu werben.[4] Viele legten denn auch das Ordensgewand an und machten sich damit der geistlichen Wohltaten des Klosters teilhaftig, ohne deshalb zu den vollen Pflichten des Mönchtums verbunden zu sein. Dennoch reute es viele wieder; es ging aber meist schwer, wieder herauszukommen.[5]

---

[1] Ad opera caritatis explenda et hospitalitatis obsequia horis omnibus, tam vespere scilicet quam mane vel meridie, supervenientibus cunctis, impendenda, tam solliciti semper existunt; spec. eccl. 3, 19.

[2] Dial. 4, 57.

[3] Gualt. Map. N. c. 1, 25. Der Vorwurf wird indirekt bestätigt durch das, was Peter der Ehrwürdige über den Prior Matthäus, den späteren Kardinal berichtet; De mir. 2, 10.

[4] M. G. ss. 10, 317.

[5] Einem Manne in der Diözese Reims hatten die Mönche in schwerer Krankheit ohne Erlaubnis seines Weibes das Mönchsgewand angezogen und ihm geraten, ihnen die zwanzig Pfund, die er im Hause hatte, einzuhändigen. Als der Kranke im Kloster langsam genas und bei sich den Vorgang überlegte, zog er das Mönchsgewand aus, weigerte die Profeß und verlangte sein Geld zurück. Die Mönche warfen ihn in Ketten, setzten ihm hart zu und wollten ihn sogar zwingen, eidlich zu versprechen, er werde die Geldsumme

Oft trieben die Gäste allerlei Unfug und störten die Ordnung. Das sächsische Kloster Lauterberg brannte eines Tages ab, weil ein Ritter, den es beherbergte, bei der Kälte ein zu starkes Feuer angezündet hatte.[1] Sogar Räuber schlichen ein. So hören wir, daß einmal Räuber in dem Cistercienserkloster zu Löwen eine ganze Familie erschlugen, die sie für reich hielten, und zwar zuerst Mann und Frau, nachdem sie die die Fremden bedienende Tochter zum Weinholen ausgeschickt hatten; dann haben sie diese selbst getötet, trotz ihrer Mildtätigkeit.[2] Trunkenbolde preßten den Konversen Bierpfennige ab und stahlen ihnen irgend etwas, wenn sie nichts bekamen.[3]

Da wundert es uns nicht, daß manche Äbte hartherzig wurden.[4] Ziemlich frühe schon wehrten sich die Cistercienser gegen den Andrang der Aussätzigen.[5] Manchmal war es auch die Habgier, die der Gastfreundschaft im Wege stand. Jakob von Vitry erzählt von einem Kloster, das anfangs sehr freigebig war, als es aber reich geworden, seine Pflicht versäumte. Um die Fremden abzuschrecken, bestellte der Abt recht unfreundliche Gastmeister, denen es aber nach der Sage manchmal recht übel erging.[6] Als der Kölner Erzbischof Engelbert von einem Kloster hörte, daß der habgierige Abt die Pflicht der Gastfreundschaft vernachlässige, bestrafte er es mit seinem Einlager. Absichtlich kam er jedes Jahr, wohl auch zweimal im Jahre mit zahlreichem Gefolge zum Kloster und nahm dort Herberge, wie es ihm als Bischof und Vogt zustand; die Kosten, die in solchen Fällen aus seiner Bewirtung entstanden, hätten hingereicht, die armen Reisenden das ganze Jahr hindurch zu beherbergen.[7]

Umgekehrt wußte die Legende auch viele Fälle zu berichten, wo Gastfreundschaft und Wohltätigkeit sichtlich den Segen Gottes

---

niemals zurückfordern. Er scheint aber doch entkommen zu sein. P. l. 200, 298 (Schreiber, Kloster und Kurie II, 134). Nach Girald von Cambrien halfen die Verwandten einem Ritter mit Gewalt heraus, wobei es zum Blutvergießen kam; l. c. 3, 18.

[1] J. J. 1199; M. G. ss. 23, 167.

[2] Caes. Dial. 6, 34.

[3] Hist. mon. Villar 1, 8 (Martène III, 1290).

[4] Petr. Blesens. ep. 29 (ad abb. S. Alban.).

[5] Vgl. das Generalkapitel 1204 bei Martène IV, 1300.

[6] Ex. 67 (Crane 28).

[7] Caes. Dial. 4, 72. Ficker, Engelbert 94, 240.

nach sich zog. Die heilige Familie kehrte selbst ein.[1] Mitleidigen Seelen ging der Wein und das Brot nicht aus. Die Weinfässer füllten sich von selbst, und die Jäger und Fischer machten eine erstaunliche Beute.[2] Aber die Wohltätigkeit mußte hervorgehen aus rein uneigennützigen Absichten; die Eitelkeit entstellte ihren Wert so sehr, daß nach der Anschauung der Mönche das größte Almosen zur Rettung der Seele nicht ausreichte.[3] Dagegen schadete es nach ihrer Auffassung gar nichts, wenn fromme Männer zu allerlei Listen, zu zweideutigen Worten und zweifelhaften Handlungen ihre Zuflucht nahmen, um reichen Leuten Geld auszupressen. Solche Vorfälle verdichteten sich später zur Sage vom hl. Crispinus, der den Armen Schuhe aus gestohlenem Leder machte, einer Legende, die freilich jeder Begründung entbehrt.[4]

Wohl herrscht bei Juden und Mohammedanern der Grundsatz, daß es erlaubt sei, Fremde, die Gojim, die „Ungläubigen", zu berauben und zu betrügen, zumal wenn der Raub armen Volksgenossen zugute komme. Die christlichen Theologen haben nie diesen Grundsatz ungescheut ausgesprochen; sie übten nur Nachsicht, wenn es sich um die Genugtuung für ungerechtes Gut handelte. Was sonst erzählt wird, war mehr Scherz als Ernst.

Der Kanzler Thomas Becket und König Heinrich II., der ihn später ermordete, ritten eines Wintertages durch London bei einem schrecklichen Sturmwinde. Nun sah der König einen armen Greis daher kommen, der nur notdürftig gekleidet war und stark fror, entriß nach kurzem Besinnen dem Kanzler gegen dessen Willen seinen schönen neuen Mantel und reichte ihn dem Armen.[5] Ein Graf von Champagne war so mildtätig und freigebig, daß er seine

[1] Steph. de Borb. 152 (ed. Lecoy 130).

[2] Thom. Cantip. 2, 25, 7 sq.

[3] Ein drastisches Beispiel Caes. 12, 19.

[4] Crispinus und Crispinianus, aus vornehmem Geschlecht, gemartert zu Soissons unter Diokletian, sollen eine Zeitlang für die Armen Schuhe gemacht haben. Eine deutsche Bearbeitung hatte, wie es scheint, den Ausdruck „stallten das Leder zu Schuhen," wobei das Volk an „stahlen" dachte. Sie waren die Patrone der Schuhmacher. Ein Engländer Deloney kennt noch mehrere heilige und vornehme Schuhmacher in seinem zur Verherrlichung des Handwerks geschrieben Buche The gentle craft, den hl. Hugo, Simon Eyre, Richard Casteler, Meister Peachey (Palästra 18).

[5] V. S. Thomae bei Thierry, Conquête III, 339.

Dienstmannen kaum bezahlen konnte. Nun ritt er einmal durch eine Stadt, und ein reicher Bürger spottete über den bedürftigen Herrn. Da befahl der Graf ihn zu verhaften, bis er ihm seine Schulden bezahlt hätte.[1] Einst stieg der fromme Dekan Ensfried zu Köln heimlich in die Räucherkammer, wo die ihm und seinem Neffen gemeinsamen Schinken hingen, und schnitt die hintere Seite weg, um sie den Armen zu verschenken. Gleich andern Priestern, erzählt Cäsarius, erlaubte er Ehefrauen, unbarmherzigen Männern Geld zu entwenden, um es den Armen zu spenden. Eines Tages begab er sich ins Backhaus und ließ kurz angebunden die reichen Leuten gehörigen Brotlaibe an die Armen verteilen.[2]

Bei den häufigen Hungersnöten waren es in erster Linie die Klöster, auf die das Volk vertraute[3] und die es meist so stark bedrängte, daß in kurzer Frist alle Kornspeicher leer standen. Soweit es die Mittel erlaubten, ließen die Klöster Getreide von auswärts kommen, aber bald war auch dieser Vorrat geleert. Hie und da kam eine unerwartete Wendung,[4] oft aber mußten die Äbte zum Äußersten schreiten. Sie verkauften alle kostbaren Geräte, plünderten sogar den Kirchenschatz und nahmen große Darlehen auf. Auch die Bischöfe blieben nicht zurück, und viele Bischöfe und Äbte widmeten sich persönlich den Armen.[5] Manchmal half Gott wunderbar, und fromme Legenden melden, daß die kleinen Brote im Backofen größer wurden. Vielfach schmolz aller Vorrat schnell dahin, und das Kloster verarmte sichtbar, so daß die Äbte sich genötigt sahen, andere Verwalter aufzustellen.[6] Mit der Versorgung der Armen verknüpfte sich immer auch die Pflege der Reisenden. Die Klöster bauten nicht nur Herbergen, sondern auch

[1] Nach Jakob von Vitry hieß er Theobald und war derselbe Graf, der auch die Aussätzigen pflegte. Joinville nennt ihn wohl richtiger Heinrich, den Sohn Theobalds (Ex. 94); Etienne de Bourbon 146 ed Lecoy 124; Caes. 8, 31.

[2] Dial. 6, 5. Jacopone von Todi trug die ihm übergebenen Hühner statt in das irdische Haus in die „ewige Wohnung".

[3] Katholik 1892 I, 36; Benediktinerstudien XVI, 414.

[4] Über den Abt Erminold zu Prüfening s. M. G. ss. 12, 488.

[5] Bei der Hungersnot 1197 wurden, wie Cäsarius erzählt, oft an einem Tage 1500 Almosen gespendet; der Abt ließ Ochsen sieden u. s. f. 4, 65; vgl. Annales Colmar. 1282.

[6] Curschmann, Hungersnöte 54, 79.

Wege und Brücken und errichteten Fähren. Oft versahen Einsiedler den Dienst eines Fährmannes. Es entstand sogar ein eigener Orden der Brückenbauer, aber seine Tätigkeit war zu einseitig und erlangte keine große Bedeutung. Endlich unterhielten die Mönche Bäder, namentlich für die Armen. Kissingen, Marienbad, Pfäffers, Pyrmont und andere Bäder befinden sich schon frühe im Klosterbesitz. Neuentdeckte Gesundbrunnen wurden zu Heilanstalten erhoben und Kapellen daselbst gebaut, so in Petersthal, Griesbach und Rippoldsau.

Der Kranken nahmen sich in älterer Zeit außer den Frauen Geistliche und Mönche an, und viele Mönche genossen einen großen Ruf als Heilkünstler. Eines Tages bat den hl. Bernhard ein ausgesprungener Mönch um Aufnahme, der vorgab, sein Kloster habe ihn gezwungen, an unwürdige Menschen seine Arzneikunst zu verschwenden. Auf die Anfrage des Heiligen bei diesem Kloster erhielt er zur Antwort, der Entsprungene habe auf eigene Faust voll Geldgier seine Kunst ausgeübt, Bernhard aber meinte, in jedem Falle habe der Mönch sich in großer Gefahr befunden. Trotzdem erließ Bernhard kein eigentliches Verbot, und daher treffen wir auch unter den Cisterciensern Ärzte. Ein Ordensgenosse, der die ganze Zeit herumlief und nur an den Hauptfesten zum Kloster zurückkehrte, fügte sich erst dann der Ordnung, als ihn der Himmel seinen Zorn fühlen ließ. An einem Marienfeste besuchte einmal die hl. Jungfrau die psallierenden Mönche und bot jedem einen süßen Trank, nur dem Arzte nicht. Von da an blieb er ruhig im Kloster, besuchte nur auf Befehl der Obern hin Kranke und fand dann Gnade bei Maria.[1]

Über einen frommen Mönch berichtet eine Klosterchronik, er sei ein geschickter Arzt gewesen. Die Großen der Erde verlangten fortwährend seine Hilfe, und oft mußte er ihnen wider seinen Willen, trotz seines Weigerns willfahren. Er zog aber die Dürftigen und Armen vor und heilte nicht allein ihre Krankheiten: mit eigener Hand verband er vielmehr ihre eiternden Wunden, aus denen blutige Jauche troff, mit einem Eifer, daß man hätte glauben können, er verbinde die Wunden Jesu. Diesen Armen widmete er die Fürsorge, die er sich selbst versagte. Als er dem Tode nahe war, er-

[1] Caes. 7, 47 (48). M. G. ss. 24, 669.

schien ihm Jesus und sprach zu ihm: „Deine Sünden sind getilgt, komm und küsse meine Wunden, die du sehr geliebt und so oft gepflegt hast!" Indessen hatte die Ausübung der Heilkunde auch viele Mißstände im Gefolge.[1] Unwissende Mönche haben manchmal mit ihren Heiltränken Unheil angerichtet.[2] Dafür sündigten andere wieder durch ihre Unwissenheit in Glaubenssachen, durch Zweifel und Spott.[3] Sowohl das Medizinstudium als die Praxis schloß viele Gefahren ein, weshalb auch die Kirche für die Kloster- und Weltgeistlichen Verbote ergehen ließ. Mehr und mehr traten weltliche Ärzte auf und drängten die geistlichen in den Hintergrund.

Auch nachdem die Mönche von dem Ärzteberuf zurückgetreten waren, hatten sie doch immer noch genug zu tun mit der Krankenpflege; sie beschäftigten sich viel mit dem Sammeln von Heilkräutern und dem Brauen von Gesundtränklein.[4] Fast jeder Orden erfand ein eigenes Lebenselixir, wie schon die Namen beweisen: Kartäusergeist, Karmelitergeist, Benediktiner. Viele Mönche heilten durch Segnungen. Zu einem als Wundertäter verehrten Laienbruder des Cistercienserklosters Eberbach strömte eine solche Menge von Menschen zusammen, daß das Kloster wegen der Beherbergung mehr Unkosten als Gewinn hatte und den Wunderheilungen Einhalt tun mußte.[5] Auf Heiltränke, Heilkräuter verstanden sich seit alters viele weise Frauen, wie sie sich auch viel mit Krankenpflege befaßten,[6] aber es bestanden dafür keine Organisationen.

Eine höhere Aufgabe erhielten die Frauen erst, seitdem sich Cistercienser-, Franziskaner-, Dominikanerkonventen Frauenklöster anschlossen und diese wieder viele Konversen oder Laienschwestern beschäftigten. Die Laienschwestern hießen nachmals Beginen[7] nach jener freien Vereinigung, die zuerst im Jahre 1212 in Lüttich auftauchte und einen so merkwürdigen Charakter zeigte, daß man

[1] Kober, Tüb. theol. Quartalsch. 1873 S. 600; Michael, Gesch. d. d. Volk. III. 435.

[2] So kam ein Ritter Robert von Quincy ums Leben wegen eines, wie es scheint, zu stark mit Gift gemischten Bechers, den ihm ein Cistercienser brachte; Girald. spec. eccl. 3, 9.

[3] Caes. Dial. 9, 56.

[4] Vgl. Abälard Ep. 8 (Cousin I, 189); P. l. 178, 278.

[5] Caes. Dial. 10, 5.

[6] Den heiligmäßigen Bischof Burkhard von Halberstadt bediente auf dem Sterbebett eine fromme Magd; Annalista Saxo 1088.

[7] M. G. ss. 17, 234.

ihr einen Ketzernamen beilegte.[1] Diese beschäftigten sich in erster Linie mit Krankenpflege. Ihre größte Ausdehnung erlangten sie aber in einer etwas späteren Zeit, als die bürgerlichen Spitalorden entstanden.

Einen großen Aufschwung nahm die Krankenpflege zur Zeit der Kreuzzüge, worin die Christen mit den vollkommeneren Hilfsmitteln und Einrichtungen der Araber bekannt wurden. Nicht ohne Grund begegnet uns die älteste Spitalordnung im Heiligen Land, doch atmet sie bereits einen dem arabischen Wesen weit überlegenen, christlichen Geist. Die Stifter des Johannisspitales zu Jerusalem, Gerard und Raimund von Puy, lehrten ihre Genossen, die Armen als die eigentlichen „Herren" zu betrachten, sich selbst aber als ihre Diener. Die Armen hießen die Glückseligen, die Heiligen. Alle Einnahmen, besonders aber die Sammlungen galten als ihr Eigentum; die Kollektoren mußten die Erträge ihrer Tätigkeit zu ihren Füßen niederlegen. Raimund ordnete an: jeder Kranke, der im Hospital Hilfe suche, solle zunächst beichten und kommunizieren, dann zu Bett gebracht und mit allem Nötigen wie ein „Herr" versehen werden. Das Generalkapitel vom Jahre 1181 stellte vier Ärzte an, schrieb für die Krankenbetten Länge und Breite und die Ausstattung vor: zwischen je zwei Betten sollen Felle, Schuhe und Kutten bereit sein, damit die Kranken sie bei notwendigen Gängen benützen. Die Lieferung der Decken und Filztücher gehörte zu den festen Auflagen, ebenso die Lieferung von Fleisch und Getreide. Wöchentlich dreimal erhielten die Kranken frisches Schweine- und Hammelfleisch, besonders Schwache Hühnerfleisch. Als Zuspeise diente Weißbrot. Wenn ein Kranker starb, bekam er ganz die gleiche Bahre wie ein Bruder, bedeckt mit einem roten Tuch, in das ein weißes Kreuz eingestickt war. Jeden Toten deckte das Kreuz des Ordens. Außer den Kranken versorgte der Orden eine große Anzahl von Bettlern und anderen Armen, namentlich auf der Pilgerschaft oder im Kampfe Verunglückte, die nicht nur Speise, sondern auch Kleider, ja sogar Geldgeschenke erhielten. Trotz der Scheu vor dem weiblichen Geschlechte fanden auch schwangere Pilgerinnen Aufnahme; das Generalkapitel von 1181 beschäftigte sich sogar mit der Anfertigung von Wiegen. Endlich schloß sich ein Findelhaus an.

[1] Begine bedeutet Ketzer nach Greven, Anfänge der Beginen 68.

Die Liebe, die die Johanniter ihren Kranken erwiesen, hat sogar das Lob Saladins gefunden. Er soll sich, nach der Legende, verkleidet in das Spital eingeschlichen und gesagt haben: „So liebreich ist dieses Hospital, daß, was ein Kranker wünscht, ihm gegeben wird, wenn es nur für Gold oder Silber zu haben ist." Er fand in der Tat, daß man ihm die übertriebensten Forderungen erfüllte. So sagt auch Innocenz IV. 1254 von einem deutschen Spital dieses Ordens: „Wer sollte sich nicht innig freuen, wenn er hört, daß in diesem Hause den Kranken, die etwas wünschen, Obst oder Trauben oder was es ist, der Wunsch erfüllt wird, wenn das Gewünschte nur für Gold oder Silber zu haben ist."

Dem eigentlichen Hospitalorden, den Johannitern, eiferte der deutsche Orden emsig nach, während die Tempelherren die Krankenpflege mehr als Nebensache betrieben. Die Fürsten und andere Große wiesen den deutschen Herren viele früher schon bestehende Spitäler an. Die hl. Elisabeth übergab ihnen das von ihr gegründete Krankenhaus zu Marburg. Über jedem Spital stand ein Meister, der Infirmarienmeister, der Spittler, den der Landkomtur überwachte.[1] Außerdem schickte der Deutsch- und Hochmeister von Zeit zu Zeit Visitierer in die einzelnen Häuser. Zu jedem Hause gehörte eine große Zahl von dienenden Brüdern. Ihre Zahl wuchs, je mehr sich der Besitz und die Aufgaben des Klosters erweiterten. Da gab es nicht nur Bauern, Gärtner, Hirten, sondern auch zahlreiche Handwerker, Zimmerleute, Steinmetzen, Weber, Müller u. s. f.

Aber gerade diese reiche Ausstattung trug zum Verfall bei. Die ritterlichen Genossen dünkten sich allmählich zu vornehm, sich mit den Kranken abzugeben, und an ihre Stelle rückten mehr und mehr die bürgerlichen Spitäler mit Dienern und Dienerinnen oder Brüdern und Schwestern, die Antonius-, die heil. Geistbrüder, die Kreuzherren. Die beiden letzteren Orden entstanden zu Bologna und Montpellier, wo das Medizinstudium blühte. Die Lazaristen, die sich den Aussätzigen widmeten, berührten sich enge mit den Johannitern. Überhaupt trugen die Krankenorden zum Teil ähnliche Kleider wie die Ritterorden,[2] die Kleidung war aber unwesentlich. Viele Hospitalregeln schreiben den Dienern,

[1] Commendator provincialis.

[2] So hatten die Antoniter ein blaues Tau auf schwarzem Gewande, die Kreuzherren hießen auch Kreuzträger, Sternträger.

den Brüdern und den Schwestern nur eine einfache Tracht vor ohne genaue Angabe der Farben und des Schnittes und verlangten kurz geschorenes Haar von beiden Geschlechtern. Für die übrige Lebensordnung bildete sich eine gemeinsame Anschauung und Sitte heraus, und die Regeln zeigen eine starke Übereinstimmung, ob es sich nun um Konversen, Drittordensbrüder oder Hospitalbrüder handelt. Eine gewisse Schwierigkeit bildete das Zusammenwirken von Brüdern und Schwestern, dessen Gefahren viele Vorsichtsmaßregeln vorzubeugen suchen.

Während die bürgerlichen Spitäler und Spitalorden zu hoher Blüte gelangten, verlegten die älteren Orden sich allzu einseitig auf die Verwaltung ihrer Güter, und ihre Herbergen dienten mehr zur Versorgung der Gesunden als der Kranken und Bedürftigen. Auch dic ältern Klöster hatten schon lange Versorgungs- und Kreditanstalten gebildet.[1] Die von ihnen angebotene Hilfe kam nicht gerade immer den Ärmsten zugut, wie wir aus manchen Klagen hören. Ein Engländer wirft den Mönchen geradezu vor, sie machten förmlich Jagd auf verschuldete oder verschwenderische Ritter.[2] Aber nicht selten haben die Darlehen doch arme Schuldner aus den Klauen der Wucherer gerettet. Dies anerkennen sogar die Fabliaudichter, die sonst auf die Klöster nicht gut zu sprechen sind. Ein Kartäusermönch, hören wir, der zuvor Händler gewesen war, stieß auf dem Markte, den er Geschäfte halber besuchte, auf einen von Schmerz gebeugten armen alten Ritter. Dieser erzählte ihm, er habe seinen Sohn für eine Schuld verpfändet, und nun werde ihn der hartherzige Gläubiger einsperren und quälen. Umsonst bot sich der Vater für seinen Sohn an. Da konnte der Mönch nicht umhin, trotzdem er seine Geschäfte nicht erledigen konnte und er wegen Ungehorsams eine heftige Rüge seiner Obern befürchtete, dem armen

[1] Von einem Ökonomen heißt es commodabat equidem plurima et recipiebat cautus, ne quo dolo debitorum falleretur . . . Si frumentum, vinum, sal vel quaecumque ad cibum pertinentia, similiter ad vestitum commodabantur, . . . eiusdem mensurae vel quantitatis reposcebantur, ut nihil supra exigeretur. Argentum pondere iusto commodabatur nec ipsum, quod moneta iure extorquet (Zins), ullatenus petebatur, sed quantum quis accipiebat aut dabat, aequa lance refundebatur. Lamprecht, Deutsches Wirtschaftsleben I, 823.

[2] Sicut nisus alaudam territam, ita praedam suam agnoscunt, milites scilicet quos deplumare possunt, qui vel patrimoniorum suorum consumptores sunt vel compediti debitis. Gualter Map., N. c. 1, 25.

Manne die nötige Summe zu leihen. Als er darauf im Kapitelsaal die Geschichte vortrug, waren alle hochgerührt und lobten seine Tat. Sie gaben ihm nochmals die nötige Summe auf den Markt mit, und Gott belohnte ihn mit gutem Erfolge.[1]

Auch die Cistercienser ließen sich in solche Geschäfte ein und betrieben namentlich die Pfandleihe d. h. liehen dürftigen Schuldnern Geld aus gegen Überlassung einer Pfandnutzung. Auf diese Weise bekamen sie dann Äcker, Wiesen und Weiden, die sie mit ihren billigen Arbeitskräften leicht nutzbringend betreiben konnten. Auch Vieh, ja sogar die von der Regel ausdrücklich verbotenen Zehnt- und Zinsrechte waren nicht ausgeschlossen. Damit war freilich das Prinzip der Eigenwirtschaft durchbrochen, und diese Durchbrechung hatte verhängnisvolle Folgen.[2] Dazu kam noch der üble Umstand, daß die Regel dem Betriebe keine Grenzen setzte, so daß bald Klagen erschollen über die unbegrenzte Ausdehnung des Ordens. Andere Kongregationen setzten ein bestimmtes Maß fest,[3] und die Bettelorden haben überhaupt, um jeden Mißbrauch zu verhüten, jegliches Eigentum, das Gesamteigentum so gut wie das Einzeleigentum verboten.

---

[1] Du prudhomme qui avait été marchand.

[2] Hoffmann, Histor. Jahrb. 1910, 708.

[3] Praedia in circuitu circa septem milliaria durante fossatis clauduntur, aut metis apertis signantur . . . nec exterius rigorem quidquam habere poterunt. Girald. spec. eccl. 3, 30; Abael. ep. 8 (302).

LXXVII. Das romanische Gotteshaus und die symbolische Kunst des Mittelalters.

Alle Vorsichtsmaßregeln und alle Einschränkungen konnten nicht verhindern, daß innerhalb der Orden sich immer mehr Reichtümer ansammelten. Was sollten sie damit anfangen? Der beste Gebrauch, den sie davon machten, bestand darin, daß sie ihre Kirchen würdig ausstatteten. Das Kunsthandwerk nahm einen großen Aufschwung, namentlich in Deutschland; die Deutschen durften sich mit ihrem Kunstgewerbe, mit ihren Geweben und Goldschmiedarbeiten neben den Romanen wohl sehen lassen. So hatte schon im elften Jahrhundert Bernward von Hildesheim Vorzügliches geleistet, und andere folgten ihm mit ebenso viel religiöser Begeisterung als Kunstverständnis. „Wie ruhmvoll ist es," sagt Honorius von Augsburg, „Gemälde oder Handschriften oder Bildwerke zu verfertigen oder Gold oder Silber mit dem Hammer zu bearbeiten und in verschiedene Gestalten zu verwandeln! Ferner Kupfer und Eisen zu verschiedenem Gebrauch umzugestalten, mit Stein und Holz Häuser, Kirchen und andere Gebäude zu errichten!"[1] Auch der weltliche Luxus zeigt deutlich einen Fortschritt.

Die Weberei und die Wandmalerei erweiterte den Stoffkreis ihres Figurenschmuckes; sie beschränkt sich nicht mehr bloß auf Tierfiguren und Allegorien, sondern sie führt ganze Geschichten vor aus der Troja-, Äneas- und Alexandersage, aus der Merlin- und Artussage und schildert die Taten der Vorfahren. Solche Darstellungen zieren sogar die Werke der Kleinkunst: Becher, Helme, Gürtel,

[1] Offendic. 29; M. G. lib. de lite 3, 48.

Sattelbögen. Weit übertroffen aber wurde die weltliche Kunst durch die kirchliche; denn die Kirche beherrschte fast noch ausschließlich den Gesichtskreis, umsomehr als es in der Welt traurig aussah. Die Kirche mußte dem Volke auch eine Vergnügungsstätte ersetzen und Schauspiele bieten.

1. Baukunst.

Wenn es galt, das Gotteshaus auszuschmücken, scheute niemand ein Geldopfer.[1] Wer nicht mit Geld beisprang oder seine Hörigen zur Verfügung stellte, der legte selbst Hand an; denn, ob jemand mit der Hand arbeitete oder Gut und Geld dahin gab, so verrichtete er ein gleich gutes Werk. Einem noch wenig vergeistigten Geschlechte fiel es eben leichter, mit der Hand oder mit dem Schwert Gottes Ehre zu mehren, als innerlich Buße zu tun und nach der Gnade Gottes zu streben.

Von St. Trond rühmt gegen Schluß des zehnten Jahrhunderts ein Chronist: Es ist kaum glaubbar, wie viele Menschen und von wieweit her gekommene sich bemühten, beim Klosterbau mit Karren und Wagen zu helfen, mit welchem Eifer und welcher Freudigkeit sie Kalk, Sand und Holz herbeiführten. Andere brachten zu Wasser Baumaterialien mit „glühendem Eifer".[2] Schon eine geringe Verköstigung entschädigte sie für alle Mühsale: ein halber Laib Brot, ein Stück Käse und einige Becher Getränk erfüllten sie mit Freude, schreibt ein niederdeutscher Mönch.[3] Nach dem französischen Roman von den Haimonskindern erhielten zu Köln die Bauarbeiter einen Wochenlohn von 19 Denaren, der Held Renaud aber begnügte sich mit einem Denar und zog sich dadurch ihren Haß zu. Der Abt Haimo von St. Pierre erzählt vom Jahre 1145: „Wer hat jemals gesehen daß Fürsten, große Herren, Ritter in ihrer Rüstung, ja selbst zarte Weiber um ihren Hals das Joch spannten, wie Zugtiere, um schwere Lasten herbeizuführen? Man trifft sie zu Tausenden, wie sie manchmal eine einzige Maschine ziehen, so schwer ist dieselbe. Oder wie sie aus weiter Ferne Getreide, Wein, Öl, Kalk, Steine und andere Gegenstände für die Arbeiter zusammenschaffen . . . .

---

[1] Ein Beispiel von Vandalismus s. Salimb. chron. 1285 p. 363.

[2] M. G. ss. 10, 234.

[3] Menko von Wittewierum; M. G. ss. 23, 535.

Wenn der Abend kommt, zündet man Kerzen an und verrichtet das Gebet; dann kehrt alles nach Hause."[1] Und dieser vornehmen Herren gab es mehr als einen, der mehr vermochte als rohe Hand-



Michaelskirche zu Hildesheim, erbaut in der zweiten Hälfte des elften Jahrhunderts von Bischof Hezilo. Die Decken sind flach gedeckt und bemalt (die mittlere mit dem Stammbaum Christi), noch nicht gewölbt, bedurften aber doch tragender Pfeiler zwischen den Säulen wie bei den alten Basiliken.

arbeit, der selbst die Bauten zu bilden verstand.[2] Manche Klostergeschichte ist eine fortgesetzte Baugeschichte.[3]

[1] P. l. 181, 1707; Mab. ann. VI, 393.

[2] Ein normannischer Graf war zwar sehr grausam und ausschweifend, aber auch unermüdlich in der Arbeit und in exstruendis aedificiis et machinis aliisque arduis operibus ingeniosus artifex (Order. Vital. 8, 6), und von einem anderen Fürsten lesen wir Carpentarios berfredum facientes docebat, in operibus defectivos improperiis subsannando redarguebat. Tandem machinas erexit, crebris assultibus castrenses laesit; l. c. 12, 18. Vgl. v. Sugeri 2. Von einem Abt: Cucullam precinctus cum ligno vel virgula geometrica lapides metiens et vehiculo superponens. M. G. ss. 24, 708. Vgl. Michael, Gesch. d. d. Volkes V, 27.

[3] Z. B. die von St. Trond und St. Martin in Tournai.

Dank diesem Eifer machten die Holzbauten wenigstens an größeren Orten dem Steinbau Platz. Von dem Bischof Altmann in Passau berichtet seine Lebensbeschreibung, die Gotteshäuser seiner Diözese, die bis dahin aus Holz bestanden, seien zum großen Teil aus Stein neugebaut in demselben Maße, als auch die Geistlichen aus hölzernen Wesen sich in granitene verwandelten, und die Kirchen seien mit Büchern, Bildern und anderem Schmuck ausgestattet worden.[1] Ein anderes Wort sagt, früher seien die Hirten golden, die Kelche aber hölzern gewesen; jetzt sei es aber umgekehrt. Nun freilich, hölzern, tönern, gläsern waren auch jetzt noch vielfach die Kirchengeräte; denn das Edelmetall war ziemlich teuer. Noch zu Beginn des dreizehnten Jahrhunderts hatten viele Kirchen hölzerne Altäre, hölzerne Gefäße und Leuchter.[2] Auch größere Orte hatten noch Holzkirchen — daher erklären sich die Namen



Apostelkirche zu Köln. Ostchor aus dem zwölften Jahrhundert mit drei das Querschiff und den Chor abschließenden Apsiden, verziert mit zwei Reihen Rundbogenblenden und einer Zwerggalerie. Über der Vierung erhebt sich eine Kuppel.

[1] M. G. ss. 12, 234 (15, 1145; 17, 493).
[2] Caes. 7, 46 (47).

Holzkirchen, Baumkirchen[1] — und oft waren nur die Chöre mit einem Turm darüber massiv gebaut, während das Schiff aus Holz bestand.[2] Ursprünglich werden sogar die Gläubigen wahrscheinlich im Freien gestanden sein; fiel doch der Begriff Atrium und Kirchhof zusammen und bildete ein Asyl für Büßer und Verbrecher. Auch wenn mit der Zeit die Kirchenwände massiv gebaut wurden, bestanden noch im elften Jahrhundert die Decken der Kirchen aus Holz, wenigstens die Mittelschiffe, während die niederen Seitenschiffe gewölbt waren.

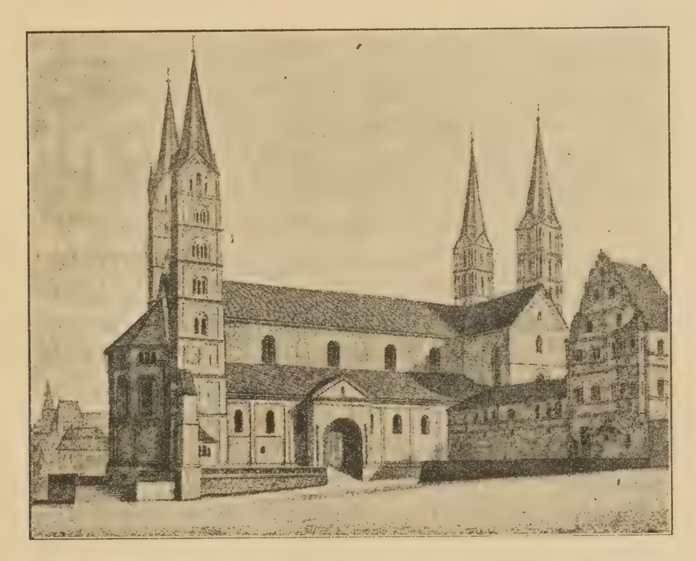
Nachdem man an der Turmhalle und Krypta die Wölbung erprobt hatte, drang die Wölbung immer mehr durch, schon aus praktischen Gründen, um eine feuersichere Decke zu erhalten. Es bedurfte allerdings eines gewissen Mutes, das breite hochragende Mittelschiff mit einem auf Pfeilern schwebendem Gewölbe zu versehen. Nachdem die Cluniacenser diesen Schritt gewagt hatten, folgte auch Deutschland mit dem Dom zu Speyer, es ging sogar noch über das französische Vorbild hinaus. Während die Burgunder von der Verwendung des Tonnengewölbes ausgingen, griffen die Deutschen sofort zum Kreuzgewölbe und wagten es, dasselbe einfach über den Pfeilern zu errichten. Vielleicht hatte an dieser kühnen Neuerung Otto, Bischof von Bamberg, ein Anteil. Dieses Beispiel ahmten bald andere Baumeister nach, so die Erbauer des Mainzer Domes und der Laacher Abteikirche. Otto selbst stand unter dem Einfluß der Cluniacenser, die neben dem Tonnengewölbe das Kreuzgewölbe zu großer Entfaltung brachten. Eine Eigentümlichkeit von ihnen war, daß sie den Vorhallen und Chören eine besondere Sorgfalt zuwandten. Sie bauten fünfschiffige, zweistöckige Vorhallen und weiträumige Chöre mit Umgängen, um die Liturgie glänzend feiern zu können, und fügten dem Hauptchore Nebenchöre bei, verzichteten dagegen auf Westchöre.

Die Chöre wurden schon längere Zeit stark erhöht und dem Altar große Aufmerksamkeit gewidmet. Ursprünglich ein bloßer Tisch wurde der Altar schon frühe mit einem Überbau, dem Ciborium, mit einer Art Zelt (Tugurium) oder einem Baldachin überdeckt. Sonst fehlte dem Altar jede Ausstattung außer den Leuchtern.

[1] Bömekirch (fälschlich geschrieben Böhmenkirch) auf der schwäbischen Alb wurde so genannt im Unterschied zu dem benachbarten Steinenkirch.

[2] S. S. 123 N. 6.

Stand doch der Priester, namentlich der Bischof vielfach dem Volke zugekehrt. Seit dem elften Jahrhundert aber, nachdem die Verwandlungslehre festgesetzt und der Opfercharakter der hl. Messe zum Bewußtsein gekommen war, wandte sich der Opfernde immer ausschließlicher nach Osten, wo nach der Anschauung des Mittelalters das Paradies lag, und die Rückseite des Altares nahmen Kreuze und Bilder auf.



Bamberger Dom, erbaut an Stelle der 1185 abgebrannten Kirche. Am frühesten begonnen wurde der Ost- oder Georgenchor, der der Stadt zugewandt ist. Schon der Frühgotik gehört an der West- oder Peterschor mit einem Querschiff. Das Hauptschiff erhebt sich stark über den beiden Seitenschiffen. Das nördliche Hauptportal heißt Fürstentür; denn ihr gegenüber liegt die alte Residenz oder alte Hofhaltung, worin 1208 Kaiser Philipp von Schwaben von Otto von Wittelsbach erschlagen wurde. (Umgebaut 1591).

Die Cistercienser hielten in diesen Dingen an den alten Sitten fest und widersetzten sich namentlich der Erhöhung der Chöre. Petrus Cantor erklärt, die Kopfkissen der Kirchen sollten nicht höher sein als der Körper des Gebäudes; denn sie versinnbilden eine mystische Idee: Christus, das Haupt der Menschheit, sei demütiger als seine Kirche. War der ganze Bau der Leib Christi, so bedeutete die Südseite das Judentum, die Nordseite das Heidentum. Demgemäß wandte sich der Diakon bei der Verlesung des Evangeliums

nach Norden, während er ursprünglich nach Süden geschaut hatte. Die Vorhalle für die Büßer, ursprünglich Paradies genannt, hieß später Galiläa als das Vorland zum himmlischen Jerusalem. In das Innere führte das Tor d. h. Christus, die Wände, der Boden der Kirche bedeuteten die Gläubigen, die Decken, die Säulen die Kirchenlehrer. Eine wechselnde Bedeutung erfuhren die Chorschranken, die Ambonen. Selbst die Sakristei entging nicht der Deutung.[1]

Mit dieser mystischen Deutung des Kirchengebäudes hängt es zusammen, daß die Kreuzform stark hervorgehoben und zwischen Chor- und Langschiff ein kräftiges Querschiff eingeschoben wurde. Die schmalen, ursprünglich glaslosen Fenster dehnten sich aus und nahmen Glasmalereien zwischen gekuppelten Bögen auf.[2] An den tragenden Säulen des über die Seitenschiffe hinausstrebenden Mittelteiles drängten sich da, wo am Sockel, an den Kapitälen, an Füßen und Armen ein Übergang nötig war, eine reiche Mannigfaltigkeit von Tier- und Pflanzenformen mit symbolischen Bedeutungen zusammen. Das Portal durchbrach in einer allmählich sich verjüngenden Gliederreihe von Pfeilern, Stäben und Hohlkehlen die breite Westwand, zu deren Seiten zwei mächtige Türme sich erhoben. Seit der Verbreitung des Glockenklangs in karlingischer Zeit war ein hoch in die Lüfte ragender Turm Kirchenzier und -zeichen geworden und man konnte sich in romanischer Zeit kaum genug tun. Zu dem Turmpaar der Fassade gesellte sich oft ein zweites Paar über den Querarmen, die laut redenden und weithin hallenden Zeugen der Gottesfurcht, die mächtigen Symbole göttlicher Herrlichkeit. Im Innern war nur notdürftig so viel Helle da, die Bilder zu erkennen, die mit sinnschwerer Typologie die Wahrheiten der Religion verbanden und dem Beter die Stelle des Gebetbuches ersetzten.

Das Altertum hatte keinen Sinn für bunte, gebrochene Lichterscheinungen, für den Farbenzauber einer Glasmalerei, für gedämpftes Licht und das Dämmerige des nordischen Himmels. Auch verstand es nicht, wie der germanische Mensch, in einer umschließenden Einheit jene Überfülle von reizenden Kleinigkeiten jenen Reichtum an niedlichen Einzelheiten unterzubringen. Das wäre ihm ebenso zu unklar, wie zu bescheiden vorgekommen. Was der antike Geist

[1] Sauer, Symbolik 119.

[2] Petr. Dam. op. 40, 8.

schuf, sollte gleichmäßig zur Wirkung gelangen, und er versteckte nicht die schönsten Gedanken unter einen Winkel, wo es nur liebevolles, angestrengtes Studium entdecken kann. Während man einen antiken Tempel mit einem Blicke umfaßt und versteht, so einfach und groß ist alles gedacht, will der romanische und gotische Bau im einzelnen überlegt sein. Auf den ersten Eindruck wirkt da alles unklar und verwirrend. Erst dem tieferen Denken enthüllt sich die Fülle der Beziehungen, und zwar genügt nicht bloß eine einfache mystische Stimmung, auch der Verstand muß sich bemühen, den Gedankenspuren der Baumeister und Bildner nachzufolgen.



Glasscheibe, zwölftes bis dreizehntes Jahrhundert (Maihingen), wahrscheinlich französischen Ursprungs. Christus ist dargestellt als Leidensmann, nicht als Sieger über den Tod, wie früher (s. S. 184). Auch Maria und Johannes verraten durch ihre gekrümmte Körperhaltung ihren Schmerz und ihre Hingebung.

2. Symbolik.

Die Kirche bedeutete dem Christen mehr als dem Heiden sein Tempel; er sah hier gleichsam den Himmel offen und empfand in den Sakramenten den Heiland selbst. Die Verbindung sinnlicher Zeichen mit einem unsichtbaren Inhalte reizte die fromme Betrachtung, sie begann die sinnlichen Zeichen auszudeuten und die Tiefe, Breite und Höhe der Gnade zu ermessen, die Gott daran geknüpft hatte. Die Griechen waren hierin vorangegangen, besonders Dionysius der Areopagite, schon angeregt durch den Gleichklang von Mystik und Mysterion (Sakrament). Im Abendlande hatte Augustinus über die Verbindung eines äußeren Zeichens mit der inneren Gnade viel nachgegrübelt, und nun setzte im zwölften Jahrhundert Hugo von St. Viktor seine Arbeit fort. In einem deutlich fühlbaren Gegensatz zu Augustin sagt einmal Hugo, das Sakrament sei nicht bloß Zeichen, sondern auch Wirksamkeit.[1] Mit einer gewissen Vorliebe behandelte er und später noch ausführlicher Peter der Lombarde die Ehe als Abbild der Vereinigung Christi mit der Kirche, Gottes mit der Seele.[2] Der Hauptnachdruck liegt auf der geistigen Vereinigung der Gatten; die Ehe rückte damit in

[1] Efficacia, S. sent. 4, 1.

[2] Schanz, Sakramentenlehre 735.

eine höhere Sphäre und erhielt eine göttliche Weihe, die mehr wert war als die moderne Verklärung des Geschlechtslebens. Die Ehe reihte die Weltleute, wie ihre Weihe die Mönche und Priester in einen höheren Stand ein, und viele stellten sie der Salbung der Könige an die Seite.

Der mittelalterliche Mensch war ganz anders auf das Unsichtbare angelegt als der heutige; er war ein Hellseher; ihm stand das Jenseits greifbar vor der Seele. Gott sah er überall, in der Natur, im Menschenschicksal, im Leben, in der Kirche. Er glaubte an Wunder, an Eingriffe höherer Mächte, seien es guter oder böser; er glaubte, daß Menschen über göttliche Kräfte verfügen können, daß Gottes Hauch sie erfülle; er glaubte, daß die Kirche in das Jenseits hinein wirke; denn sie besitze die Schlüsselgewalt. Alles wurde ihm zum Symbol göttlicher Kräfte: Tiere, Pflanzen und Steine. Dem Heiden waren sie Verkörperungen höherer Kräfte, jetzt höchstens Organe, meist aber nur Sinnbilder. Die ganze Heilsgeschichte lag ausgebreitet in der Natur.

Nicht umsonst nannte die Heil. Schrift Christus den Löwen von Juda. Der Löwe und das Einhorn wurden zum Hauptsymbol Christi. Kein Jäger kann das Einhorn fangen; aber man bringt eine Jungfrau in den Wald, wo es haust, und alsbald will es an ihren Schoß und man ergreift es. So stieg Christus in den Schoß der Jungfrau herab und wurde von den Juden gefangen.[1] Der Löwe hat die Eigenheit, seine Spur mit dem Schweife zu verwischen, damit der Jäger ihm nicht nachspüren kann, er schläft mit offenen Augen; die Löwin gebiert ihr Junges tot; am dritten Tage aber kommt der Vater, bläst ihm ins Gesicht und erweckt es dadurch zum Leben. So hat Christus dem Teufel seine Spur d. h. seine Gottheit verborgen, als er in die Welt eintrat, und als er am Kreuze starb, blieb seine Gottheit wach, drei Tage lang blieb er im Grabe, bis ihn der Vater erweckte. Wie der Pelikan nährte Christus seine Kinder mit dem eigenen Herzblut und wie der Phönix, der sich selbst verbrennt und dadurch verjüngt, hat Christus die sterbliche Hülle abgestreift und ist, ein Beispiel für die Menschen, zu neuem Leben erstanden. Der Vogel Karadrius

[1] In der Folge wurde das Einhorn das Symbol der Keuschheit und das Attribut vieler Heiliger, namentlich der Justina. Vgl. die verschiedenen Darstellungen Arch. f. Kulturgesch. 1907 (5) 273; 1908 (6) 94.

(vielleicht die kleine Haubenlerche) erkennt auf den ersten Blick, ob eine Krankheit tödlich ist oder nicht. Bringt man ihn zu einem Kranken, so wendet er, wenn die Krankheit gefährlich ist, seinen Blick von dem Kranken ab. Blickt er dagegen den Kranken an, so wird er genesen; denn der Vogel nimmt die Krankheit in sich auf, fliegt zur Sonne empor und verbrennt den Krankheitsstoff in den Strahlen. So machte es Christus, er wandte sich von dem siechen Volke der Juden ab. Das verblendete Volk der Juden gleicht der Eule. Dafür wandte sich Christus zu den Heiden und nahm ihre Schmach auf sich.

Christus rettete die Menschen, während der Teufel sie verblendet, vergiftet, raubt, dieselbe Rolle spielt wie der Fuchs, das Rebhuhn, der Walfisch, die Schlange in der Tierwelt.[1] Der Blick des Basilisk ist giftig, und sein Gift tötet; wer ihm entgehen will, birgt sich hinter einen Spiegel, da sieht der Basilisk sein Bild, und das Gift spritzt vom Kristall auf ihn selber zurück. So barg sich Christus in Maria, der spiegelreinen, und das Gift, das der Teufel auf ihn spritzen wollte, traf ihn selbst. Dem Teufel gleicht ferner der Bock, der Affe, der Hund, der Igel, der Sägefisch. Alle Laster vereinigt in sich das fabelhafte Tier Manikora, das eine Hundeschnauze, Katzenkrallen, Schweinsohren und einen Skorpionschwanz trägt. In den Tieren kann sich auch der Mensch spiegeln mit seiner Dummheit, seinem Hochmut, seiner Geilheit.

Oft lehrt das nämliche Tier Schönes und Böses. Den Hund zeichnet Geilheit und Treue, die Schlange Anhänglichkeit und Bosheit aus. Besonders viel Belehrung gewährt der Elefant, der Biber, der Iltis, die Hyäne, das Schaf, das Rind, das Pferd, die Ameise, die Lerche. Das Beispiel des Bibers empfiehlt Petrus Damiani besonders den Klerikern und Mönchen und zielt auf das Wort Christi von der Selbstbeschneidung ab.[2] Die Mönche sollen es machen wie die Muscheltiere und sich von der Welt zurückziehen. Besonders schöne Züge der jungfräulichen Reinigkeit entdeckten die Allegoristen an den Bienen, Geierinnen und Wieseln: diese empfangen durch den Mund und gebären durch das Ohr — nach mittelalterlichen Legenden glich ihnen Maria. Viel Merkwürdiges wußten

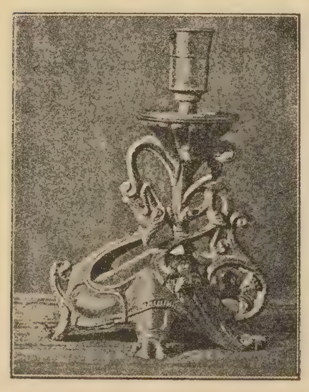
[1] Maury, Croyances 206.
[2] Op. 52, 5; ep. 1, 16.

die Theologen von den Bienen zu berichten und verwerteten es zur Erbauung, so die Erscheinung, daß sie nur eine Königin ohne Stachel haben, daß die meisten Bienen keusch bleiben, daß sie übelriechende Menschen verfolgen, daß in den Körben nachts vollständige Ruhe eintrete.[1] Ein Bild des gläubigen Christen ist die Taube und der Adler. Wenn der Adler alt wird, so werden seine Flügel schwer und seine Augen dunkel. Dann sucht er eine klare Quelle und fliegt von hier zur Sonne, wo er Flügel und Augen ausbrennt. Darauf läßt er sich zur Quelle herab, taucht dreimal darin unter und wird so verjüngt. So soll der Mensch, wenn die Augen seines Herzens dunkel sind, sich zu Christus, der Sonne der Gerechtigkeit, erheben und sich verjüngen. — Wenn die alte Schlange sich verjüngen will, so fastet sie 40 Tage, bis ihre Haut schlaff wird; diese streift sie dann ab, indem sie sich durch eine Felsspalte durchzwängt, und verjüngt sich so. So sollen wir durch Fasten und Kasteiungen das alte Kleid der Sünde ablegen. Der Schwan singt vor dem Tode, so freut sich die Seele im Schmerz.



Eucharistische Taube (Peristerion) Hostienbehälter aus dem zwölften Jahrhundert; Museum zu Kopenhagen. Solche Tauben wurden über den Altären aufgehängt und bei den liturgischen Gottesdiensten herabgelassen.

Endlich gaben auch Bäume und Pflanzen gute Beispiele. Den unfruchtbaren Weiden z. B. gleichen die Trägen, den Linden, die nur mit den Blättern rauschen, die Wortmacher. Wie die Blätter des Wacholders stechen die Ehrabschneider, gleich dem Holder stinken die Üppigen. Glänzende Früchte, die aber innen faul sind, tragen die Heuchler.



Kirchenleuchter, zwölftes Jahrhundert in Maihingen. Den Ständer bildet ein Drache mit kurzen Füßen, dessen Schwanz sich in vielen Windungen zum Träger des Lichttellers verlängert; ein Sinnbild des Dunkels, worüber das Licht siegt.

Viele dieser Symbole begegnen uns an dem Kopf und Fuß von Säulen und Pfeilern, an Dachspeiern, Chorstühlen, zu Füßen

[1] Thom. Cant. de apibus.

liegender und stehender Bildwerke; im letzteren Falle bedeuten die Tiere vielfach die feindlichen Mächte, die der betreffende Mensch siegreich überwunden hat. Auf den Spitzen der Türme schwebt der Adler, das Sinnbild Christi, oder der Hahn, der Tagesvogel. Schon die Kelten und Römer hatten eine Vorliebe für diesen Abschluß des Hauses an den Tag gelegt; seit dem elften Jahrhundert verbreitete er sich ziemlich allgemein, wie die Miniaturen beweisen.[1] Die Mönche von St. Gallen hielten ihn mit Rücksicht auf den Namen ihres Stifters Gallus hoch in Ehren. Ein volkstümliches Gedicht weiß an dem Hahn viel zu rühmen: er ist früh wach, versäumt nicht Mette und Vesper, er züchtigt die Hennen mit seinem Sporn; in den Lüften schwebend hört er den Gesang der Engel. Seinem Vorbild soll der Pfarrer nacheifern.[2]

Während die Tiere und Pflanzen eine verständige Sprache redeten, blieben die Steine stumm, aber gerade dies reizte die Wißbegierde umsomehr, und die mystische Forschung gab sich verzweifelte Mühe, hinter ihr Geheimnis zu kommen. Mit besonderer Vorliebe wählte man die Edelsteine aus. Das Rot des Rubins, dachte man, widerspiegelt die feurige Liebe und die Tapferkeit, das Blau des Saphirs die Treue, das Blau des Amethyst die Mäßigkeit, das Grün des Smaragd die Keuschheit und die Hoffnung. Im Diamant erblickte man das Schwarz der Trauer, ferner die Demut und die Beständigkeit. Das Gold und der Topas bedeuten die Hoheit, die Ehre, das Gelb des Hyazinth den Hochmut, das Silber und die Perle die Reinheit und Weisheit. Wegen dieser Hinweise wählten die Liebenden gerne die Edelsteine oder die entsprechenden Farbstoffe als Ausdrucksmittel ihrer Empfindungen und benützten die Ritter sie als Sinnbilder ihres Wesens für ihre Wappen. Noch über diese Hinweise hinaus suchte die menschliche Neugierde tiefere Zusammenhänge zwischen den Edelsteinen und menschlichen Tugenden festzustellen und gelangte auf diesem Wege zu abergläubischen Vorstellungen. Die Edelsteine, dachte man, bedeuten nicht nur, sondern sie bringen auch Glanz, Glück, Treue und Liebe.[3] Andere versenken in den Schlaf.[4] „Einige", sagt

[1] Pontifikale von Rouen, ebenso die Bayeuxteppiche, s. Laacher Stimmen 1905 (68) 243; 1906 (71) 18; 1907 (73) 43.

[2] Serapeum I, 107; Du Meril Poésie l. pop. 12.

[3] Jac. Vitr. hist. or. 91.

[4] Caes. Dial. 4, 37.

Wolfram von Eschenbach, „lehren hohen Mut; zum Heil und zur Gesundheit gut ist der andern Eigenschaft; sie verleihen hohe Kraft, wer sie zu erproben weiß.“ Nicht bloß die Helden der Rittersage,[1] sondern auch die der Geschichte machen Gebrauch von diesen Mitteln. Erzbischof Konrad von Hochstaden trug in der Schlacht einen Edelstein, um des glücklichen Ausganges sicher zu sein.[2] In des Reiches Krone glänzte der „Waise,“ den Herzog Ernst der Sage nach im Karfunkelberg geholt hatte.[3]

3. Plastik.

Vielleicht waren es eben die Mißdeutungen der Edelsteine, die verhinderten, daß sie in der Kirche nicht jene Bedeutung erlangten wie in der Heraldik. Die kirchliche Kunst wandte sich mit viel größerer Vorliebe der Menschengestalt zu. Während das christliche Altertum sie mit einer gewissen Scheu behandelt hatte, fielen jetzt alle Bedenken weg, und die Plastik erlangte ein Übergewicht über die Malerei. Dies zeigt sich schon äußerlich darin, daß die französischen Dichter mit Vorliebe Werke der Plastik, darunter auch der Klein- und Textilkunst schildern, und daß sie einer menschlichen Gestalt eine große Ehre zu erweisen glauben, wenn sie sie mit einem Bildwerk vergleichen. Das höchste Lob bedeutet es, wenn ein Dichter sagt, eine Jungfrau oder eine Frau hätte man mit einer Statue verwechseln können.[4] Damit stimmt gut überein die Vorliebe für Automaten, die uns gerade in diesen Dichtungen oft begegnen. Automatisch steif bewegten sich ohne Zweifel auch die ersten Spieler der ältesten Mysterien.

Wie schon früher hervorgehoben wurde, schloß sich an die schon im neunten Jahrhundert entstandene Streitrede zwischen der „Synagoge und Kirche“ ein umfangreiches Prophetenspiel mit viel Personen an.[5] Der Aufzug der Propheten und Apostel wurde so volkstümlich, daß die Kunst sich seiner mit Vorliebe bemächtigte.

---

[1] Vgl. die Zusammenstellung in Picks Monatschrift für die Geschichte Westdeutschlands 1880 S. 125.

[2] Nach Caes. Dial. 4, 10 schenkte ein Mönch dem andern einen solchen Stein, vgl. Michael, G. d. d. Volkes III, 444; V, 187.

[3] S. S. 316.

[4] Romanische Forschungen 1900, 502.

[5] S. S. 71.

Die ältesten Denkmäler, die Wandgemälde von St. Angelo in Formis, die Glasgemälde des Augsburger Domes, die Fresken von Reichenau und Burgfelden sprechen deutlich davon. Einen ähnlichen Anlaß zu figurenreichen Darstellungen bot die Geschichte der klugen und törichten Jungfrauen und das Weltgericht, die schon frühe dramatisch dargestellt wurden. Schon die schlichten Anfänge der Dramatik genügten, um die Plastik zu beleben.[1]

Die Plastik strebte nach malerischen Reizen. So heißt es einmal in der Beschreibung eines Grabmals: Kein Maler hätte die Figuren besser gestalten können, als sie im Marmor des Denkmals dargestellt seien.[2] Und doch war die Plastik viel unfreier, nicht bloß gebunden an das spröde Material, sondern auch gezwungen, sich der alles beherrschenden Baukunst unterzuordnen. Trotzdem überflügelte sie die Malerei und hat diese selbst wieder beeinflußt. In der Malerei treten die plastischen Umrisse stärker hervor und die Farben zurück. In der ganzen Kunstentwicklung wechselt die malerische und plastische Auffassung der Dinge, und dies war auch im Mittelalter der Fall, trotzdem es im allgemeinen eine gewisse Vorliebe für die Farben und Farbenstimmung an den Tag legt. Die ganze Kunst, auch die Baukunst, ging auf eine malerische Wirkung aus. Aber es ist ein gewaltiger Unterschied, ob die Farben in ihrer Mannigfaltigkeit, oder der Wechsel von hell und dunkel die Sinne beschäftigen. Die Federzeichnungen, die nun aufkommen, lassen nur wenige sanft abgetönte Farben zu. Die Künstler schwelgen nicht mehr in der Farbe, wie noch vor hundert Jahren, sie ziehen eine Bilderschrift vor, die ganz von Gedanken durchdrungen ist. Wohl gelingt es ihnen noch nicht, individuelle Züge festzustellen, sie schaffen nur Typen. Mag indessen der Ausdruck der Gefühle noch so konventionell sein, so ist die Kunst doch zur höheren Meisterschaft gediehen.

Selbst abstrakte Begriffe, Wunsch und Seligkeit, Armut und Reichtum, Minne und Treue, Ehre, Tapferkeit und Sanftmut, weiß sie anschaulich vor Augen zu stellen. Die Malerei, sagt Honorius

[1] Über ein großes Weihnachtsspiel in dem Hippodrom berichtet der Jude Benjamin von Tudela: „Ich glaube, es gibt auf der Welt kein schöneres Schaugepräge. Der Hof liebt es nicht weniger als das Volk, das hungrig ist nach immer neueren Unterhaltungen".

[2] Le Roman de Troie par Joly 22349.

von Augsburg, ist die Bibel der Laien.[1] Sie war es umsomehr, als sie sich bemühte, selbst tiefere philosophische und theologische Begriffe auszudrücken, wobei sie sich an die seit alten Zeiten übliche allegorische und typologische Erklärung von Vorgängen der heiligen Geschichte anschloß. So lehnen sich die Malereien in Schwarzrheindorf an das Buch Ezechiel an.[2] Etwas weniger deutlich zeigt sich der Einfluß der mystischen Deutung des Hohenliedes durch Honorius von Augsburg am Jakobsportal zu Regensburg. Nach der Liturgie der Kirchweihe ist Christus ein Friedenstor, der Zugang zur himmlischen Friedensstadt.[3] Christus gab der Menschheit den Friedenskuß und gleicht daher dem Bräutigam im Hohenlied, der die Braut, die Seele, die Gemeinschaft der Gläubigen in das himmlische Brautgemach einführt. Die Kunst scheut sich nicht, die Liebkosungen von Braut und Brautigam darzustellen, weil ihr jeder sinnliche Gedanke fern liegt. Daneben erscheinen Brautjungfrauen und Brautführer, die beschaulichen Seelen, die Apostel. Besonders stark treten hervor Maria und Salomon, dieser an Stelle Christi, und noch stärker die feindlichen Drachen, die den Blick besonders auf sich ziehen. Das Heidentum versinnbildet ein Meerweib, die zuerst dem Antichrist ergebene, dann Christus gewonnene Menschheit die Alraunwurzel, die Mandragora.[4]

„So zahlreich und so wunderbar erscheint die Vielfältigkeit der verschiedenen Formen“, meint der hl. Bernhard, „daß man lieber an den Steinkrusten lesen möchte, als in den Büchern und den ganzen Tag damit zubringen, diese Einzelheiten anzustaunen, als über das Gesetz des Herrn nachzudenken.“ Die Vorliebe für Sinnbilder und figürlichen Schmuck führte bis zum Übermaß. Daher bemerkt der hl. Bernhard: „Was sollen da diese lächerlichen Ungetüme, merkwürdig unförmige Gestalten und gestaltete Unformen, was unsaubere Affen, was reißende Löwen, was fürchterliche Centauren, was Halbmenschen, was gefleckte Tiger, was kämpfende

[1] Pictura laicorum literatura, Gemma animae 1, 132.

[2] Neuß, Das Buch Ezechiel in der Theologie und Kunst 1911; Kuhn, Kunstgeschichte III a, 200.

[3] An die Türöffnung erinnert die Darstellung eines Mönchs, der in liegender Stellung einen Balkenriegel, wie er im Mittelalter an der Innenseite von Türen zum Verrammeln gebraucht wurde, mit beiden Händen hält und außerdem am linken Arm den Torschlüssel hängen hat.

[4] Endres, Jakobsportal 46.

Krieger, was hornblasende Jäger? Da sieht man unter einem Haupt viele Leiber und wieder über einem Leibe viele Häupter; man bemerkt einmal einen Vierfüßler mit einem Schlangenschweif und ein andermal einen Fisch mit dem Kopf eines Vierfüßlers: und während hier ein Wesen dem Vorderteil nach ein Pferd, von der Mitte nach hinten aber eine Ziege ist, zieht dort ein gehörntes Tier den Hinterleib eines Pferdes nach." „Es werden in Kirchen edelsteinbesetzte Kronleuchter angebracht, groß wie Wagenräder, die rings Lampen tragen, aber nicht minder durch die eingelegten Steine leuchten. Wir sehen als Kandelaber schwere Bäume aus Erz aufgerichtet: Wunder von Kunstarbeit, die ebenfalls im doppelten Glanz ihrer Lichter und ihres Steinschmuckes strahlen." Und nicht bloß die Wände strahlen im Golde, sondern auch auf dem Boden prangen die schönsten Bildwerke. „Da geschieht es denn oft, daß die Gesichter der Heiligen mit Schuhen getreten oder in das Antlitz eines Engels gespuckt wird." Solcher Luxus paßt sich nicht für Stadtkirchen viel weniger für Klöster.[1]

Ähnlich äußerte sich Petrus Cantor, die Bauwut sei ein wahres Fieber, sie entziehe den Armen viel Gut und Geld. Mit großer Gier griffen die Armen selbst und auch bessere Bürger zur Zeit demokratischer Bewegungen solche Äußerungen auf.[2] Als schon die Zeit über den Einspruch hinweggeschritten war, wiederholt der Dominikaner Vincenz von Beauvais die Worte Bernhards.[3]

Ein dem hl. Bernhard nahestehender Mönch Nikolaus vergleicht die Cluniacenser mit den Juden, die bei dem Gottesdienst das Hauptgewicht auf Gold und Purpur und auf viele Abwaschungen verlegten: „je mehr man Gold und Kleider aufhäuft, desto mehr Verdienst glaubt man zu haben."[4] Dagegen empfahlen die General=

---

[1] Ap. ad Guilelm. 11.

[2] Ad quid enim grues argentee? ad fumigandum altare? Possent altaria et ecclesia tota thurificari thuribulis cupreis abundanter. Item ad quid calices aurei et gemmati tante quantitatis, ut in eis non valeant misteria celebrari? M. G. ss. 25, 244.

[3] Spec. hist. 28, 96 sq.

[4] Habent revera observationes vestrorum cum observantiis Judaeorum nonnullam similitudinem. Illi enim in auro et purpura, in cibis et potibus et variis baptismatibus omnem ritum divini cultus intulerant, ita et apud eos ubi plus est auri, plus creditur esse et meriti, ubi plus palliorum, plus morum, ubi plus epularum et vestium, ibi verior observatio mandatorum; P. l. 196,

kapitel der Cistercienser die möglichste Einfachheit, verboten ausdrücklich farbige Darstellungen, Miniaturen, Altar- und Glasgemälde, bunte Gewebe, schöne Einbände; höchstens das Holzkreuz durfte bemalt sein. Gerade an den Cluniacensern tadelten die Cistercienser, daß sie soviel Arbeit auf das Farbenreiben und die Initialenschrift verwenden; sie sei so unnütz, wie wenn Ordensfrauen ihre Zeit mit Stickereien in Goldfäden hinbringen.[1] Die Kirchen sollten möglichst schmucklos und kahl sein, so einfach wie das Gewand der Mönche, und auch nach außen sollten sie nicht glänzen und ein unnötiges Aufsehen vermeiden. Im Gegensatz zu den Cluniacensern, die möglichst viele und hohe Türme bauten, begnügten sie sich mit Holzgerüsten oder einen Dachreiter über der Vierung und verzichteten auf mächtigen Glockenklang.[2] Die Katharer gingen noch weiter und verwarfen jeden Gesang und spotteten über die Rechtgläubigen, als ob sie meinten, Gott erhöre sie bloß, wenn sie recht schreien.[3] Hätten die Katharer gesiegt, so hätten die Künste ein frühes Grab gefunden. Die Cistercienser haben sich bald eines Besseren besonnen und haben nicht bloß die Musik und die Baukunst, sondern auch die bildende Kunst gepflegt.[4]

4. Musik und Drama.

Während die Cistercienser Glocken- und Orgelklang verschmähten, haben ihn andere Mönche und die Weltleute umsomehr gepflegt.[5] Glocke und Orgel sind die seelenvollsten Erfindungen des Mittel-

---

1603; einen ähnlichen Vorwurf gegen sie selbst s. M. G. ss. 21, 154. Auch nannten die Gegner die Speisevorschriften der Cistercienser jüdisch, und die obigen Ausführungen sind eigentlich eine Replik; Martène Th. an. V, 1634 (Dial. 3, 15).

[1] Litterae unius coloris fiant et non depictae gebietet ein Kapitel schon vor 1152, Nomast. Cist. 1892 p. 230 (Schönbach, Studien zur Erzählungsliteratur; Wiener Akademieberichte 1898 S. 108). Martène, Th. anecd. V, 1623, vgl. die Generalkapitel von 1182, 1183, 1240.

[2] Vgl. Generalkapitel 1157, Martène IV, 1247; Nomast. 287 sq.

[3] Steph. de Borbone 243 (Lecoy 297).

[4] Ihre Baumeister verstanden sich besonders auf die Wölbung, sie haben auch die Gotik frühe ausgebildet; Heimbucher Orden I, 443.

[5] Dulcisonas campanas nennt schon Bruno De bello Sax. M. G. ss. 5, 340. Classicum campanarum melicum valde, inter quas unum signum soni dulcissimi audierunt; Math. Paris. h. A. 1253.

alters. Die Glocke erschallte bei jedem Anlaß, nicht bloß bei kirchlichen Festlichkeiten, sondern auch bei freudigen und traurigen Ereignissen der Gesellschaft.[1] Die Volkssage behandelt die Glocken wie lebende Wesen, die mit dem Schicksal der Menschen mitempfanden. Manchmal trauerten sie und gaben keinen Ton, ein andermal wieder begannen sie von selbst zu läuten.[2]

Den Klang der Glocken und Instrumente liebten besonders die Iren und stellten den Volksgesang in den Dienst der Kirche.[3] Auf dem Festland herrschte in dieser Hinsicht oft noch ein gewisser Puritanismus. Doch drängte das innerliche Leben nach einem stärkeren, bewegteren, mannigfaltigeren Ausdruck. War der alte Choral noch einstimmig, so entwickelte sich nach und nach eine Mehrstimmigkeit im Anschluß an die Sitte, mittelst eines Instrumentes, der noch primitiven Orgel oder der Sackpfeife, der Chrotte einen tiefen Ton auszuhalten und über ihm die Melodie auszuführen. Die Orgel, das Organum, das schon zu Karls des Großen Zeiten genannt wird, diente jahrhundertelang nur zur Hervorbringung eines Baßtones, der die Hörer nicht sehr angenehm berührte. Daher widersetzten sich viele ihrer Einführung.[4] Erst im dreizehnten Jahrhundert gelang es, eine bessere Art hervorzubringen und durch Einbeziehung von Oktaven, Terzen, Quarten eine Diaphonie, ferner den Diskant, den Falsobordone (falschen Baß) zu erzeugen. Zugleich erfuhr auch der Gesang eine Bereicherung und durch die seit dem elften Jahrhundert entstandene Notenschrift, die die alten Neumen verdrängte, eine fühlbare Förderung.[5]

Der Tonfülle boten den Hymnen und Sequenzen Gelegenheit zur Entfaltung, und zugleich fand das regere Empfindungsleben einen leichteren Ausdruck, manchmal einen nur zu reichen. Ernste

---

[1] So erfahren wir, daß einmal die Dominikaner die Glocken läuteten, weil sie eine Erbschaft zu erwarten hatten (nach einem Fabliau des Jacques Basir).

[2] Die Glocken hingen an ihrer Heimat und ließen sich durch keine Gewalt fortschaffen; Otte, Glockenkunde (1894) 170; Michael, Ztsch. f. kath. Theol. 1911.

[3] Eine irische Glockensage s. Girald. Top. Hib. 2, 33.

[4] In der Kirche von Ardres stiftet ein Graf von Guines im zwölften Jahrhundert eine Orgel ad divini cultus excitationem et delectationem; Lamb. hist. Ghisn. 81. Michael, Gesch. d. d. Volkes IV, 367.

[5] Möhler, Gesch. d. Musik 85.

Männer klagten, daß der Zusammenklang und die schmelzenden Biegungen das Herz verweichlichten.[1] Der kirchliche Choral sammelt auf einzelne Silben oder Vokale einen Kranz von Melodien. So beansprucht das e im Kyrie, das o im Gloria, das i in Ite missa est, das Schluß-a im Alleluja ganze Notenreihen. Eine solche Notenfolge hieß Sequentia. Nun unterlegte man diesen Notenreihen Texte und sang z. B. auf die Noten des e im Kyrie den Tropus: Kyrie fons bonitatis, a quo bona cuncta procedunt, eleison. Das tu autem domine — miserere nobis wird erweitert: tu autem domine, deus de deo, lumen de lumine, miserere nobis. Während der Name Sequenz für das Graduale und Alleluja vorbehalten blieb, bezeichnete die übrigen Stücke der Ausdruck Tropus oder Kehrreim, auch versus intercalaris, ornatura, farcitura (Füllung) genannt. Die erweiterten Kyries hießen gespickte stuffed Kyries. In den liturgischen Büchern bezeichnete die Abkürzung pro sâ für pro sequentia den dafür bestimmten Text, und daher kommt unser deutsches Wort Prosa.[2]

Die „Prosa“ bewegte sich in viel freieren Formen als der Reim und gestattete der subjektiven Empfindung einen weiten Spielraum. Ja sie gab sogar wahrscheinlich einen Anlaß zu dramatischen Darstellungen. In einem alten französischen Weihnachtsintroitus finden sich Tropen in der Gestalt von Wechselreden. Die Hirten werden angeredet: Quem quaeritis in praesepe pastores, dicite? Respondent: Salvatorem, Christum Dominum.[3] Nun bedurfte es einer geringen Erweiterung, daß eine förmliche Szenerie entstand: die Hirten ziehen auf, und die Priester zeigen ihnen die Krippe.

Einen weiteren Anknüpfungspunkt boten die schon genannten

---

[1] Quum praecinentium et succinentium, canentium et decinentium, intercinentium et occinentium, praemolles modulationes audieris, Sirenarum concentus credas esse . . . lascivientis vocis luxu, quadam ostentatione sui, mulieribus modis notularum articulorumque caesuris, stupentes animulas emollire nituntur; Joh. Salisber. Polyc. 1, 6. Thomas ep. Eborac. . . . . si quis in auditu eius arte ioculatoria aliquid vocale sonaret, statim illud in divinas laudes effigiabat; illud apud clericos quam maxime agebat, ut masculam in ecclesia musicam haberent nec quidquam effeminate diffungentes. Guil. Malmesb. de gest. p. Angl. 3; P. l. 179, 1578.

[2] Bäumer, Gesch. des Breviers 293.

[3] Julleville, Les mystères I, 21.

Propheten, die die Geburt des Heilandes voraus verkündigten, ferner die um die geschlachteten Kinder von Bethlehem trauernde Rachel. Von einem alten Prophetenspiel erhalten wir Kunde aus Rouen. Von dem anstoßenden Konventhause bewegte sich vor dem Hochamt, nachdem die Terz gesungen war, der Zug der Propheten in die Kirche. Dort angelangt singen die Rufer: „Alle Völker, der Herr wird Mensch", sie wenden sich zu den Juden: „O Juden, das Wort Gottes", und die zwei führenden Kleriker weisen sie hin auf die Zeugen des Gesetzes. Die Juden antworten: „Wir sind euch eine Sendung 2c." Dann sprechen die Rufer die Heiden an: „Und ihr Völker, die ihr nicht glaubet." Die Heiden antworten: „An den wahren Gott, den König aller Dinge." Die Rufer lassen dann der Reihe nach die Propheten Zeugnis ablegen. Zuerst tritt Moses in der Albe mit Kapuze auf, bärtig und gehörnt, die Gesetztafel und eine Rute in den Händen, und spricht: „Nach mir wird ein Mann erstehen und kommen." Dann kommt Amos und Jesaias, je mit einem Spruche, den der Chor respondiert, Aaron mit hohenpriesterlichem Kleide, Jeremias mit dem Priestergewande, eine Rolle haltend, Daniel mit grüner Tunika, einen Halm haltend, Habakuk als lahmer Greis mit Dalmatika, trägt in einer Reisetasche Wurzeln und lange Palmen, womit er auf die Heiden einschlägt, endlich Balaam — auf einer Eselin sitzend — davon erhielt der ganze Vorgang seinen Namen Eselsfest. Balaam hat Zügel und Sporen und spornt die Eselin, aber ein Jüngling als Engel mit dem Schwerte tritt ihr entgegen. Unter der Eselin spricht jemand: „Warum verwundest du mich mit den Sporen?" Der Engel ruft: „Höre auf, dem König Balak zu folgen." Die Rufer rufen: „Balaam, weissage!" Dann weist Balaam hin auf den aus Jakob aufgehenden Stern. Es kommen dann noch alle übrigen kleinen Propheten, zuletzt Ezechiel, Malachias und Zacharias, seine Frau Elisabeth und Johannes der Täufer. Auch Vergil muß Zeugnis geben. Inzwischen hat König Nabuchodonosor zweien seiner Bewaffneten ein Götzenbild gegeben; dieses sollen die Knaben anbeten, sie aber speien es an und werden zu dem aus Leinwand und Werg gebauten Feuerofen geführt, das Feuer wird angezündet und die Knaben singen das Benediktus. Es tritt nun noch die Sibylle auf, dann singt der ganze Zug einen Weihnachtshymnus,

und es beginnt die Messe.[1] Das Prophetenspiel entfaltete sich zu einem ganzen Weltendrama, wie ein solches 1194 zu Regensburg aufgeführt wurde.

Mitten in den Ernst mischten sich Freudentöne; Tragik und Komik liegt ja oft beisammen. Besonders in der Weihnachtszeit waren die Leute von jeher gewohnt, sich der weltlichen Lustbarkeit hinzugeben, sich zu vermummen und Tänze aufzuführen. Als im Jahr 1021 in der Magnuskirche zu Kolebeck in Sachsen der Pfarrer Rupert in der Christnacht die erste Messe angefangen hatte, begannen dreizehn Männer und drei Weiber, darunter die Tochter des Priesters, auf dem anliegenden Kirchhof einen Reigen und stimmten weltliche Lieder an, wodurch der Messe lesende Priester so gestört wurde, daß er aus dem Konzept kam. Darob erzürnt, rief er aus: „Möget ihr ein ganzes Jahr so tanzen!" In der Tat soll der Fluch in Erfüllung gegangen sein, bis der hl. Heribert von Köln die Tanzenden befreite.[2] Viel weniger Anstoß als diese Lustbarkeiten erregten die Kinderspiele, die sich seit alter Zeit mit den Festen des Christkindes und, der unschuldigen Kinder verbanden, wovon noch die Rede sein wird.

Neben Weihnachten war es besonders Ostern, das die Dramatik förmlich herausforderte, und zwar knüpfte sie an den Tropus der Osterliturgie an: Quem quaeritis in sepulcro, o Christicolae? Respondent: Iesum Nazarenum crucifixum. Erweiterte Tropen finden sich in deutschen und französischen Handschriften mit dramatischen An-

---

[1] Nach Ducange s. v. Festum asinorum.

[2] Sie tanzten ein volles Jahr, ohne Hunger und Durst, Hitze und Kälte, oder auch nur Müdigkeit zu empfinden. Sie traten die Erde so ein, daß der sie zuerst bis an die Knie, hernach bis an die Hüften darin standen. Als der Sohn des Priesters seine Schwester, die die andern zum Reigen gezwungen hatten, beim Arm ergriff und sie mit Gewalt den Tanzenden entreißen wollte, riß er ihr den Arm vom Leibe; sie aber, als wäre ihr nichts widerfahren, zeigte keinen Schmerz, gab keinen Laut von sich, es kam auch kein Tropfen Blut heraus, sondern sie setzte den Tanz rastlos fort. Nachdem sie ein ganzes Jahr getanzt, kam endlich der hl. Heribert, Erzbischof von Köln, auf den Kirchhof, sprach die Tanzenden von dem Fluche los und führte sie in die Kirche. Die Frauenspersonen starben bald, auch einige von den Männern, die nach ihrem Tode Wunder taten, weil sie so lange gebüßt hatten; die übrigen aber, welche länger lebten, behielten zeitlebens ein Zittern an ihren Gliedern; M. G. ss. 26, 28; Wattenbach, Geschichtsquellen II, 124; Tille, Geschichte der deutschen Weihnacht 39.

sätzen in Bamberger, Augsburger, Straßburger, Trierer Handschriften.[1] Bald mischte sich ein Stück weltlichen Interesses ein. Die Frauen, die bei dem Grabe stehen, kaufen bei dem Krämer ihre Salben. Die Abfahrt Christi zur Unterwelt bot Anlaß zu einer Teufelsszene, die dem naiven Sinn durchaus nicht mißfiel und deshalb immer stärkere Erweiterungen erfuhr.

---

[1] Julleville l. c. 21; Lange, Lateinische Osterfeiern 22; Froning, Das Drama des Mittelalters, 1, 49. Eine alte Spur eines Passionsdrama enthält die von dem hl. Dunstan zu Canterbury aufgezeichnete regularis concordia P. l. 137, 476; Michael, Gesch. d. d. Volkes IV, 402.

LXXVIII. Das Ritterleben.

1. Ritterburgen.

In unruhigen kriegerischen Zeiten suchten nicht nur die geborenen Verteidiger des Landes, sondern auch Bauern, Bürger und Mönche geschützte Orte auf. Daher erklärt es sich, daß die meisten alten Benediktinerklöster auf Berghöhen stehen, ebenso wie viele alte Städte. Nun aber wählten die neugegründeten Orden meist Niederungen und Täler zur Siedelung, und ältere Stifte verlegten ihre Häuser an passende Stellen.[1] Der Unterschied zeigt sich schon im Namen; man denke an Camaldoli[2] oder Schönfeld, Vallumbrosa = Schattental, Clairvaux = Lichtental oder Schöntal, Gnadental, Heiligenberg, Seligenstadt, Himmelskrone, Schönau. Wie ganz anders trotzig lauten die Namen der Ritterburgen: Wildenstein, Falkenstein, Löwenstein, Drachenfels, Waldburg, Hohenlohe (hoher Wald), Mont-Fort, Roche-Fort, Mont-Aigu, Mont-Aiglon, Mont-Faucon. Dieser starke Unterschied erkärt sich zum Teil daraus, daß der Gottesfriede und Landfriede sich besser durchgesetzt hatte, aber nur zum Teil. Denn auch die neuen Siedelungen konnten eine starke Befestigung nicht entbehren; hatte doch auch die Befestigungskunst Fortschritte gemacht!

Die Burgen der Höhe und die Klöster des Tales glichen sich mehr als in einer Hinsicht. Ritter und Mönche liebten die Einsamkeit, und beide schätzten den Landbau als die älteste und nützlichste Beschäftigung. Auch das Kloster und die Stadt war eine

---

[1] Weil, wie wir einmal hören, der frühere Ort ventis expositus, sterilis, aridus, desertus, angustus war; Petr. Blesens. ep. 104.

[2] Campus amabilis.

Burg und führte Siegel, Wappen und Fahnen und gebot über Dienstmannen. Ihre Wohnungen, klagen die strengen Mönche im dreizehnten Jahrhundert über ihre Genossen, gleichen Palästen, ihre Mauern Festungen, ihre Speisesäle Türmen, ihre Grangien großen Villen.[1] Am engsten berührte sich Kloster und Burg in den festen Häusern der Ritterorden, die nach den Regeln eines entwickelten Festungsbaues angelegt waren.

In der gefährdeten Lage, in der sich die Kreuzfahrer in den fremden Ländern befanden, dehnten sich ihre Burgen zu förmlichen Festungen und ihre Festungen zu großen Städten aus. Starke, meist doppelte Mauern mit kräftigen gemauerten Böschungen und tiefen Graben umzogen ihre Niederlassungen.[2] Starke Zinnen, viele Vorsprünge, Erker, Ausgucke, geschützte Wehrgänge erleichterten die Wache und Abwehr.[3] Nach diesem Beispiele richteten sich auch die abendländischen Fürsten und Herren, bauten ihre Burgen um und erweiterten sie, wo sie es vermochten.[4]

Die meisten Burgen blieben freilich einfacher, selbst die der Großen des Reiches. Sie benennen sich im zwölften Jahrhundert nach ihren Burgen, Zollern, Wirtemberg, Öttingen, Kastell, Baden, Berg, Tübingen, Urach, während Dienstmannen schon frühe auf Burgen erschienen.[5] Bis dahin trugen die Adeligen keine Geschlechts=

---

[1] Der Cistercienser Elinand, Tissier Bibl. pat. Cist. 7, 288.

[2] Die Türme waren bei den Johannitern rund, bei den Templern viereckig.

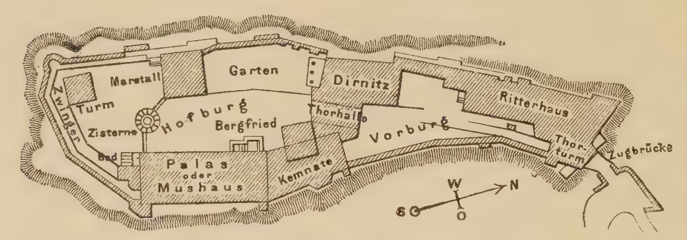
[3] Die kleinen Wachttürmchen hießen échauguettes, eine sonderbare Verbindung von scara, Schar und guetter, spähen. Die Fallgitter brachten die Ritter aus dem Abendlande mit. Prutz, Kulturg. d. Kreuzzüge 200.

[4] Besonders ausführlich berichtet über die Tätigkeit der Grafen von Guines der Pfarrer Lambert v. Ardres, der dafür viel Verständnis besaß. Ganz begeistert pries er den Baumeister tam doctum geometricalis operis magistrum Simonem fossarium cum virga sua magistrali more procedentem et hic illic iam in mente conceptum rei opus non tam in virga quam in oculorum pertica geometricantem, domosque et grangias convellentem, pomeria et arbores florentes et fructificantes concidentem, plateas . . . ad omne omnium transeuntium asiamentum summo studio et labore paratas conspicantem, curtilos cum oleribus et linis fodientem, sata ad restituendas vias diruentem et conculcantem; viele haben ihn freilich verwünscht; Lamb. Ardens. Hist. Ghisnens. c. 152.

[5] Auch königliche Burgen gelangten in den Besitz der Grafen und hohen Vasallen, so z. B. Wallerstein, Spielberg, Alerheim, Harburg, Flochberg in den Besitz der Grafen von Öttingen.

namen, und man ist nie sicher, welchem Geschlecht die Sigehard, Gozbert, Petto, Poppo, Erlobald, Wazo, Hugo, Hatto angehören, die in alten Urkunden auftreten.

Das Hauptstück einer Burg war ihr Turm, der **Bergfried**, massiv aus Quadern gebaut. (Statt der glatt behauenen Quadern verbreiteten sich die Bossen- oder Buckelquadern.) Manche Burg



Wartburg, erbaut im zwölften Jahrhundert.

bestand überhaupt nur aus einem Wohnturm, d. h. einem zu einer Wohnung vergrößerten Turm (donjon).[1] Der Turm lag entweder auf der Aufgriffseite oder als Rückzugsbau, Reduit, im Hintergrund oder in der Mitte der Burg, je nachdem die Lage der Burgen es erforderte. Ein gleichmäßig abschüssiger Berg gestattete eine Verlegung in die Mitte des Beringes; besonders gefährdete Stellen zwangen zu einer Näherrückung des Turmes. Oft entsprach ein Turm vorn einem andern im Hintergrund; der vordere hieß mit einem arabischen Wort Barbakane,[2] der hintere donjon, Bergfried. Seit den Kreuzzügen unterbrachen mehrere Türme die Mauern, und zwar runde und eckige.[3]

Das meist gewölbte Erdgeschoß des Hauptturmes wurde als Verließ oder als Vorratskammer benützt.[4] Es öffnete sich nur nach oben durch ein kleines, mittels einer Platte oder Falltüre

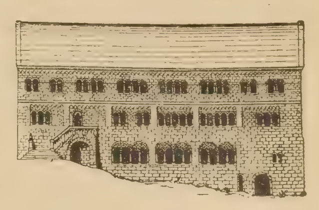
[1] Englisch Keep. Noch immer wurden Wasserburgen, Motten errichtet (vgl. II. Band 399), Lamb. h. Ghisn. 109.

[2] Antemurale, promurale.

[3] War die Angriffsseite breit, so wurde der Bergfried meist rund, war sie schmal, so wurde er drei-, vier-, fünf- und siebeneckig gebaut. Von gewissem Einfluß war auch das Material; mächtige Quadersteine zwangen zu einer eckigen Gestaltung.

[4] Wahre Höllenofen (infernales cacabi) nennt Pfarrer Lambert die cataractae zu Guines l. c. 77.

verschließbares Loch, das Angstloch; manchmal lief auch schräg an der Seite ein Luftloch in der Höhe. Nur der zweite Stock hatte eine Öffnung nach außen, und wer einsteigen wollte, mußte sich einer Leiter oder eines Seiles, das ein Haspel auf- und abzog, bedienen. Vom zweiten Stock führten fortlaufende oder unterbrochene Treppen, in der Wand verlaufende Wendeltreppen, in die Höhe. Bei einem breiten Turm entstand, wie wir einmal hören, ein wahres Labyrinth von Stuben.[1] Das Dach saß sattelfömig oder mit abgeschrägten Seiten als Walmdach auf.[2]



Der Palas der Wartburg auch hohes Haus, Mushaus, Landgrafenhaus genannt, unten mit Keller und Küche, Speisesaal und Rüstkammer. Eine schöne Freitreppe, Gräde, führt zum Sängersaal und darüber liegt der Rittersaal.

Zu einem Turm gesellte sich regelmäßig als zweiter Festungsbau, ebenso massiv gebaut wie er, der Palas, das Palatium, die Pfalz, der eigentliche Wohnraum, der Saalbau mit einer Halle im ersten Stock, wozu außen eine Freitreppe, selten nur eine Stiege emporführte. Unter dem Saal lag das mit kleinen Fensterchen versehene Erdgeschoß für die Küche, für Vorräte, für das Bad, über ihm der Söller, der als Schlafzimmer diente, oder mehrere Gemächer, darunter eine Kemenate, das heizbare Zimmer für die Frauen. Die Kemenate ersetzte das alte düstere Gynäceum und hieß auch Werkgadem.[3] Die Frauen waren inzwischen an Ansehen gestiegen. Oft umschloß die Kemenate und die Schlafzimmer für die Frauen und Mägde, ein eigener Bau, der dann kurzweg selbst Kemenate hieß. Zu dieser Sonderung führten wohl orientalische Einflüsse, woran deutlich das strenge Verbot erinnert, daß Männer in die Kemenate eindrängen. Zu dem alten Gynäceum hatten sie ungehindert Zutritt und umgekehrt die Frauen zum Palas, wo sich die Familie um den Herd versammelte.

In vielen Burgen war nur die Kemenate heizbar und oft

---

[1] Gradalia superaedificans meacula, cameram camerae superposuit et diversoria in diverticulis Meandrici fluminis instar inclusit. Ihnen entsprachen unterirdische cataractae; Lamb. l. c. 77.

[2] Bei kunstvolleren Turmbauten wurden vier Erkertürme oder vier Giebel emporgebaut, und erst dahinter lag das Dach, ein Zelt- oder Walmdach.

[3] S. II, 58.

nur Küche und Badstube. Sogar in besseren Burgen fiel manchmal Kemenate und Badstube zusammen.[1] Die Erwärmung geschah meist vom Herde aus nach altdeutscher Art, wo dann der Rauch ein weites Feld fand, sich auszubreiten. Von den romanischen Ländern, wo das römische Kamin heimisch war, gelangte der Rauchfang allmählich auch in die deutschen Burgen, aber das Feuer brannte immer noch offen bis zur Verbindung eines geschlossenen Ofens mit dem Kamin, die sich erst verhältnismäßig spät in den Städten vollzog.[2] Bis dahin wehte vom offenen Kamin aus eine scharf mit Rauch vermischte Luft, die aller Behaglichkeit spottete. Was half da der schönverzierte Kaminmantel! Mochten die Deutschen, die dafür berühmt waren, noch so viel schüren, — haben doch die Fremden damals die roten, wunden, zerkerbten Augenlider der Deutschen aus dieser Sitte erklären wollen —, so war keine gleichmäßige Temperatur zu erzeugen.

Der größte Raum jeder Burg und jeden Hauses, auf den jeder Ritter hielt, war die Halle, der Saal, das Empfangs-, das Sprech- und Speisezimmer.[3] In größeren Burgen unterschied sich der Palas, Saal, die Dürnitz (ein Versammlungssaal), das Muoshaus, Muosgadem (der Speisesaal) voneinander. Oft aber heißt der Palas selbst Muoshaus, sogar im Nibelungenlied.[4] Eine besonders große Burg hatte einen eigenen Empfangssaal, einen Huldigungs-, Gerichts-, Sitzungssaal, Konsistorium genannt, ein Winter- und Sommerhaus, eine Wandelhalle u. a.[5] Häufig stieß eine Kapelle an die Halle an.[6]

Der Boden der Halle war mit farbigen Tonfliesen geplastert — in einfacheren Sälen gedielt, oder zeigte bei ebener Erde den nackten Lehmboden —; daher bestreute man den kalten Boden mit Stroh, Gras, Binsen, Blumen. Die Decke war meistens getäfelt, selten gewölbt. So überspann auch die große Halle der Etzelsburg ein großes Getäfer, das bei dem Kampfe zwischen

[1] Lamb. h. Ghisn. 127.

[2] Ob und wiefern noch Hypokausten, pisales, verbreitet waren, läßt sich schwer bestimmen. In der Marienburg hat sich eine solche Heizung erhalten, und in der Gudrun wird ein Phieselgadem erwähnt.

[3] Parlour.

[4] Hartung, Altertümer 304.

[5] Epicastrorium, trichorum, hippodromus, colymbus; Mab. ann. II, 410.

[6] Piper, Burgenkunde 1912 S. 531; Stiehl, Wohnbau d. M. A. 85.

Hunnen und Burgundern in Brand geriet. Vor den herabfallenden Holzstücken konnten sich die Helden nur dadurch retten, daß sie in die weiten Fensternischen traten.[1] Die kleinen, unregelmäßig verteilten Fenster konnten nur durch Läden geschlossen werden; daher herrschte, wenn bei windigem und regnerischem Wetter die Läden geschlossen waren, große Dunkelheit. Nun behalf man sich damit, daß man in die Läden Rahmen schnitt und mit Hornplatten, mit Pergament und später mit kleinen Glasscheiben füllte. Seit dem dreizehnten Jahrhundert kommt die Verglasung mit den heute noch bekannnten Butzenscheiben auf. In Frankreich kennt schon Chrestien von Troyes im zwölften Jahrhundert die bunte und helle Verglasung. Da die Mauern dick waren, bildeten die Fenster förmliche Nischen, worin sich Sitze befanden, und die Sitze nahmen mit Vorliebe die Frauen ein. Bei Wolfram von Eschenbach führt Belakane ihren Gast und Helfer Gahmuret im Angesicht der Feinde ins Fenster und setzt sich mit ihm auf ein Spannbett, auf dem ein Kulter, mit Samt gesteppt, lag. Im Nibelungenlied erblickt der um Brunhilde werbende König Gunter diese vom Schiffe aus am Fenster stehend, was nur möglich war, wenn sich ein erhöhter Tritt am Fenster befand.

Der schlechte Fensterverschluß und die Kälte machten bis zum dreizehnten Jahrhundert den Aufenthalt in dem Saale oft wenig behaglich. Eine kleine Besserung brachten Teppiche, nachdem die Abendländer bei den Orientalen die verschiedenste Verwendung des Teppichs kennen gelernt hatten.[2] Bis zu einer gewissen Höhe behing man die Wände mit verschiebbaren Teppichen (Sperlachen, Rückenlachen) und belegte auch den Boden mit Teppichen. Die Teppiche waren früher sehr einfach und trugen höchstens aufgestickte Zeichnungen.[3] Erst unter orientalischem Einfluß wurden sie reicher und farbenprächtiger. Ebenso entbehrten die Wandmalereien, über denen manchmal die Teppiche hingen, noch der kräftigern Farben und bunten Figuren. Einfache Dekorationen, Blumengewinde um

---

[1] Andere halten die Decke für gewölbt; sie kommen aber dann zu der unwahrscheinlichen Annahme, daß Brandstücke zum Fenster hereinflogen; Hartung, Altertümer 309.

[2] Derselbe Teppich diente dem Orientalen zugleich als Tisch und Bank, Hausaltar, Teppich und Zelttuch.

[3] Gautier, La chevalerie 609; Steinhausen, Gesch. d. d. Kultur 267.

rote, gelbe und dunkelblaue Felder genügten dem Auge. Dagegen brauchten die Ritter nicht mit Lichtern zu sparen, denn das Wachs war billig wie Holz.

Der Lichterglanz, von dem die Kirchen widerstrahlten, drang auch in reiche Privathäuser und Burgen; selbst dem Altertum gegenüber ist das Mittelalter überlegen durch den Reichtum an Leuchterformen und die Lichterfreude. Als Ulrich von Lichtenstein von der Dame seines Herzens empfangen wird, strahlen hundert Lichter von den Wänden, und üppige Teppiche hängen und liegen rings in der Stube. Das Weihnachtsfest feierte die Familie versammelt um einen Lichterbaum; Parzival sah einen solchen Baum mit tausend Kerzen geziert.[1] Um das Totenbett der Ritter standen Reihen von Leuchtern. Oft aber mußte das Kamin- oder Herdfeuer genügen zur Erhellung der Zimmer,[2] und da auch die Lichterentzündung sehr umständlich war, ließ man es wohl die ganze Nacht hindurch brennen. Wenn es einmal erlosch, gerieten die Leute oft in große Verlegenheit, und es kam vor, daß sie mitten in der Nacht ihre Diener in die Nachbarhäuser schickten.[3]

Da der große Saal zugleich für Gesellschaften und für Mahlzeiten diente, mußten die Tische oft hin und her getragen werden. Die aus Schragen und Platten zusammengesetzten Tische entfernten die Diener nach dem Essen, und die Stelle der Stühle versahen Spannbetten und Bänke. In den Spannbetten, einer Art Sofas, waren zwischen künstlich geschnitzten und gedrechselten Stollen starke Seile gespannt, darauf legte man Federkissen und darüber einen Kulter, d. h. eine gesteppte Decke;[4] bei Tag dienten sie zum Sitzen, bei Nacht zum Schlafen; sie hießen auch Faul- oder Lotterbette. Ein solches Spannbett bekam Gawan zum Sitzen, als er bei einem Fährmann einkehrte: des Wirtes Sohn, ein Knappe, „trug sanftes Bette an die Wand gegenüber der Tür; ein Teppich war gelegt davor, er trug dann verständig einen Kulter von rotem Zendal auf das Bett.“ Ein gleiches bekam der Wirt. Dann trug der Knappe Tisch, Tischlaken und Brot, sowie

[1] Perceval v. 34414.

[2] Nunquam candelis utuntur aut lucernis, sed tamen igniculum suum habent in caminis; Girald. spec. eccl. 3, 20.

[3] So der Bischof von Exeter nach Matth. Paris. ch. m. 1161.

[4] Culcitrae.

das Wasser zum Händewaschen und endlich Speisen herbei, und es folgte das Mahl. Auch beim An- und Ausziehen und Baden halfen Knappen und Edelfräulein. Im Unterschied von den Klöstern bestand hier die größte Freiheit, und war das „hemdebloße“ Liegen in den Betten die Regel. Bettlade und Bettstollen waren reich und kunstvoll gearbeitet. Die Bettstatt oder der „Bettestall“ enthielt fünf Stücke, als Unterlage den Strohsack oder eine Matraze, den Kulter,[1] darüber ein Leilachen oder die linde Wat, ein Deckelachen,[2] das ein Federkissen, das Pflumit, Plumot festhielt,[3] endlich ein rollen- oder polsterartiges Wangen-, Ohr- oder Kopfkissen.[4] Die Seitenbretter, Seitenstollen der Bettstatten waren niedrig und ließen das Bettwat sehen; hoch dagegen war das Rückenbrett, so daß man mehr saß als lag. Vor dem Bette befand sich ein Antritt, oder ein Niederbett oder eine Bank, wohl auch Karren genannt.[5] Die kunstvoll gebauten und reich ausgestatteten Betten gehörten zu den Prunkstücken eines Schlosses.[6] Mußte in alter Zeit der Gast in dem gleichen Raume mit Herren und Knechten auf demselben einfachen Lager schlafen, so kommen schon im zwölften Jahrhundert eigene Schlafzimmer (gleichsam Zellen) für die Insassen und für Gäste vor. Selbst in einfachen Häusern wurde die Bettausstattung reicher, namentlich verbreiteten sich Leintücher, Bettziechen und Überzüge, da die Leinwandweberei als Neben-



Spannbett nach dem Hortus deliciarum der Herrad von Landsperg um 1180. Die Bettstollen, der Kulter und Teppich zeigen schöne Verzierungen. Vor dem Bette steht der Antritt. Das Ganze ist überdeckt mit einem Baldachin.

[1] Sagum (stratum), cotum, culcitrae, spondale.

[2] Coopertorium, culcitrae pulvinares.

[3] Coti, pulmae, stragulatum, culcitrae.

[4] Cervicale, capitale, orale.

[5] Sponda, suppedaneum.

[6] In einem besonders vornehmen Hause fand ein Wanderer stramenta candidissima et clarissima et nolebat intrare. Cui Petrus: „Secure intra, quia non sunt linea“. Steph. de Borbone 152 ed. Lecoy 130.

beschäftigung der Landwirtschaft vielfach Pflege fand.[1] Doch fehlt dem Schlafzimmer immer noch vieles von den notwendigen Einrichtungen und Geschirren, die wir dort suchen: so der Nacht- und Waschtisch. Der Diener brachte wohl des Morgens die Wasserkanne mit Becken, die Hände zu begießen, eine eigentliche Säuberung aber nahm man nur im Bade vor.

In einem jämmerlichen Zustand befand sich das Abortwesen: entweder diente dazu eine rohe Grube in einem unteren Raume, oder Vorsprünge, Hürden, Erker über dem Mauergraben, die dem Anstand und der Reinlichkeit spotteten. Als Friedrich Barbarossa 1183 zu Erfurt einen Reichstag hielt und mit zahlreichem Gefolge in dem Saale des Schlosses übernachtete, brachen die Balken des Saales, und über hundert Ritter stürzten in die darunter befindliche Kloake und fanden den Tod; nur die Priester und der Kaiser selbst blieben verschont. In spätgebauten Burgen waren Behälter oder Röhren in der Mauer zu diesem Zwecke ausgespart.[2] Besonders massive Vorrichtungen, Aborttürme hießen Danziger.

Umsomehr Gewicht legten die Ritter auf stete Wasch- und Badegelegenheit und wollten hierin hinter den Mönchen nicht zurückbleiben, umsomehr als auch sonst der Schmutz sich häufte.[3]

---

[1] Schon im zwölften Jahrhundert fanden die Ziechenweber, textores culcitrarum pulvinarium, eine so starke Beschäftigung, daß sie eine eigene Bruderschaft bilden konnten, s. oben S. 209.

[2] Wie primitiv es manchmal in einem Ritterhof herging, zeigt eine Bemerkung des Cäsarius von Heisterbach: Nocte quadam cum miles Guntherus esset in partibus transmarinis, ancilla pueros eius, antequam irent cubitum, ad requisita naturae in curiam ducebat; Dial. 11, 63. Von den Kelten schreibt Walter Map: Et cum abhorrent nimium ani pudendum sonitum, mirum quod ante ostium habent latrinas sordium. Cambriae epit. Poems 137. Die Iren sind heute noch ziemlich unreinlich. Dagegen finden wir in einem Judenhaus eine latrina und foramen latrinae, Caes. 2, 26, vgl. 3, 14. Die Franzosen sprachen von retrait, privés, chambre secrète, chambre basse. Die hohen Herren ließen sich einfach ein chaise percée, chaise nécessaire, selle aisée, chaise à retrait ins Zimmer stellen (Franklin, La civilité, app. 21. Vgl. II. Band S. 437). In Teichners Fabel vom Hofschnupfen muß der Wolf und der Bär sein Urteil abgeben über den königlichen Abort (Laßberg, Liedersaal I, 401). Weit besser sah es in Klöstern aus. Hier mußte z. B. der eleemosynarius fenum molle secundo abscissum de prato ad necessarias accommodare; Const. Hirsaug. 2, 52 s. S. 383 N. 5.

[3] Ein reisender Mönch wußte nicht genug zu klagen: Foetor enim fimi

Daher hing am Eingang zum Speisesaal ein Waschbecken und befand sich ein Waschraum, eine Badestube,[1] auch kurzweg Stube genannt, zugleich Aderlaßraum in allen besseren Burgen.

Dagegen fehlte es oft an dem nötigen Wasser, auch wenn die Rücksicht auf Wassernähe den Burgenbau von Anfang an bestimmte. Vielfach mußte Regenwasser, in Zisternen gesammellt, genügen. Sonst wurden meist tiefe Schächte oft bis zur Talsohle mühsam gegraben, und oft auch unterirdische Gänge hergestellt, die bei Belagerungen Notausgänge und -eingänge bildeten. Von Kellern, seltener von Brunnen, liefen Seitenstollen in den Berg, die ins Freie führten. Auch an Wasserleitungen fehlte es nicht,[2] aber sie waren stets gefährdet und noch mehr die außerhalb der Burg gelegenen Wassertürme.

Hie und da gab es auch einen Mahlraum[3] und ein Brauhaus. Unentbehrlich aber waren Speicher, Vorratsräume und Stallungen für die verschiedenen Arten von Vieh. Dazu kam noch das Back- und Waschhaus und die Küche; rechnete doch schon die Urzeit diese Gebäude zur notwendigen Ausstattung eines Hofes.[4] In der Nähe

equorum et hominum, non longe a nobis ad secessum declinantium, paene me cotidie enecabat, crebro perurgens ad vomitum. Tum grandium die muscarum densissima infestatio et nocte dormire volenti tenue sibilantium et . . . culicum importuna nimis exultatio! M. G. ss. 10, 266. Ein französischer Prior, der einen Nonnen gehörigen Fronhof besuchte, legte sich lieber nachts auf einen Heuwagen, als in das Bett aus Furcht vor Ungeziefer; Boll. Sept. III, 475; Aug. IV, 272. Im Kloster Watten bei Dünkirchen hatten die Mönche lange Zeit keine Ruhe vor Schlangen und Mäusen. Sie schlichen sich nachts in ihre Kleider, ließen sich vom Dach durch die Ziegel herab, krochen aus allen Winkeln und hielten sich natürlich am liebsten im Unrat auf (de sterquiliniis comprimuntur egredi), M. G. ss. 14, 170. Wie die Mäuse einem Ritter zusetzten, vgl. Matth. Paris. h. A. 1089, Guilelm. Malmesber. G. r. Angl. III § 290; Ioh. Vitoduran. 1336, 1342. Die Sage vom Mäuseturm bei Bingen geht wohl auf urzeitliche Menschenopfer bei der Mäuseplage zurück (Liebrecht in Wolfs Zeitschrift II 405; III, 307). Doch kann auch ein Mißverständnis vorliegen (Musturm = Vorratshaus).

[1] Lavatorium.

[2] Dazu verwendete man natürlich meistens Holzdeuchel, sogar in Spanien; Hist. Compost. 2, 54 (Florez E. s. XX, 371). Eine steinerne Wasserleitung richtete Otto von Bamberg ein (Herb. v. 1 pr. ss. 20, 706.)

[3] Nur enthielt er keine Wassermühle, sondern eine Hand-, Esels- oder Roßmühle.

[4] S. I. Band 242.

der Küche lag der Hühnerhof und der Schweinestall, sogar in einer Grafenburg.[1] Die Wirtschaftsräume verteilten sich meist über die Vorburg.

Die ganze Anlage schützte eine kräftige Befestigung, zu der wie zu andern Arbeiten die Frondienste der Bauern aufgeboten wurden.[2] Zunächst kam eine tüchtige Mauer, die an besonders gefährdeten Stellen zu einer dicken Schildmauer und einem hohen Mantel anschwoll. Oben schlossen die Mauern Zinnen ab, hinter denen ein offener oder bedeckter Umgang, Wehrgang, aus Kragsteinen und Balken lief.[3] Oft zog sich ein hölzerner Wehrgang außen um die Zinnen hin. Die Zinnen bestanden aus Zinnenfenstern oder Scharten[4] und Windbergen[5] von verschiedener Breite;[6] bald waren die Windberge, bald die Scharten breiter. Oft sprangen aus den hohen Mauern des Palas, des Bergfriedes Erker,[7] Pechnasen, Hürden, Maschikulis vor, die es ermöglichten, von oben niedriger gelegene Teile der Burg zu beobachten, auf die Belagerer Wasser herabzugießen, angelegte Feuer zu löschen.[8] Um die Mauer zog sich oft in geringer Entfernung auch ein Wall, ein äußerer Palissadenzaun hin, den später eine massive Mauer ersetzte.[9] Der Raum zwischen beiden hieß Zwinger,[10] die Außenmauer Zingel.[11]

[1] Lamb. l. c. 127.

[2] Illic rustici cum bigis marlatoriis et carris fimariis calculos trahentes ad sternendum in via, in moffulis et scapulariis seipsos ad laborem invicem animabant. Hic et fossarii cum fossoriis, ligonistae cum ligonibus, picatores cum picis, malleatores cum malleis, novaculatores sive rasores cum rasoriis, paratores quoque et valatores, et deuparii, et hiatores cum convenientibus et necessariis armamentis et instrumentis, oneratores etiam et buttarii cum hocciis, et cespitarii cum cespitibus oblongis et mantellatis, ad placitum magistrorum in pratis quibuscumque concisis et convulsis; servientes etiam et cachepoli cum virgis. Hist Ghisn. 152.

[3] Allois.

[4] Créneaux.

[5] Merlons.

[6] Die Armbrustzeit hat die Scharten verringert, noch mehr aber die Zeit des Schießpulvers, wo viele Fenster zu kleinen Scharten zugebaut wurden.

[7] Erker von arcora, arcus.

[8] Oder geheime Bedürfnisse zu befriedigen.

[9] Murale barium.

[10] Lice. Zwinger hieß auch ein Turm oder der Palas.

[11] Von cingulum; daher umzingeln.

Auch der Wall erhielt größere Festigkeit durch die Böschung.[1] Vor der Außenmauer lag der Graben, der entweder als Ringgraben um die ganze Burg lief, oder als Halsgraben nur den Berghals durchschnitt; an steilen Abhängen fiel er meist weg. Der Zugang zur Burg, der Burgweg, lief so, daß die rechte Körperseite des Aufsteigenden der Burg zu frei war, daß sie durch den Schild nicht gedeckt werden konnte.[2] Doch wechselte der Weg, und oft kehrte der Zugehende auf der untern Hälfte die linke Körperseite der Burg zu. Vor dem Tor hemmte die Schritte des Fremden ein tiefer Graben, über den eine Zugbrücke, Hängebrücke herabgelassen werden mußte, ehe er sich dem Tore näherte.[3] Das Tor sicherten zwei Seitentürme und feste mit Riegeln und Balken verschließbare Türen und Fallgitter,[4] die unter Umständen einen Feind innerhalb des Toreingangs einschließen konnten. Nur bei großen Burgen war das Tor so breit, die Brücke so stark, daß Fuhrwerke durchfahren konnten. Hier verlief der Torweg in einen gedeckten Gang.

Über den Eingang wachte der Torwart. Wegen der steten Gefahr eines Angriffes, in der die Ritter schwebten, mußten sie ihre aufmerksamsten Diener als Turm- und Torwächter verwenden. Dem Torwächter gebot seine Pflicht, die Pforte immer gut verwahrt und die Brücke immer aufgezogen zu halten. So oft jemand erschien, mußte er sich vergewissern, wen er vor sich hatte. War er im Zweifel, so eilte er zum Herrn und holte seinen Bescheid.[5] Ihre Wichtigkeit stieg manchen Wächtern in den Kopf; sie wurden übermütig und faul und ließen sich wohl auch bestechen. Als Roland einmal einem Pförtner das Angebot machte, er wolle ihn zum Ritter schlagen lassen, dankte jener und sagte, er liebe keine Schläge.

Als der junge Parzival zu der ausgedehnten Burg der Königin von Konduiramur gelangte, schlug er heftig mit den Tür-

---

[1] Talus. In Frankreich begann man um 1180 die Burgen zu taluter, Gautier 475.

[2] Diese Vorschrift gibt schon Vitruv I, 5.

[3] Pons ligneus, pont-lévis, tornéis (pont tournant).

[4] Herse (Egge).

[5] Wer den Burgfrieden brach, mußte, wenn es eine Königsburg war, in England 120 Schilling bezahlen. Bei einem Bischof kostete der Friedensbruch 60, bei einem Großen 30, bei einem Ceorl 15 Schilling.

klopfer an das Tor, aber kein Mensch rührt sich. Endlich eilt eine Magd herbei und fragt nach seinem Begehr. Parzival bietet seine Dienste an, und die Königin, hiervon verständigt, gewährt ihm endlich Einlaß. Im Innern stößt er zuerst auf eine Menge „Bovel“,[1] Schleuderer, Gerschützen, Sergenten, Kaufleute, die mit Beilen und Spießen (Haschen und Gabilot) umgingen; dann kommt er erst zu den gepanzerten Rittern. Unter der ummauerten Linde wird er auf einem Teppich entwaffnet und wäscht den „Ram“ (Schmutz) des Gesichts im Brunnen, dann reichen ihm die Knappen einen Mantel, führen ihn zum Palas, der hoch hinauf gegredet (getreppt) war, und stellen ihn der Konduiramur vor. Diese begrüßt ihn mit einem Kusse, heißt ihn sitzen und beginnt zu reden, da sie vergebens auf ein Wort Parzivals wartet. Nach der Mahlzeit begleiten ihn die „Kinder“ (Knappen) zu Bette, legen einen Teppich vor und entschuhen ihn.

Das Lied von der Schlacht von Alischans führt uns in die Burg Wilhelms von Orange. In der Schlacht kämpfen Christen und Heiden mit verzweifeltem Mute, da das Los Südfrankreichs davon abhängt. Alles in der Umgebung ist voll Erwartung, eine unendliche Stille erfüllt das Land, jeder fühlt den Ernst der Stunde. Alle Männer stehen im Felde, zu Orange sind nur zwei Männer zurückgeblieben, der Turmwächter und der Priester. Stumm und still sitzen die Frauen auf ihren Bänken entlang den Wänden; nur die kleinen Kinder spielen und lachen. Da stürzt plötzlich der Turmwächter in den Saal mit dem Rufe: ein Mann ist draußen. Wer ist es? rief Wiburg, die Frau Wilhelms. Er gibt vor, Wilhelm selbst zu sein, antwortet der Pförtner. Ein Schauer schüttelt die Frau; sie stürzt unruhig, mißtrauisch fort und besteigt den Luginsland. Sie sieht jenseits des Grabens einen mächtigen Ritter unbeweglich stehen, bedeckt mit arabischen Waffen. Du bist ein Heide, ruft Wiburg, du darfst nicht eintreten. Er antwortete aber traurig mit ruhiger Stimme: „Ich bin Wilhelm;“ er hat nicht Zeit zu erzählen, wie er, um der Überzahl der Feinde zu entfliehen, eine arabische Uniform anziehen mußte und wie ihn diese List rettete, die Feinde seien ihm auf der Ferse. In der Tat hörte man das dunkle Brausen einer Heermenge und den

---

[1] Populus.

Hufschlag von Tausend Pferden. Aber Wiburg ruft hart und unversöhnlich: „Deine Stimme gleicht etwas der Wilhelms, aber viele haben gleiche Stimmen." Da lüftet der Ritter seinen Helm und zeigt sein blutiges Gesicht: „Sieh mich an, bin ich es wohl?" Nun erkennt sie ihn; aber in demselben Augenblick hört sie das Geheul christlicher Gefangener, auf die Schläge niederfallen, und sie ruft: „Du willst Wilhelm sein, gibst vor, dieser starke mit Ruhm bedeckte Arm zu sein, und erträgst diesen Anblick? Wilhelm hätte das nicht erduldet. Du bist wahrlich nicht Wilhelm." Nun stürzt sich der erschöpfte Mann, der seit 60 Stunden sich schlug, unter die Heiden, besiegt sie und befreit die Gefangenen, eilt zu seinem Schlosse zurück und frägt: „Bin ich nun Wilhelm?" Jetzt öffnet sie endlich die Tore, aber nur um ihm aufs neue in den Kampf zu schicken.

Als der Herr von Joinville sein Schloß verließ, um in einen fernen Krieg zu ziehen, wagte er nicht mehr die Augen zurückzuwerfen, damit ihn nicht die Rührung übermanne über dem Anblick der schönen Burg und seiner zwei hinterlassenen Kinder. Trotz aller Unbequemlichkeiten war es doch ein schönes Heim, dem er den Rücken kehrte.

2. Kleidung.

Im Burgenbau und Ritterleben gaben die Franzosen den Ton an. Von ihnen lernten die Deutschen eine bessere, solidere Art des Bauens, eine feinere Kleidung und eine reichere Kost. Noch im dreizehnten Jahrhundert verspottet ein französischer Roman die bäuerische Tracht der deutschen Ritter, ihre rohen Wämser und Schuhe und ihre rauhe Sprache.[1] Und doch hatten sich damals schon die Deutschen emsig bemüht, das französische Vorbild nachzuahmen. Mit einer an die französische Beweglichkeit gemahnenden Raschheit wechselten sie ihre Tracht.

Die Kleidereitelkeit wandte sich hin und her und suchte nach auffallenden Formen und gefiel sich bald in möglichster Verkürzung und Verengung der Gewande, bald gab sie längeren, bauschigeren Hüllen den Vorzug. Die kurze Tracht, den kurzen Rock nennt

[1] Jeder hat une gonele lée et une jupe de gros agniax forrée, einen langen Rock und eine Wollenjoppe (Chanson d'Aimeri de Narbonne 1624) s. S. 444 N. 1.

ein Abt von Gorze 1043 eine französische Sitte; die Angelsachsen nannten ihren normannischen König Heinrich II. Kurzmantel. Daß die alten Germanen kurze Kleider gebrauchten, war in Vergessenheit geraten. Ein anderer Mönch lobt gegenüber der engen mit vielen Einschnitten versehenen Kleidung des Abendlandes die einfache lange Gewandung des Orients.[1] Die Kirche bevorzugte lange Gewänder, und vielleicht hängt es mit der gewachsenen Macht der Kirche zusammen, daß die lange Gewandung wieder mehr zu Ehren gelangte. Daher trugen die langen Kleider auch lateinische, der Kirchensprache entlehnte Namen und hießen Kappe, Kote, Surkote, Tabbard. Nun sind Männer und Frauen auf Bildwerken in lange bis zu den Knöcheln reichende Röcke gehüllt, worüber der weite, schön gefaltete, mit Pelzwerk verbrämte Mantel fällt. Das Männergewand unterscheidet sich nur durch unbedeutende Verkürzung, niedrigere Gürtung, weniger weiche Formen und weniger lebhafte Farben vom weiblichen. Doch kommt, zumal beim gemeinen Manne, mehr und mehr der kurze, bis an die Knie reichende alte Leibrock auf, wahrscheinlich im Zusammenhang mit der starken Verwendung von Wollstoffen. Die Leinwand blieb auf die Unterkleider, Hemd und Hosen beschränkt, weil sie die Haut weniger angriff, als die Wolle, weshalb strenge Mönche sie als weichlich verwarfen.[2] Infolge der Kreuzzüge kam die orientalische Sitte auf, das lange Oberhemd über die Hosen herabhängen zu lassen, was beim Reiten ein besonderes Ansehen verlieh,[3] eine Sitte, die noch heute bei den Albanesen und anderen Balkanvölkern besteht. Der Name Hemd bedeutet übrigens lange Zeit auch einen Rock und war ursprünglich identisch mit der Tunika der Kleriker.

Das Hemd wurde nachts abgelegt. Es anzubehalten geboten zuerst die Klosterregeln den Brüdern und Schwestern; ja sie schrieben noch weitere Kleider vor, und danach richteten sich auch andere Männer und Frauen, die ein religiöses Leben führen wollten.

---

[1] Die Abendländer, sagt er, können nicht genug erfinnen, quali modo vestimenta sua inciderent, stringerent, atque cultellarent; Caes. Dial. 4, 15. Damit stimmt überein, daß Cäsarius den Arabern nachrühmt, ihren Kleidern habe gefehlt plicarum multiplicitas.

[2] Lini blandities . . lanam temperat; Steph. Torn. ep. 71; s. II, 384.

[3] Das Oberhemd hieß bliaut, das Unterhemd chainse. Longis ac profusis camisiis propria vobis vestigia obvolvitis; delicatas ac teneras manus amplis et circumfluentibus manicis sepelitis; Bern., De nova milit. c. 2.

Das Anbehalten der Kleider galt aber als unbequem und ungesund, und daher gewährten manche Regeln für Kranke eine Erleichterung.[1] Die Weltleute folgten einer andern Gewohnheit, und Bauern und Handwerker, ja sogar mancher Ritter trug nicht einmal bei Tage, geschweige bei Nacht, Hemd und Hose. Kleriker und Mönche namentlich im Süden bedienten sich ohnehin keines Bruches, keiner Beinbinden.[2] Ein Ritter kam einmal in üblen Ruf, da er, durchnäßt und durchfroren, wie er war, von seinem Wirte genötigt ward, sich seines Rockes zu entledigen und dann dasaß „wie ein abgeschälter Stock ohne Hose und Hemd". Heftig erschraken die Töchter des Wirts und erröteten züchtiglich, obwohl sonst die Jungfrauen von Badstuben her meistens etwas abgehärtet waren. Der fromme Dekan Ensfried wußte einmal einem bettelnden Armen nichts anders zu geben als seine Beinkleider: er löste einfach den Gürtel und ließ sie fallen. Nachher aber fror er während des Gottesdienstes so, daß er, in sein Stift zurückgekehrt, zuerst sich an das Feuer stellte, um sich zu erwärmen. Nun hob er aber nicht nach seiner Gewohnheit das Oberkleid aus Pelz auf und tat es auch nicht, als ein anderer Kanoniker ihn dazu aufforderte, sondern sagte nur, es sei nicht notwendig. Da fuhr jener fort: „Ich glaube wahrhaftig, Ihr habt keine Hosen an!" und schloß dies aus der Verlegenheit des Dekans.[3] So ängstlich waren die wenigsten Männer. Sogar Kleriker schürzten, wie der hl. Bernhard rügt, ihre Talartuniken und ließen ihre schönen Waden sehen.[4] Ja,

---

[1] Lallemand, La charité III, 188.

[2] Magna pars hominum in calidis regionibus caret femoralibus, tunicisque fruitur, ut mulieres laxis et talaribus. Order. Vital. h. e. 8, 25. Der Engländer Nigellus Wirecker findet die Sitte abscheulich. Seinen Brunellus befällt das Bedenken, da er Klostergedanken hegte: Quid facerem? Veniens si ventus ab austro nudaret subito posteriora mea (Wright 85; ed. 1702 p. 76). Nach Walter Map soll das wirklich einmal in Gegenwart des Königs Heinrich II. vorgekommen sein: honestus surrexisset, si corporaliter clausus fuisset; Nug. cur. 1, 25. Derselbe gibt eine böse Deutung; carent femoralibus partes turpiores, Veneris ut usibus sint paratiores; de grisis monach. Poems ed. Wright 56. Ein gewisser Ersatz waren die seit 1145 auftretenden lumbaria (Mab. ann. VI, 389), die man den bracilia Benedikts gleichstellte, und die älteren Strumpfschuhe s. S. 443 N. 6.

[3] Caes. Dial. 6, 5.

[4] Pellicula discolor . . . et fissura enormis pene inguina nudat; de consid. 3, 5, 20 (dazu die Note von Mab. P. l. 182, 771), de off. ep. 2, 4.

schon Anklänge an die „schandbare“ Tracht des späteren Mittelalters finden sich in Frankreich.[1]

Wer ein Bruch trug, mußte es mittelst Schnüren an die Hosen, die meist zugleich den Fuß bedeckten, annesteln oder annähen lassen oder, was das gewöhnliche wurde, durch einen Gürtel festhalten. In diesem Gürtel steckte oder hing, da den Hosen die Taschen fehlten, das Messer (sogar bei Mönchen) und der Geldbeutel,[2] bei üppigen Leuten auch Säckchen mit Näschereien und Wohlgerüchen. Gleich den Hosen wurden auch die Ärmel an Hemden, Röcken und Mänteln angeheftet oder angenestelt, deshalb mußten die Kammermädchen und Knappen, ja sogar die Mönche immer Faden und Nadel bei sich führen. Das Annesteln war immerhin ein gewisser Fortschritt gegenüber jener Zeit, wo entweder die Kleider über den Kopf gezogen oder mit Fibeln befestigt wurden. Das Zuknöpfen kam nur langsam auf und galt lange als bäuerisch.

Bei Männern und Frauen gesellte sich zu einem Unter- ein Obergewand, zum Rock ein Mantel. Aber es ist schwer, die Formen und Namen auseinanderzuhalten; die Unterschiede floßen ineinander, sogar zwischen Hemd und Rock, Cote,[3] Kutte, Chainse.[4] Ein leichter Frauenrock hieß Bliaut und wurde von Männern und Frauen getragen. Der Pelzüberzug hieß Surkot, ein anderer Überwurf Suckenie, Godehse, Garnasch, Kürse, Gonne, Gonnele, Kurzbolt. Das Wort Paile, Pfellel kommt eigentlich von Pallium, bedeutet aber einen Stoff überhaupt.[5] Mäntel schlechthin waren

---

[1] Pedum articulis, ubi finis est corporis, colubrinarum similitudinem caudarum imponunt, quas velut scorpiones prae oculis suis prospiciunt. Order. Vital. h. e. 8, 10. In summitate pedum suorum caudas scorpionum gerunt, quibus se per mollitiem femineos et per aculeos nempe serpentinos ostendunt; l. c. 11, 8.

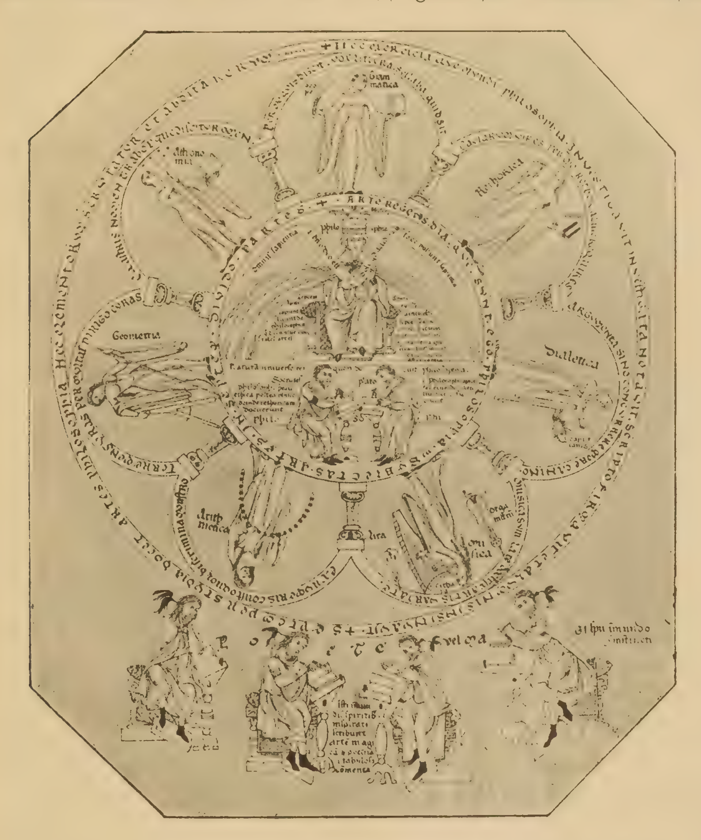
[2] Daher erklärt sich der Ausdruck „Beutelschneider“ soviel wie Taschendieb und das französische couper la bourse, fouiller à l'éscarcelle.

[3] Davon cotel, cotillon.

[4] Subucula (Schultz I, 257).

[5] Nach dem Stoffe unterschied man außerdem Diasper, Dimit, Samit, Baldekin, Zendal, Camelin u. s. f. (Schultz I, 332; Winter, Kleider und Putz der Frau 23, 59.) In der Tracht der Bäuerinnen hat sich manches erhalten, so die „Kappe“, die Schappel. In Frankreich gehörte die cappa schon damals zur Ausstattung der Amme; Gautier, La chevalerie 831.

die Kappen, Gugeln (Kukullen), Froccen, eigentlich Mönchs- und Klerikerkleider, die über den Kopf geworfen wurden.[1] Offene



Allegorie auf die sieben freien Künste aus dem Hortus deliciarum der Herrad. Die Frauen tragen anschließende Oberkleider mit Hängeärmel, die Männer sind als Laien gekennzeichnet durch die Pallien, darunter haben sie lange Tuniken und schwarze Strumpfschuhe. Über ihr Schreibwerkzeug s. das Bild S. 386. Unter den sieben freien Künsten gehört die Grammatik, Rhetorik, Dialektik dem Trivium an. Die Dialektik ist gekennzeichnet durch einen Hundskopf; denn der Hund war das Symbol des Dialektikers. Unter den höheren Künsten ist die Musik gekennzeichnet durch die Harfe (cithara) und eine Baßgeige (organistrum). Die Arithmetik trägt einen Zählstab, eine Art Kerbholz, die Geometrie einen Zirkel. Außerhalb des Kreises sitzen die heidnischen Propheten, die unter Eingebung böser Geister stehen. Über das Sinnbild des Raben s. S. 32, 38 N. 9, II, 525.

[1] Cappae rotundae, clausae oder mantellae schreibt ein Konzil vor im Gegensatz zu den cappae transversariae, alatae (Mansi 23, 1056; vgl. 22, 678).

Pallien oder Saga, die mittelst Fibeln über der Brust oder Schulter geschlossen wurden, sah die Kirche auch bei Weltleuten nicht gerne, wenn sie kurze Leibröcke trugen.[1] Die meisten Mäntel hatten keine Ärmel, wohl aber Kapuzen und bei Vornehmen reichen Zierat, Farben- und Figurenschmuck, Pelzverbrämung. Solch einen weltlichen Mantel trug Thomas Becket als Kanzler. Da fuhr ihn einmal ein Mönch an: „Dieses Kleid paßt für Leute, die Falken tragen; Ihr aber seid eine Kirchenperson und nicht nur eine, sondern mehrere Personen, da ihr viele kirchliche Würden bekleidet."

Es galt als ein Verstoß gegen die gute Sitte, wenn die Kleider unsauber oder schlecht zusammengefügt waren oder aus geringen Stoffen bestanden. Als der Herzog Robert von der Normandie von seinem Bruder, dem König von England, ein Gewand geschenkt erhielt, in dessen Kapuze nur eine kleine Naht aufgetrennt war, ärgerte er sich so, daß er in eine förmliche Raserei verfiel und keine Speise mehr zu sich nahm. Er schrie: „Wehe mir Unglücklichem, dieser falsche Mensch hält mich für einen Söldling und schenkt mir zum Almosen alte aufgetrennte Tücher!"[2] Da dem gleichen Herzog sein Kammerdiener neue Schuhe brachte, fragte er ihn, was sie gekostet hätten. Auf die Antwort „drei Schillinge" wurde er wütend und sagte: „Du Hurensohn; seit wann trägt ein König so wohlfeile Schuhe". Nun holte der Diener geringere und nannte einen höheren Preis, worauf er sich beruhigte.[3] Als ein Ritterknabe einmal in der Schnelligkeit den Rock verkehrt anzog, hießen ihn die Kameraden spöttisch Krangrock, und dieser Spitzname blieb an ihm sein Leben lang haften.[4] Am Hofe des hl. Ludwig machte Robert von Sorbon dem Herrn von Joinville den Vorwurf, er verwende feinere Stoffe als der König. Der hl. Ludwig aber gab diesem recht und sagte: die Leute schätzen den, der schöne Kleider besitze, höher, und die Frauen lieben ihn mehr als einen Mann, der nichts auf das Äußere gebe.[5]

---

[1] Vgl. Siegf. v. Gorze bei Giesebrecht, Kaiserzeit II, 684.

[2] Matth. Paris h. A. ad a. 1134.

[3] Guil. Malmesb. g. reg. Angl. 4 § 313 P. l. 179, 1277.

[4] Lamb. h. Ghisn. 99.

[5] Joinville, St. Louis 6 (38). Einen merkwürdigen Spott über einen geizigen Ritter, der einen siebenjährigen Mantel trug, erzählt Jakob von Vitry, Ex. 181.

Die Stutzer unterschieden sich nicht viel von eitlen Weibern, sie gefielen sich in mächtigen Schleppen[1] und bauschigen Ärmeln und suchten durch Schnürungen gefällige Falten hervorzubringen.[2] Sie hüpfen daher wie Heuschrecken, meint ein französischer Bischof; Johann der Täufer und der Evangelist habe sie schon vor tausend Jahren vorausgesehen.[3] Noch überladener waren natürlich die Frauen. Überreich geschmückt, sagt ein Prediger, gehen sie einher mit gebrochenem Schritt, mit vorgebeugtem Halse, geputzt und geziert wie Tempel — wie ein Ritter der Tafelrunde, sagt ein anderer — und sie lassen hinter sich her einen aus dem kostbarsten Stoffe angefertigten Schweif schleppen,[4] so groß, daß, wie ein Kirchenschriftsteller sich ausdrückt, ein Teufel sie zu seinem Fuhrwerk benützen könnte.[5] Selbst ärmere Frauen, klagt Heinrich von Melk, wirbeln mit ihrem gefalteten Nachschwank Staub auf — förmliche Staubwolken, meint der hl. Bernhard, und damit werde in der Kirche alle Tage Altar und Altarkreuz eingehüllt zur Freude der Teufel.[6] Auf der Schleppe einer Dame sah ein Priester eine Menge von Teufeln sitzen, lauter kleine Kerlchen wie Rollmäuse und schwarz wie Mohren; sie lachten, erzählt Cäsarius, klatschten in die Hände und zappelten wie Fische in einem Netze;[7] denn der weibliche Putz, meint der Mönch, ist in Wahrheit ein Teufelsnetz. Die den Kleidern eingenähten Löwen der orientalischen Muster nannten fromme Leute Sinnbilder der Teufel, „das ist derer, die euch in der Hölle verschlingen". Alle Säume oben und unten mußten gefällige Muster zeigen. Ein französischer Prediger spricht

[1] Humum quoque pulverulentam interularum et palliorum superfluo surmate verrunt. Order. Vital. h. e. 8, 10.

[2] Prolixisque nimiumque strictis camisiis indui, tunicisque gaudebant ... Longis latisque manicis ad omnia facienda manus operiunt, et his superfluitatibus onusti celeriter ambulare vel aliquid utiliter operari vix possunt. Order. Vital. h. e. 8, 10.

[3] Ord. Vit. 11, 8.

[4] Lecoy, La chaire 438; Bern. ep. 113, 114.

[5] Quadriga.

[6] Als ein Priester einen Teufel lachen sah und nach der Ursache fragte, antwortete jener: cum mulier caudam levavit, socius meus a cauda excussus in lutum cecidit; Iac. Vit. Ex. 243; Steph. de Borbone 282 (Lecoy 234); Wright, Latin stories 16 (18).

[7] Dial. 5, 7.

von schön gefälteten, gezackten und gekerbten Weiberröcken,[1] und ganz im gleichen Sinne nennt Berthold von Regensburg diese Kleider „geriselt und gerickelt um den Saum".

Vorzüglich hat nach einem französischen Prediger ein Spaßmacher die Eitelkeit der Weiber gegeißelt. Wie ein schnüffelnder Hund schlich er, etwas vor sich hinmurmelnd, mit Kameraden um einen auf dem Markte stehenden Weiberhaufen herum und antwortete auf die Frage, was er suche: „Eine ehrbare Frau." Da riefen die Genossen ihm zu: „Dummer Bauer, siehst du nicht, daß keine hier ist?" „Die Mönche erkennt man am Mönchskleid, die Krieger am Kriegsgewand, die Dirnen an der Hurentracht."[2]

Die Fraueneitelkeit gefiel sich besonders in grellen Farben, in Rot und Gelb. Diese galten ursprünglich als vornehm, ja sogar als aristokratisch, und es half nicht viel, daß die Geistlichen ihnen einen Makel aufdrückten. Keinem Roten zu trauen, rät ein altes Sprichwort, das auf die Völkerwanderungszeit zurückgeht und ursprünglich eine Spitze gegen die Germanen hatte.[3] Roter Bart — untreu Art. „Rotkopf, Schlangenart", sagte man in Frankreich;[4] „je röter, desto giftiger".[5] „Wenn der Kamin brennt, sieht man es an der roten Farbe; so erkennen die Männer an roten Gebinden, wo das Feuer der Lust lodert."[6] Die gelbe Farbe, die sich oft kaum unterschied von der roten, fiel deshalb in Verachtung, weil sie den Juden und gemeinen Frauen zugeteilt wurde.[7] Ruffa, Rosella

[1] Pepla croceata, cristata et crispata; Steph. de Borb. 284 ed. Lecoy 237.

[2] Steph. de Borb. 276 (230).

[3] I, 36; II, 432. Umgekehrt galt eine haarlose feine Hand für ein Zeichen der Falschheit bei den Friesen M. G. ss. 21, 288.

[4] Egredere, roselle cum venenosa pelle! Va-t-en, rousseau, avec ta vénéneuse peau; Steph. de Borb. 286 (ed. Lecoy 239).

[5] Quanto sunt rufiores, tanto venenaciores; Steph. de Borb. 286. Um die Jungfrau Maria zu verunglimpfen, nannte sie der Teufel (nach einem französischen Mirakelstück) Marion die Rote (la rousse). Julleville, Les mystères II, 257.

[6] Steph. de Borb. 285.

[7] Die gemeinen Frauen mußten zum Unterschied von ehrbaren Frauen gelbe Gürtel anlegen. Auch Knöpfe an den Kleidern kennzeichneten niedere Frauenzimmer. Wenn Juden bildlich dargestellt sind, tragen sie in der Regel Spitzhüte und gelbe Kleider. Ob diese Tracht auf alter Sitte oder auf einer Verordnung des Laterankonzils 1215 beruht, läßt sich nicht sicher feststellen. Das Konzil stellt keine bestimmte Regel fest. Nach dem jüdischen

hieß die Fahrende und Ruffian ihr Spießgeselle. Berthold von Regensburg nennt eine Maierin, die ein gelbes Gebinde trug, Schentela und ihren Mann Schandolf. Am allermeisten Widerwillen erregte aber in den Augen der Frommen die Mischung der Farben. Das Gleißen und Glitzern und die vielen Figuren, die in Frauenkleider eingewoben waren,[1] erinnerten sie an die Schlangenhaut.[2] An Stelle der Kleider wählten eitle Männer ihre Haut und ließen sich tätowieren.[3] Alle, Männer und Frauen, freuten sich auf den Sommer, weil er bunte Kleider gestattete. Pfingsten war schon damals wie heute der Termin für die Anlegung der Sommertracht und hieß daher in England „Weißer Sonntag".[4] Die verschiedenen Farben: rot, blau, grün, gelb hatten symbolische Bedeutung, und daher wählten kokette Frauen verschiedene Töne aus, um auf offene oder geheime Weise ihrer Stimmung einen Ausdruck zu geben.

Nicht bloß die Leibkleider, sondern auch die Mützen und Schuhe leuchteten in hellen Farben. So hören wir, daß sogar Bürgersleute an Festtagen rote Schuhe angezogen.[5] Die Fuß- und Kopfbedeckung ist noch zu keiner bestimmten Gestalt ausgebildet und fehlt bei den meisten noch ganz. Strumpf und Schuh fällt oft noch zusammen wie Mütze und Kapuze.[6] Auch beim ledernen Männerschuh fehlt die feste Sohle;[7] er lief schon häufig spitz- oder schnabelförmig zu. Die Schnabelschuhe, ursprünglich eine ungeschickte Bauernart, soll ein französischer Graf der an Fußbeulen, Zwiebel genannt, litt, in die Mode gebracht und ein anderer soll dann Hörner

---

Minnesänger Süßkind von Trimberg tragen nur die alten Juden langen Mantel, Hut und langen Bart (Hagen, Minnesänger 2, 260).

[1] Blumen, Fische, Vögel (Romanische Forschungen 1900, S. 619).

[2] Quoties mulier meretricis habitu ornata et croceata in parochia tota apparebat, pueri clamabant post eam: „Egredere, roselle cum venenosa pelle!" Steph. de Borb. 286.

[3] Insculpta brachia getadelt sogar an Klerikern, s. Lecoy de la Marche, La chaire française 358.

[4] Whitsunday.

[5] Caligae rubeae; Iac. Vitr. ex. 183; Steph. de Borb. 325 (Lecoy 273).

[6] Caligae, wandagia, subtalares, pedules, perones, botae.

[7] Sotulares (souliers) habent canapo vel lino ligatos; Girald. spec. eccl. 3, 20. Über das Schmieren der Schuhe s. M. G. ss. 25, 144.

hinzugefügt haben, weshalb man ihn Cornard nannte.[1] Auch die Frauen haben bald diese Schnabelschuhe übernommen.[2]

Zum Schutze des Kopfes pflegte man wohl das Mantelende hinaufzuschlagen oder Tücher aufzulegen[3] und Kappen, Schappeln und Gugeln zu bilden. Schappel, vom gleichen Worte wie Kappe stammend, bedeutet übrigens auch einen Blumenkranz.[4] Bei größerer Verweichlichung griff man zu verschiedenen Arten von Mützen.[5] Die Französinnen umwanden Haupt und Hals mit einem feinen Linnen, ließen einen Zipfel auf den linken Arm herabfallen und legten über die Stirne einen Kranz oder einen goldenen Reif. Auch die deutschen Frauen konnten sich nicht genug tun mit Schappeln, Mützen, Schleiern, Kappen und traubenartigen Gehängen. Die Dichtungen sprechen von Wimpeln, Risen, Stürzen und Gebinden, deren Bedeutung nicht immer ganz klar ist. In die Hauben



Ein hausierender Krämer bietet vor dem Burgtor Waren feil, die er zum Teil auf einer Stange ausgehängt hat: Gürtel, Spangen, Taschen, Zierschilde. In dem von seinem Esel getragenen Korbe stecken Pfeile. Miniatur der Heidelberger Minnesängerhandschrift.

---

[1] Solers a ganches et chauces havetées; Ch. d'Aimeri de Narb. 1625 (s. S. 435 N. 1). Unde sutores, in calceamentis, quasi caudas scorpionum, quas vulgo pigacias appellant, faciunt . . . Nam antea omni tempore rotundi subtalares ad formam pedum agebantur. Order. Vital. h. e. 8, 10.

[2] Zum Bedauern frommer Männer. So erzählt Stephan von Bourbon, eine Frau sei in sich gegangen und habe allen Schmuck abgeworfen, nur die Schnabelschuhe (sotulares rostrati) beibehalten. Da habe sie der Teufel am Gehen gehindert, bis sie auch darauf verzichtete (281, Lecoy 232).

[3] Laneum pannum ferebat abbas pro pilleo duplicatum; M. G. ss. 17, 699. Caput velant vitta sine pileo. Vix aliquis militarium procedit in publicum capite discooperto. Order. Vital. h. e. 8, 10.

[4] Von chapel (capillus), chapeau; vgl. scapulare. Dem König Heinrich I. von England hatte einmal ein Schneider die Kapuze zu enge gemacht. Da befahl er, „die Kappe" seinem Bruder Robert zu schicken, der habe einen spitzeren Kopf, was dieser als eine große Beleidigung ansah.

[5] Der pileus villosus — pelliculis exotis intus fartus erschien einem frommen Mann wie der flammensprühende Phöbus; M. G. ss. 3, 451 N. 2. Aber bei großer Kälte zog auch ein Bischof ein lineum capellum an; M. G. ss. 25 144. Mit ihren großen Hüten, meint Walter Map, könnten die Italiener die dürftige Kleidung der Basken und Spanier ergänzen, Poems 169. Über die kirchlichen pileoli, camelauca, bireta s. Braun, Liturg. Gewandung 496, 510.

und Schleier waren vielfach Figuren eingewoben, und die Schnüre, Bänder umwanden Blumen und Wohlgerüche, sogar bei Männern.[1] Die feinsten Stutzer überluden sich mit Schellen. Wo auch diese fehlten, glänzte, gleißte und klingelte so schon alles. Da gab es bei den Damen Behänge aller Art, Ketten und Ringe, Hals- und Armbänder, da schimmerten die Gürtel, Schnallen und Spangen.

Nicht genug damit, überluden sich viele Frauen mit falschen Haaren und andern Mitteln und zwar umsomehr, je älter sie wurden, trotz eines mächtigen Vorurteils; denn hier spielte der Aberglaube mit, da es sich meist um Haare von Verstorbenen handelte, diese „Morticina" aber als unrein galten. Als einmal der Vater Friedrich Barbarossas, erzählt ein Prediger, in die Kemenate trat und die falschen Haare seiner Gemahlin sah, rief er seinen Dienstleuten voll Entrüstung: „Schnell, schnell, schafft dieses Totenzeug und verbrennt es, ich will keine tote Frau, sondern eine lebendige besitzen."[2]

Das Haar wurde in allen möglichen Formen gewunden, geflochten und verziert und zwar von Männern und Frauen. Die Stutzer teilten ihr Haar mit „Scheitelnägeln", kräuselten es[3] und umwanden die Locken mit Unterbändern, Schränkbändern, Goldfäden, und ältere Männer flochten auch ihr Barthaar auf diese Art, ja legten sich sogar künstliche Zöpfe bei.[4] Berthold von Regensburg schilt an Geistlichen und Laien, daß sie ihr Haar lang wachsen lassen, schnüren, winden und färben, wie Frauen: „Merket auf, ihr Herren! alle, die das Haar so lang haben, wie die Weiber, haben auch Weiberherzen und können einem Mann nirgends vorstehen. Pfui, du Adelheid mit dem langen Haar, daß du nicht weißt, wie schlecht und schändlich dir das steht!" Nun scheren gar, berichtet ein französischer Mönch, viele Gecken ihre Haare vornen

---

[1] Ja, wie es scheint, sogar ausgestopfte Vögel, wie sie heute die Damenhüte schmücken. La Roman de la Rose ou de Guillaume de Dôle v. 218.

[2] Stephanus de Borbone 289 (Lecoy 242). Schon Tertullian sagt, die falschen Haare seien capitis forsan immundi, forsan nocentis et gehennae destinati. De cultu feminar. 2, 7.

[3] Crispant crines calamistro. Order. Vital. 8, 10.

[4] Einen solchen künstlichen Zopf zeigt die Figur des König Chlotars I. an einer Pariser Kirche (Schultz, Höfisches Leben I, 288). La bible Guiot de Prov. 1545.

und gleichen Dieben, lassen es aber im Scheitel lang wachsen wie die Dirnen und tragen Bocksbärte.[1] „Ihr wollt viel mehr borstige Sarazenen sein als Christen", fuhr einmal ein Bischof den englischen König Heinrich I. und seine Hofleute an und bewog sie dazu, daß sie ihre Bärte scheren ließen.[2] An sich galt die Bartlosigkeit beinahe als etwas Vornehmes; da aber die Entfernung der Stoppeln so schlecht ausfiel, daß sie beim Küssen ihre Freundinnen stachen, so ließen sie ihren Bart wieder wachsen.[3] Immerhin breitete sich die Bartlosigkeit so stark aus, daß es auffiel, als Friedrich Barbarossa seinen roten Bart stehen ließ.

Während die Franzosen und Französinnen eine frische, rötlich schimmernde Haut für schön hielten, gefiel in England eine blasse, fahle Farbe. Daher fasteten die Angelsächsinnen stark, ließen sich zu Ader oder schminkten sich das Gesicht und die Haare mit künstlicher Tünche.[4] Umgekehrt bemalten sich die Französinnen und ihnen nach auch deutsche Frauen recht bunt mit Farben, die dichte Krusten bildeten.[5] Der Mönch von Montaudon, ein Troubadour, bemerkt, die Frauen haben den Mönchen die Malerei gestohlen, sie legen so viel Weiß und Rot auf, wie kein Votivgemälde enthalte. Ebenso sagt ein späterer Italiener, sie können besser malen als Giotto.[6] Sie verteuern den Safran, fährt der genannte Mönch fort, mischen Quecksilber zu Farbstoffen und wenden dreihundert Arten von Salben an. Es gehe noch hin, wenn man fünfzehn Jahre nach dem zwanzigsten sich noch schminke, aber ja nicht länger. Dazu kamen mit zunehmendem Alter immer stärkere Wohlgerüche. Doch beschränkten sich diese in älterer Zeit auf

---

[1] Nam capillos a vertice in frontem discriminabant, longos crines veluti mulieres nutriebant. Sincipite scalciati sunt ut fures, occipite autem prolixas nutriunt comas ut meretrices . . . Sordibus libidinis gaudent, ut fetentes hirci. Crispant crines calamistro. Order. Vital. 8, 10. Barbas prolixas tanquam cornibae (hirci) ventilantes; Steph. Torn. ep, 135, s. S. 378 N. 4.

[2] Order. Vital. h. e. 11, 8.

[3] Barbas suas radere devitant, ne pili suas in osculis amicas praecisae pungant; l. c.

[4] Ieiunat misere, minuitque cruorem; in minimum mammas colligit ipsa suas; Anselm. Cant., De vanitate mundi. Weinhold, Deutsche Frauen I, 202.

[5] Einige bezeichnende Geschichten erzählt Schultz I, 244; einige französische Anekdoten folgen später.

[6] Alberto Arnoldi zit. bei M. S. Lopez, La donna Italiana del trecento 20.

natürliche Blumen und Blumensäfte, die Rose, die Lilie, das Veilchen, den Lavendel. Nur besonders Reiche konnten sich die Wohlgerüche des Orients leisten.

An all diesen Hilfsmitteln der Schönheit hatten begreiflicherweise die Geistlichen viel auszusetzen. Es sei eigentlich ein Frevel gegen Gott, meint Odo von Cheriton im Sinne des hl. Hieronymus, das Werk des Schöpfers verbessern und der natürlichen Schönheit aufhelfen zu wollen. Ein solches Weibsbild spreche gleichsam zu Gott: „Mein Herr, warum hast du mich so schlecht gebildet und meine Haut so wenig geschmückt? So kommt sie dazu, sich zu betupfen, zu bestreichen, zu bemalen,[1] und dient damit dem Teufel und der Astarte.“ Gerade die natürliche Schönheit, meinen andere werde durch künstliche Mittel eher verdunkelt als gehoben. Ein französischer Kleriker, der diesen Gedanken ausführt, äußert dabei freilich auch den Wunsch, die Frauen möchten mit ihren Kleidern nicht alles verhüllen. Das Fleisch wollte seine Rechte haben.[2]

Manche huldigten dem Grundsatz: „Besser nackt als schlecht bekleidet.“ So berichtet ein mittelalterlicher Schwank von einer Ehebrecherein, die von den Schergen nackt vor aller Augen durch

---

[1] Domina punctata, granellata, impincta; Hervieux, Les Fabulistes 4, 387.

[2] Parce supervagus cultu componere membra, augeri studio tam bona forma nequit. — Ne tibi sit tanto caput et coma pexa labore, nam caput hoc placuit, cum coma mixta fuit. — Ne stringant rutilos tibi serica vincla capillos, cum vincant rutili serica vincla comae. — Ne tibi multiplicem crines revocentur in orbem, nam cum forte iacent, absque labore placent. — Aurea, non video, cur vertice flammea portes, aurea nam nudo vertice tota nites. — Utraque fert auris aurum, fert utraque gemmas, utraque nuda novis anteferenda rosis. — Ora facis vitreo tibi splendidiora nitore, cum tamen ora vitro splendidiora geras. — Incedunt niveum lunata monilia collum, nec collum simplex dedecuisse potest. — Contegis occulta candentes veste papillos, candida cum nolit veste papilla tegi. — Ne toga fluxa volet, reprimit tibi fascia corpus, cum corpus venerer, si toga fluxa volet. — Dic teretes digitos cur annulus et lapis ambit, cum teretes digiti dent pretium lapidi. — Ornatu nullo potes exornatior esse, et tantum ornaris in mea dampna nimis. — Ne te plus aequo species externa perornet, cum sis plus aequo pulcra decore tuo! Odo Aurelian. 1113; Berliner Akademieber. 1891 (107). Vgl. Gilbert v. Oiland s. 31 über das Hohelied (Bernh. op. VI, 57 oder V, 113). E quanto ell'é più bella tanto minor la porti; . . . nè fa l'ornato donna, ma donna fa parer lo suo ornato, zit. bei M. S. Lopez, La donna Italiana del trecento p. 21.

die Stadt gepeischt wurde, dabei aber eine ehrbare Frau, der sie begegnete, wegen der geringen Pracht ihrer Kleidung verspottete und keine Acht hatte der eigenen Nacktheit.[1] Um die Körperformen recht hervortreten zu lassen, wählten die Damen enganliegende und durchsichtige Stoffe.[2] Auch wohlberechnete Schlitze müssen schon vorgekommen sein.[3] Die Frauen machen es wie die Pfauen, bemerkt ein späterer Prediger, die, wenn sie ihren Schweif erheben, Unziemliches sehen lassen.[4] Ihre Brust zu verhüllen, mühten sie sich nicht allzuängstlich ab, und wo die Sitte eine Verhüllung gebot, lockten sie erst recht die Aufmerksamkeit auf ihren Hals durch die hübsche Schnürung des Hemdes mittelst des „Brisfadens", durch Brustbinden, durch Einschieben eines niedlichen Brusttuchs, des „Mieders", zwischen Hemd und Rock.[5]

Den Ton gaben hier die Französinnen an, und andere Völker folgten ihnen langsam nach. Jene fanden am wenigsten den Mittelweg und schwankten immer zwischen zu wenig und zu viel, neigten in der Jugend mehr zum einen, im Alter zum andern. Da gerade bei den romanischen Völkern die verheirateten Frauen die Mode bestimmten und die jungen Mädchen in der Gesellschaft keine Rolle spielten, begreift es sich leicht, daß der Grundsatz vorherrschte, man müsse der Natur durch die Kunst aufhelfen. So erklärt ein französischer Ritter Guillem von Montagnagout: „Wenn eine Frau weiter nichts Schlimmeres beginnt und weder Stolz noch Übermut zeigt, verletzt sie mit ihrem Putz die Liebe Gottes nicht. Niemand, der sich selbst wacker aufführt, wird um des Putzes willen mit Gott zerfallen." In der Tat, wenn die Frauen und Männer die Farben verschmäht hätten, so wäre nicht nur der Welt, sondern auch der Kunst ein hoher Reiz entgangen. Wir wissen ja alle, wie wenig die Malerei mit dem Grau in Grau,

[1] Speculum morale III, 3, 4; Wesselski, Mönchslatein 100.

[2] Bartsch, Schweizer Minnesänger 1886 S. 343; Hertz, Spielmannsbuch 377.

[3] Une autre laisse tout de gré sa chair apparaître au coté; une des jambes trop decouvre, sagt Robert von Blois, Chastiement des dames 193; Langlois, La vie en France 176.

[4] Turpitudinem ostendunt (Lecoy, La chaire 440).

[5] Mieder, Mueder bedeutet wohl ursprünglich „Leibchen"; Heyne, Kleidung 314.

dem einförmigen Schwarz und Weiß unserer heutigen Kleidung anzufangen weiß!

3. Speisen und Gastmähler.

Auf das Essen legten die Ritter ein großes Gewicht. Peter von Blois sagt, viel Ritter ziehen lieber zu Wettkämpfen und Gelagen als zum Kriege aus, sie tragen statt des Schmuckes Weinschläuche, schwingen statt der Lanzen die Bratspieße.

Für die Essenszeit begann in den vornehmen Kreisen immer mehr die römische, von den Franzosen noch heute festgehaltene Sitte durchzudringen, die die Hauptmahlzeit erst auf den Abend verlegt. In Deutschland hatte diese Sitte die Folge, daß nun drei reichliche Mahle sich folgten, Frühmahl, Mittagsmahl und Abendmahl, noch unterbrochen durch kleinere Imbisse. Jenes schloß sich dem Morgengottesdienst, an Festtagen der Sext oder Non an. Um die Frist abzukürzen und den vornehmen Herren gefällig zu sein, verschob die Kirche die Stunde auf eine frühere Zeit. Die Terz begann nun zur Mittelterz d. h. anderthalb Stunden vorher, die Non zur Mittelnon. Diese Verschiebung dauerte in der Folge fort, bis die Fastennon auf den Mittag vorrückte.[1] Das Hauptmahl fand des Abends statt und bestand aus auserleseneren Gerichten als das Mittagsmahl, damit die Verdauung nachts nicht gestört würde; deshalb mahnte man, langsam zu essen, wozu abends bessere Zeit war.[2]

Was die Speisen anbelangt, so verwendete man so ziemlich alle die Stoffe, die wir noch lieben, mit Ausnahme der Kartoffeln, deren Stelle die Hülsenfrüchte vertraten. Doch verrät das Mittelalter in der Zusammensetzung und Zubereitung der Speisen eine ausgeprägte Eigenart. Vor allem waren alle Speisen stark gewürzt und besonders mit Safran und Pfeffer versehen, damit sie Durst erregten.[3] Ein Dichter verlangt so starke Gewürze, daß der Mund rieche wie eine Apotheke und ein Dunst von ihm aufsteige gleich

[1] Bilfinger, Horen 115.

[2] Barthol. de Glanvilla, De propr. rer. 6, 23.

[3] Daher war der Gewürzhandel im Mittelalter und in der Neuzeit bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts verhältnismäßig ausgedehnter als heute und beruhte darauf die Überlegenheit des venetianischen, später des holländischen Handels.

dem Rauche eines Brandes. Die Ritter konnten gar nie genug Pfeffer bekommen; ihre Mägen erholten sich von den Pfeffergerichten durch Pfeffergetränke. Von faulen Rittern sagt ein provenzalischer Dichter, sie tun nichts als den Pfeffer in Mörsern zerstoßen und am Herde sitzen.[1] Wenn Adelige in ein Kloster eintraten, fiel ihnen die Reizlosigkeit der Gemüse, Mehl- und Milchspeisen am schwersten, und nicht auf jeden machte jener Trost einen Eindruck, den ein Abt einmal gab, Nachtwachen und Handarbeit seien die wahren Gewürze.[2] Die strenge Klosterkost unterschied sich meist wenig von der der Bauern.[3] Butter wurde noch gar nicht, Öl sehr spärlich verwendet, und auch das Schmalz verbot manche Klosterregel, gestattete aber dafür reichlich Salz.

Auch an der notwendigen Sauberkeit mag es oft gefehlt haben; sonst würden wir nicht so oft hören, daß Ungeziefer Speisen und Getränke verunreinigten, obwohl der natürliche Ekel noch durch abergläubische Vorstellungen verschärft wurde.[4] Sogar an den königlichen und fürstlichen Tafeln waren die Speisen und Getränke oft so ungenießbar, daß ein Theologe schreibt, man wundere sich, daß nicht viele daran stürben.[5]

Das Fleisch brieten die Köche am Spieß oder steckten es in den über dem Herde hängenden Kessel. Über einen Streit zwischen Köchen und Küchenmeister im Reichsdienste scherzt einmal Wolfram von Eschenbach: der Küchenmeister neckt die Jungen, indem er ihnen mit einem glühenden Scheite ihren Bartflaum absengt. Die Jugend aber bindet den Meister zusammen wie ein Schaf, wirft ihn unter den Kessel auf den Rost und streut über ihn statt des Salzes glühende Kohlen. Dieser Braten, meint er, sei so dick und lang geworden, daß er nicht bloß für einen hungrigen Dichter wie Walter von der Vogelweide gereicht hätte, sondern auch für seine Herzdame. Wenn ein vornehmer Küchenmeister in die Schlacht zog, spottete man, er verabreiche ungeheuere Braten und Krapfen

---

[1] Der Mönch von Montaudon (305).

[2] Caes Dial. 4, 78; vgl. Ioh. de Altavilla architr. 2 (Wright, Satirical poets I, 271.)

[3] So begnügten sich auch die Waliser mit Brot, Brei, Käse und Gemüse, wie ein Satiriker den Mönchen gegenüber hervorhebt, W. Map. Poems 135.

[4] S. oben S. 52.

[5] Petr. Blesens. ep. 14 ad aulicos r. Angl.

und handhabe das Schwert wie eine Gabel; von einem Schenken sagte man, er setze einen bitteren Minnetrank vor.[1] Auch die Geschichte weiß von streitbaren Köchen zu berichten. Als ein römischer Legat Oxford besuchte, drangen Studenten in seine Wohnung ein; der Leibkoch aber, der Bruder des Legaten, griff mit einer Pfanne in den glühenden Kessel und schüttete die Brühe über die Schüler, worauf ihn einer unter ihnen mit einem Pfeile erschoß.[2]

Inzwischen hatte die Kochkunst einen großen Fortschritt gemacht, nicht bloß in Schlössern, sondern auch in Klöstern. Um in die überwiegende Fastenkost einige Abwechslung zu bringen, erdachten die Klosterköche alle möglichen Zusammensetzungen und Formen. Der hl. Bernhard entsetzte sich einmal über die dutzendfache Art, ein einfaches Eiergericht immer wieder verschieden zu gestalten. Da läßt einer, sagt er, die Eier bald einrühren, bald umrühren, bald weich, bald hart sieden, bald kleinhacken, bald braten, bald rösten, bald füllen, zusammenmengen und dann wieder einzeln auftischen.[3] Bei dem großen Reichtum von Eiern wurden sie zu allen möglichen Gerichten gemischt, zu Fischen, zu Hühner- und Ferkelfleisch. Ein Dichter rühmt besonders das geweihte Osterfleisch „mit Eiern überschlagen und darunter gehackt weiße und gelbe Eier gewürzet".[4] Als einmal ein englischer Franziskaner an einer königlichen Tafel in Frankreich speiste, mundeten ihm wohl die in Milch gekochten Bohnen und der mit Mandelmilch und Zimt bereitete Reis, noch mehr aber die feinen Fische und das Geflügel.[5] Auf eine geschmackvolle Zubereitung der ihnen erlaubten Fische und Geflügel verstanden sich die Klöster, auch die strengen, sonst sehr gut.[6]

---

[1] Rumolt und Hunolt im Biterolf.

[2] Matth. Paris h. A. ad a. 1236. Vgl. oben S. 167 N. 4.

[3] Quot modis (ut cetera taceam) sola ova versantur et vexantur, quanto studio evertuntur, subvertuntur, liquantur, durantur, diminuuntur; et nunc quidem frixa, nunc assa, nunc farsa, nunc mixtim, nunc singulatim apponuntur? Apol. ad Guilelm. abb. 8.

[4] Der König vom Odenwald „vom Huhn" 136.

[5] Salimb. chron. 1248.

[6] Tot enim videas piscium genera, assa quidem et elixa, farta et frixa; tot ovis et pipere cibaria cocorum arte confecta, tot sapores et salsamenta ad gulam irritandam et appetitum excitandum eorundem arte composita. Giraldus, Spec. eccl. 2, 4; De reb. a se gest. 2, 5. Der Meistervagante Golias spottet über einen Abt, der feine Hahnen und Hennen genoß, wohl

Doch kam es selbst zu Cluny vor, daß faule Eier und Fische und wässeriger Wein den Tisch verunzierten.[1] Aber noch schlimmer ging es manchen am Königshof angestellten Klerikern, schlimmer, als wenn sie in ein Stift oder Kloster getreten wären.[2]

An drei Tagen in der Woche bezogen die Beamten der römischen Kirche nur Fische und Eier, an anderen Tagen bekamen sie auch Fleisch.[3] Diese Sitte war in Italien weitverbreitet.[4] Als im Jahr 1303 der Bischof Bruno von Zeitz die Kirche von Weißenfels einweihte, boten ihm die Bürger vor allem Fische und Geflügel.[5]

Auch die Ritter nährten sich zum großen Teile vom Geflügel, das sie auf den beliebten Falkenjagden erbeuteten, wozu noch die Bauernlieferungen von Fastnachts- und Herbsthühnern kamen. Als ganz besonderer Leckerbissen wird das Pfauen- und Schwanenfleisch gerühmt, aber auch Störche, Raben, Krähen, Kraniche und Rohrdommeln fanden ihre Liebhaber. Einen großen Teil des Jahres mußten sich die Bauern und Ritter mit Dürr- und Rauchfleisch behelfen.[6] Nicht nur das Schweine-, sondern auch das Schaf- und Rindfleisch wurde in dieser Weise aufgehoben. Im allgemeinen aber fand das Rindfleisch und sogar das Kalbfleisch wenig Anklang, und dieser Umstand wirkte auch lähmend auf die Rindviehzucht, obwohl die Feinschmecker fettes Kalbfleisch wohl zu schätzen wußten.[7] Die Menschen liebten überhaupt fettes Fleisch, gemästete Hühner und Gänse und selbstverständlich das Schweinefleisch. Einer uns auffallenden Bevorzugung erfreute sich das Schaffleisch,

aber Kapaunen, Fasanen, Rebhühner, Tauben u. s. f. Wright, Walter Mapes XLII.

[1] Vom Klosterwein werde ich niemals trunken, sagt Guiot von Provins; zu Cluny ist es besser zu sterben, als zu leben.

[2] Panis non elaboratus, non fermentatus, confectus ex cerevisiae faecibus; panis plumbeus, loliatus et crudus — animalia . . . morbida, pisces quatriduani; Pet. Bles. l. c.

[3] Wie aus den Präbenden (Vivanden) zu ersehen ist; Vierteljahrsch. f. Soz. und Wirtschaftsgesch. 1910 S. 58.

[4] Vgl. Weiß, Weltgeschichte (1891) V, 69.

[5] Darunter Stockfische, Weißfische, Bücklinge, Aale, Hechte. Außerdem erhielt er Schaf- und Schweinefleisch, Hirsengemüse, eine Eiersuppe; Ztsch. f. d. Kulturgesch. 1875 S. 512.

[6] Carnes salsi.

[7] Iuvenca pinguis; Petr. Ven. ep. 6, 15.

Hammelfleisch.[1] Wie wir aus einem niederländischen Stift erfahren, genossen die Kanoniker alles am Schaf genau wie an dem Schweine vom Kopf bis zu dem Schwanze: Milz und Lunge, Leber und Magen, ja sogar die Eingeweide. Die Vorstände hatten einen Anspruch auf einen halben Schafskopf.[2] Bei einem üppigen Mahle folgten aufeinander Schweinefleisch, Kaninchen, junge Hühner, Kapaunen, Fische. Dazwischen hinein gab es Früchte, Gemüse, Pasteten, Kuchen und Feinbrot.[3] Dreizehn Gerichte bot ein englisches Stift täglich seinen Mitgliedern.[4]

Besondere Delikatessen waren die Pasteten, worin sich die Franzosen auszeichneten.[5] Wie eine Mischung römischer Überfeinerung und germanischer Roheit erscheint uns die Zubereitung einer mit lebenden Vögeln gefüllten Pastete. Zur Überraschung der Gäste flogen diese plötzlich auf, und losgelassene Falken stiegen über sie und töteten sie zum Vergnügen der mordlustigen Gesellschaft. Kaum eine Dame legte ein Wort ein für die armen Vöglein. Aus einem italienischen Kloster hören wir, daß die Anfertigung von Rübenpasteten als eine unerhörte Neuerung getadelt wurde.[6]

Mehlgerichte und Feinbrot gab es in reicher Auswahl,[7] auch in Klöstern, wo Fladen und Krapfen häufig auf den Tisch kamen.[8] Wolfram von Eschenbach rühmt die Truhendinger Krapfen. Die Ritter rührten aber solche Speisen kaum an und überließen sie den Damen; sie griffen dafür nach durstreizenden Stoffen, wie Muskatnüssen, Gewürznelken, Pfeffer und Ingwer.

Aufgetragen wurden die Speisen, oft unter Trommel- und

[1] Porcus assus aut elixus — ciro grillus; l. c.

[2] Westd. Ztsch. 1903, 294; s. S. 345 N. 7.

[3] Fabliau du prestre et du chevalier; Montaiglon II, 56. Vgl. Joh. de Altavilla, Architr. 2.

[4] Als König Heinrich II. einkehrte, beklagten sie sich, daß sie ihre Tafel um drei Gerichte verringern müßten. Da erwiderte der König: „Ich muß mich täglich mit drei Gerichten begnügen. Verdammt sei der Bischof, wenn er euch nicht auf diese Zahl herabbringt.“ Girald. De reb. a se gest. 2, 5.

[5] Sie wurden bereitet aus Hirsch-, Zicklein-, Tauben-, Fasanen-, Hennen- und Regenpfeiferfleisch; Gautier, La chevalerie 638; Schultz, H. L. I, 390.

[6] Ravioli sine crusta de pasta; Salimb., Chron. 1284 p. 314.

[7] S. II, 447.

[8] Über rufeolae, rosolae, roscellae, cratones vgl. Udal. cons. ant. 2, 4 und Ducange s. v.

Posaunenschall, durch Edelknaben oder durch dienende Mädchen, die wohl knieend Speisen und Getränke anboten. Eine besondere Aufmerksamkeit eines Wirtes bestand darin, den tafelnden Frauen Knaben, den Männern Mädchen zuzuweisen. Nach der französischen Sitte saßen Männer und Frauen vermischt, oder es fanden sich wenigstens gute Freunde zusammen, und je ein Paar aß von demselben Stück Fleisch und trank aus dem gleichen Becher.[1] Daraus entstand der bildliche Ausdruck für gute Freunde: „sie essen aus der gleichen Schüssel.“[2] Den Mönchen war diese Zärtlichkeit verboten.[3] Die Liebe ging oft so weit, daß die Edelknaben oder die Gäste sich gegenseitig gute Bissen in den Mund schoben. So gelang es dem Zauberer Malagis, der sich als Bettler verstellte, den Kaiser Karl zu diesem Liebesdienst zu bewegen.



Hoftafel. Die Sitzordnung, das Auftragen der Speisen unter Geigenklang, die Gefäße u. a. erklären sich durch die beifolgenden Ausführungen. Miniatur des britischen Museums (Royal 2B VII).

An Schüsseln, Näpfen und Tellern, Krügen und Bechern bestand an sich kein Mangel; nur fällt der starke Unterschied auf zwischen den edelsten und gemeinsten Stoffen, aus denen sie gefertigt waren — da standen oft dicht neben goldenen und silbernen Schüsseln gläserne und tönerne —, und die meisten Gefäße hatten einen starken Umfang. Sie waren für viele berechnet, nicht für einen: der einzelne Gast entbehrte des Tellers und des Bechers und, was noch mehr auffällt, des Messers und der Gabel. Ein guter Nachbar, ein Freund schnitt, mit Vorliebe natürlich den

---

[1] Postea iungantur bini quicumque vocantur (Johannes de Garlandia). Die Deutschen saßen mehr gesondert (Weinhold, Frauen II, 189). Genauere Anweisung über die Sitzordnung gibt Bartholomäus von Glanville, De proprietatibus rerum 6, 22.

[2] Manger dans la même écuelle.

[3] Bei den Templern aßen anfangs je zwei Brüder aus einer Schüssel, duos et duos pro paropsidis penuria manducare generaliter oportet. (Schnürer, Templerregel 138.) Dagegen verbot es ein Generalkonzil der Cistercienser 1203 (3) ne in hoc videanter a saecularibus non differre.

Damen, das Fleisch zurecht[1] und reinigte das Messer wieder am Brote;[2] Brotschnitten ersetzten den Teller. Wenn die Mönche an der Tafel ihr Salz empfingen, mußte jeder zuvor sein Gürtelmesser am Brote, dann am Handtuche abstreifen, aber die Hände sollte er am Handtuch nicht reinigen.[3]

Auch bessere Leute griffen mit den Fingern in die Saucen, und manche stopften mit beiden Händen, daß das Fett vom Munde troff. Erst im dreizehnten Jahrhundert warnen die Anstandsregeln davor, mit beiden Händen und zugleich mit anderen in die Schüssel zu langen, dem Nachbar etwas zu nehmen, gierig zu trinken oder alles mit einem Mal hinunterzuschlucken, zu schmatzen und zu schlürfen,[4] mit den Fingern in der Nase, in den Augen und Ohren zu stochern und den Hals zu kratzen. Unentbehrlich war daher eine Bespülung der Hände nach dem Essen in Schüsseln oder Wandfäßchen oder ihre Begießung durch dienende Knaben, die unter dem Truchseß standen. Der ihm beigeordnete Schenk hatte für ausgiebigen Trunk zu sorgen.

Zwischen die einzelnen Gänge fiel je ein guter Trunk. Wolfram schildert anschaulich, wie der Wein den fetttriefenden Mund der Ritter abspült. Den Mönchen befiehlt eine Regel, sie sollen den Humpen mit beiden Händen anfassen. Selbst in den Klöstern kam selten reines Wassers auf den Tisch;[5] nur ein frommer Mann wie Altmann von Passau ließ sich Wasser vorsetzen; der Bischof täuschte aber, wenn er Besuch hatte, die Gäste damit, daß er einen Bierschaum darauf gießen ließ. Das Wasser mundete ihm so gut wie Wein.[6] Wer es vermochte, zog Besseres vor, Wein, Most, Met aus gegorenem Honigwasser und verschiedene Beerweine, die eine Kollektivbezeichnung Lit nannte. Der Ausdruck Lit war so verbreitet, daß Lithaus geradezu Wirtshaus und Litgeber Wirt bedeutete.

---

[1] Multa minutella reseca presente puella. Etiam molli sella discumbat sponsa tenella (Garlandia).

[2] Munda cultellum; morsellum quaere tenellum.

[3] Nullas tergat manus ad mappulam; Lib. usuum o. Cist. 76 de ref.

[4] Ut decet ore bibas vacuo, si prandia libas, nec denuo rebibas; rudis es, si morsa relibas.

[5] Das Lob des Wassers singt B. de Glanvilla l. c. 6, 20.

[6] Seine Lebensbeschreibung sagt, es sei einmal in Wein verwandelt worden; auch der Schenk habe dies gefunden; M. G. ss. 12, 235.

Das Bier war noch sehr schwach und dünn; daher sagt ein Dichter, ein Becher Wein stärke mehr als 44 Becher Bier oder, wie es bezeichnenderweise heißt, mehr als 44 Becher Wasser.[1] Wasser und Gerstensaft wird vollständig gleichgestellt. Ein dickeres Bier brauten die Engländer, und dieses Bier tranken die britischen Mönche zwischen den Wein hinein, wie andere das Gemüse zwischen die Fleischgerichte einschoben.[2] Die Ceres, die Königin der Cerevisia, macht ihre Verehrer etwas dumm und stumpf, Bacchus die seinigen übermütig, herausfordernd wie Böcke, bemerkt ein Mann, der zwischen Frankreich und England immer hin und herschwankte.[3]

Den Wein trank man selten rein und lauter, versetzte ihn vielmehr mit Gewürzen, Honig, Beerabsuden, so mit dem schon früher gebräuchlichen Moret, der gerne mit dem rätselhaften Lutertrank oder Claret verbunden wurde. Viel häufiger als das Versüßen des Weines, wofür noch heute die Norddeutschen eine gewisse Vorliebe haben, kam das Verpfeffern vor. Immer nur Pfeffer und Pfeffer! Die verkünstelten Weinsorten trugen verschiedene Namen, hießen Hippokras, Buglastre, Hysop, Claret, Moret. Der Claret hat seinen Namen davon, daß der Zusatz durch sauberes Seihen entfernt wurde und die reine Flüssigkeit blieb.

Gegen die Vermischung des Weines mit Wasser hatten die Ritter einen begreiflichen Widerwillen. Als einmal der berühmte Bischof Thomas von Canterbury bei dem Grafen Balduin von Guines einkehrte, zerschlug der hocherfreute Herr alle Wassergefäße und gebärdete sich wie betrunken.[4] Am Hofe des Königs von Frankreich fragte ein strenger Hofrat einen Ritter, der immer ein Wasserglas neben sich stellen ließ, warum er daraus nicht trinke. Darauf erwiderte er, das Wasser habe bei ihm die nämliche Wirkung wie seine Anwesenheit. Vor dem Hofrat verstumme alles, so hindere ihn das Wasser, wenn er es nur ansehe, an Dummheiten.[5] An der

[1] Hartmann im Iwein 818; vgl. Parzival 201, 5 (4, 654). Besonders übel berüchtigt war der Kovent der Klöster.

[2] Hoc ibi cerevisia inter pocula, quod olus inter fercula. Girald., Spec. eccl. 2, 4.

[3] Joh. Salisb. ep. 283.

[4] Lamb. hist. Ghisn. 87.

[5] Bischof Wilhelm von Paris bei Lecoy, Anecdotes d' Etienne de Bourbon 388.

Tafel des hl. Ludwig redete sich einmal sein Freund und Bewunderer, der Herr von Joinville, auf seinen schwachen, „kalten" Magen hinaus, wegen dessen ihm die Ärzte das Wassertrinken verboten hätten.[1] Die Weine der königlichen Tafel waren eben nicht immer die besten, und Kleriker und Ritter fanden sich oft enttäuscht.[2] Mancher unter ihnen war verwöhnt,[3] wie uns die scherzhaften Weinduelle zeigen.[4] Die Kleriker erleiden hier eher eine Niederlage als die Ritter.



Königsmahl mit vielen hohen Vasallen und Fürstinnen. Ein Spielweib (Salome) tanzt und ein Spielmann begleitet den Tanz mit der Geige. Wandgemälde im Dom zu Braunschweig.

Bei den Trinkgelagen suchten sich wie schon in alten Zeiten die Ritter durch Heilrufe gegenseitig anzufeuern, besonders die Engländer, deren „Heil", „Trinkheil", „Wachheil" geradezu sprichwörtlich war[5] — und wandten dabei Gebräuche an, die aus den Studentenkommersen bekannt sind,[6] und zum Abschied rief der Gastgeber noch einen Heilwunsch nach.[7] Es war noch unschuldig, wenn die Herren bei Tische nur von Waffen, Hunden, Vögeln und Turnieren sprachen.[8] Sobald sie auf das Gebiet der Liebe kamen, setzten sie alle Scham beiseite, auch wenn weibliche Wesen sie bedienten, trotzdem oder gerade weil sie Mädchen waren.[9]

[1] Hist. d. St. L. 3 (23).

[2] Vinum vero, aut acore aut mucore corruptum, turbidum, unctuosum, rancidum, piceatum et vapidum — cerevisia horrenda gustu; Petr. Bles. ep. 14.

[3] Vgl. das Fabliau des chevaliers, des clercs et des villains. Ein Kleriker führt den Namen Quinonbibitaquam. Vgl. Anselm. Cant ep. 2, 7. La bible Guiot 1686.

[4] La bataille des vins.

[5] S. II. Band S. 449; weitere Stellen hat Galfrid. Monmutensis 6, 12; Nigell. Spec. stult. (ed. Wright) 63; G. Map. de praelatis 27 (Wright, Poems 45). In einem Cistercienserkloster kam der spaßhafte Heilruf Pril und Vril auf, womit sich die Trinker gegenseitig begrüßten; Girald. Spec. eccl. 3, 13.

[6] Terebantur in nuptiis salvamenta cum pistillo; Jac. Vitr. Ex. 173.

[7] Tempore loturae . . . petiit a domina, ut quilibet, quod magis diligeret, possideret; Odonis de Ceritona Fab. 3 (Hervieux II, 663).

[8] Le chatelain de Couci v. 732. Vgl. die deutsche Kaiserchronik, hgb. v. Diemer 13525.

[9] Mulieres vultu et veste procaces sparsis post tergum crinibus ministrare constituit, ubi vix quisquam irreprehensus abscessit; quoniam si oculos

Bei Heinrich von Melk wissen die Ritter bei ihrem Zusammensein nur von Weibern zu reden. Wer keine zu Fall gebracht oder keinen Mann erschlagen hat, taugt in ihren Augen nichts. Einer suchte den anderen zu überbieten, wenn er seine Mannheit schilderte und zwar seine Mannheit ebenso im Liebeskampf als im Feindeskampf; auf etwas Jägerlatein kam es nicht an. Besonders groß waren darin die französischen Ritter, in denen die Prahlerei der alten Gallier fortlebte.[1] Im französischen Lied von der Pilgerfahrt des Kaisers Karl vertreiben sich die Ritter Abends die Zeit mit derartigen Großtuereien, „Gabs“, „Gaberien“ genannt. Der eine wettet, mit einem Streich einen feindlichen Ritter bis zum Sattel entzweizuschlagen; ein anderer rühmt sich, mit einem Hauche einen mächtigen Sturm zu erregen; ein dritter will eine Säule im Palaste aufheben und damit den ganzen Bau umstürzen. Wieder ein anderer sagt, er reiße den stärksten Waffenrock, den man ihm anlege, in Stücke; endlich sagt einer, er wolle auf eine Fichte steigen, einen Baum gegen den andern schlagen und alles Wild töten. Oliver rühmt sich seiner Kraft in der Liebe. Der Bischof Turpin sagt, er wolle sich auf ein rennendes Pferd schwingen und mit vier Kugeln darauf spielen, und er wette, daß er keine einzige fallen lasse.[2]

Noch im Angesicht der Gefahr, vor Turnieren und Kämpfen machten die Ritter große Sprüche: „Wenn ich unterliege, dürft ihr mir alle meine Glieder abhauen,“ sagt der eine; „wenn ich dem König nicht zum Siege verhelfe, will ich ihm alle Unkosten seiner Heerfahrt bestreiten,“ prahlt der andere, und wieder ein anderer meinte gar, er könne allein den Kampf gegen viele bestehen. Die Neigung zu solchen Prahlereien war so groß, daß auch Ordensritter sich gerne dazu fortreißen ließen, weshalb schon die erste Templerregel kurz nach der Gründung des Ordens ein strenges Verbot erlassen mußte.[4] Mehrere Dichter schildern, wie das edle

---

averteret ipocrita, si iocis alluderet, irreverens diceretur. Henricus de Knyghton, De eventibus Angliae 2, 7.

[1] G. Paris, La poésie du moyen âge I, 129. Die Franzosen machten umgekehrt den Deutschen diesen Vorwurf. Teutonicos, heißt es bei Jakob von Vitry, furibundos et in conviviis suis obscaenos dicebant. H. occ. 7.

[2] S. S. 318.

[3] Les voeux de l'épervier; Lothringer Jahrbuch 1894 S. 207 ff.

[4] Ne aliquis frater remanens probrositates vel, ut melius dicam, stultitias,

Naß den Männern in den Kopf steigt, daß sie sich im Schwindel für die Herren der Erde und große Eroberer halten, wie nicht nur die Ritter, sondern auch die Bürger im Rausche eingebildete Abenteuer, Meerfahrten, Kreuzfahrten durchmachen.[1] Oft trug auch ein Gast ein Lied oder eine Sage vor und erzählte von fremden Landen, von seinen Abenteuern und von seinen Pilgerfahrten.

Gäste zu bewirten gehörte zur Ehrenpflicht eines Ritters. Mancher Ritter erfüllte die Pflicht nur sehr widerwillig. Da kommt einmal ein Fremder, erzählt ein französischer Dichter, und der Herr des Hauses ist schlecht gelaunt, er spielt den Geschäftigen, dreht an seinem Gürtel, pfeift und singt tullururutau und murmelt: „Ich weiß nicht, warum ich den Mann nicht hinauswerfe." Damit er den Lästigen hinausbringe, befiehlt er dem Diener, das Waschbecken zu holen, womit die Tafel beginnt. Dann sagt er spöttisch: „Schöner Herr, wollt Ihr mit uns essen, Ihr macht uns Freude, Ihr könnt uns den Hof machen" und er fletscht die Zähne wie ein Hund.[2] Geizige, unritterliche Herren nahmen grundsätzlich keine Besuche an, obwohl es eine Schande war, sich karg zu zeigen. Ein Spielmann, dem es natürlich doppelt darauf ankam, die Ritter zur Milde zu stimmen, schildert den Wettkampf zwischen Schande und Ehre. Die Ehre stellt dem Ritter vor, wie er bei der Welt und bei Gott beliebt werden könne und was für Freude er im Himmelreich erwerbe, wenn er Gäste bewirte. Wie nicht anders zu erwarten ist, triumphiert sie über die Schande.[3] Ritterart ist es, sagen Alanus von Lille und Stephan von Bourbon, zu geben, Bauernart aber, zu nehmen.[4] Deshalb hat selbst ein Heiliger wie König Ludwig in dieser Hinsicht seine Pflicht nicht vernachlässigt, obwohl er an sich selbst sehr kargte.[5]

Manche Ritter kamen dabei ganz herunter und gerieten in die Hände von Wucherern, so Joufroi und Wilhelm der Marschall

quas in seculo in militari negotio enormiter egit, et carnis delectationes miserrimarum mulierum cum fratre suo vel aliquo alio commemorare audeat (c. 43).

[1] Der „Weinschwelg" und „die Wiener Meerfahrt".

[2] Flamenca 1063.

[3] Laßberg, Liedersaal I, 519.

[4] Steph. de Borbone 426 (Lecoy 370): Auferre et malefacere assidue est rusticissimum; ib. 293 (Lecoy 246).

[5] Joinville, St. Louis 142.

in den nach ihnen benannten Romanen. Von letzterem heißt es, er habe so viele Pferde, Kleider, Lebensmittel verschenkt, daß es von Schulden regnete. Nicht bloß Dichter, sondern auch Chronisten erzählen von vielen außerordentlichen Proben der Freigebigkeit. Ein Graf von Toulouse hält einmal 1172 ein prächtiges Hoffest, da sucht ein Ritter den anderen an Freigebigkeit zu überbieten, einer verteilt 30000 Sous unter seine Leute, ein anderer läßt sich vom Grafen 100000 Sous geben, sie ebenso zu spenden, ein dritter versammelt 300 Ritter um seine Tafel, ein vierter läßt 30 seiner schönsten Pferde ins Feuer springen.

Zu Hochzeiten wurden ganze Herden von Rindern, Schweinen getrieben, und ernste Geschichtschreiber sprechen von Tausenden von Schüsseln.[1] Ein Graf von Guines teilte bei einer Hochzeit das Gold mit vollen Händen aus; er wollte, sagte er, den Gästen ein Vorgefühl des Paradieses gewähren.[2] Beim Krönungsfest König Wenzels von Böhmen blieben Vorräte im Werte von 200 Mark übrig,[3] die an die fahrenden Leute verschenkt wurden.[4] Über die Verschwendung am Hofe des Königs Adolf von Nassau klagt einmal Hugo von Trimberg, der Wein und die Speisen seien maßlos vergeudet worden; jener sei geflossen wie „der Brunnen über ein Feld". Schmerzlich gedenkt er der lieben Sonne, die mit ihrem warmen Scheine die Reben oft erfreut habe, aus denen der Wein gewachsen sei, der vor ihm floß, und wie viele Arme es gebe, die gerne den verschütteten Wein getrunken und die verstreuten Speisen gegessen hätten. Eine Mahlzeit mit drei Gängen wäre ihm lieber gewesen als ein Tisch mit zwölf Gerichten.[5]

Besser als alle Geschichten erläutert die Verschwendung, die man mit Naturgaben trieb, eine nackte Tatsache: als die römische Kurie im Anfang des vierzehnten Jahrhunderts dazu überging, ihre Beamten mit Geld anstatt mit Naturalien zu besolden, brauchte sie nach einer allerdings etwas allzu günstigen Rechnung nur ein Dreizehntel zu leisten. Mögen hier auch besonders günstige Umstände ins Gewicht gefallen sein, so bleibt doch der Unterschied

[1] Matth. Paris. ch. m. 1243, 1252.

[2] Lambert. Hist. Ghisnens. c. 91 ad a. 1181.

[3] 4000 Reichsmark d. h. das Vier- bis Sechsfache (s. 285 N. 1).

[4] Ottokars Reimchronik 69393.

[5] Der Renner 5563 (von Feld- und Burgmäusen).

groß genug, um den Vorteil größerer Sparsamkeit ins Licht zu stellen.[1]

4. Tagesordnung und Vergnügungen.

In aller Frühe begaben sich die hohen und niederen Herren in die Kirche zur Matutin und Messe; sogar ein Mann wie Wilhelm der Eroberer hielt darauf.[2] Die Mitglieder des dritten Ordens der Humiliaten und Franziskaner u. s. f. verpflichteten sich ausdrücklich, die kanonischen Stunden zu beobachten oder dafür eine Anzahl von Vaterunser zu beten.[3] Eine französische Synode verlangte, daß die Leute ihr Morgen- und Abendgebet in der Kirche verrichten; nur wo dieses nicht möglich sei, dürfe es auch zu Hause geschehen.[4] Thomas Platter erzählt später, seine Eltern hätten ihn ermahnt, sich alle Morgen zu segnen, und als es ihm eines Tages in der Jugend recht schlecht erging, habe er gedacht: „Ach Gott, ich glaube, ich habe mich heute nicht gesegnet." Das Segnen beschränkte sich oft auf das Kreuzeszeichen. Viele begnügten sich nur mit dem Sonntagsgottesdienst.[5] Den alleinigen Gedanken haben sie, sagt Jakob von Vitry, den Pfarrer am Sonntag zu drängen, daß er mit der Messe eile; wenige setzen sich zur Predigt nieder mit den Armen und Niederen.

Wer in aller Frühe zur Kirche lief, pflegte sich erst nachher zu waschen; sonst geschah es unmittelbar nach dem Aufstehen. Das Waschen beschränkte sich auf Kopf und Hände, und damit verband sich das Kämmen der Haare und Spülen der Zähne,[6] es dehnte sich aber oft auf die Füße, ja auf den ganzen Körper aus. Alsbald erschienen dann, vermischt mit der Schar der Diener und Dienstmannen, Rechtsuchende, Fremde aller Art, Pilger, Bettler und Spielleute. Der Herr erteilte Aufträge für den Tag, sprach dann Recht in der Halle, schlichtete den Streit seiner Hintersassen

---

[1] Vierteljahrschr. f. Sozial- und Wirtschaftsgesch. 1910 S. 72.

[2] Diebus singulis missam et horas canonicas cum pertinentiis et de noctibus matutinas sedulus et devotus verbaque praedicatorum libenter audivit. Matth. Paris. h. A. 1086.

[3] Pierron, Die katholischen Armen 16, 173.

[4] Mansi 19, 186.

[5] Z. B. der Herr von Bourbon im Roman Flamenca 1416. Oder sie vertrieben sich die Zeit susurrationibus aut placitationibus, M. G. ss. 21, 148.

[6] Schultz, H. L. I, 223.

und empfing die Zinse der Hörigen. Wenn diese mit ihren Eiern und Hühnern nahten oder zum Frondienst antreten mußten, gab es manchen Spaß.[1] Artige Ritter ließen die Bauern ihren Spielen zusehen, wie der alte Maier Helmbrecht erzählt; denn sie verkehrten noch meist auf gleichem Fuße mit ihnen und arbeiteten auf dem Felde. Der einfache Ritter pflügte und eggte das Land selbst mit seinen Rossen; denn, sagte man, den reisigen Pferden ist das Gehen auf frischer Erde gut für die Beine. „Mit Pfeilen und Köcher darf er sich abgeben, Bolzen drehen, Pferde beschlagen und Viehzucht treiben," meint der Ritterspiegel, „das verunreinigt seine Hände nicht, wohl aber Handwerk und Handel."[2] „Ein Edelmann", sagt das Sprichwort, „kann morgens auf den Acker gehen und mittags im Turniere reiten." Auch ritterliche Übungen füllten die Zeit aus.

Viele wechselten nur zwischen Baden, Essen und Schlafen und dehnten alle diese Dinge ungebührlich aus; waren sie doch an keine Zeit gebunden. Keine Uhr störte als ungestümer Mahner den trägen Sinn. Wenn der Burgkaplan das Glockenzeichen gab, so verpflichtete dies zu keiner Eile; kannte er doch oft die Zeit selbst sehr schlecht. Nachts richtete man sich nach dem Hahnenschrei, untertags nach dem Stand der Sonne.[3] So begreift es sich leicht, daß die Ritter stundenlang tafelten, bis tief in den Tag hinein schliefen und die übrige Zeit im Bade zubrachten.

Ohne Zweifel stammt von den Ritterburgen die Sitte, die uns später in den Städten überrascht, tagelang im Bade zuzu-

[1] Eine ganz abenteuerliche Verpflichtung hatte in England der Inhaber des Königlehens Hemingston, nach Camden Britannia 1607, S. 337; derselbe mußte jährlich an Weihnachten coram Domino Rege Angliae unum saltum, unum suffletum et unum bumbulum; vel ut alibi legitur, per saltum sufflum et pettum ausführen, Ztschr. f. Kulturg. 1872 S. 367. Rutebeuf, Le pet au vilain. In diesen Dingen herrschte eine große Unbefangenheit, wie u. a. aus den Ausführungen eines so feingebildeten Mannes wie Erasmus hervorgeht, der im Anschluß an die Schule von Salerno zu dem Schlusse kam: remorari flatum periculosius est quam alvum stringere. Vgl. das Kapitel sur les flatuosités bei Franklin, La civilité app. 67.

[2] Am Handel eines anderen, eines Kaufmanns, sich indirekt beteiligen, war ebenso unverwehrt, wie einst in Rom den Senatoren (Ausg. des Ritterspiegels von Joh. Rothe in Bartsch, Md. Ged. S. 158).

[3] Daher kamen auch viele Irrungen und Verwechslungen vor; Caes. Dial. 5, 56; Nigelli Wirecker, Spec. stult. 55 (ed. 1702 p. 53).

bringen, darin zu essen, zu trinken, zu schlafen. Im Winter kamen die Familien oft den ganzen Tag nicht heraus aus den allein heizbaren Badestuben, wo es dann manchmal Überraschungen gab. So erzählt der Schwank vom nackten Boten, ein Knecht, von seinem Herrn zu dessen Dienstmannen gesandt, sei von der Dienerschaft in die Badestube gewiesen worden. Nun meint der Ankömmling, er dürfe ein Bad nehmen, zieht sich vor der Türe, über der Badewedel hängen, aus und schlägt mit einem Wedel nach den ihn verfolgenden Hofhunden. Als er nackt ins Badezimmer eintritt, findet er da die ganze Familie, Frauen und Mägde versammelt, die der Kälte wegen diese warme Stube aufgesucht haben, wird schmählich hinausgejagt, verfolgt und vor seinem Herrn verklagt. Doch klärt sich der Irrtum auf. So kam auch ein Ritter in einer Herberge in eine überheizte Stube. Der Wirt forderte ihn auf, sich auszuziehen, und da er sich weigert, reißen ihm die Knechte wider Willen die Kleider vom Leibe, was dieser als eine große Schmach empfand.[1]

Die Liebhaberei für Bäder, namentlich für warme, hatte durch die Kreuzzüge, durch die Bekanntschaft mit den reinlicheren Sitten des Orients neue Nahrung erhalten. Die alten Germanen hatten auch viel gebadet, meist im Freien, in offenen Flüssen und Seen, waren aber infolge der Abmahnung der Kirche etwas davon abgekommen. Selbst vornehme Ritter und Fürsten vertrugen ziemlich viel Schmutz. Nun aber drang die Sitte auf mehr Reinlichkeit und verlangte ein häufiges Waschen und Baden (beides fiel wohl zusammen). Die hl. Elisabeth pflegte indessen, wenn man in sie drang, ein Bad zu nehmen, nur mit dem Fuße in dem Wasser herumzuplätschern, ohne sich auszuziehen. Für das tägliche Waschbad genügten einfache Kufen, Badeschaffe.[2] So läßt der alte Gurnemanz seinem Gaste Parzival am Morgen ein Bad bereiten und die Badekufe in das Schlafzimmer bringen. Auf dem Wasser schwimmen Rosenblätter. Liebliche, schön gekleidete Mädchen kommen an seine Kufe und zwagen und streichen ihn mit ihren linden Händen. Auf einem dazu gehörigen Bilde setzt ihm eine Jungfrau einen Kranz auf, eine andere reicht ihm den Becher.

---

[1] Hagen, Gesamtabenteuer III, 125, 133.

[2] Vgl. das Fabliau Le cuvier, Montaiglon II, 292; Steph. de Borbone 469 (Lecoy 404).

Zu den Füßen des Mannes hängt ein Kessel mit warmem Wasser über dem Feuer, das ein Badeweib mit dem Blasebalg anfacht. Als Parzival aus dem Bad steigen will, bieten ihm die Dienerinnen das Badelaken an; er schämt sich aber vor ihnen, und sie müssen ihn verlassen. Eine ähnliche Scham zeigt der junge Wolfdietrich. Viel weniger prüde benahmen sich in der Regel die Frauen.[1]

Einer allzu großen Üppigkeit beugte von Zeit zu Zeit ein tüchtiger Aderlaß vor.[2] Bei den Badern, die ihn besorgten, konnte man auch ein Dampfbad nehmen, dessen Gebrauch wohl aus dem Orient stammt. Aber erst im vierzehnten Jahrhundert hat es sich stärker verbreitet.[3] Auch die Haarpflege erforderte bei den Damen eine immer größere Sorgfalt, und es kamen reich ausgestattete Kämme und Bürsten zur Verwendung.[4] Noch im Bade oder nach demselben nahm der Ritter das Frühmahl ein und legte sich dann, wenigstens im Winter, wieder aufs Lotterbett. Bei den Kelten bedienten sich die Männer lebendiger Fußwärmer, leibeigener Knechte oder Mägde.[5] Inzwischen war die Sitte ein wenig galanter geworden. In einem französischen Roman zieht der Ritter im Frauengemach sein Hemd aus, legt sein Haupt in den Schoß eines edelgeborenen Kammermädchens und läßt sich den Rücken reiben.[6]

Die langen Winternächte verkürzte sich der Ritter durch Glückspiele und pflegte besonders das Schach-, das Würfel- und Brettspiel.[7] Auch Kugelspiele kamen vor, im Ausgang des Mittelalters Kartenspiele.[8] Bei diesen Spielen ging es oft um hohe Einsätze, die allmählich Verbote hervorriefen. Die Romane lassen die Ritter um ganze Länder wetten, wie einst zur Zeit der Kelten. Vielleicht wirkten eben keltische Vorlagen auf die Erzählungen ein. Der

---

[1] S. S. 323.

[2] Einen Tod infolge eines Aderlasses berichtet Annalista Saxo 1137. S. II. Band 510.

[3] Seifried Helbling beschreibt es ausführlicher (III).

[4] Netzkämme, Strähler. Die Bürsten sahen aus wie Borstenpinsel (s. das Bild S. 444).

[5] Kultur der alten Kelten und Germanen 131.

[6] L'escoufle 7030. Ebendort bietet ein Wirt seinen Knecht, einen früheren Ritter, einer edlen Dame zu einem ähnlichen Dienste an; Langlois. La société 124.

[7] Vom Schach kommt „scheckig", vielleicht auch matt (s. II, 208).

[8] Ein ludus circulatorum erwähnt Salimbene chron. 1248 p. 118.

junge Vivian, den das Schicksal in eine Krämerbude verschlug, träumte immer von Ritterschlössern und sagte eines Tages zu seinem Pflegevater: „Wenn ich Euer Geld hätte, würde ich ein Schloß bauen mit einer großen Halle, wo man ohne Unterlaß Schachspiele und andere Tafelspiele hielte; an den Wänden würden die Ritterschilde hängen, zu Ostern und Neujahr würde ich Hoftag halten.“[1]

Mit den Gesellschaftsspielen verband sich gewöhnlich der Tanz wie mit der Musik — alles das hieß Spiel —, und den Zusammenhang verrät besonders das Wort Ball[2] und der Umstand, daß gute Tänzer wie Spieler Ehrengaben empfingen.[3] Die Tänze erforderten viel Kunst und waren meist gemessen und ruhig, echte Ausdrucksweisen ritterlicher „Maze“ und stachen vornehm ab gegen die Wildheit der Turniere. Übermäßige Bewegungen verboten schon die Anschauungen der Zeit über die den Frauen erlaubten Gebärden, außerdem aber die schweren Gewänder, namentlich bei den Rittern. Die Tänze wurden gegangen oder getreten, nicht gesprungen oder gehüpft, wie die Bauern sie liebten, waren also Schreit- oder Schleiftänze und waren begleitet von Tanzmelodien. Daher bedeutet das ursprünglich germanische, aber von den Romanen übernommene und wieder zurückgewanderte Wort „Tanz“ zugleich Gesang und Gebärde. Noch merkwürdiger ist das Wort estampida vom deutschen Stampfen für eine den Troubadours geläufige Liederart; auch die baleries, caroles, die Balladen und Rondos gehören hierher. Umgekehrt hatten die alten Germanen einen Ausdruck Salton aus dem Lateinischen entlehnt.

Bei dem feierlichen Tanze schritten die Paare hintereinander her dem Vortänzer nach, oder sie bewegten sich gegeneinander, wobei oft ein Ritter an der linken und an der rechten Hand je eine Dame hielt.[4] Einen Tanz traten die Ritter, schreibt Wernher der Gartenaere, mit „hochfertigem edlem Gesange. Bald kam

---

[1] Cour plenière.

[2] Daß das Ballspiel sich mit dem Tanze verband, beweist folgende Stelle: iuvenibus viris ad saltum iuxta choream ludentibus uni eorum pilam ferire conanti baculus de manu sambucalis evasit; Thom. Cant. 2, 49, 13.

[3] Acquisivit coronam chorisando, quam quasi victor iuxta domum suspendit, ut ibi stulti homines luderent ducerentque choreas, sage Cäsarius von einem Pfarrer (10, 29).

[4] Wie heute noch die Schweden.

ein Spielmann mit der Geige, da standen die Frauen auf, die Ritter gingen ihnen entgegen und empfingen sie bei ihren Händen. Das war eine süße Augenweide, wie Jungherren und Mädchen fröhlich tanzten, arme und reiche ohne Unterschied".[1] Auch den Bauern gefiel diese Art, das Hoftänzel, und sie suchten sie nachzuahmen, wenigstens im Winter beim Stadeltanz und Ridewanz.

Viel ausgelassener gebärdeten sich die Bauern im Sommer bei den Springtänzen oder Reien, denen auch die Ritter nicht abhold waren. Eine größere Zahl von Teilnehmern bildete eine Kette, und sie machten möglichst große Sprünge, so daß manchmal der Boden einbrach.[2] Die Bauern setzten einen Stolz darein, recht hohe und weite Sprünge auszuführen; beim „krummen Reien" hüpften die Mädchen „klafterweit". „Schon hatte da der Löchlein ein Mädel bei der Hand: O, du tapferer Spielmann, mach uns den Reien lang (den krummen Reien, den man mit Hinken tanzt)! Juchheia! Wie er sprang! Herz, Milz, Lung' und Leber sich rundum in ihm schwang."[3] Diese Sprünge gefielen sogar den Franzosen, den Meistern der Tanzkunst, wie der Umstand beweist, daß sie den Namen hierfür herübernahmen.[4] Bei den niederen Tänzen lief alles auf Ausgelassenheit hinaus; die Dichter verglichen sie daher mit dem Springen der Bären und Böcke, und ein Prediger verglich die Anführerin des Tanzreigens mit einer Leitkuh, die mit ihrer Glocke der Herde das Zeichen gibt. Der Herr der Herde aber, meint er, ist der Teufel, der sich vor Freuden schüttelt, wenn er dieses Zeichen hört. In der Mitte eines jeden Tanzreigens, sagt ein anderer, steht der Teufel, und alle neigen sich ihm zuliebe nach links.[5]

Die Tanzenden sangen entweder selbst Lieder, wie es noch vielfach auf dem Lande Sitte ist, — sie „girregarten nach Irregangs

[1] Meier Helmbrecht 98.

[2] Steph. de Borbone 463 (Lecoy 399).

[3] Hagen, Minnesänger III, 164.

[4] Springationes — springare, espringuer; Steph. de Borbone 461 (Lecoy 397).

[5] Omnes vergunt in sinistrum; Lecoy, La chaire 447; Anecdotes d'Etienne de B. 162. Eine gewisse Vorstellung davon gewährt ein kriegerisches Tanzlied flämischer Soldaten, die England erobern wollten: „Hoppe, hoppe, Wilekin (Wilhelmchen), hoppe, Wilekin, Engelond is min ant tin" (mein und dein) Matth. Paris. h. A. 1173.

Leich" oder nach Albs Leich (Elfenweise)[1] — oder sie ließen sich durch Sänger und Sängerinnen etwas vortragen.[2] Besonders liederkundige Damen machten den Anfang, und die Gesellschaft fiel mit dem Refrain ein,[3] oder eine gespielte Melodie gab den Takt. Ein Nachahmer Ovids mahnt die jungen Mädchen, singen und spielen zu lernen; nichts reize und bezaubere die Männer mehr.[4] Etwas zurückhaltender äußert sich ein Frauenspiegel. „Schön zu singen an gehörigem Orte und zu rechter Zeit ist ein erfreulich Ding" heißt es hier. „Aber wisset, durch zu vieles Singen kann man erreichen, daß ein recht schöner Gesang gering geachtet wird. Darum sagen manche Leute, gute Sänger langweilen oft. Daher sollt ihr singen, wenn man euch bittet. Auch könnt ihr zu eurem Vergnügen soviel singen, als ihr wollt, wenn ihr allein seid."[5] Von manchem Frauengesang rühmte man, er sei so rührend gewesen, daß er hätte Tote erwecken können.

Sehr ungünstig urteilten die Franzosen über den deutschen Gesang. „Das deutsche Volk", singt Peire de la Caravane, „will ich nicht lieben noch seine Gesellschaft irgend haben. Denn mir tut das Herz wehe von seinen Krächzen und Bellen." Die Deutschen singen wie Teufel, heißt es in einem Epos.[6] Ohne Zweifel waren die Franzosen im Gesang wie in der Musik überlegen.

Seit alten Zeiten besaßen die Deutschen nur wenig Musikinstrumente, Fiedel, Pfeife und Horn. Das Horn gab das Zeichen zur Jagd, zum Kampf und kündigte in der Hand des Turmwächters Besuche und Stunden an. Die Fiedel glich unserer Geige; nur wurde sie vielfach anders gehalten, quer über den Leib oder auch wie die Baßgeige. Außerdem wurde die Trommel und Pauke verwendet. Dazu kamen aber viele neue Instrumente, die Erfindungen der Italiener und Franzosen, wie schon ihre Namen sagen: die Posaune,[7] die Trompete: der Name stammt wie der der Trommel vom lateinischen Triumph, ferner die Flöte, die Schalmei, die

[1] Hagen, Gesamtabenteuer III, 81, 123.

[2] Puella quaedam pulchra facie cum mira suavitate vocis chorizantibus praecinebat; Thom. Cant. 2, 43, 5.

[3] Le chatelain de Couci 3863.

[4] G. Paris, La poésie du moyen âge I, 199.

[5] Robert de Blois, Chastiement des Dames 447.

[6] Langlois, La société 76.

[7] Von buccina.

„heidnische Pfeife“, das „welsche Rohr“. Saiteninstrumente waren das Psalterion, der Kanon, die Rotte, das Monochord, die Zither, die Harfe, das Organistrum, die Laute, die Gitarre.[1]

Nicht minder als die Orgel liebte das Mittelalter das Glockenspiel, und damit im Zusammenhang stehen die Uhrwerke, als deren erster Erfinder der berühmte Gerbert gilt. Auch Marionetten kamen schon vor, wie wir schon oben sahen.[2] Die Dichtungen, namentlich die altfranzösischen Epen schildern spielende, redende, singende, musizierende Automaten manchmal in phantastischer Weise, aber doch mit Anlehnung an die Wirklichkeit. Hat doch auch Liutprand in einer sonst glaubwürdigen Darstellung von solchen Automaten aus Konstantinopel berichtet. In den Dichtungen begegnet uns allerdings noch mehr, nicht nur brüllende Löwen und singende Vögel, sondern auch musizierende Zeltwächter, tanzende Spielweiber, ein redender Anstandslehrer mit einem Weihrauchfaß, ein Bogenschütze, der bei einer leichten Berührung mit der Armbrust gegen eine aufgehängte Taube schießt.[3]

Zu den ritterlichen Unterhaltungen gehört endlich die Jagd, und es beteiligten sich auch Frauen daran. Die Jagd war aber kein bloßes Vergnügen, sie diente auch dem Unterhalte, da man in der Küche auf Wildbret angewiesen war. Auch den Bauern stand noch viel Wild zu Gebot, nicht bloß Raubtiere, sondern auch Hasen und Rebhühner. Damals wimmelte es noch von wilden Tieren, von Wölfen, Bären, Füchsen[4] — ja sogar die Auerochsen und Elentiere waren nicht ausgestorben. Eine Schonzeit bestand daher nicht; sonst würden die Jagdbücher nicht für das Frühjahr die Tötung der Hasen empfehlen. Für den Sommer sehen sie die Reh- und Hirsch-, für den Winter die Eberjagd vor[5] — beide

[1] Vgl. Gautier, La chevalerie 655.

[2] S. S. 225, 412.

[3] Guilelm. Malmesb. g. reg. Angl. 2, 10; Romanische Forschungen 1900, 591.

[4] Die Wölfe drangen in die Bauern- und Ritterhöfe ein (Caes. 7, 45). Wir hören von einer Bauernfamilie, der ein Wolf sämtliche drei Kinder raubte (10, 65), ein andermal von einer Schülerfahrt, auf der eine Wölfin einen Schüler zerriß (10, 64 vgl. 66). Beides geschah zudem in den gut kultivierten Rheinlanden. Ein Hirtenknabe verbringt mehrere Jahre bei Bären; Annales Colmar. 1296. Eine hübsche Märe ist der Wolf als Kindsmagd bei Laßberg, Liedersaal I, 291.

[5] Neben dem gewöhnlichen Hirsch gab es einen Bockhirsch, Brandhirsch, Riesenhirsch, den Schelch des Nibelungenliedes (Hartung, Altertümer 231).

Arten behielten die hohen Herren als ihr Vorrecht und bestraften unter Umständen Forstfrevel mit grausamer Härte,[1] weshalb die Förster auch bitter verhaßt waren,[2] anerkannten aber ihrerseits keine Haftbarkeit für Wildschaden, ja hinderten die Bauern an jeder Schutzwehr[3] und ließen sich das Recht auf Einzäunung abkaufen.[4]

Auf die Jagd zogen die Ritter meist in großer Gesellschaft aus und wählten zum Halteplatz, zur Herberge mit Feuerstatt Wiesen, Anger am Waldessaume. Manchmal zog eine Jagdgesellschaft auf mehrere Tage in den Wald und übernachtete in Zeltlagern. Ein Zelt wurde dabei zu einer Kapelle eingerichtet, und ein Geistlicher las auf einem Tragaltar alle Tage Messe.[5] Manchmal aber versäumten die Ritter über der Jagd sogar an Sonn- und Festtagen den Gottesdienst.[6] Die Herren und Damen, selbst Männer, wie der schriftkundige und wohlwollende Balduin von Guines, hörten das Geschrei der Falken lieber als das der Prediger, die Stimme des Treibers[7] lieber als die des Kaplans oder Vikars.[8]

Bei großen Hof- und Hetzjagden folgten die Jäger zu Pferd in eiligem Ritte dem aufgescheuchten Wilde und erlegten es mit dem Jagdspieße oder mit dem Schwerte. In einem allegorischen Gedichte „Die Jagd der Minne“ geht der Jäger mit seinen Knechten

[1] Qui cervum caperet vel capreolum, exoculabatur, nec erat qui patrocinaretur. Amabat enim rex [Guilelmus] ferus feras, ac si esset pater ferarum, humanam postponens caritatem. Matth. Paris. ch. m. 1085. Richard Löwenherz ermäßigte die Strafe in Verbannung l. c. 1232 (Luard III, 213).

[2] Ein Kartäuser sah einmal am Hofe forestarios foris stare. Da sagte er zum König Heinrich II: pauperibus, quos hi torquent, paradisum ingressis, cum forestariis foris stabitis; Gu. Map. N. c. 1, 6.

[3] Iohannes . . . praecepit per forestas totius Angliae sepes comburere et fossata, quae circumhabitantes fecerant ad defensionem frugum suarum, complanare, ut, esurientibus hominibus, fruges et fructus bestiis exponerentur impinguandis; Matth. Paris. h. A. ad a. 1209 (schon Wilhelm I. hat Felder aufgeforstet); eine rückläufige Bewegung erfolgte 1225.

[4] Pourpréture (propresture).

[5] Eine Jagdmesse kommt schon unter Ludwig dem Frommen vor. Mab. a. ss. IV b, 275.

[6] Thom. Cant. 2, 49, 17. Den hier erwähnten Rittern ging es freilich dafür recht schlecht.

[7] Leporarii.

[8] Lamb. hist. Ghisn. 88.

und Hunden zu Fuß. Sobald die Hunde eine Fährte spüren, werden sie lebhaft und geht es kreuz und quer über das Gefilde. Das Verfolgen des Wildes führte die Jäger oft in weite Ferne, weit über die Grenzen ihres Jagdgebietes hinaus. Solange die Eigentumsgrenzen noch nicht feststanden, konnte das ohne Anstand geschehen; später aber setzten sich die einzelnen Eigentümer zur Wehre oder trafen eine Vereinbarung. Am einfachsten war es, wenn die Herren das Gebiet mit Warten umstellten. Die Rührhunde, Treibhunde spürten das Wild auf und Herren warteten, bis sie ihnen das Wild zutrieben. Dies war die Brackenjagd. In der Hetzjagd, Überlandjagd, Parforcejagd waren die Völker, die von den Kelten lernten, Franzosen und Engländer, den Deutschen lange voran, wie sie auch über einen großen Reichtum von Jagd- und Jägernamen verfügten.[1]

Gegenüber den genannten Jagdarten galt als weniger vornehm die Schießjagd und noch weniger das Abschlachten der Tiere bei der Heckenjagd, am allerwenigsten das Fangen in Schlingen, Netzen, Fallen und Gruben.[2] In der Jagd der Minne heißt es: „Eher wollt ich meine besten Hunde missen, ehe ich ein edles Wild so leicht in einem Seil erwürgte; ich hätte die Freude verloren an dem Wild, das ich so mit freiem Mute jage, wie es einem edlen Jäger ziemt.“ Nicht umsonst heißen hier der Leithund Unverschwiegen, die Bracken Unstet, Treulos. Auch bei der Birschjagd sollte das Schießen Nebensache sein. Als Tristan und Isolde verbannt im Walde weilen, vertreiben sie sich die Zeit mit Birschen (hetzen dürfen sie nicht des Lärms wegen, der sie verraten hätte). Aber der Dichter fügt bei, sie hätten nur der Kurzweil willen, nicht des Gewinnes wegen gebirscht. „Nur nach Jägerlust war ihr Verlangen.“

Beim Birschen galt es möglichst unbemerkt heranzuschleichen. Darum trugen die Jäger die Farbe des Waldes oder deckten sich hinter grünen Schirmen und Schilden; sie zogen das Wild durch

---

[1] Die Franzosen unterschieden den veneor, archier, chaceor, fauconnier, veltrier, riveor und forestier. Die Engländer haben zahlreiche Namen für Jägergehilfen: fewteres, veutres, limeres, barcellettars, chacechiens, grooms, pages, foresters und parkers. Wendt, Kultur und Jagd I, 156.

[2] Andere Anschauungen hatten die Römer (Kulturg. d. r. Kaiserzeit I, 198; II, 524); Wendt, Kultur und Jagd I, 339.

verstellte Lockrufe und andere Täuschungen an. Da das Hochwild bestimmte Wege verfolgt, mußten Suchmänner ihre Fährten, ihren Wechsel, ihren Ablauf beobachten, auf dem sie sich zur Äsung und Tränke oder zum Suhlen begeben. Trotz seiner Mühseligkeit kam der Birschgang immer mehr auf. Viel mehr als in der Urzeit begegnen uns einsame Jäger, wilde Gesellen, die die einfachen Gemüter an den Teufel erinnerten. In der Regel erschien allerdings der wilde Jäger hoch zu Roß und so rasch reitend, daß die Funken stoben, umlärmt von dem Gebelle vieler Jagdhunde.[1] Manchmal aber ging er auch zu Fuß. So erschien er einmal mit dem Schlapphut auf dem Kopf mitten unter den psallierenden Mönchen, ein andermal allein einem Mönche, von einem großen schwarzen Hunde begleitet, mit einem langen Messer in der Hand, womit er ihn zu schänden droht.[2] Umgekehrt kam es aber auch vor, daß die Teufel sich in die Gestalt des Wildes verwandelten und die Jäger in die Irre führten. Wenn die Jäger dann ein Tier erlegten, entstand ein solches Geschrei und Getümmel, daß sie halb wahnsinnig wurden.[3] Auch anderes Übel konnte einem einsamen, wandernden Jäger zustoßen. Als Wilhelm von Helfenstein eines Tages, einen Sperber auf der Faust, durch den Wald schritt, liefen ihm zwei Diener des Grafen von Sayn in den Weg, die ihm eben einen Knecht geraubt hatten. Er suchte ihnen ihre Beute zu entreißen, wurde aber von einem Speere durchbohrt und hauchte auf der Stelle sein Leben aus.[4]

Die Falkenjagd erfreute sich im späten Mittelalter der größten Beliebtheit. Sie ersetzte dem Ritter die Hetzjagd und galt als hochvornehm, obwohl sie am letzten Ende auf ein ziemlich kunstloses Morden hinauslief. Die Hauptkunst bestand in der Zähmung des Falken. Der wilde Vogel mußte für kurze Zeit geblendet und abgemattet, dann an die Ätzung, an Hunde, Pferde, an das „Luder“, den Lockvogel d. h. die künstliche Nachahmung eines Tieres gewöhnt werden. Daher ist es nur halb wahr, wenn der Kürenberger sagt, „Weib und Federspiel werden leicht zahm; wenn

[1] Caes. Dial. 12, 20.

[2] Hom. I, 111; vgl. Guib. vita 3, 19. Eine ähnliche Geschichte erzählt Felix Hämmerlein de credul. daemonibus adhibenda. S. S. 28 N. 4.

[3] Guibert. v. 3, 19.

[4] Caes. Dial. 7, 7.

man sie recht lockt, so suchen sie den Mann." Umgekehrt verglichen die Frauen gerne ihre Geliebten mit Falken, die sie aufzogen, mit seidenen Riemen fesselten und mit Goldschmuck bedeckten; aber oft war alle Mühe umsonst: der Falke entfloh und wollte nicht mehr zurückkehren.[1] In dem Gedichte „der Minne Falkner" wird ein edles Tier geschildert, gleich vornehm an Farbe, Fängen, Gebaren und im Fluge. Wenn der Falkner den Vogel auf der Hand trägt, deucht er sich ein Kaiser zu sein. Nun war ihm aber das Tier entflohen, und er suchte es in langem Ritte mit dem Schrei „ju schoho, ju schoho". Unter anderen begegnete ihm ein Mann, den er für einen Falkendieb hält, vor dem er sich aber verstellt. Vom langen Umherreiten stürzt endlich sein Pferd zusammen, er läßt es liegen und geht zu Fuß weiter. Einmal kommt er seinem Falken nahe, er vermag ihn aber nicht zu fesseln. Den Falken betrachteten und behandelten die edlen Herren als einen guten Freund; er war ihr treuer Begleiter nicht bloß auf Spaziergängen, sondern auch bei Besuchen, zumal wenn sie zu ihren Liebchen gingen.[2] Wenn die Herren und Damen paarweise auf die Jagd hinauszogen, hatte der galante Begleiter die Aufgabe, dem Vogel zu rechter Zeit die Kappe abzunehmen, ihn der Frau auf den Handschuh zu setzen und, wenn ihn diese in die Luft geschwungen hatte, ihn durch Laufen und Locken wieder zur Stelle zu schaffen. Die Falken mußten sich auf Vögel stürzen, die mit der Armbrust und dem Bogen schwer zu erlegen waren, und dem sich dabei entspinnenden Kampfe schauten die Damen und Herren mit grausamer Wollust zu.[3]

Die Damenbegleitungen bildeten den Hauptreiz bei den Falken- und Hetzjagden. Dieses Leben gefiel nach einem französischen Dichter einem deutschen König so gut, daß er gar nicht heiraten mochte.[4] Wenn die Herren im raschen Ritte ihre Kleider zerrissen oder wenn sie in starken Schweiß gerieten, waren gleich die Damen

[1] Ztsch. f. deutsch. Altertum 1896 S. 290. Vgl. Archiv f. Kulturgesch. 1904 S. 1.

[2] Les voeux de l'épervier, Lothringer Jahrbuch 1894 S. 199.

[3] „Die Flügel klatschen, Federn stieben, frohlockend gellt der Falken Schrei, und jämmerlich des Geiers Klagen; die Falken geben nicht mehr frei; sie lassen sich herniedertragen und wirbeln langsam durch die Luft." (Wolff.)

[4] Guillaume de Dôle v. 154.

zur Hand, ihre Ärmel zu nähen und ihnen den Schweiß von der Stirne zu wischen. Statt der fehlenden Handtücher boten sie ihre Hemdzipfel.[1] Zu Mittag und zum Abend erfreute sich die bunte



Aus der links durch das Tor angedeuteten Burg, von deren Zimmer zwei Frauen nachschauen, reitet eine Jagdgesellschaft in den Eichwald und zwar paarweise. Die Frauen halten Falken, die vordere hat den ihren eben losgelassen. Von den Männern führt der hintere einen Bogen; der vordere stößt mit dem Schwert nach einem Hirsche, den ein Jäger zu Fuß (vielleicht ein Knecht) mit fast bedauernder Handbewegung an einer Quelle ersticht (diese ist durch eine Urne angedeutet). Hinter dem Paare stoßen zwei Knappen, einer zu Pferd unter dem Torbogen, ein zweiter zu Fuß ins hallende Jagdhorn. Hinterseite eines Elfenbeinkästchens in den Maihinger Sammlungen.

Gesellschaft am „wohlbereiteten Mahle" in ihren Zelten, und die Damen erheiterten die Gäste durch Gesang und Musik ganz besonders abends.[2] Am andern Morgen war alles wieder fromm und hörte die Messe.

Die vornehme Gesellschaft hielt sich viel mehr im Freien auf als heutzutage. Nicht nur die Waffenspiele und die Jagd, sondern auch der Tanz und die Festesfreude lockte ins Freie. Man veranstaltete Mahlzeiten im Garten unter Lauben und tanzte im Mai unter der Linde oder auf dem grünen Anger. Deshalb sehnt man sich nach dem Frühling, wünscht zu verschlafen des Winters Zeit und freut sich an den ersten Zeichen des Lenzes. Da kamen dann die Ritter statt im Palas im Freien zusammen; so schildert Hartmann einen fröhlichen Pfingsttag: „die einen sprachen wider die Frauen, diese tanzten, diese sangen, diese liefen, diese sprangen, diese hörten Saitenspiel, diese schossen nach dem Ziel, jene redeten von sehnender Arbeit (Liebesnot), und jene von großer Mannheit."

[1] L. c. 270, (583).
[2] L. c. 426.

Ähnlich sagt Wernher der Gartenaere: „der eine schoß mit dem Pfeile nach dem Ziel, der andere birschte durch den Wald“. „Man lebte wie im Paradiese,“[1] sagt einmal ein französischer Dichter, und wenn man die französischen Romane liest, könnte man auch glauben, das Leben sei eine ununterbrochene Folge von Festen und Vergnügungen gewesen. Die engen Verhältnisse einer Burg machten einen häufigen Auszug und Ausflug notwendig.

Allerdings entbehrte kaum eine Burg eines Gartens, und die meisten besaßen mehrere, einen Baumgarten und einen Wurzgarten. Der eine Garten lag dann am Bergfried, der andere am Torturm. In der deutschen Erzählung vom „verkehrten Wirt“[2] begibt sich der Liebhaber vor dem Tage in den Hag unter dem Burgerker und in einem französischen Roman geben sich zwei junge Leute am Königshof während der Messe dort ein Stelldichein.[3] Noch ungestörter waren die Liebenden, wenn sie den Abend dazu wählten, wie der Kastellan von Couci und seine Dame. Zur Gespensterstunde trieb sich hie und da ein Sterngucker oder eine Zauberin darin herum.[4] Als Gawan bei dem Fergenritter übernachtete, sah er morgens beim Erwachen zu seinen Füßen einen Baumgarten liegen; dahin stieg er hinab durch ein offenes Fenster und erging sich im Tau, freute sich an der schönen Luft und am Vögelschall. Auch Ritterdamen liebten diesen Morgenspaziergang; denn die Ärzte sagten, das Gehen im Tau mit nackten Füßen sei gesund. Darüber vergaßen viele den Gottesdienst, und die Sänger spotteten, die Vögel seien die Kapläne der eleganten Damen und Herren.[5] Daher hatten die frommen Mönche an dem Vogelschalle keine besondere Freude. Besonders galt die Nachtigall, die Königin der gefiederten Sänger, die Bötin der Liebe, als Vogel der Teufelin Holda.[6]

Die ganze Natur stellte sich in den Dienst der Empfindung, und dem Liebenden zumal spricht alles, die Rose und Lilie, die Lerche und Nachtigall die Sprache des Herzens und ist Sinnbild

[1] Flamenca 740.
[2] Von Herrant von Wildonie, hrg. von Lambel S. 201.
[3] L'escoufle bei Langlois, La société 105.
[4] Meleranz V. 1793.
[5] Guillaume de Dôle 225.
[6] Simrock, Rheinsagen 156.

der Liebe. Kein Wunder, daß die Rosengärten sich viel verbreiteten. Allerdings zeigen die Rosengartendichtungen, daß der Geschmack sich nicht mit dem einfach Natürlichen begnügte. Die Rosensträucher wurden gelegentlich mit goldnen Borten und funkelnden Edelsteinen behängt. Sogar künstliche Vögel und Tonspiele, nicht allein Vogelkäfige,[3] werden erwähnt; doch scheinen hier mehr fremdartige Vorbilder als die Wirklichkeit die Schilderung bestimmt zu haben; denn im allgemeinen war der Geschmack und das Gefühlsleben ein ganz anderes. Während sich die Alten fast nur an der verkünstelten Natur ergötzten, freuten sich die Ritter auch am Schatten des Hochwaldes, am murmelnden Bache, am grünen Klee. Wie oft rühmen die alten Dichtungen das schlichte Kleeblatt!

---

[3] In dem Roman L'escoufle befanden sich in einem Bürgerhause Südfrankreichs einmal nicht weniger als acht an den Fenstern; Langlois, La société 112.

LXXIX. Spiele und Spielleute.

Im Mittelalter waren die Menschen manchmal wie die Kinder und freuten sich an Kleinigkeiten. Ihre Erholung und Unterhaltung war viel einfacher, wenn man will, viel einfältiger als die des Altertums, manchmal auch viel roher und rauher. Die Alten belustigten sich an aufreizenden und aufregenden Spielen, an den Kunststücken der Fechter und Tänzerinnen, die Ritter an aufregenden Abenteuern. Im Altertum und ebenso in der Neuzeit fand das Leben viel kräftigere Mittelpunkte; es sammelte sich an wenigen, aber um so stärker leuchtenden Feuerherden. Im Mittelalter hat sich das Leben mehr zersplittert, zerstreut; ihm fehlten die großen Hauptstädte mit ihrer Überfülle von Kulturanstalten. Dafür war aber das Land nicht so arm an Anregung, und die politischen und religiösen Interessen der Menschen besaßen ebenso wie die wissenschaftlichen und künstlerischen überall eine Heimstätte. Ganz besonders liefen in den Klöstern allerlei Nachrichten und Neuigkeiten zusammen, mehr als in den Burgen, weshalb die Klosterchroniken die besten Geschichtsquellen sind. Die Klöster enthielten Hochschulen, Museen und Bibliotheken. In den Burgen und sogar in den Schlössern verlief das Leben meist einförmiger, und nur wenn Gäste und Spielleute einkehrten, kam mehr Bewegung in die Gesellschaft.

1. Verschiedene Arten des Spieles.

Das Spielwesen war nicht so organisiert wie in der Neuzeit, und es fehlte die Sonderung der Spielarten und der Berufe. Der Ausdruck Spiel bedeutet das verschiedenste, Gesang und Musik, Tanz und Posse. Die Dichter waren zugleich Vers- und Ton-

künstler,[1] ja zeitweilig Possenreißer und Artisten. Die Sänger und Dichter hießen Schöpfe, Schöpfer (Schöffen), französisch Trouvères, Troubadoure, Trovatori, Erfinder.[2] Wenn sie auch aus vornehmen Familien stammten, legten sie sich charakteristische Namen bei z. B. Wahrmund, Stricker, Spervogel, Freidank, Regenbogen. Manche rühmten sich Ritterranges, hießen sich edle Degen, stolze Ritter, aber auch sie gehörten zur allgemeinen Klasse der Jongleurs, Menestrels, der Fiedler, Geiger, Harfner, citharistae, vidulatores.[3]

Trotzdem manche bessere Berufsgenossen sich gegen die Vermischung der Spielarten erklärten,[4] hat das Mittelalter doch nie scharfe Grenzlinien gezogen. Zwischen die ernsten Stücke hinein wollten die Leute wieder lachen und sich zerstreuen. So zeigen nach der Erzählung eines französischen Romans zwischen dem Vortrage antiker und mittelalterlicher Epen[5] Akrobaten ihre Künste und veranstaltet ein reiches Orchester Musikaufführungen. Ein andermal beschließen üppige Tänze das ernste Konzert.[6]

Mit den Männern zogen leichtfertig gekleidete Mädchen umher,

[1] Aubry, Trouvères et troubadours 38; J. Beck, La musique des troubad. 35; Michael, Gesch. d. d. Volkes IV, 387.

[2] Spanisch Segriers.

[3] Trumpatores, vilours, gigours, roteors, crouders, harpours, citolers, lutours, taboreurs.

[4] So der Troubadour Guiraut Riquier 1275 und der Engländer Thomas v. Cabham: Sunt autem qui dicuntur ioculatores, qui cantant gesta principum et vitas sanctorum et faciunt solatia hominibus in aegritudinibus suis vel in angustiis suis et non faciunt innumeras turpitudines, sicut faciunt saltatores et saltatrices et alii, qui ludunt in imaginibus inhonestis et faciunt videri quasi quedam fantasmata per incantationes vel alio modo. Si autem non faciunt talia, sed cantant gesta principum instrumentis suis, ut faciant solatia hominibus, sicut dictum est, bene possunt sustineri tales, sicut ait Alexander papa; Summa can. poenitential.; Paris. Bibl. nat. 3218 (3239, 3529) — Et tertium genus histrionum, qui habent instrumenta musica ad delectandum homines; sed talium duo sunt genera: quidam enim frequentant potaciones publicas et lascivas congregationes, ut cantent ibi lascivas cantilenas et tales damnabiles sunt, sicut alii qui movent homines ad lasciviam; l. c.

[5] Die Geschichte der Helena, des Achill, des Äneas, des Kadmus, Jason, — Samson, Goliath, Jul. Cäsar. Darauf folgt die Tafelrunde, Karl der Große, Olivier von Verdun; Flamenca 590.

[6] Ein uraltes Ballet waren die pilota von Auxerre und die bergeretta von Besançon; Menestrier. Ballets anciens et modernes (1863) 4; Chambers, The mediaeval stage I, 163; Faral, Les jongleurs 231.

die sich im Gesange und Tanze bewundern ließen.[1] Zum Ruffian gehörte notwendig eine Ruffa. Eine solch buntgemischte Schar ließ einmal ein Graf aus Übermut an einem Kloster vorbeiziehen, um die Mönche zu ärgern, weshalb sich diese an Papst Innocenz III. wandten.[3] Manche Äbte waren in dieser Hinsicht nicht gar spröde.[2] Nach der Erzählung eines Mönchs verkleideten sich einmal Teufel in schöne Mädchen und führten Tänze auf, wozu sie durch üppige Bewegungen, durch Neigen und Beugen die Jünglinge einluden. Unter ihnen hatte eine der Mädchengestalten, die sich durch Schönheit auszeichnete, es besonders auf einen der Schüler abgesehen; jedesmal wenn sie im Tanze sich ihm näherte, reichte sie ihm einen goldenen Ring hin und suchte ihn innerlich durch Gedanken und Begierden, äußerlich durch sinnliche Körperbewegungen zur Liebe zu entflammen. Als dies einigemal geschehen, wurde der Jüngling besiegt und langte mit dem Finger aus dem Kreise heraus nach jenem Ring; an demselben Finger zog sie ihn an sich, und verschwunden war er.[4]

Ein großer Gönner der Spielleute, zumal der jungen Künstlerinnen, war Kaiser Friedrich II. Er unterhielt seine Gäste, Sarazenen und Christen, z. B. Richard von Cornwallis, mit ihren Tänzen. Wahrscheinlich war es ein solches Spielweib, mit dem einmal eine Dirne den frommen Gemahl der hl. Elisabeth verführen wollte, als sie vor den Burgfenstern mit andern tanzte.[5] Wenn die Miniaturen den Tanz der Salome darstellen, lassen sie das Mädchen häufig mit den Händen auf dem Boden tanzen oder mit Messern in der Hand ein gefährliches Spiel treiben.[6]

Nahe damit berührten sich die Schwertertänze halb nackter Jünglinge, die Narrentänze (Morris-dances).[7] Die Entblößungen

[1] Dansatrices, tornatrices, saltatrices, puellae cantantes.

[2] Es war derselbe Graf, der die schon früher (II, 454) erwähnten Spieler Übelnacht (Malanotte) und Leibweh (Maldecorpo) quälte, indem er jenen dem Froste, diesen der Feuerglut aussetzte; Quellen und Erört. z. bayerisch. Gesch. IX a, 165.

[3] Martène, Thes. an. V, 1609.

[4] Caes. Dial. 5, 4.

[5] So nach Joh. Rothe zum Jahre 1226 (Mencken II, 1711).

[6] Wright, Domestic Manners 167; ein solches Bild enthält die Bronzepforte von St. Zeno in Verona und eine Freske im Dome zu Braunschweig, abgebildet S. 457.

[7] S. oben S. 11 (II, 453 ff.). Hierher gehören wahrscheinlich auch die

übten nicht weniger Reize aus, als Maskierungen und Vermummungen; sie lagen um so näher, als dem Mittelalter wie dem Altertum der Trikot fehlte.[1] Halb nackt gingen übrigens auch die Bettler und, da die Spielleute sich gerne unter sie mischten, fiel die Entblößung nicht besonders auf. Die Bettelmönche, die sich ganz den Armen gleichstellten, hielt man wohl gelegentlich für Spielleute.

Die verschiedenen Kunstfertigkeiten der Spielleute faßt der über sie begeisterte Magister Johannes in folgenden Reimen zusammen.

Dieser tanzet und müht die Glieder durch wechselnde Wendung,
Beugt sich nach vorn und zurück, rücklings und vorwärts zugleich.
Gehen lehrt er die Hände und in die Höhe streckt er die Füße,
Richtet zur Erde das Haupt: eine Chimära fürwahr! . . .
Dieser wirft in die Luft in gewaltigem Kreise das Becken,
Fängt im Fallen es auf, schleudert es wieder zurück.[2]

Kühne und gewandte Sprünge hießen der französische, der spanische, der britanische, der champagner, der lothringer Sprung. Andere tanzten auf dem Seile und leisteten Unglaubliches, wenn man den Berichten glauben darf. So soll einer auf einem Pferde über ein Seil geritten sein.[4] Dagegen hören wir wenig von den feineren Zirkuskünsten und der „hohen Schule“;[5] denn sie waren

ioculatores cum cultellis. In der Steiermark haben sie noch bezeichnende Namen. Der Vortänzer hieß Obersteiner, Obermaier, Grünwald, wilder Waldmann, Junggesell. In Schottland haben sich die Tänze bis heute erhalten.

[1] Bei einem flandrischen Weberfeste sangen nach dem Berichte eines Mönches die Spielleute Lieder zu Ehren des Bacchus, der Venus, des Neptun und Mars und aller böser Geister. Matronarum catervae, abiecto femineo pudore, audientes strepitum huius vanitatis, passis capillis de stratis suis exiliebant, aliae seminudae, aliae simplici tantum clamide circumdatae, chorosque ducentibus circa navim impudenter irrumpendo se ammiscebant; M. G. ss. 10, 310.

[2] Lippiflorium; Michael, Gesch. d. d. V. IV, 393.

[3] Johann von Salisbury führt folgende Arten auf: salii vel saliares, balaestritae, gignadii, praestigiatores; Policrat. 1, 8.

[4] M. G. ss. 23, 941.

[5] Ante faciem hominum nudus incedere nequaquam erubuit equo invectus, animo irreverenti ac motibus indecoris furioso impetu ferebatur M. G. ss. 12, 474. Es ist nicht ganz klar ob es sich um einen Spielmann oder um einen Ritter handelt. Quaedam mulier, ornatu histrionali redimita,

ein Vorrecht der Ritter, die es sich zur Ehre rechneten, Buhurte und Wettrennen aufzuführen.[1] Allerdings pfuschten viele Fahrende den Rittern in das Handwerk, die berufsmäßigen Klopffechter, die Ribalden,[2] Coterellen,[3] Basken, Ruffiane, Trutane. Andere führten gezähmte Tiere vor, Bären, Löwen u. a., namentlich zur Zeit der Märkte.[4] Diese Künstler verdienten mehr als gebildete Sänger. Als einmal ein Bauer das Lob Adams de la Halle hört, fragt er, ob er habe zaubern können; Verse machen könne er auch, worauf er einen zum besten gibt. Nun meint sein Gegner: „Meiner Treu! Du hast soviel Talent zum Singen, wie ein Bär zum Flötenspiel.“[5]

Übrigens bestand manchmal die ganze Kunst der Spielleute in recht groben Unflätereien, wie die Bauern sie manchmal den vornehmen Herren statt eines Fronganges zum besten geben mußten.[6] Oder sie ahmten die Bauern und die Handwerker in ihren Beschäftigungen nach. Da sah man hier einen Bauern pflügen, dort einen Weber, einen Schuster bei der Arbeit.[7] Manchmal führten auch die Bauern und Handwerker derartige Spiele auf, die mit uralten, religiösen Gebräuchen zusammenhängen.[8] Kobolde waren zu allem fähig, wie Meister Irregang in der Sage. Besonders viel Geschicklichkeit entwickelten Zwerge und Krüppel. Die ältesten Narren waren nichts anders als Krüppel, Mißgeburten, Zwerge, spöttisch die Großen genannt, die sich zu allerlei Unanständigkeiten hergaben.[9] Die Krüppel nennt ein Mönch geradezu

equum bonum histrionaliter phaleratum ascensa, aulam intravit, mensas more histrionum circuivit (1317); annales Iohannis de Trokelowe 98; Reiske comm. in Const. Porphyrog. De caerem. 124; vgl. Paulini eucharist. 143.

[1] Das erstemal, wo davon die Rede ist, nämlich bei Gervasius von Tilbury, führt ein spanischer Ritter Zirkuskünste auf: ad tactum chordarum equus incomparabilibus circumflexionibus saltabat. Otia imper. III, 92.

[2] baud = Spiel, Freude.

[3] Culterarii, ruptarii (routiers); s. II, 453.

[4] Vgl. den Roman Galeran ed. Boucherie v. 3390.

[5] Le jeu du pélerin.

[6] Ioh. Salisb. Polic. 1, 8; foedum strepitum more ribaldorum emittere Thom. Cant. 2, 57, 4; s. S. 462 N. 1; Chambers l. c. I, 12.

[7] Girald. Itiner. Cambriae 1, 2.

[8] So beim Algäuer Eggespiel, beim Pflugziehen; s. oben S. 10, 50.

[9] Sunt etiam alii histriones qui nihil operantur, sed curiose agunt non habentes certum domicilium, sed circumeunt curias magnas et loquuntur,

Wucherer.[1] Sogar manche, die Besseres verstanden, verstellten sich als Krüppel.[2] Denn es traf sich gut, wenn Körperfehler sich mit Geistesklugheit verbanden. Eine französische Erzählung führt uns drei buckelige Menestrels vor, die bei einem geizigen Burgherrn schlechte Aufnahme fanden, eine um so bessere aber bei seiner Frau.[3] Gute Sänger meinten, solche Leute, namentlich wenn sie sich verstellten, sollte man gar nicht an den Höfen dulden.[4] Ein Spielmann, der einem Könige ein besonderes Vergnügen bereitete, erbat sich von ihm die Gnade, von jedem Buckeligen, Einäugigen, Krätzigen u. s. f. je einen Pfennig fordern zu dürfen. Nach einer anderen Version hatte ein Zöllner dieses Recht (wohlgestaltete gingen frei aus). Nun kam zuerst ein Buckliger in einem schönen Kapuzenmantel und weigerte sich, die Gabe zu reichen, worauf ihn jener mit Gewalt zu nötigen suchte. Bei dem darüber entstandenen Handgemenge stellten sich noch mehrere Gebrechen heraus, so daß er statt eines Pfennigs fünf reichen mußte.[5]

2. Beifall und Mißfallen der Kirche.

Die Kunst der Spielleute fand auch den Beifall frommer Männer, weil sie einsahen, daß der Mensch zu seiner Erholung der Spiele nicht ganz entbehren könnte.[6] Die einseitige geistige oder praktische Tätigkeit, sagt der hl. Thomas, ermüde und er-

---

quare prohibet apostolus cum talibus cibum sumere, et dicuntur tales scurrae sive magni, quare ad nihil aliud utiles sunt nisi ad devorandum et ad maledicendum. (Thom. de Cabh., Summa can. poenit.)

[1] La bible Guiot de Provins 1996.

[2] Iubinal, Nouveau recueil de contes, dits, fabliaux (1842) II, 100.

[3] Ihre Gunst schlug ihnen freilich auch zum Unheil aus; Les trois bossus par Durant; Montaiglon I, 13.

[4] Watriquet de Couvin, ed. Scheler (1868) p. 367.

[5] Petr. Alph. Discipl. cler. 8, 2; Boner Edelstein Nr. 76.

[6] Cum quidam ioculator quereret [ab Alexandro papa] utrum posset salvare animam suam in officio suo, quesivit ab eo papa, utrum sciret aliquod aliud opus unde posset vivere. Respondit, quod non. Permisit igitur dominus papa, quod ipse viveret de officio suo, dummodo abstineret a lascivis turpitudinibus. Notandum est quod omnes peccant mortaliter qui dant scurris vel lecatoribus et predictis histrionibus aliquid de suo. Histrionibus dare nihil aliud est quam perdere. Cum igitur meretrices et histriones veniunt ad confessionem, non est danda eis poenitentia, nisi ex toto talia officia relinquant; Thom. de Cabh. l. c.

schlaffe den Menschen, er bedürfe zu seiner Abspannung des Spieles und des sinnlichen Scheines, nur dürfe es nicht zum Bösen verführen.[1] Auch die strengsten Männer hatten nichts einzuwenden, wenn die Kunst dem Dienste Gottes oder dem Mysterienspiel zugute kam, und manche gingen sogar so weit, sie mit den Evangelisten zu vergleichen.[2] Nichts zeugt besser für die hohe Wertschätzung der Musik als ihre Aufnahme in den Lehrgang des Quadrivium, an dem in ihrer Jugend viele weltliche Sänger teilnahmen; denn ihre Melodien zeigen deutlich kirchlichen Einfluß. Ja auch niedere Künste stellte das Volk in den Dienst der Kirche; noch heute verbinden sich mit kirchlichen Aufzügen in Spanien die Reigentänze der Jugend.

Eine schöne Marienlegende erzählt: Nachdem ein Spielmann das Wanderleben satt bekommen hatte, trat er in ein Kloster ein, konnte aber gar nichts lernen, nicht einmal das einfachste Gebet. Voll der Angst, noch weggeschickt zu werden, klagt er der seligsten Jungfrau seine Not und greift in seiner Verzweiflung zu seiner alten Kunst. Nachts in stiller Stunde schleicht er sich oft in die Kirche und tanzt vor dem Marienbilde. So sahen ihn einmal die Brüder, die ihm nachgingen, wie er die schwierigsten Sprünge ausführt, bis er ermattet vor dem Altar niedersinkt. Da tritt Maria zu ihm, trocknet ihm mit ihrem Schleier den Schweiß von der Stirne und bringt ihn wieder zu sich, aber nicht für lange; denn er stirbt bald eines seligen Todes.[3] Die Einfältigen, sagte man, sind die Hofnarren Gottes,[4] und dazu rechnete man auch die Kinder.[5]

---

[1] S. Th. 1. 2, qu. 168 a. 2. Aus Sachsen weiß Cäsarius von einem theatrum zu berichten, in das der Blitz fuhr, wobei zwanzig Personen umkamen (10, 28).

[2] Lecoy, La chaire 445. Die Spielleute, mimi vel lixae, sagt einmal Peter der Ehrwürdige, beobachten das Samstagfasten besser als die Mönche; ep. 6, 15.

[3] Du tumbeor Nostre Dame; Romania II, 315; XXIV, 449. Im neuen Reich 1875 I, 327; Hertz, Spielmannsbuch 1905 S. 186, 237.

[4] Simplices ut sic dicam ioculatores dei sunt sanctorumque angelorum. Caes. Dial. 6, 8.

[5] Als einmal ein König seinem Dienstmanne auftrug den besten Spielmann herbeizuschaffen, wenn er seine Gunst wieder erwerben wolle, brachte er sein eigenes Kind mit der Begründung: „Kein Spielmann der Welt kann

In einem deutschen Liede von der geistlichen Minne tritt Jesus selbst als Spielmann auf, nach dessen Melodien die Seelen sich mit den Cherubim und Seraphim im Reigen drehen. Viele Legenden berichten, wie Maria den Fahrenden ihre Gunst bezeigte.[1] Besonders hilfreich war die Schmerzensmutter von Dusenbach bei Rappoltstein. Das Kümmernisbild von Lucca warf einem Fiedler einen seiner kostbaren Schuhe zu.[2] In verschiedenen Gegenden verehrten die Spielleute verschiedene Heilige, den Hiob, die heil. Cäcilia, den hl. Ägidius oder St. Gilg, den Remaclus. Die fahrenden Frauen wandten sich an Maria Magdalena. Manchmal führten die Künstler auf Kirchhöfen Ekstasen und Visionen vor, vielleicht im Zusammenhang mit Mysterienspielen.[3]

Damit steht es freilich in einem eigentümlichen Widerspruch, daß die Kirche die Spielleute, ja sogar noch im achtzehnten Jahrhundert die Schauspieler der großen Hofbühnen als exkommuniziert betrachtete. Auf Bilddarstellungen erscheinen die Spielleute gerne im Gefolge des Teufels. So sitzt ein Spielmann mit einem Dudelsack auf dem Horn des Torwarts an einem jener Höllenrachen, die sich häufig über den Türeingängen der Kirchen befinden.[4] Hellseher erblickten die Teufel, wie sie die Bewegungen der Spielleute nachäfften.[5] Nicht ohne Grund, sagt Berthold von Regensburg, tragen die Spielleute Teufelnamen: Lasterbalg, Schandolf, Höllefeuer, Hagelstein, Hagedorn.[6] Sie scheuten sich nicht, meint er, vor



Teufel als Musikanten. Englische Karikatur.

mir mehr Vergnügen bereiten, als wenn ich mein Kind vor mir spielen sehe; Gesta Rom. c. 124 (105).

[1] So soll eine Kerze vom Marienaltar auf eine Geige zugeschwebt sein; La cierge de Roc-Amadour bei Gautier de Coincy, Miracles, éd. Poquet 315.

[2] Die Sage ist bekannt aus Kerners Gedicht vom Geiger von Gmünd; Hertz, Spielmannsbuch (1905), 336.

[3] Subito in terram corruere, et primo tanquam in extasim ductos et quietos; deinde statim tanquam in phrenesim raptos exsilientes. Girald., Itinerar. Cambriae 1, 2.

[4] Wright, History of Caricature 71.

[5] Thom. Cant. 2, 49, 21.

[6] Predigten I, 159.

Reden, die der Teufel nicht in den Mund nehmen würde, sie seien seine Blasebälge.

Überraschende Kunststücke glaubten die Geistlichen auf die Macht des Bösen zurückführen zu müssen und sprachen von einer Toletanerkunst.[1] Auf die Macht des Teufels vertrauend, erzählt ein Mönch, stürzte sich einmal ein Gaukler von einem hohen Turm herab, aber sein Vertrauen wurde doch schließlich getäuscht und er brach sich den Hals.[2] In Italien begegnet uns ein Künstler, der das Fliegen probierte, unter dem Namen der Elster.[3] Zu halsbrecherischen Übungen und Flugversuchen reizten die vielen Erzählungen von den Nachtfahrten der Hexen und Zauberer. Gehörten doch die Zauberer ebenfalls zum großen Heere der Fahrenden. Dagegen hören wir von anderen, daß sie ein Kreuz schlugen, bevor sie ihre halsbrecherischen Übungen begannen.[4] Nach der Erzählung eines Franziskaners glaubte sich ein vermessener Heiliger auf die Macht Gottes verlassen zu dürfen, indem er sich seiner Wundermacht rühmte. Einmal lud er die Bewohner Bolognas zu einem Flugversuche ein. Da er ihm nicht gelang, sagte er: „Gehet wieder mit dem Segen Gottes und freut euch, mein Antlitz gesehen zu haben.“[5]

3. Verwendung und Bezahlung der Spielleute.

Die edle Sangeskunst übten auch fromme Leute. In einem französischen Roman übertrifft ein junges Mädchen, das in einem Frauenkloster das Harfenspiel gelernt hatte, alle Menestrels, so daß sie sich ehrfürchtig vor ihr zurückziehen.[6] Zu dem Erzbischof Hildebrand von Lyon, einem früheren Cluniacensermönch, kam eines Tages ein Sänger, der seine Melodien mit der Fiedel begleitete,

---

[1] S. S. 69.

[2] Caes. Dial. 5, 35. Der Alte vom Berge, der Obere der Assassinen, befahl einmal, als ihn ein Kaiser Friedrich besuchte, zweien seiner Leute, sich vom hohen Turme herabzustürzen. Nach Enenkel (Weltchronik) gab Friedrich II. selbst einen solchen Befehl.

[3] Quellen u. Erört. z. bayerisch. Gesch. IX a, 165.

[4] Schultz, H. L. 1, 569.

[5] Salimb. Chron. 1233 p. 39.

[6] Galeran ed. Boucherie v. 6987. Vgl. Robert de Blois, Chastiement des dames 447. Von zwei Rittersöhnen wurde der eine Mime, der andere Knappe; Gualter, Map. N. c. 4, 15.

und begehrte für seine Kunst ein Geschenk. Da erwiderte der Erzbischof: „Aus Liebe zu Gott will ich Dir etwas zu essen geben, nicht aber wegen Deiner Kunst, denn ich verstehe so gut wie Du zu singen und zu fiedeln.“[1]

An den Höfen der Bischöfe vereinigten sich die verschiedensten Arten von Spielleuten. Als der Bischof Albrecht von Lüttich verkleidet nach Rom reiste, nahm er seine Harfe mit und schlug sie unterwegs auf einer Hochzeit zum Entzücken der Gäste. Auch die Mönche pflegten nicht nur selbst die heilige Musik, sondern hörten auch gerne den Vorträgen der Fahrenden zu. Stammten doch viele ihrer Melodien aus geistlichen Kreisen! Als die Bettelmönche auftraten und an einer englischen Klosterpforte klopften, hielten die Benediktiner sie für Spielleute und nahmen sie mit Freuden auf. Um so größer war die Enttäuschung, als ihr wahrer Charakter sich herausstellte.

So befanden sich unter den vielen Dienern und Beamten, die den Bischof Wolfger von Passau umgaben, auch viele fahrende Dichter, Gaukler, Sängerinnen und Tänzerinnen. Selbst ein Mann wie Walter von der Vogelweide mußte sich zu ihrer Gesellschaft bequemen. Er empfing von ihm, wie aus den Rechnungsbelegen des Bischofs hervorging, am Tage nach St. Martin 1203 fünf Solidi für einen Pelzmantel. Um die gleiche Gabe bat einst der Erzpoet den Reinald von Dassel und fügte dem Lobeshymnus auf diesen Mann, der freigebiger sei als der hl. Martin, die greifbare Nutzanwendung an: „Der Poet hat einen Mantel und einen Rock verdient.“ Es war nämlich Sitte, daß die Gäste bei Hoffestlichkeiten ihre kostbaren Kleider auszogen und sie den Fahrenden reichten, so daß sie, wie es in der deutschen Dichtung heißt, aus Milde der Kleider ledig dastanden.[2] Ein Graf von Holstein erklärte, diese Menschen seien besser gekleidet als er.[3] Nicht weniger als 7000 Mäntel verteilte Galeazzo von Mailand, als er Beatrice von Este heiratete.[4] Da auch die Bürger diese Freigebigkeit nach-

[1] Salimb. chron. 1249 p. 156.

[2] Am Hofe Philipp Augusts verschenkten die Herren Kleider, die sie acht Tage zuvor um 20 bis 30 Mark gekauft hatten; Rigord. de g. Phil. Ang. 1186; Bellov. Spec. hist. 30, 5.

[3] M. G. ss. 21, 285.

[4] Guilelm. Ventura Chron. Astense 14; Meleranz V. 3050; Faral, Les jongleurs 99 (121, 289); Hertz, Spielmannsbuch 13.

ahmten, sahen sich später die Obrigkeiten in ihrem patriarchalischen Eifer dazu veranlaßt, in ihren Luxusverboten für die Zahl und Bezahlung der Spielleute gewisse Grenzen zu setzen.[1]

Auch Bürger und Bauern zogen zu ihren Hochzeiten, Gastmählern, Kirchweihen Spielleute bei.[2] Ja noch mehr, sie ahmten die Ritter nach und bestellten sich Sänger für den Maienreigen und Wintertanz um Hühner und Weizen. So lud der ungetreue Verwalter eines Kanonikers zu Köln, der das Gut seines Herrn verpraßte, zu seinen Abendmahlzeiten Spielleute. Die süßen Töne weckten den Herrn und er stand auf, um nachzuforschen, was das bedeutete. Einer der Diener eilte ihm entgegen und fragte: „Wohin wollt Ihr, Herr?" Jener antwortete: „Ich habe eine äußerst süße Melodie gehört, aber ich weiß nicht, woher sie kommt." Da erwiderte der Diener: „Legt Euch nur ruhig wieder zu Bett, Herr! Die Mönche in Deutz singen zur Orgel."[3]

Eine Hofkapelle mußte jeder vornehme Mann halten, der etwas gelten wollte, und nicht selten fanden auch Gaukler eine längere Anstellung, da sie auch für andere Dienste, z. B. Boten- und Kundschafterdienste zu brauchen waren.[4] Andere waren Hofnarren, Hofmusikanten, wieder andere Zeremonienmeister und Wagenherolde. In England hießen sie geradezu „Minister": denn dieses bedeutet der Name Menestrel, und sie erhielten Lehen; sogar ein Spielweib besaß einmal ein Lehen.[5] Trotzdem war die Lage der Höflinge keineswegs besser als die der Kinder der Straße. Einmal verloren sie die Freiheit, die in ihren Augen viel Wert hatte. Dies zu veranschaulichen, erzählten die Spielleute die Geschichte vom armen Vöglein, das frei und lustig in der Nähe eines Schlosses sang. Da bekam ein Bauer das Schloß und wollte das Vöglein

---

[1] Hertz, Spielmannsbuch 324.

[2] Tibicen . . . iuvenes et puellas saltationibus et gesticulationibus suis ad carmina abscoena et turpia concitabat; Thom. Cant. 2, 57, 4. Obscenis partibus corporis oculis omnium eam ingerunt turpitudinem. Ioh. Salisb., Policrat. 1, 8; Ad. Brem. 3, 38. Das ärgste war noch dabei, daß halbwüchsige Mädchen und Knaben zuschauten. Ioh. Sal. l. c. 8, 12.

[3] Caes. Dial. 6, 7.

[4] In dem Roman Joufroi muß der Lieblingsmenestrel dem Herrn melden, wer die Schönste im Lande sei (hg. von Hofmann und Muncker V. 800).

[5] Domesday-Book (1783) I, 38 (d).

einsperren; er verhieß ihm ein gutes Futter und einen schönen Käfig. Der Vogel wollte aber nichts davon wissen.

„Ich bin wie der Vogel auf dem Zweig," sagt Rutebeuf; „im Sommer singe ich, im Winter traure und entlaube ich mich wie ein Fruchtbaum beim ersten Frost. Die Würfel haben mich aller Kleider entblößt, die Würfel bringen mich um." Der Hasehart (Hazard) war ein ständiger Reisegenosse, der Würfel- wie der Trinkbecher. So ein armer Kerl, meinte man, hat sein Lebenlang nur Unglück und schließlich in der Hölle noch Pech, so daß ihn der Teufel hinausjagt. Ein französischer Dichter spann den Gedanken weiter aus. Der Arme ist dazu verdammt, einen Höllenkessel zu heizen; aber da einmal sein Dränger sich entfernt, läßt er sich von St. Peter dazu verleiten, um die ihm anvertrauten Seelen zu würfeln. Im Spiel verliert er eine Seele um die andere. Schließlich errettet auch ihn St. Peter und führt ihn zum Himmel.[1] Ein Peirol von Auvergne soll dreißig Jahre lang nur ein Gewand getragen haben, und ein anderer[2] roch so harzig und ranzig wie ein gemeiner Savoyarde.

Wie es scheint, sanken die Spieler mit der Zeit immer mehr herunter. In einer beweglichen Klage hält einer der trüben Gegenwart die schöne Vergangenheit vor: früher brauchte der Spielmann nicht zu betteln und wurde nicht hinausgeworfen: man hieß ihn willkommen und setzte ihn ohne weiteres an die Tafel. Jetzt muß er zuvor einen Vertrag abschließen über seine Bezahlung, und er muß gegen Wortbrüchige oft klagen.[3] Am Ende des dreizehnten Jahrhunderts sagt ein deutscher Dichter, der eine lebe von Betrug, der zweite von Spiel, der dritte lüge sich an den Höfen herum; der eine spiele den Narren, der andere handle mit alten Kleidern oder sammle Federn und wieder ein anderer lebe von der Liederlichkeit seines Weibes, seiner Tochter oder Magd. Ein Meister Irregang konnte nicht nur sagen und singen, laufen und springen, sondern auch zur Not Gewänder schneiden, Wagen bauen und Schilde malen. „Als hofelicher Knabe", sagt er, „erwerbe ich meine Speise mit mancher Hand und gehe von Land zu Land."[4]

---

[1] S. Pierre et le jongleur: Montaiglon V, 65.

[2] Folheta; Folquet.

[3] Le dit du honteux ménestrel, Jubinal, Les oeuvres de Rutebeuf III, 14.

[4] Hagen, Gesamtabenteuer III, 87; Laßberg II, 311.

Alle diese Fertigkeiten führten wohl Schauspieler in dramatischen Szenen vor, wie wir schon oben hörten. Oft aber verwandelte sich der Scherz in Ernst.

Auf ihren Reisen mußten die Spielleute gewöhnlich auf Schulden leben und Pfänder hingeben, die dann bei der ersten Gelegenheit von ihren Gastfreunden wieder ausgelöst wurden.[1] Daher erklärt sich der Ausdruck Gage. Gewöhnlich dienten die von milden Herren geschenkten Kleider zum Pfande. „Da sah man heute einen gar herrlich gekleidet, wie wenn er der Sohn eines Grafen wäre, morgen aber trägt er ein elendes Gewand."[2] Oft mußten sich Künstler mit Empfehlungsbriefen an reiche Gönner begnügen.[3] Daher baten die Menestrels am Schluß der Hochzeit: „Gebt uns Herren oder Geld."

Dazu kam noch die Friedlosigkeit, in der die Fahrenden aller Art, die Fremden und Wildlinge standen, eine Rechtlosigkeit, die nur die Menschlichkeit und die Religion einigermaßen milderte.[4] In Flandern wettete einmal ein Spielmann um ein Pferd, er vermöge ein ganzes Bierfaß auszusaufen.[5] Er gewann die Wette, aber der Graf von Guines setzte ihn statt auf ein Pferd auf ein Pferdchen d. h. auf einen Galgen.[6]

Einen gewissen Schutz verschaffte ihnen der Zusammenschluß zu Verbänden, zu frommen Bruderschaften, Leichenvereinen oder zu Spielmannsschulen, wie sie in der Provence entstanden; 1175 wurde ein Spielkönig ernannt, dem die Gräfin von Urgel eine kostbare Krone schenkte.[7] In Deutschland erinnert daran der Pfeiferkönig in Rappoltsweiler. Einen anderen Charakter haben die nordfranzösischen Bruderschaften, die auf die hl. Jungfrau selbst zurückgeführt wurden. Maria erschien um 1120 nach einer Legende zwei feindlichen Genossen und forderte sie auf, sich zu versöhnen, was mit Hilfe des Bischofs von Arras auch geschah. Darauf machten

---

[1] Vgl. die Pfandlöse in Wolframs Parzival 651 (13, 745).

[2] Guilelm. de Saccovilla bei Gautier, Epopées II, 136.

[3] Beispiele s. bei Rockinger Quellen u. Erört. z. bayr. Gesch. IX a, 163.

[4] Lotterpfaffen mit langem Haar und Spielleute sind aus dem Frid, heißt es im bayrischen Landfrieden.

[5] Parato sibi tantummodo loco ubi . . . dum biberet, emittere posset urinam (S. I, 249 N. 5).

[6] In eculeo suspendit. Lamb. h. Ghisn. 124.

[7] Diez, Leben u. Werke der Troubadours (1882) 322.

sie eine Stiftung, an die sich eine Bruderschaft anschloß. Ihr Hauptzweck war die Sorge für die Beerdigung und das Seelenheil der Genossen. Aber daran schloß sich bald auch gegenseitige Hilfe in anderen Nöten.[1] Einen ganz anderen Charakter hatte der sogenannte „Orden" der Vaganten, auf den wir später zurückkommen.

4. Hofnarren.

Die Spielleute gerieten oft selbst miteinander in Streit. So beschwert sich in dem französischen Tambourlied ein Sänger älterer Art über den groben Lärm des Trommlers.[2] So klagt auch Walter von der Vogelweide, am Landgrafenhof von Thüringen werden einem die Ohren taub. Die Gesellschaft war zu bunt gemischt[3] und der Streitigkeiten und Eifersüchteleien war kein Ende.

Ein Spanier weiß zu berichten, wie ein König einem frischen Hofnarren mehr zugetan war als einem älteren und dadurch seinen Neid erregte. Um den Neuling zu beschämen, schob der ältere dem jüngeren alle Knochen zu und wies mit Hohn auf den Beinerhaufen hin, der vor ihm lag. Dieser aber, nicht verlegen, sagte: „Ich habe es gemacht wie Menschen tun; mein Genosse aber hat es gemacht wie Hunde, er hat Fleisch und Bein verzehrt."[4]

Den König Philipp August bettelte einmal ein Spielmann an, mit dem Vorgeben, er sei mit ihm verwandt und jener daher eigentlich verpflichtet, ihn zu unterhalten. Wie so? fragte der König. „Nun, wir sind Brüder von Adam her, nur ist das Erbe unter uns schlecht verteilt worden." Anderen Tags nun gab der König dem Bettler einen Pfennig und sagte ihm: „Hier ist dein Erbe, es ist mehr als genug; denn wollte ich alle meine Brüder von Adam her so bedenken, so würde mir nicht einmal so viel übrig bleiben."[5]

---

[1] Die ältesten Statuten stammen aus dem Jahre 1194. Faral, Les jongleurs 137.

[2] Einen solchen Höllenlärm, meint er, hätte die Jungfrau Maria nicht geduldet; Jubinal, Jongleurs et trouvères 164.

[3] Regis enim curiam sequuntur assidue histriones, candidatrices, aleatores, dulcorarii, caupones, nebulatores, mimi, barbatores, balatrones, hoc genus omne. Petr. Blesens. ep. 14.

[4] Petr. Alphons. Discipl. cler. 22.

[5] Lecoy, La chaire 383.

Zu dem englischen Könige Heinrich III. sagte einmal ein Spielmann, er gleiche eigentlich Christus. Auf die Frage des Königs „Warum?" erwiderte der Narr: Man sagt, Christus sei im Augenblick der Empfängnis so weise gewesen wie mit dreißig Jahren; genau so ist unser König heute so weise wie nach seiner Geburt. Diese Antwort versetzte den König in große Wut, und er befahl den Narren zu hängen. Aber seine Diener vollzogen den Auftrag nur zum Scheine und ließen den armen Menschen springen. Die Erzählung wirft zugleich ein grelles Licht auf die Gerechtigkeitspflege der Zeit.[1] Vernünftiger als dieser König benahm sich Kaiser Friedrich II. Als er eines Tages seinem buckeligen Hofnarren auf den Rücken klopfte mit der Bemerkung „Herr Dallio, wann läßt du dieses Kästchen öffnen," erwiderte dieser: „Es geht nicht so leicht, denn ich habe den Schlüssel zu Victoria verloren," indem er auf eine von dem Kaiser aufgebaute, aber bald wieder von seinen Feinden zerstörte Festung anspielte. Der Kaiser seufzte darauf, nahm aber keine Rache. Ein Ezzelino, bemerkt der Geschichtschreiber, hätte sicherlich ihm die Augen ausstechen oder ihn hängen lassen.[2] Auch aus einem anderen Vorfall geht hervor, daß Friedrich II. die Wahrheit geduldig anhörte. Als er einmal vom Papste gebannt, im Schwabenland umherzog, stellte sich bei seinem Einzug in eine Stadt ein Franziskaner in den Weg, ergriff die Zügel des Rosses, hemmte seinen Lauf und schrie mit mächtiger Stimme und hoch erhobenem Antlitze: „Der Kaiser ist ein Ketzer." Da stürzten die Begleiter des Kaisers auf den Mönch und wollten ihn töten. Er aber sagte nur: „Laßt ihn, er möchte gern ein Märtyrer werden; durch mich soll er diesen Wunsch nicht erreichen."[3]

Einen ähnlichen duldsamen Charakter zeigte auch Rudolf von Habsburg. Zu Zürich hatte einmal ein Bürger Mühe, auf der Straße am König und seinem Gefolge vorbei zu kommen, und er rief ungeduldig aus, so daß es der König hören konnte: „Der Mann mit seiner langen Nase versperrt einem die Straße," worauf der König lächelnd zurücktrat.[4] An einem kalten Tage begab er

---

[1] Salimb. chron. 1248 p. 134.

[2] Salimb. chron. 1250 p. 170.

[3] Ioh. Vitoduran. Eccard I, 1741.

[4] L. c. 1752.

sich zu einer Bäckersfrau, um in den Kohlen seine Füße zu wärmen, und gab sich für einen vom König Rudolf vernachlässigten Soldaten aus. Da schalt die Frau aus Leibeskräften auf den kahlen blinden Mann, den Sohn eines feilen Weibes, der das Land verwüstete, und jagte ihn davon. In sein Haus zurückgekehrt, ließ er die Frau kommen und gewährte ihr Verzeihung unter der Bedingung, daß sie den Schimpf öffentlich wiederholte.[1]

[1] M. G. ss. 17, 255.

Nachträge und Berichtigungen.

S. 1 N. 1. Deus . . . potius vitae meritum quam signorum corporalium requirit effectum. Ut enim ait evangelicus poeta: merito cessante bono, miracula nil sunt, quae faciunt plerumque mali. Et ipse dominus apostolus docuit, ut a se non signa et miracula, sed mansuetudinem discerent et humilitatem. Boll. Mai II, 648.

S. 7 Textz. 1 v. u. Lies Martinsgerte.

S. 8 Z. 17. Annales Corbeiae abgedruckt bei Leibnit. ss. r. Brunsv. II, 308. Leider ist die Quelle unecht.

S. 11 Z. 9. Lies Fastnacht.

S. 15 N. 4. Hildeb. ep. 2, 23.

S. 18. Ein hl. Guignolet soll an Stelle eines Priap getreten sein (oder ein Dorotheus).

S. 28 N. 5. s. S. 471 N. 2.

S. 29. Strafende Heilige s. Pet. Dam. op. 19, 8. Der Martin holt bei den Bauern Vieh s. die fünfte Märe Strickers.

S. 38. Hircus castri Venerei aurea habens cornua; Galf. Monmut 7, 3.

S. 38 N. 3. Ein hl. Horn in einer Kirche s. v. Neoti 15, Mab. a. IV 343. B. Sastrow erzählt, in der römischen Kirche Maria del popolo habe er einen Lindwurm gesehen. Ausgabe von Grote 1860 S. 174.

S. 42. Über ein Zauberwasser s. Arnulph. Lexov. ep. 51 oder 58 (über das Kloster Gristanum).

S. 49. Eine Zauberin bespricht den jungen Bernhard. Boll. Aug. IV, 258.

S. 51 N. 2. Es ist leider nicht möglich, alle die Unanständigkeiten hier wiederzugeben, wie sie z. B. Burch. Dec. 19, 5 oder bei dem Minoriten Rudolf (Tüb. Theol. Quartalschr. 1906 S. 426) stehen. Eine commixtio seminis viri et sanguinis mulieris beschreibt Nestors Chronik S. 40. Bußbücher verbieten das Trinken dessen, quod intinxerat glancella, i. e. ancilla in utero habens filium; Poenit. Bigot. 1, 5, 1; 1, 6, 2. Wasserschleben, Bußbücher 446, 447. Vgl. Liederbuch der Klara Hätzlerin S. 217.

S. 57 N. 3. Beizufügen 8, 68.

Z. S. 61. In dem bekannten Merseburger Zauberspruch wurde Phol und Wodan einfach ersetzt durch Christus, Maria, Simeon. Unter der großen Zahl dieser Zaubersprüche nähert sich am meisten dem Merseburger Spruch die Estnische Lesart: „Jesus ging dahin zur Kirche mit dem Rotroß, mit dem Rappen, mit dem lachsschwarz mohrenköpfigen, mit dem fischfarb mausefahlen. Da verrenkte das Pferd den Fuß. Niedersank bei dem Rade Jesus zu besprechen des Pferdes Fuß: „Hier ist ein Gelenk verrenket, hier die Sehn' übergesprungen, hier ein Sprungbein ausgestemmet. Geh' Gelenk an Gelenk hinwieder, gehe Sehn' an Sehn' hinwieder, gehe Bein an Bein hinwieder, gehe Fleisch an Fleisch hinwieder. Streiche Naß darauf, Maria."

Kreutzwald und Neus, Mythische und magische Lieder der Esten 1854 S. 97. Reiches Material hat Ebermann, Blut- und Wundsegen 1903, 1 ff.

S. 62 Z. 8. Der Zelebrant ist wahrscheinlich eine Verballhornung aus cete grande; das Volk machte daraus sogar später einen Hildebrand.

S. 73 Über den Urbanskult vgl. Joh. Boemus, Mores gentium 3, 15.

S. 76 N. 2. Vgl. S. 247 N. 1. Dresdner, Sittengeschichte 267.

S. 104 N. 4. Lies 8000.

S. 108 N. 2. Anselm Cant. ep. 3, 147 (172).

S. 112 N. 1. Solche Heiraten kamen ganz besonders häufig bei den Griechen vor.

S. 152 N. 2. Nam primum quidem in potestate populi est, facere sibi regem, quem vult; factum autem reppellere, non est iam in potestate eius, et sic voluntas populi postea in necessitatem convertitur. Sudendorf, Registrum II, 41 Nr. 32.

S. 160 Z. 13. Inveniemus principes ecclesiarum quaedam rigore canonum districtius iudicasse, multa pro temporum necessitate tolerasse, multa pro personarum utilitate dissimulasse. Iv. Carnot. ep. 55.

S. 161. Wie dem hl. Ulrich wurde dem hl. Ambrosius ein zölibatfeindliche Äußerung zugeschrieben.

S. 164. Eine Vorläuferin der Pataria war die Motta (Meute).

S. 172. Die zweite Note trägt irrig das Zeichen ¹.

S. 175 N. 4. Vgl. Laterankonzil 1139 c. 23.

S. 180. S. N. Paulus, Beil. zur Germania 1911 S. 236.

S. 200 Z. 7. Savigny, Geschichte des römischen Rechtes III, 102 gibt folgende Ziffern: 7, 7, 5 und einen Obmann.

S. 200 Z. 21. Vgl. Wolframs Parzival 352 (7, 437).

S. 215 N. 1 s. S. 378 N. 4 u. 446 N. 1.

S. 215 N. 5. Inter ipsas noctu frequenter cubare non erubescis. Goffr. Vind. ep, 4, 47.

S. 289 Z. 1. Lies abendländischen statt arabischen.

S. 291 N. 1. Lies 3, 22.

S. 298. Jakob von Vitry berichtet darüber in seiner hist. orient. 70, 73.

S. 344. In der Auflösung der vita communis ging voran Frankreich. Dem Stifte Reims hielt Stephan von Tournay das benachbarte Niederdeutschland vor: quid dicet germana eius loco et ordine Germania; ep. 141.

S. 357 Über das Ungeziefer vgl. Abael. ep. 8 (P. l. 178, 302).

S. 379 N. 3. Statt Franziskaner muß es heißen Dominikaner und Regensburg ist zu streichen.

S. 381. Über das Gefängnis gibt Anweisung das Generalkapitel 1229 c. 3.

S. 395. Ein Mönch verschaffte einer Frau einen Gifttrank nach Anselm. ep. 3, 23.

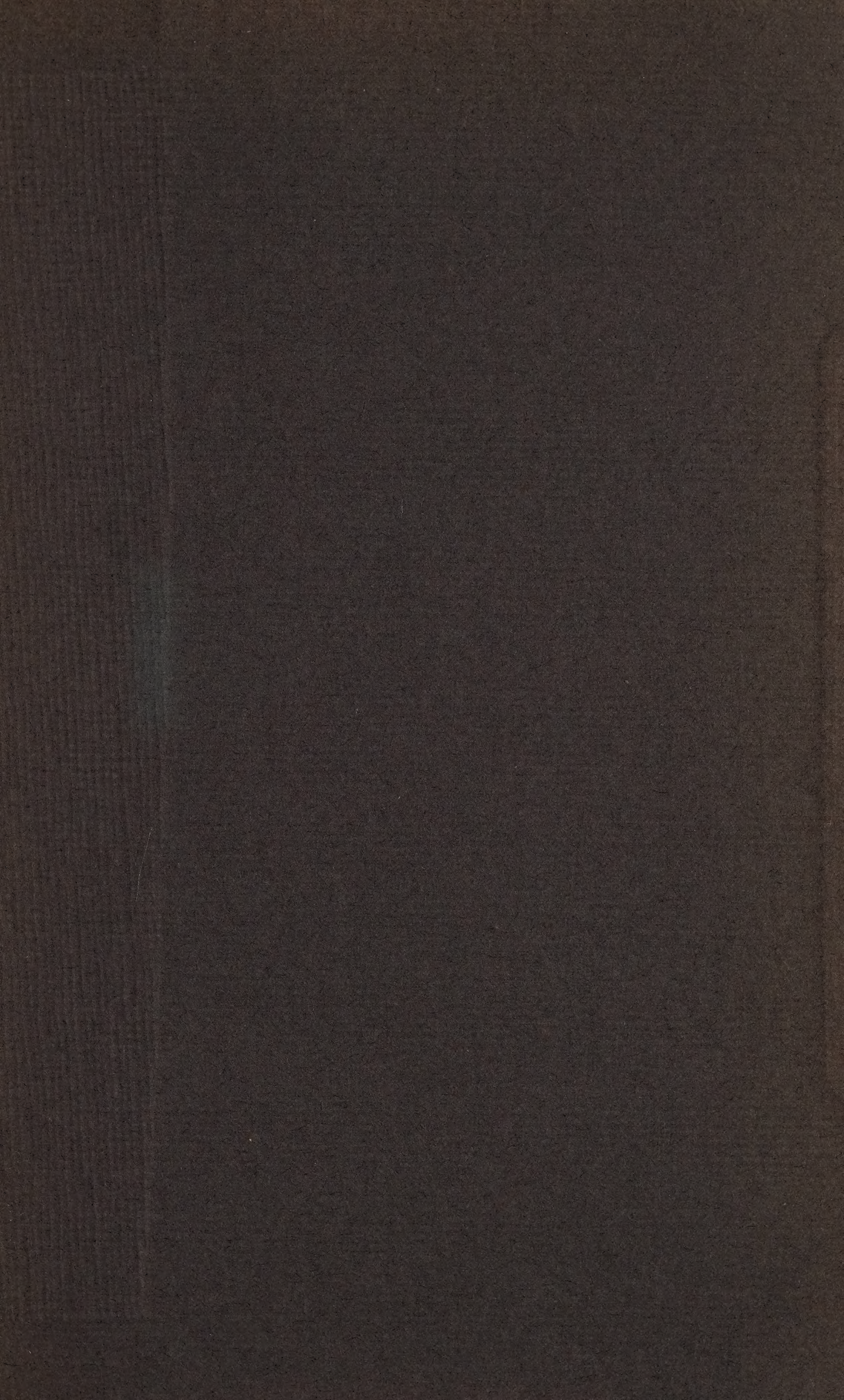
S. 457. Ein Generalkapitel der Cistercienser erlaubte den Mönchen 1437 jeden Monat ein Bad.

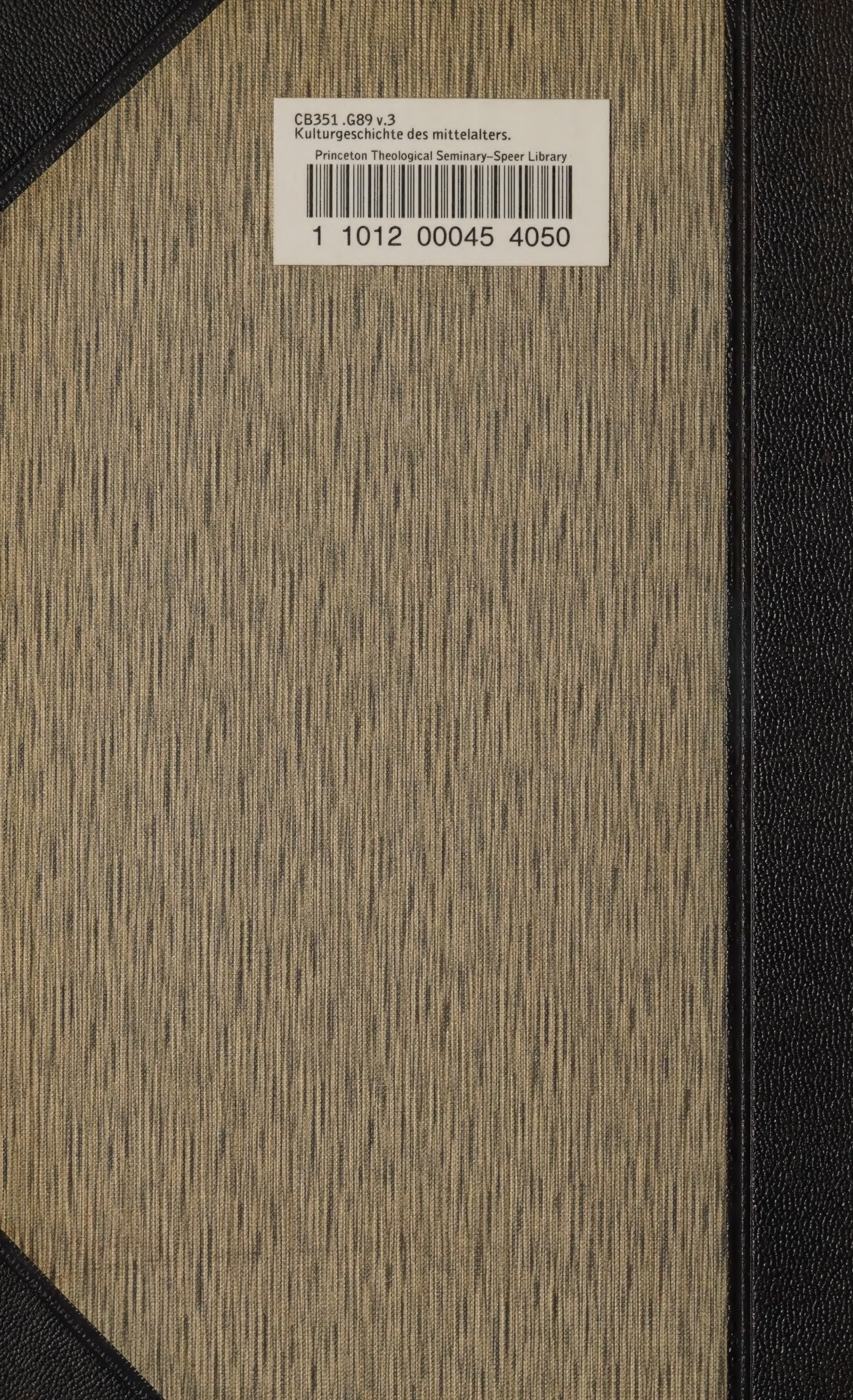
Register.











CB351 .G89 v.3
Kulturgeschichte des mittelalters.
Princeton Theological Seminary–Speer Library
1 1012 00045 4050